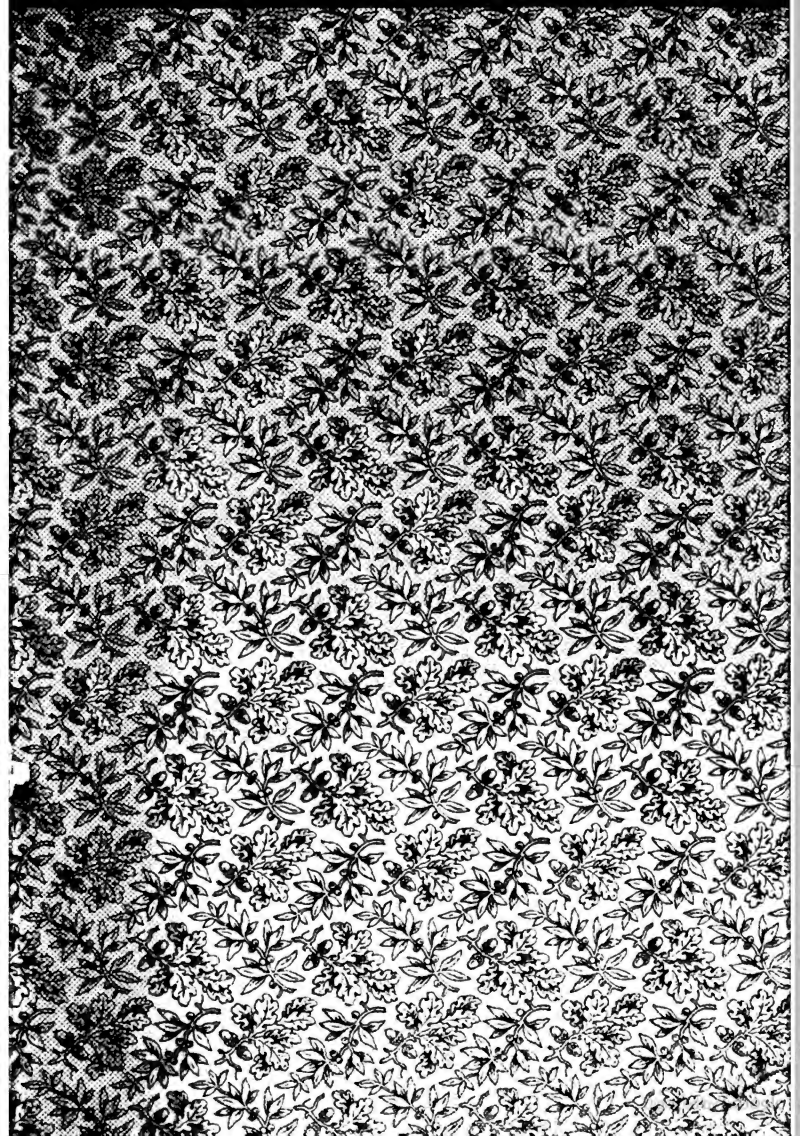
Buch berühmter Kaufleute

Wilhelm Berdrow



Buch
Berühmter Kaufleute

Männer
von Tatkraft und Unternehmungsgeist
in ihrem Lebensgange geschildert

Von

Wilhelm Berdrow

Mit 50 Text-Abbildungen

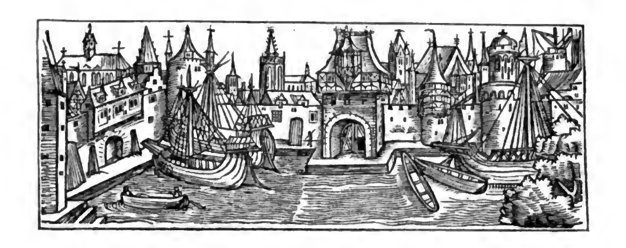
Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1905

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt.

Buch

Berühmter Kaufleute



Florentinische Handelsfürsten aus dem Zeitalter der Renaissance.

Die Bardi und Peruzzi.

Die Handelsbeziehungen Italiens mit West- und Nordeuropa reichen bestimmt an den Anfang des 12. Jahrhunderts zurück. Ja schon um die Mitte des 11. Jahrhunderts hören wir vereinzelt von italienischen Kaufleuten, die über den gefürchteten, bisher nur von Kriegern betretenen Alpenwall ihre Warenballen nach Frankreich schafften. Es waren besonders die Bewohner von Asti, jener gewerb- und handelstätigen und damals noch nicht von Turin und Genua verdunkelten Provinzialstadt, die über das Gebirge kamen und nicht nur ihre eigenen, sondern auch die Waren der Genueser auf den Märkten der Champagne, in den Städten des Mosel- und Rheingebietes vertrieben. Dieser Handel war weder groß noch mannigfaltig, und wir können uns nicht gut vorstellen, daß die Händler dabei reich geworden sind, obwohl wir gerade die Kaufleute von Asti später als Bankhalter und Wucherer in vielen deutschen Städten wiederfinden, wo sie zuerst das aufsteigende Kreditbedürfnis befriedigten. Aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erzählt ein Mailänder Chronist, daß seine Landsleute über die Berge reisten, um in Frankreich Waffen und Streitrosse, sowie Gewänder zu verkaufen; besonderen Wert legt er dabei auf die Tuche, als den Schwerpunkt des Handels mit dem Norden. „Diese Kaufleute durchstreifen nämlich Frankreich, Flandern und England, um feine Wolle zu kaufen, aus der dann hier feine und edle Tuche in großer Zahl gewoben werden, die in aller Weise gefärbt und dann durch ganz Italien verbreitet werden. Es bringen auch unsere Kaufleute von

jenseits der Berge Tücher von Scharlach und allerlei Art, Hermelin und anderes Pelzwerk." Der Chronist spricht sogar von „unglaublichen" Mengen,*) was man darunter verstand, lehrt eine Mitteilung von Villani: Im Jahre 1308 hätten fast 300 Geschäfte in Florenz sich mit der Wollweberei beschäftigt und gegen 100000 Tücher gefertigt. Soviel mag heute wohl ein einziges großes Warenhaus in guten Jahren zum Umsatz bringen.

Nein, reich wurde man nicht beim Warenhandel des frühen Mittelalters, und wenn schon damals, wie wir gleich sehen werden, Geschäftshäuser entstanden, die mit Millionen arbeiteten, so mußten ihnen wohl andere Quellen der Wohlhabenheit zu Gebote stehen. Wir wissen indessen, daß sich die italienischen Händler auch mit dem Aufkauf ausländischer Rohstoffe beschäftigten, dies sollte bald der Hauptzweig ihrer auswärtigen Handelstätigkeit werden und ihnen dann den Weg zu anderen Geschäften öffnen, mit deren Hilfe wir die Italiener als die Beherrscher des europäischen Kreditwesens im ganzen 14. Jahrhundert wiederfinden. Was die Kaufleute von Siena und Florenz, die denjenigen von Asti bald den Rang abliefen, nach dem Norden und namentlich nach England zog, war zunächst die Wolle, denn England war im 13. Jahrhundert infolge der Schafzucht auf seinen großen, besonders geistlichen Gütern der Wollieferant der halben Welt. Die Kunst des Walkens und Wirkens stand damals in Flandern und Italien auf gleich hoher Stufe, gute Wolle aber gab es weder hier noch dort, und speziell die italienische Wolle wird als so gering bezeichnet, daß man daraus nur für Bauern und Sklaven (deren es damals noch zahlreiche gab) Gewänder herstellen könne. Für die italienischen Weber und Färber war es bei der weiten Entfernung und dem Fehlen aller Verbindungen unmöglich, sich selbst englische Wolle zu verschaffen, hier konnte der Handel, dem in Italien meist begüterte Geschlechter angehörten, sich leicht ein Monopol erwerben und beträchtliche Summen verdienen. Wolle ist noch heute ein sehr wertvolles Produkt, wieviel mehr sie es damals war, beweist der fabelhafte Preis wollener Tücher im Mittelalter. In Florenz betrug 1308 der Preis für Tausend rohe wollene Tücher, wie die Färber und Tuchmacher sie zur Verfeinerung aus Flandern bezogen, 30000 Gulden (300000 M.). Und noch mehr war zweifellos an dem Handel mit roher Wolle zu gewinnen, die die Florentiner Großkaufleute in England direkt von den Produzenten

*) Vgl. Schulte: „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien", dem wir einen großen Teil der nachfolgenden Angaben verdanken.

aufkauften und durch ihre Agenten rheinaufwärts über die Alpen bringen ließen. Diese Wolltransporte, die durch ganz Deutschland nach Florenz, Mailand, Genua, Siena und anderen oberitalischen Städten gingen, haben mehrere Jahrhunderte angedauert, und man kann vielleicht sagen, daß sie den wichtigsten und stärksten Bestandteil des damaligen überalpischen Handels ausgemacht haben.

Es waren am Ende des 13. Jahrhunderts hauptsächlich Florentiner Häuser, die wir an diesem Geschäft, wie überhaupt am transalpinen Handel Oberitaliens beteiligt finden, während später Genua, Venedig und Mailand in den Vordergrund traten. Die großen Häuser der Frescobaldi, der Bardi und Mozzi nebst anderen hatten damals den englischen Wollhandel so fest in der Hand, daß sich z. B. 1284 nicht weniger als 22 dortige Klöster nachweisen lassen, die ihnen ihre Wollerträge auf lange Jahre hinaus verkauft hatten. Und fast alle diese Häuser, die schon jahrzehntelang in dieser Weise tätig waren, gehörten nicht mehr den alten Patriziergeschlechtern von Florenz an, sondern der sog. „gente nuova“, den Emporkömmlingen und „Protzen“, die Dante in seiner göttlichen Komödie ihrer Geldgier und ihres Wuchers wegen geißelt und ohne Erbarmen ins Inferno wandern läßt. Nach Sombart sind es meist durch Grundverkauf in der Umgegend des rasch wachsenden Florenz reich gewordene Familien, die dann allerdings ihr Vermögen meist nicht mehr auf dem Wege des soliden Handels nach alter Weise, sondern der Spekulation und Geldgeschäfte vermehrt haben.



Ein Kaufmann des 12. Jahrhunderts.
Aus dem „Hortus deliciarum“ der Äbtissin Herrad von Landsperg.

1*

Wir müssen hier einschalten, daß Italien dem ganzen übrigen Europa in der Entwickelung der Gewerbe, des Handels und Verkehrs, des Geld- und Kreditwesens um mindestens 200 Jahre voraus war. Zum Teil ein Rest alter Überlieferungen, zum Teil der Glanz des päpstlichen Hofes strahlten über Italien eine Wärme aus, die alle Keime der Tatkraft, der Kunst und Gelehrsamkeit rascher zur Entwickelung brachte. Das gilt natürlich auch von den Auswüchsen. Auch das öffentliche Kreditwesen hatte sich wesentlich im Anschluß an die Bedürfnisse des weltüberspannenden päpstlichen Haushaltes entwickelt. Die Kurie, in deren Taschen der Peterspfennig, die Kreuzzugssteuern, die Gefälle der geistlichen Besitzungen, die Abgaben der Bischöfe und Klöster, die Ablaßgelder flossen, war ganz und gar im Gegensatz zu den Absichten ihres Stifters, zur größten Geldmacht der Christenheit geworden. Und ganz folgerichtig finden wir die ersten großen Bankhäuser Italiens, die lange vor der Blüte von Florenz in Asti, Siena, Piacenza bestanden, im Dienste des päpstlichen Hofes, für den sie Gelder verwalteten, Steuern einzogen, dem sie gelegentlich borgten und dabei selber nicht schlecht fuhren. Aber die verwüstenden Kämpfe zwischen den Guelfen und Ghibellinen, die so oft in kurzer Zeit den Wohlstand ganzer Städte begruben, ließen auch den Glanz von Asti und Siena verbleichen und als neues Gestirn Florenz auftauchen. Als 1267 die Guelfen hier siegten und ihre Gegner der Stadt auf immer den Rücken wandten, standen die Banken von Florenz beherrschend in Italien und im Auslande da, und bald darauf sehen wir auch die Häuser emporsteigen, die uns hier insbesondere beschäftigen sollen. Es gibt wohl in der Tat kaum typischere Beispiele für den raschen Erwerb riesiger Reichtümer, das kometenartige Aufsteigen zu Glanz und Macht in jener Zeit und das ebenso plötzliche Versinken ins Nichts, wie diese Häuser der Frescobaldi, der Bardi und Peruzzi. Besonders die letzteren mögen, gleichsam als Vorläufer des glanzvollen Hauses der Mediceer, in ihrer kurzen Laufbahn so gut wie möglich dargestellt werden.

Von dem Hause Bardi als Vertreter des päpstlichen Geschäftsbereiches hören wir zuerst unter Bonifaz VIII. gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Viel früher schon, unter Honorius und Nikolaus IV. waren die Frescobaldi beschäftigt worden und am päpstlichen Hofe in hohem Ansehen. Als 1291 Philipp der Schöne mit den zahlreichen in Frankreich lebenden italienischen Händlern, worunter längst Vertreter der Frescobaldi waren, in Streit geriet, sie einsperrte und ihre Güter konfiszierte, legte der Papst für jenes Haus seinen mächtigen Einfluß in die Wagschale. Den Höhe-

punkt der päpstlichen Gunst in Florenz bezeichnet indessen die Zeit seit Bonifaz VIII., und die Bardi hatten damals das größte Gewicht in Rom. Unter Clemens V., der als erster Papst ins Exil zu Avignon übersiedelte, traten die Peruzzi hinzu und besorgten nun lange Zeit im Vereine mit den Bardi fast ausschließlich die Finanzgeschäfte des heiligen Stuhles. Da waren einmal Abgaben und Gefälle einzuziehen, die der Umwechselung bedurften, bevor sie überhaupt transportabel wurden. Die Florentiner Banken, die seit 1252 als die ersten Münzinhaber ihrer Zeit mit dem Ausprägen von Goldgulden begannen, besorgten diese Wechselgeschäfte. Da war die Überführung gesammelter Gelder, die in irgend einem Kloster lagen, nach Rom wegen der Unsicherheit der Straßen untunlich: die Bardi übernahmen das Risiko gegen eine entsprechende Provision. Hier waren Summen erforderlich, bevor sie eingingen, die Bardi und Peruzzi streckten sie vor. Dort schien es einträglicher, ihnen die Abgaben ganzer Distrikte zu verpachten. Dabei werden sie ihre besten Geschäfte gemacht haben. Zu ihren größten Unternehmungen in dieser Art kommen wir später. Hier beschäftige uns einen Augenblick das direkte Gelddarlehns-Geschäft, das die Banken in erster Linie, aber fast ausschließlich im Verkehr mit geistlichen Würdenträgern, betrieben, und das im Volke jederzeit offen als Wucher bezeichnet wurde. Zu den Einnahmen des päpstlichen Hofes trugen selbstverständlich die Klöster, Bistümer, Erzbistümer des ganzen Reiches der Christenheit bei. Aus England und Flamland, aus Frankreich und Deutschland kam jeder neu erwählte Bischof und Erzbischof nach Rom, um hier seine Bestätigung, seine Weihen zu erhalten und seine Taxen, seine Bestätigungsgelder und Gebühren zu erlegen, die zuzeiten erstaunliche Höhen erreicht haben. Da aber die neuen Würdenträger meist ohne Mittel in ihr Amt eintraten und oftmals auch noch für die Schulden ihrer Vorgänger mit aufzukommen hatten, so brauchten sie in Rom zunächst Kredit und fanden ihn eben bei den Vertretern der großen Geldhäuser. Nicht Ausnahmefälle, sondern geradezu die Regel war es im 13. Jahrhundert, daß die Erzbischöfe ihr Amt mit der Aufnahme eines großen Darlehens in Florenz oder Siena antraten, wozu sie der ausdrücklichen Genehmigung der Kurie bedurften, und die Geschichte manches Erzbistums, z. B. Köln, im 13. und 14. Jahrhundert ist gleichzeitig die Geschichte seiner Schulden.

Wenn aber der Papst seinen Bischöfen die Erlaubnis erteilte, Darlehen aufzunehmen, so übernahm er, wie hundert Zeugnisse beweisen, auch eine gewisse Bürgschaft dafür, daß sie wieder erstattet werden würden.

Ja nur hieraus erklärt sich die Bereitwilligkeit der großen Banken, sich mit den kirchlichen Würdenträgern trotz gelegentlicher schlechter Erfahrungen immer wieder einzulassen. Den weltlichen Fürsten Deutschlands hat fast das ganze 13. Jahrhundert hindurch kein Florentiner oder anderes italienisches Bankhaus Kredit geschenkt, und als einige von ihnen damit begannen, besonders in England, mußten sie, wie wir bald sehen werden, schwer dafür büßen. Über die Kirchenfürsten dagegen hatte der päpstliche Stuhl Gewalt und sie wurde, besonders wenn es sich um der Kurie nahestehende Häuser handelte, rücksichtslos gebraucht, bis zur Exkommunikation. — Auch den Klöstern und Orden, die selber reich waren, gab man gerne Geld. So riet ein Kenner der italienischen Verhältnisse dem Erzbischof Eberhard von Salzburg, als dieser 1246 ein Darlehen in Rom aufnahm, er solle außer seinen Bevollmächtigten auch die Äbte von Raitenhaslach und von Salem hinschicken. Diese beiden Cistercienseräbte würden daselbst eher 20000 Mark Silber geliehen bekommen, als ein anderer 2000, und dann würden sicherlich 30 Mark am Hundert gespart, wenn sie den Handel vermittelten. Letztere Bemerkung wirft ein helles Licht auf die damaligen Zinsverhältnisse.

Wie vielen Lesern bekannt sein dürfte, bestand während des Mittelalters, wenigstens im Bereiche der christlichen Weltanschauung, das Verbot des Zinsnehmens für Darlehen. Die Stifter der christlichen Kirche hatten damit eben verhindern wollen, daß aus dem Geldverleihen ein Geschäft gemacht werde und der Reiche zum Zwingherrn und Bedrücker des Armen würde. Ganz folgerichtig sehen wir denn auch das ganze Mittelalter hindurch die Stände, die sich vorwiegend mit dem Geldverleihen beschäftigten, in den Städten also die Juden und die sog. Lombarden,*) der allgemeinen Verachtung, ja dem Volkshasse preisgegeben; ihr Gewerbe wurde als ein unehrliches betrachtet, die geweihte Erde war ihnen, den Wucherern, versagt. Indessen die Weltgeschichte und das wirtschaftliche Bedürfnis der Völker lassen sich durch menschliche Satzungen nicht zurückhalten. Die Zeit der Naturalwirtschaft war vorüber, und es war ein eigentümliches Verhängnis, daß gerade am päpstlichen Hofe Geldwirtschaft und Kreditwesen sich am raschesten entwickelten. Dem Namen nach blieb das Verbot des Zinsnehmens freilich aufrecht erhalten.

*) Lombarden oder Cawersche nannte man zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert in den deutschen Städten die aus Italien eingewanderten Geldwechsler und Pfandleiher, die den Kleinkredit genau in der Art der heutigen Pfandgeschäfte in Händen hatten.

Bei baren Anleihen, wie sie die Bischöfe aufnahmen, werden auch keine Zinsen vereinbart, sondern es wurde ein entsprechend höherer Betrag, etwa um 8—12%, in den Schuldschein eingetragen, durch welchen der Geldgeber für seine Mühwaltung und Gefahr entschädigt werden sollte. Die Rückgabe wurde, wenn es sich um die Anleihen deutscher oder französischer, auch wohl englischer Kleriker handelte, meist auf eine der nächsten Champagner Messen verabredet, denn die Messen der Champagne waren damals der Mittelpunkt des Geschäftslebens und Geldverkehrs der ganzen Christenheit. Wurde dann freilich der Zahlungstermin nicht inne gehalten, so war es üblich, zu dem Kapital recht hohe Zinsen, meist 10% von Messe zu Messe, aufzuschlagen, und das muß allerdings, da jährlich sechs Messen stattfanden, als Wucher in schärfster Form angesehen werden.

Es erscheint uns heute sonderbar, daß die zum Teil recht bedeutenden Geldgeschäfte der großen Florentiner Bankhäuser mit deutschen oder englischen Erzbischöfen durch die Berichtigung auf den Messen gewissermaßen öffentlich zu Markte getragen wurden. Wir müssen uns daran erinnern, daß die Messen der Brennpunkt des geschäftlichen Lebens waren. Es war allgemein üblich, sicheren Leuten bis zur nächsten Messe zu kreditieren, und andererseits waren, um dem Mißbrauch dieser guten Sitte zu steuern, Meßschulden stets im Vorzug gegenüber anderen. Für sie verbürgte sich sozusagen der Ruf der Meßstadt, der Ruf des Landesherrn, auf dessen Gebiet die Messe stattfand, also im 12. und 13. Jahrhundert der Grafen der Champagne. Ohne geistliche und weltliche Autorität besaßen diese Herren dennoch ein Mittel, manchen Widerspenstigen fügsam zu machen oder auf seine Heimatstadt, seinen Landes- oder Lehnsherrn einen empfindlichen Druck auszuüben. Diese Waffe war der Meßbann. War über eine Stadt oder Landschaft, weil sie sich weigerte einen säumigen Meßschuldner ihrer Gerichtsbarkeit zur Zahlung anzuhalten, der Meßbann verhängt, durften ihre Kaufleute die Champagner Messen nicht mehr besuchen, so drohte ihrem Handel Lähmung. Und es gab Beispiele, daß diese kommerzielle Acht über mächtige Städte wie Köln und Florenz, über bedeutende Fürsten und Herren verhängt worden war.

Ging man nun auch mit solchen Mitteln den großen geistlichen Herren nicht zu Leibe, so waren doch die Messen einmal der allgemein eingebürgerte Zahltermin, dem auch sie sich fügen mußten. Freilich nur zu oft waren sie nicht imstande, rechtzeitig zu zahlen, und dann liefen die Schulden rasch an, bis endlich, oft genug unter Vermittelung päpstlicher Geschäftsträger, ein Vergleich zustande kam oder auch erzbischöfliche Einkommen,

Zölle und andere Gerechtsame an die Gläubiger verpfändet wurden. In den Jahren 1295 bis 1304 haben die Florentiner Banken an eine Reihe von Bischöfen, wenn wir den Berechnungen Schneiders folgen, über 4 Millionen Mark in heutigem Metallwert geliehen, wobei man noch die damals viel höhere Kaufkraft des Geldes in Betracht ziehen muß. Und wir wissen bestimmt, daß an diesen Summen viel verdient wurde, 10—12%, wenn sie rechtzeitig zurückerstattet wurden, viel höhere Beträge, wenn der Schuldner säumig war.

Es blieb aber nicht bei den Klöstern, Bischöfen, Erzbischöfen aus dem ganzen Bereiche der Christenheit. Allmählich, ja sozusagen unvermerkt gerieten auch weltliche Instanzen in die Schuld der reichen italienischen Kaufleute. Zuerst wohl ihre eigenen Heimatstädte. Allerdings hatten die mittelalterlichen Handelsstädte, besonders diejenigen Italiens, ihre festen, oft fürstlichen Einkünfte, aber sie hatten auch große Ausgaben, hatten Straßen zu bauen, oftmals Kriege zu führen oder Kriegsgefahren durch Geldzahlung abzuwenden und einen oft recht weitläufigen Haushalt zu führen. Wir müssen in Betracht ziehen, daß sich die führenden Ämter meist im Besitz der herrschenden Patrizierfamilien befanden, und daß diese sich selbst auch entsprechende Gehälter und Nebenbezüge zu verschaffen wußten. In Notfällen waren sie, ihre Freunde und Vettern es dann wieder, die der Stadt Bargeld vorschossen und sich durch städtische Schuldbriefe, oftmals aber auch durch einträgliche Ämter, wie die Pachtung von Zöllen und Steuern, Münzgerechtigkeit u. dgl. sicherten oder entschädigten. In den norditalienischen Handelsstädten war die Steuer- und Zollverpachtung geradezu das herrschende System der Einziehung, und die Begier, mit welcher die großen Geldhäuser solchen Gelegenheiten nachspürten, läßt darauf schließen, daß dabei etwas Erkleckliches zu verdienen war. So finden wir denn die Frescobaldi und Bardi gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch außerhalb Italiens bereits als Pächter, ja im Bereiche ihnen verschuldeter Fürsten und Herren oft als Besitzer öffentlicher Einkünfte, die ihnen für größere Anleihen als Pfand überantwortet wurden.

So griff die Tätigkeit der Florentiner Bankhäuser immer weiter über die Grenzen von Italien hinaus. Allerdings gehörte dazu als Vorbedingung die oben angedeutete, viel ältere Ausdehnung der Handelsbeziehungen, die die Agenten der Frescobaldi, der Bardi und Peruzzi schon seit Jahrzehnten nach Frankreich, England, Brabant, nach Deutschland, Ungarn und Polen gebracht hatte. Während der deutsche Kaufmann des 14. und

15. Jahrhunderts seine paar Warenballen noch meistens selber über die Alpen oder den Rhein hinunter nach Holland zu geleiten pflegte, hatte ein Geschäftshaus wie das der Peruzzi bereits seine ständigen Vertreter in London und Paris, in Avignon und Brügge, und aus der letzten Geschäftszeit derselben Firma wird berichtet, daß sie 137 „Faktori" besoldete, die wir uns gewiß nicht als Packträger und Lehrlinge, sondern



Tuchmesse und Wollmarkt im 14. Jahrhundert.
Die Marktleute (marcheans = marchands) sind eben über die Schafe handelseins geworden und schlagen daher ein: der Handschlag schloß von altersher Kauf und Verkauf ab und machte das Geschäft perfekt. Die Tracht (Gugel, Überrock oder Reisekleid und Strumpfhosen) ist die des 14. Jahrhunderts. Nach einer Miniatur in einer Handschrift der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel.

als Korrespondenten, Reisende, Vertreter vorzustellen haben. Die Bardi beschäftigten 1314 in England 5, in Flandern 6 Faktoren, 4 waren in Frankreich und der Champagne, einzelne in anderen Ländern für sie tätig. Die Grundlage des englischen Geschäftes hatte der Wollhandel gebildet, er hatte die Kaufleute in Verbindung mit den großen Grundbesitzern Englands, den Pairs, den Klöstern und Bischöfen gebracht und oft genug die Vermittelung zu einträglicheren Geldgeschäften gebildet. Aber auch als die letzteren die Hauptsache geworden waren, gaben die Banken das

Wollgeschäft keineswegs auf. Im Jahre 1295 lagerten in Holland und Brabant große Posten Wolle, die von den Bardi und Frescobaldi in England gekauft waren und der Weiterbeförderung harrten. Vielleicht wurden sie mit Absicht dort zurückgehalten, um durch einen künstlich erzeugten Mangel an Wolle die Preise zu steigern; solche Versuche waren nichts Seltenes. Einige Jahrzehnte später war die englische Wollausfuhr, wenigstens soweit sie nach Italien ging, beinahe ein Monopol der Bardi und Peruzzi geworden, während früher außer Florentiner Häusern auch mehrere Firmen aus Lucca sich an diesem Geschäft beteiligten. Es ist auch bekannt, daß auf Wolle erhebliche Vorschüsse gegeben wurden, die schließlich die Verkäufer ganz in die Hände der Gläubiger brachten, wie heute der vorzeitige Verkauf des Kornes auf dem Halme manchen Landwirt in Wuchererhände fallen läßt.

So wurden die Florentiner allmählich als Geldgeber auch im Auslande bekannt, und besonders in Frankreich und England entwickelten sie auf diesem Gebiete rasch eine große Tätigkeit. Die Könige von Frankreich und England waren damals nächst dem Papste die bedeutendsten Finanzmächte der Christenheit, aber trotzdem oder vielmehr eben deshalb waren sie des Geldes am meisten bedürftig. Nicht nur ihre große luxuriöse Hofhaltung, sondern vor allem auch ihre Kriege verschlangen ungeheure Summen. In England waren um 1300 herum die Frescobaldi als die Hauptgläubiger der Krone bekannt, sie waren längst von ihrem früheren Prinzip, nur Geistlichen zu leihen, die der direkten Autorität des heiligen Vaters unterstanden, abgewichen und legten gegen Verpfändung der englischen Zolleinkünfte riesige Summen daselbst in Darlehen an den König und die Fürsten an. Aber auch andere, weniger genannte Häuser waren an diesen Anlehen beteiligt. Die Peruzzi hatten ein ständiges Geld- und Wechselgeschäft in Brügge und Gent, und den Hof Philipps des Schönen in Frankreich kann man sich ohne die italienischen Geldleute gar nicht vorstellen.

Von den Peruzzi hören wir an der Jahrhundertwende u. a. gelegentlich eines großen Bankkraches, der sich, auch aus politischen Anlässen, in Pistoja ereignete. Bonifaz VIII. schloß die Banken dieser Stadt wegen ihrer ihm mißliebigen politischen Haltung von den Geschäften mit der Kurie aus und eins der größten Häuser, die Ammanati, die vielleicht schon vorher ihren Kredit überspannt hatten, machte Konkurs, während seine römischen Vertreter mit fremdem Gelde entflohen. Der Handel zog sich bis unter Benedikt XI. hin, die Gesellschaft suchte den Papst zur Vermittelung mit

ihren Schuldnern zu gewinnen, unter denen wir bereits viele weltliche Fürsten finden. Am meisten Geld hatte die Bank in Frankreich und England auszustehen, dem König von England wollte sie allein 150000 Gulden geliehen haben. Der Papst ließ nun die beteiligten Schuldner in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Portugal, Kastilien zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten ermahnen, und ernannte u. a. das Haus der Peruzzi zur Weiterführung der Geschäfte des bankerotten Hauses, also gewissermaßen zu Konkursverwaltern. Die letzteren ließen sich übrigens keineswegs vor ähnlich riskanten Geschäften warnen, im Gegenteil befanden sie sich später selbst unter den Hauptgläubigern der englischen Krone.

Wir müssen jedoch, bevor wir diese ausländische Geschäftstätigkeit in ihren letzten Phasen verfolgen, noch einmal einen Blick werfen auf die andauernde und enge Verbindung der Florentiner Banken mit den Päpsten. Auch diese war nicht immer ungestört geblieben. Als zu Ende des 13. Jahrhunderts die in Florenz herrschende Partei der Guelfen sich abermals spaltete in einen dem Kaiser und einen dem Papste geneigten Zweig (Bianchi und Neri, d. h. „Weiße" und „Schwarze"), war es für die großen Geldhäuser ebensowohl eine Geschäfts- als Gewissensfrage, wohin sie sich wenden sollten. Zweifellos sahen viele von ihnen die Sache des Kaisers für die gerechtere an, aber gerade bei den reichsten Kaufleuten mußte die Politik jetzt vom Geschäft abhängig gemacht werden, wollten sie nicht Gefahr laufen, viele Millionen, die sich in den Händen der Erzbischöfe, Klöster und Prälaten befanden, zu verlieren.

Die Spini, deren Bank am päpstlichen Hofe ihre ständigen Vertreter hatte, standen an der Spitze der Neri und in ihrem Gefolge die Frescobaldi und Bardi. Als endlich der Streit durch den Papst zum Austrag kam, der den Grafen von Valois mit einem Aufgebot französischer Ritter nach Florenz sandte, nahm Karl von Valois im Palaste des Berto Frescobaldi Quartier, und seine Ritter wohnten bei den Spini. Zwischen den Häusern beider Geschlechter aber lag die von einem Frescobaldi erbaute Brücke di S. Trinita, deren Besitz über Florenz entschied. Die Anhänger des Kaisers, unter ihnen der edle Dante, wurden verbannt, die Politik des Papstes hatte gesiegt, und von nun an war der Einfluß der Florentiner Geldmächte in Rom stärker als je. „Florenz" — ruft Schulte aus — „hatte das Monopol bei der Kurie erstritten, und auf die Geschichte der Päpste und der Kirche einen Einfluß gewonnen, wie ihn keine andere Stadt — Rom ausgenommen — je wieder besessen hat. Wann haben je wieder Bankiers sich als Vertreter von Fürsten

der verschiedensten Kulturländer bezeichnen können? Was Dante bekämpft hatte, war eingetreten, das alte patriarchalische Florenz war dahin, seine Söhne waren überall in die Politik verwickelt und mußten nun an ihrem Gelde die schweren Erschütterungen der Geschichte spüren."

Solcher Erschütterungen gab es ja gerade in der Zeit, in der wir uns hier befinden, mehr als vorher und nachher. Das gewaltige Ringen zwischen dem Papsttum und den weltlichen Mächten um die Oberherrschaft in der Welt, in Italien vor allem zwischen Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. ausgetragen, kam in Frankreich zum vollen Ausbruch, als sich Bonifaz VIII. über die Willkür Philipps des Schönen gegen seine ausländischen Untertanen bitter beschwerte und endlich zu Gegenmaßregeln griff. Philipp, neben dem König von England der reichste Monarch in Europa — seine Einkünfte übertrafen wohl fünfzigmal die des deutschen Kaisers — war gleichzeitig der geldbedürftigste während seiner ganzen Regierungszeit. Bei ihm hatten die italienischen Kaufleute stets große und einträgliche Geschäfte gemacht, und während bei Hofe ein unerhörter Luxus entfaltet wurde, ließ sich das von Steuern und Kriegslasten, Schulden und falschem Geld (man nannte den König im Lande den Falschmünzer) bedrückte Volk durch die Lombarden auspressen. Als vollends der unglückliche Krieg gegen Flandern die französischen Staatskassen völlig geleert hatte, griff Philipp zu einem System von Erpressungen aller Art, zu willkürlicher Konfiszierung großer Vermögen, zur Auflegung von Steuern, unter denen Volk und Klerus gleichmäßig seufzten. Der Papst suchte die Geistlichkeit zu schützen, indem er die Zahlung von Steuern ohne päpstliche Erlaubnis überhaupt verbot. Philipp rächte sich dafür, indem er die Abgaben seiner Untertanen an den päpstlichen Stuhl verbot und gleichzeitig zu einem Mittel griff, welches ihm mit einem Schlag ungeheure Schätze in den Schoß schüttete, aber ihm auch die Todfeindschaft aller großen Finanzhäuser zuzog. Er vertrieb unter Konfiszierung ihres Vermögens alle Lombarden aus Frankreich, ein Schritt, den vor ihm noch niemand gewagt hatte.

Wir erinnern uns, daß die Lombarden italienische, meist aus Asti eingewanderte Geldverleiher waren, die in allen deutschen, französischen, niederländischen und englischen Städten das Bedürfnis des kleinen Kredits der Bürger, Handwerker u. dgl. befriedigten, aber auch größere Darlehen an Ritter und Kaufleute gegen sicheres Pfand und hohe Zinsen verliehen. Sie standen im Ruf nicht viel höher als die Juden, waren aber im Besitz teuer bezahlter Schutzbriefe der Fürsten und Bischöfe, denen sie als

eine gute Einnahmequelle galten, und waren nie den Verfolgungen ausgesetzt gewesen, unter denen die Juden soviel zu leiden hatten. Es befanden sich unter den Lombarden sicher wohlhabende Leute, ja wir haben allen Grund anzunehmen, daß sich auch die großen Florentiner Banken an besseren Lombardhäusern beteiligten, um so größere Darlehen an den Mann zu bringen. Denn sie alle hatten ja längst erkannt, daß dabei mehr zu verdienen war, als beim soliden Handel, wenn letzterer nicht etwa, wie der Wollhandel, als Monopol betrieben werden konnte. Um so größer war die Entrüstung, als Philipp durch einen Akt der Willkür sämtliche Lombarden in Frankreich ihres Eigentums beraubte und vertrieb. Zahlreiche Bankerotte in Italien waren die Folge des nun ausbrechenden offenen Kampfes zwischen Frankreich und Rom, während dessen sich Philipp natürlich weigerte, irgendwelche bei italienischen Banken aufgenommenen Schulden zu bezahlen. Bonifazius VIII. zog hierbei den Kürzeren, er wurde sogar von Philipp gefangen gesetzt und entthront; erst unter seinen Nachfolgern, die seit 1305 in Avignon residierten, wurde der Friede zwischen Frankreich und der Kurie wieder hergestellt. Trotzdem erfolgte in Florenz, in Lucca, Siena, Pistoja noch nachträglich eine gewaltige, in diesem Umfange noch nie beobachtete Finanzkatastrophe, die unter vielen anderen auch die großen Häuser der Pulci, der Mozzi und endlich auch die stolzen Frescobaldi unter ihren Trümmern begrub. Die letzteren waren gleichzeitig in Frankreich und in England, vermutlich über ihre Kräfte, in Geldgeschäfte verwickelt und vermochten sich, als der Turm ihres Kredits durch die Einbußen in Frankreich, vielleicht auch schon vorher durch Verluste in Brabant erschüttert war, nicht mehr zu halten. In England machten sie verzweifelte Anstrengungen, ihre beherrschende Stellung zu behaupten, müssen aber dabei wohl unvorsichtige Schritte gewagt und es mit den Machthabern verdorben haben. Denn wir vernehmen, ohne nähere Angabe von Gründen, aus dem Jahre 1310 die Nachricht, daß im englischen Volke ein allgemeiner Ansturm gegen die ausländischen, als Wucherer betrachteten Kaufleute sich erhob, in dessen Gefolge die Frescobaldi verbannt, ihre Güter aber konfisziert wurden. In Italien hatten ihre Vertreter schon vorher die Flucht ergriffen, und zwar unter Mitnahme größerer Summen, die sie vom Templerorden in Händen hatten.

Die Kurie griff allerdings auch diesmal ein, aber nur in ihrem eigenen Interesse, denn sie selbst gehörte zu den am schwersten Geschädigten. Die päpstliche Kammer stand fast mit allen in dieser Krisis fallierenden

Banken in Rechnung und hatte im Gegensatz zu den weltlichen Machthabern, die in den Büchern der Florentiner nur als Schuldner standen, bei manchen von ihnen beträchtliche Guthaben. Es waren wohl meist für den heiligen Stuhl eingezogene, aber noch nicht abgelieferte Gelder, mit denen die Banken nunmehr im Ausstand blieben. Clemens V. erließ damals, um etwas von seinen Forderungen zu retten, an die päpstlichen Vertreter den Befehl, „in Frankreich, bei den Herzogen von Brabant und Lothringen, bei Grafen und in Städten" das Geld, welches man den bankerotten Häusern schuldig war, mit Beschlag zu belegen und der Kurie auszuliefern. Es dürfte nicht allzu viel gefruchtet haben.

Die Bardi und Peruzzi waren diesmal nicht mit in den Strudel gerissen, ja sie standen nachher äußerlich fester da als vorher, da Klemens V. manche vorher von den älteren Frescobaldi besorgte Geschäfte nunmehr ihnen übertrug. Dahin gehörte vor allem die Einziehung und Umwechselung der italienischen Abgaben und Gefälle für die Kurie, ein Geschäft, welches seit der von Philipp erzwungenen Übersiedelung des Papstes nach Avignon bedeutend schwieriger als früher geworden war. Aber auch gewinnreicher, denn die Bardi und Peruzzi taten nichts umsonst, und wenn erstere z. B. unter Benedikt XI. 94715 Goldgulden in einem Jahr sammelten und einwechselten (oder 1 Million Mark heutiger Währung) so wissen wir auch, daß sie daran sicher nicht unter 200000 M. verdienten.

Und nicht Italien allein war ihr Arbeitsfeld; in der ganzen Welt, soweit das Christentum reichte, waren dieselben Häuser, die bereits genannten, die Spini, Pulci, Alfani und andere die beliebtesten Geschäftsträger der Päpste, die „Campsores camerae apostolicae" genannt. Was hatten aber die italienischen Kaufleute mit den in Böhmen, Ungarn oder Frankreich gesammelten Zehnten und Steuern zu tun? Urkundlich ist nachgewiesen, daß gerade ihnen vorzugsweise die Übersendung größerer Posten nach Rom und später nach Avignon übertragen wurde. Aus guten Gründen. Der Transport des baren Geldes durch Geistliche, von denen natürlich bekannt war, daß sie Geld gesammelt hatten, erforderte bedeutende Kosten für das Geleit. Und doch wurden die Kollektoren angefallen; so ereilte dieses Geschick den mehrfach in diesen Gebieten tätig gewesenen Peter Durandi im Jahre 1322 zwischen Konstanz und Basel. Der Kaufmann vermochte heimlich zu reisen, er brachte das Geld aber überhaupt nicht in Gefahr und sparte alle Kosten bis auf die eines Boten, wenn er die, sagen wir in Lüttich eingezahlte Summe durch die Vertreter seiner Gesellschaft in Avignon der päpstlichen Kammer auszahlen ließ.

Hier haben wir zuerst die ungeheuren Vorzüge einer großen, auf den Haupthandelsplätzen der damaligen Welt vertretenen Handelsgesellschaft. Das Zahlsystem der Campsores war der sog. Eigenwechsel, dasselbe System, mit dessen Hilfe die Reichspost heute ungeheure Beträge täglich umsetzt, ohne das Geld wirklich hin und her transportieren zu müssen. Das eigentliche, auf den öffentlichen Kredit sich stützende Wechselsystem kam dabei noch gar nicht zur Anwendung. Dennoch bedeutete schon diese Art des Geldaustausches einen ungeheuren Fortschritt, so daß nur dort, wo gar keine Vertreter einer der großen Florentiner Banken waren, die alte Methode der direkten Geldsendung durch päpstliche Agenten beibehalten wurde. Dank einer reichen Forschertätigkeit in den Archiven Roms, Florenz' und anderer Städte Italiens ist man gerade über diesen Zweig des mittelalterlichen Finanzwesens ziemlich gut unterrichtet. „Wir wissen jetzt", schreibt Sombart,*) „genau Bescheid über die Art, wie die Päpste das ihnen aus aller Herren Ländern zuströmende Geld vermittels eines kunstvollen Sammelsystems in ihre Zentralkasse leiteten. Wir können die Generalkollektoren, Kollektoren und Subkollektoren auf ihren Wanderungen verfolgen, kennen die Säckchen und Kistchen, womöglich mit ihren Signaturen, in denen die Gelder aufbewahrt zu werden pflegten, ehe sie an eine höhere Stelle abgeliefert wurden." Wir können hinzusetzen, daß die päpstliche Kasse in Avignon durchaus nicht immer der Sammelpunkt dieser Geldsummen war. Oft genug gingen sie direkt an den Ort ihrer Bestimmung, wo mit ihrer Hilfe Klöster unterstützt, Kardinäle für geleistete Dienste belohnt oder bei den reichen Orden gemachte Anleihen zurückgezahlt wurden. Ein großer Teil blieb überhaupt gleich in den Händen der vermittelnden Kaufleute hängen, sei es als Provision und Wechselgebühr, sei es als Ausgleich früherer, der päpstlichen Kammer gemachter Vorschüsse.

Seit 1310 wurden die Dienste der Banken beim Einsammeln päpstlicher Gelder noch mehr als früher benötigt, weil damals der Templerorden, der früher viel zu diesem Zwecke benutzt worden war, aufhörte zu bestehen. Auch hierbei hatte wieder Philipp von Frankreich seine Hand im Spiele. Die Tempelherren und die Johanniter waren während der Zeit ihres Bestehens nicht nur selbst im Besitze ungeheurer Schätze, sondern durch ihre Verbreitung über ganz Europa konnten sie den Päpsten auch erhebliche Dienste bei der Kontrolle und Erhebung von Zehnten und Kreuzzugssteuern leisten. Die Templer kauften seinerzeit dem König Richard die

*) „Der moderne Kapitalismus", Leipzig 1902. Bd. I.

Insel Cypern für den damals märchenhaften Preis von 100000 Goldbyzantinern ab. Übrigens waren die Orden selbst, wie alle bedeutenderen Finanzmächte der Christenheit, längst mit den Florentiner Großkaufleuten in Verbindung. Bald liehen sie den Banken Geld, sei es zur Aufbewahrung, sei es, um an den verlockenden Gewinnen derselben teilzunehmen, bald nahmen sie selber Anleihen auf, die dann wohl durch laufende Einkünfte der Orden sichergestellt wurden. Die Peruzzi und Bardi werden z. B. 1320 als Gläubiger des Johanniterordens genannt, der damals selbst über enorme Einkünfte zu verfügen hatte, und die Frescobaldi waren beim Zusammenbruche ihres Hauses im Besitz beträchtlicher Depositen der Templer, die natürlich verloren gingen. Als im Jahre 1306 die Templer, verlockt durch den in Philipps Hand befindlichen Papst Clemens, aus dem Mittelmeergebiete nach Paris zogen, um dort ihr Domizil aufzuschlagen, soll ihr Hochmeister märchenhafte Schätze mit sich geführt haben. Wenige Jahre darauf brach, heraufbeschworen durch Philipps Habgier, das Verhängnis über den stolzen Orden herein, dessen hervorragendste Mitglieder auf der Folter und im Feuer ihre Laufbahn endeten. Ihre Erbschaft traten, soweit sie für den Papst gearbeitet hatten, die Bardi und ihre Genossen an. Es ist erwiesen, daß erstere in dieser Epoche ihr Vermögen von Jahr zu Jahr um 20%, die Peruzzi um 16% vermehrt haben. Und doch sollten auch sie ein so rasches Ende nehmen, wie es den großen Handels- und Geldhäusern des Mittelalters so oft beschieden war.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Geschichte dieses ihres Unterganges, das Zerfließen der größten Vermögen, die wahrscheinlich bis dahin (abgesehen vom Altertum) in privaten Händen angesammelt waren, mit kurzen Worten zu schildern. Der jähe Sturz der Frescobaldi, die 1310 durch einen einfachen Willkürakt des englischen Königs um die Früchte ihrer Arbeit gebracht wurden, hatte die Bardi, die Peruzzi nicht gewarnt. Ja, wir haben allen Grund anzunehmen, daß sie in dem Zusammenbruch des mächtigen Hauses nur die willkommene Beseitigung einer lästigen Konkurrenz sahen. Wir können uns auch denken, daß die englische Krone, die sich eines lästigen Gläubigers kurzerhand entledigt hatte, als er anfing unbequem zu werden, die übrigen Banken, deren sie noch bedurfte, mit verdoppelter Vorsicht behandelte. Übrigens wäre es ja beiden Häusern gar nicht möglich gewesen, sich ohne große Verluste aus den englischen Geschäften zurückzuziehen. Sie hatten ungeheure Summen an die englischen Könige abgegeben, hatten den Grundherren und Prälaten Millionen vorgeschossen. Ihre Bezahlung bestand in den Vorzugsrechten, die ihnen



Panorama von Florenz nach Merian.

eingeräumt worden waren. Noch 1340 befanden sie sich im Besitz des „Neunten“, das ist wichtiger öffentlicher Abgaben, in sechs Grafschaften, wie ein Menschenalter zuvor die Frescobaldi „fast sämtliche Zolleinkünfte des Königreiches in ihrer Hand vereinigt hatten.“ Aber was sie aus dem Lande herausquetschen mochten, es war niemals genug, um sie voll zu befriedigen, und wenn es dahin je gekommen wäre, so hätte eine neue Anleihe des Königs sie alsbald wieder aufs neue mit ihm verkettet.

Ihre Geschäfte waren mächtiger geworden als sie selber, ihre Schuldner waren ihre Herrscher geworden, das riesenhafte Getriebe ihrer Millionenwirtschaft drehte sich ohne ihr Zutun weiter und drohte den Arm, der es aufhalten wollte, zu zerschmettern.

Die Florentiner hatten nicht genug gehabt an den mäßigen, aber sicheren Gewinnen, die der Handel und daneben das Wechsel- und Kreditgeschäft in geistlichen Kreisen ihnen boten. Die weltlichen großen Mächte schienen ihnen geeigneter zu Operationen im großen Stil. Das war richtig. Philipp der Schöne und Eduard III. erwiesen sich als unergründlich. Ihr Geldbedarf war überhaupt nicht zu befriedigen. Philipp verschlang nacheinander die Lombarden, die Templer, brandschatzte die Päpste und zog sein Land aus, Eduard und seine Vorgänger quetschten die größten italienischen Bankhäuser aus und warfen sie dann beiseite. Um 1330 waren die Bardi und Peruzzi im Besitze des Monopoles für die Ausbeutung Englands. Ihnen gehörten Zölle und Neunten, sie beherrschten den Wollmarkt und hatten nicht einmal Mühe mit dem Fortschaffen der erworbenen Millionen. Eduards Kriege verschlangen alles wieder, sie verschlangen auch die Millionen, die den Bankiers von groß und klein, von nah und fern anvertraut wurden, um an ihren riesigen Gewinnen teilzunehmen. Im Jahre 1339 war die Blase reif zum Bersten. Die Bardi hatten trotz ihrer riesigen englischen Einkünfte ein Guthaben von 8 Millionen Mark in heutigem Gelde, die Peruzzi von 5 Millionen bei der englischen Krone. Sie erklärten sich außer Stande mehr zu leisten, und bestanden auf Bezahlung. Nach anderen Quellen betrug die Schuld des Königs bei beiden Häusern 315000 Pfund Sterling oder 1355000 Goldgulden, „was den Wert eines Königreiches ausmacht“. Eduard III. war aber nicht der Narr, ihnen sein Königreich anzubieten. Er sah, daß wieder einmal eine Zitrone ausgequetscht war, lachte die Italiener aus und hieß sie sich trollen.

Es war der gewaltigste wirtschaftliche Krach, den Italien je erlebt hatte. Sieben Jahre lang, bis 1346 dauerten die ununterbrochen sich

folgenden Bankerotte im ganzen Lande fort. Da wanderten nicht nur Millionäre in den Schuldturm, sondern auch mancher arme Teufel, der seine Ersparnisse den Bardi oder Peruzzi ins Geschäft gegeben und von glänzenden Einkünften geträumt hatte. Die Geistlichkeit allein hatte bei beiden Häusern 550000 Gulden ($5^1/_2$ Millionen Mark) Depositen verloren. Aber auch Fürsten, Edelleute, Bürger und Bauern, Dichter und Künstler verloren ihr Geld, das bei den Bardi für sie hatte arbeiten sollen, es war alles auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Verschwunden war auch das Monopol des Wollexportes aus England, das die Bardi und Peruzzi so lange besaßen. Die hanseatischen Kaufleute waren ihre lachenden Erben, sie übernahmen das Exportgeschäft, und die italienischen Händler mußten fortan bei den Deutschen kaufen. In Florenz aber erhob sich aus dem allgemeinen, durch die Pest des Jahres 48 noch verschärften Ruin als beherrschendes Handelshaus das der Alberti, dessen hervorragendster Leiter, Niccolo di messer Jacopo Alberto im Jahre 1377 als der reichste Mann von Florenz starb. Und im Hintergrunde wuchs und erstarkte bereits ein anderes Bankhaus, das bald nicht nur über die Geschäfte, sondern über die politischen Geschicke und die ganze Zukunft von Florenz eine Gewalt erringen sollte, die es mit den Fürsten Italiens in eine Reihe stellte.

Die Medici.

In dem prächtigen Säulenhofe des schönen Renaissancepalastes, den Cosmo von Medici in Florenz errichtete, und in dessen Prunksälen noch sein Enkel Lorenzo der Prächtige Hof hielt, befindet sich über mehreren der zwölf hohen Bogen ein Wappenbild, welches sechs Kugeln in Dreiecksform angeordnet enthält, das Wappen des Hauses Medici. Es deutet auf den Ursprung der Familie hin, die nicht aus dem Patriziate von Florenz oder dem in die Stadt gezogenen Landadel, sondern aus den Zünften hervorgegangen war. Unter den 12 Zünften, die seit dem Sturz der Markgrafen von Toscana Florenz regierten, wenigstens dem Namen nach, während in Wirklichkeit meist wenige alte Geschlechter das Regiment in der Hand hatten, befand sich die Zunft der Ärzte, Apotheker und Gewürzkrämer. Der Name Medici deutet darauf hin, daß die Familie, deren Aufstieg, Glanz und Niedergang wir hier besprechen wollen, der ersteren Klasse angehörte, die sechs Kugeln (Pillen) ihres Wappens weisen sie der zweiten Klasse zu, ihr früh erworbener Reichtum aber läßt vermuten, daß sie den Krämern angehörte und früh ihre

Tätigkeit auf den Großhandel ausgedehnt habe. Wer weiß, ob nicht ihre Vorfahren in allen drei Ständen gefunden wurden zu einer Zeit, als ihr Name öffentlich noch nicht genannt wurde und niemand ahnen konnte, daß eines Tages ihr Wappenbild „palle! palle!“ das Kampfgeschrei der für die Macht des Hauses Medici kämpfenden Parteien werden würde.

Der erste Medici war, vermutlich bereits im Anfang des 13. Jahrhunderts, aus dem ländlichen Hügelbezirk Mugello nördlich von Florenz eingewandert. Zur Zeit der im vorigen Abschnitt geschilderten Handelsunternehmungen der großen Geldhäuser lebten die ersten Generationen der Medici still, aber mit wachsendem Ansehen im Wirkungskreis der Zünfte, in denen bereits 1291 ein Ardiego de Medici als Prior genannt wird. Es war dies die Zeit, wo das Volk, beunruhigt durch die wachsende politische Macht weniger Patrizier, zum erstenmal mit bewaffneter Hand um seine Rechte stritt und beträchtliche Zugeständnisse erhielt. Der noch heute in seiner düsteren Größe bestehende Volkspalast, Palazzo Vecchio, wurde 1298 gebaut, eine Reihe von Ausnahmegesetzen gegen die Vornehmen, die sogenannten Magnaten, wurde erlassen, und die Medici müssen sich an diesen Kämpfen stark beteiligt haben, denn einen ihres Geschlechts, Averardo finden wir 1314 als Gonfaloniere der Stadt oder Bannerherr, dem die Überwachung der neugeschaffenen Ordnung anvertraut wurde. Auch der Sohn des oben genannten Ardiego, Francesco de Medici, war 1348 Gonfaloniere und scheint auch geschäftlich bereits ziemlich große Erfolge gehabt zu haben, denn er übte in der Stadt einen bedeutenden Einfluß aus. Dennoch dürfen wir nicht daran denken, daß er bereits Geldgeschäfte gleich den im vorigen Abschnitt genannten Bankhäusern gemacht habe; er übte sein Gewerbe, den Handel, und brachte es dabei, wenn freilich nicht zu Reichtum, doch zu Wohlhabenheit und Ansehen. Wie oft die Herrschaft über Florenz in diesen unruhigen Zeiten zwischen Volk und Adel, und innerhalb des Adels wieder zwischen den Parteien hin- und herschwankte, wie oft sie auswärtigen Machthabern in Kriegszeiten übertragen und ihnen nach wenig Jahren wieder entrissen wurde, davon wollen wir hier schweigen. Genug, in den 60er und 70er Jahren war ungefähr wieder alles beim alten, die Patrizier waren in Wirklichkeit, die Volksvertretung war zum Schein Herrin in der Stadt, das Geld der Großen gab bei den Wahlen den Ausschlag, und die Gutgesinnten unter den Patriziern mochten mit der Politik gar nichts mehr zu tun haben. Die nach den früher geschilderten Katastrophen übrig gebliebenen,

ja durch sie noch bereicherten Guelfenfamilien brachten eine Reihe von Gesetzen durch, die der Denunziation und Beseitigung der ihnen gefährlichen Elemente dienten, und im Volke begann es wieder einmal zu gären.

Von den unter einander eifersüchtigen Adelsfamilien waren die Albizzi und die Rizzi die mächtigsten, erstere die Verfechter einer unbedingten Adelsoligarchie, letztere geneigt, dem Volke Zugeständnisse zu machen. Zu den Rizzi hielten die schon im vorigen Abschnitt genannten Alberti, die damals eins der reichsten Bankhäuser von Florenz waren, und die Medici, die den Zünften näher standen und eben deshalb mehr Gewicht im Volke besaßen. Schon 1360 versuchte wieder ein Bartolomeo Medici, die Guelfenherrschaft zu stürzen, aber es gelang nicht. Besseren Erfolg, wenn auch keinen dauernden, hatte der unter dem Namen des Tumulto de' Ciompi im Jahre 1378 stattfindende Aufruhr, der tatsächlich die bestehende Regierung beseitigte und, für einige Jahre freilich nur, eine vollkommene Demokratie an ihre Stelle setzte. An dieser Revolution war nicht nur ein Mediceer beteiligt, sondern der damalige Gonfaloniere der Gerechtigkeit, Salvestro de Medici, war, wenn auch hinter den Coulissen, eigentlich die Seele des Aufstandes. Er muß übrigens ein ebenso gewiegter Kaufmann als Politiker gewesen sein. Nach dem Gelingen der Revolution nämlich wirkte er sich vom Volke eine Belohnung und Ehrung aus, die uns besser als alles andere über den nüchternen kaufmännischen Sinn dieser Familie unterrichtet. Man sollte ihm für seine Verdienste um das Volk die Verkaufsbuden auf dem Ponte Vecchio auf Lebenszeit zur Benutzung oder Vermietung an andere überlassen. Da die Verpachtung dieser Brückenhäuser im Mittelalter eine bedeutende Einnahmequelle bildete, so war diese Konzession gewissermaßen eine Ehrengabe, wie sie ja auch in modernen Zeiten mancher um sein Vaterland verdiente Mann erhalten und angenommen hat. Wir dürfen den Kaufmann Salvestro deshalb jedenfalls nicht geringer achten.

Die Freude dauerte nicht lange. Der anfangs grollende Guelfenadel wußte von seinen Landgütern aus, wohin sich die reichen Familien zurückgezogen hatten, langsam und vorsichtig eine Reaktion vorzubereiten. Das niedere Volk hungerten sie aus, indem sie ihre Fabriken und Webstühle ruhen ließen, und nur gegen politische Zugeständnisse ließen sie sich zur Teilnahme am öffentlichen Leben wieder herbei, ja sie ließen sich sozusagen bitten, in den Palazzo Vecchio wieder einzuziehen. Die Medici hatten ihre Macht überschätzt.

Vier Jahre nach dem Tumulto de Ciompi waren die Ciompi oder „Gevattern“, wie der Adel das Kleinbürgertum spöttisch bezeichnete, glücklich wieder aus dem Rathause entfernt, der Adel regierte, wenn auch mit etwas mehr Mäßigung, nach wie vor, die Anstifter der Umwälzung aber, unter ihnen Salvestro de Medici, wurden verbannt. Letzterer scheint übrigens bald zurückgekehrt zu sein, wie es auch bei den späteren nicht ganz seltenen Verbannungen der Mediceer meist der Fall war. Sie lernten bei dieser Gelegenheit, daß für ihre politischen Ziele weder ihr Einfluß noch ihre Mittel damals zureichend waren, beugten sich der Gewalt und nutzten die Zeiten aus, so gut sie konnten. So lehnte es 1392, nach dem Tode des Salvestro, sein Verwandter Veri de Medici ab, sich an die Spitze einer neuen Volksbewegung zu setzen, die er für aussichtslos halten mußte. Als gute Kaufleute benutzten die Medici vielmehr diese Zeit einer unfreiwilligen politischen Untätigkeit zu einem aufmerksameren Geschäftsbetrieb sowie zur Erweiterung ihrer Handels- und Wechselgeschäfte, befestigten dadurch die Grundlage ihres Ansehens und machten es möglich, daß nach bald eintretendem Wechsel der Verhältnisse die bis dahin ärmste, aber geistig begabteste Linie ihres Geschlechtes auf die Dauer eine maßgebende Stellung in Florenz sich erwerben konnte.

Giovanni de Medici, das Haupt dieser letzteren Linie, wurde infolge glücklicher Geldgeschäfte am Beginn des 15. Jahrhunderts zum päpstlichen Bankier ernannt und damit war es ihm endlich gelungen, eine Stufe zu erklimmen, deren Wichtigkeit wir im vorigen Abschnitt hinlänglich gezeigt haben. Dadurch ward ihm Gelegenheit, vornehmlich während des Konzils zu Kostnitz, seine Geldgeschäfte und Handelsbeziehungen mit kaum berechenbarem Gewinn über den größten Teil des gebildeten Europas auszudehnen. Auch in der Verwaltung zeichnete sich Giovanni aus, er war dreimal Prior der Zünfte, seit 1421 Gonfaloniere und leitete eine Regelung des zerrütteten Steuerkatasters von Florenz ein. Im Jahre 1402 sehen wir diese Linie auch in Florenz wieder im vollen Besitz ihrer bürgerlichen Rechte, und seitdem hob sich Giovanni von einer Würde zur anderen, während im Jahre 1416 auch sein Sohn Cosimo oder Cosmo unter die Prioren der Stadt erwählt wurde. Beide zunächst im Anschluß an die jetzt herrschende Partei der Albizzi und deren Haupt Niccolo de Uzzano. Infolge eines Krieges mit dem Herzog von Mailand im Jahre 1423 brachen in Florenz neue Gärungen aus, indem sich das Volk der gewaltsamen Eintreibung immer neuer Kriegssteuern mit Gewalt widersetzte. Da die herrschende Partei

diesen Widerstand um jeden Preis mit den Waffen zu brechen beschloß, widersprach Giovanni dieser Absicht aufs entschiedenste und ermahnte mit Nachdruck, lieber dem Volke eine Erleichterung als den Ruin zu bereiten. Dieses Auftreten verschaffte ihm und seiner Familie die ungeteilte Liebe seiner Mitbürger, welche in ihm ihre kräftigste und redlichste Stütze sahen, und es blieb der Adelspartei nichts übrig, als von ihren gewalt-



Cosimo de Medici.
Nach Ge. Longhi gestochen von Isaac di Parma.

tätigen Absichten abzustehen. Als Giovanni im Jahre 1429 starb, hinterließ er seinen beiden Söhnen Cosimo und Lorenzo (geboren 1389 und 1394) ein unermeßliches Vermögen und die vornehmste Stellung in Florenz. „Ich sterbe zufrieden“, sprach er kurz vor seinem Ende zu seinen Söhnen, „da ich euch wohlhabend und gesund in einer solchen Stellung hinterlasse. Nichts freut mich mehr als der Gedanke, daß niemals durch meine Handlungsweise jemand verletzt worden ist, sondern daß ich jedem nach besten Kräften zu dienen bestrebt gewesen war. Tut das Gleiche und

ihr werdet geehrt und geachtet in eurer Vaterstadt leben. Von Staatsämtern aber nehmt nur die an, welche euch durch die Gesetze und eure Mitbürger übertragen werden, denn die Ausübung der mit Gewalt erlangten, nicht die der freiwillig verliehenen Macht erregt Haß und Streit." —

Cosimo de Medici hatte, solange der Vater noch lebte, an den Handelsgeschäften den lebhaftesten Anteil genommen und besonders als Begleiter des Papstes Johann XXIII. auf dem Konzil zu Kostnitz die Geldgeschäfte geleitet. Diesen Papst verließ er auch in seinem Unglück nicht, befreite ihn nach seiner Entsetzung durch bedeutende Geldsummen aus der Gefangenschaft, gewährte ihm bis zu seinem Tode eine sichere Zuflucht in Florenz und verschaffte ihm sogar von seinem Nachfolger Martin X. die Kardinalswürde. Nach des Vaters Tode befestigte Cosimo in Florenz sein Ansehen durch unbestechliche Gerechtigkeit, weise Mäßigung in allen Handlungen und durch ein stets zu Opfern bereites Wohlwollen für das Volk. Teils durch Überredung und sein politisches Gewicht, dann allerdings auch durch liberale Anwendung seiner reichen Geldmittel gelang es ihm, selbst viele seiner Gegner auf seine Seite zu ziehen. Zunächst allerdings stand nach dem Tode des alten Giovanni die Sache für die Medici ungünstig genug. Dem Rinaldo Albizzi gelang es, im September 1433 seine Partei noch einmal wieder ans Ruder und Cosimo de Medici in seine Hand zu bringen. Cosimo wurde einer landesverräterischen Verbindung mit Francesco Sforza, dem Herzoge von Mailand, beschuldigt und schwebte in solcher Sorge um sein Leben, daß er aus Furcht vor Gift vier Tage lang nichts zu sich nahm, als wenige Bissen Brot, bis sein Wächter sich selbst mit ihm zu Tische setzte und zuerst von den aufgetragenen Speisen genoß. Nach vier Wochen Gefängnis gelang es, die Vorsteher der Justiz und des Magistrats zu bestechen, so daß das beabsichtigte Todesurteil nicht ausgesprochen, sondern nur eine zehnjährige Verbannung beantragt wurde. In Wirklichkeit kehrte Cosimo bereits nach einem Jahre zurück. Er verlebte dasselbe in Venedig und Padua und beschäftigte sich, einer alten Neigung folgend, vorwiegend mit der Pflege der Wissenschaften und Künste, die damals in Oberitalien von vielen ausgezeichneten Köpfen gefördert wurden. Der Verbannte verwandte einen großen Teil seiner Muße ganz auf diese gelehrte Beschäftigung, sammelte, so viel er vermochte, und legte im Kloster St. Georg zu Venedig eine Bibliothek der wertvollsten Manuskripte an, welche er bei seiner Heimkehr zum Dank für den genossenen Schutz zurückließ.

Daneben widmete er auch seinen Geldgeschäften die aufmerksamste

Tätigkeit und benutzte den Aufenthalt in Venedig, um seine Verbindungen nach allen Seiten hin zu erweitern. Cosimo und sein Bruder Lorenzo galten damals als die ersten Bankiers von Italien und genossen, was durch ihre strenge Rechtlichkeit wohlbegründet war, überall unbedingtes Vertrauen. Wie einst den Bardi und Peruzzi, trugen jetzt Adel, Geistlichkeit und Bürgertum ihnen ihre Ersparnisse zu, um sie von ihnen verwalten und mehren zu lassen. So wurde ihre Abwesenheit von Florenz bald schmerzlich empfunden und besonders die unteren Klassen, gegen welche auch Cosimo stets die traditionelle Höflichkeit und Rücksicht der Mediceer beobachtet hatte, klagten laut, sie hätten in ihm ihren Wohltäter, ihren Arbeitgeber und Gelddarleiher verloren. Als die neue Signoria mit dem 1. September 1434 antrat, bestand sie fast nur aus Anhängern der Medici und beklagte nichts mehr als deren Abwesenheit. Es dauerte nicht lange, so maß sie sich im Straßenkampf mit dem stets zu Gewalttaten geneigten Adel, infolge dessen Rinaldo und seine Anhänger verkleidet entweichen mußten, die zurückgebliebenen Parteigenossen aber eingekerkert wurden. Im Triumphzug kehrte jetzt Cosimo mit seinem Bruder in die Stadt zurück, um fortan über Florenz mit ununterbrochenem Glück zu herrschen, ein Vater und Wohltäter des Volkes, ein Förderer alles Guten und Großen, ein unüberwindlicher Gegner der Herrschsucht der Adelspartei. Weit über die Grenzen der Republik dehnte er seinen politischen Einfluß aus; er griff mit Nachdruck in die Parteikämpfe der Nachbarstaaten und Städte ein, verband sich aufs innigste mit Francesco Sforza und half diesem gegen den Papst und den König von Neapel das Herzogtum Mailand behaupten. Dieses treue Bündnis zwischen Cosimo und Francesco Sforza verwickelte Florenz allerdings in einen Krieg mit Venedig und Neapel, aus dem die Republik jedoch mit Hilfe des Francesco Sforza mit Ehren hervorging.

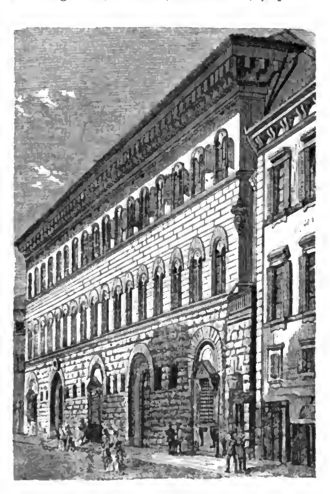
Die nun eintretende Zeit äußerer Ruhe benutzte Cosimo wieder zur Sicherung seiner Stellung im Innern. Ohne ein gewisses Maß von Gewalt ging es dabei wohl nicht ab, danach waren weder seine Zeit noch vor allem seine Gegner angetan. Jentsch schreibt von Cosimo: „Ein Perikles, leitete er den Staat, ohne ein Staatsamt zu bekleiden, ein Cäsar Augustus, zerstörte er die Republik, ohne ihre Formen anzutasten: alle Obrigkeiten wurden nach Verfassung und Herkommen frei gewählt, aber — die Wahl fiel immer aus, wie er es wünschte. Familien, die ihm gefährlich werden konnten, wurden durch unmäßig hohe Steuern erdrückt. Ganz reinlich ging es nicht immer zu bei den politischen Prozessen, den Steuereinschätzungen, den Wahlen, aber Cosimo verstand seinen

Ruf und sein Gewissen rein zu erhalten. Wurde ein unsauberes Geschäft notwendig, so fand sich immer ein Freund, der es besorgte, und undankbar gegen solche Freunde zu sein, fühlte sich Cosimo nicht verpflichtet. Er war außerdem der Rothschild seiner Zeit, mit seinem Gelde beherrschte er die italienische und beeinflußte er die europäische Politik. Dabei aber keine Spur von dem, was man einen Geldmenschen nennt. Er war die Seele aller gemeinnützigen Unternehmungen, Förderer und Beschützer der Künste und Wissenschaften, er streute die Saat aus, die später unter seinem Enkel Lorenzo aufging und sich zu unbeschreiblicher Blütenpracht entfaltete."

Um sich eine richtige Vorstellung von der großen Bedeutung der Handelsgeschäfte des Hauses Medici zu bilden, darf man nicht außer acht lassen, daß dieselben schon zur Zeit der Staatsleitung durch Cosimo oft einen wesentlichen Einfluß auf Italiens allgemeine politische Verhältnisse übten. Cosimo hatte unter anderm so bedeutende Außenstände in Neapel und Venedig, daß es ihm möglich war, durch deren Einziehung jene Städte der Mittel zur Fortführung des Krieges zu berauben, als der König von Neapel, Alfonso, im Begriff stand, mit den Venezianern ein Bündnis gegen Florenz zu schließen. Ferner verdankte es Eduard IV. von England hauptsächlich Cosimos finanziellem Beistande, daß er sich während der blutigen Kämpfe der weißen und roten Rose behaupten konnte.

Eine wohltätige Folge der segensreichen Staatsverwaltung Cosimos bestand darin, daß sich die meisten italienischen Fürsten um ein Bündnis mit Florenz bemühten, denn regelmäßig erfuhr man, daß jeder, der seine Interessen mit denen Cosimos verband, durch ein glückliches Ungefähr meist imstande war, seine Gegner entweder niederzuhalten oder zu überwältigen. So widerstand mit seiner Hilfe die Republik Venedig den vereinigten Angriffen Frankreichs und des Herzogs von Mailand, Filippo; als die Venezianer sich aber von Cosimo trennten, vermochten sie auch ihren Gegnern nicht länger Widerstand zu leisten. Trotz einer unausgesetzten und aufreibenden Tätigkeit, welche die Angelegenheiten des Staates wie seines Handels in Anspruch nahmen, behielt Cosimo immer noch Zeit genug, um in erfolgreichster Weise an dem aufblühenden geistigen Leben seiner Vaterstadt teilzunehmen. Ja, er war unter den Förderern der Künste und Wissenschaften der Erste in Florenz. Unermüdlich im Sammeln von Kunstwerken, mit denen er seinen Palast und seine vier prächtigen Landhäuser füllte, war er selbst einer der besten Kenner der klassischen Literatur des Altertums, deren Wiederbelebung zu den Errungenschaften des

„mediceischen Zeitalters" gehört. Er stiftete zwei öffentliche Bibliotheken, seine eigene gab später den Grundstock für die berühmte Mediceo-Laurentiana-Bibliothek. Erzählungswert ist besonders die Begründung der **Bibliotheca Marciana**, deren Grundstock die Bücher- und Manuskriptensammlung des gelehrten Florentiners Niccolo Niccoli bildete. Mit Aufopferung eines beträchtlichen Vermögens hatte dieser eine unschätzbare Sammlung römischer, griechischer und orientalischer Handschriften zusammengebracht, und als er 1436 starb, kam diese Sammlung wegen seiner großen Schulden in Gefahr, verschleudert zu werden. Da erklärte Cosimo Medici sich bereit, für alle Schulden Niccolos aufzukommen, und verlangte dafür nur das Verfügungsrecht über jene Handschriften, die er dann dem Dominikanerkloster des hl. Marcus zur öffentlichen Benutzung überwies.



Palast der Medici zu Florenz.
Jetzt Palazzo Ricardi, erbaut von Michelozzo 1440.

Weit bekannter ist die großartige Bautätigkeit dieses fürstlichen Kaufmannes geworden. Sechs Klöster und Kirchen baute er neu auf, fast alle anderen schmückte er mit herrlichen Bildwerken, prachtvolle öffentliche Gebäude führte er mit großen Kosten auf, und die öffentlichen Plätze schmückte er mit Statuen, Vasen und anderen Bildwerken. Besonders begünstigte er die Architekten Michelozzi und Brunelleschi, von denen der letztere die prächtige Kuppel des Florentiner Domes wölbte, die sich heute noch als schönstes Zeichen der Baukunst von Florenz mehr als 100 m über das Straßenpflaster erhebt. Ebenso freigebig förderte er die Malerei, die Bildhauerei, z. B. in ihrem berühmten Meister Donatello. Der Erzgießer Ghiberti vollendete unter Cosimos Regierung die berühmten Türen der Johanniskirche, die Michelangelo für würdig erklärte, die Pforten des Paradieses zu bilden.

Cosimos letzte Lebensjahre wurden leider, abgesehen von mancherlei Parteiumtrieben, auch durch häusliches Unglück getrübt. Sein Bruder Lorenzo, die treueste und sicherste Stütze seines Ansehens, war schon früher gestorben. Seine Gemahlin Contessina hatte zwei Söhne geboren, von denen der ältere, Piero, schwächlich und von der Gicht gelähmt, wenn auch von trefflichen geistigen Anlagen und vorzüglicher Bildung, doch nicht willensstark genug war, um das Ansehen seiner Familie mit demselben Erfolg wie sein Vater zu erhöhen. Der zweite Sohn, Giovanni, starb schon im November 1463. Ein dritter Sohn, Carlo, war ihm von einer gekauften Sklavin geboren und deshalb unfähig, die Stütze des vornehmen Hauses zu werden. So ruhte die Zukunft der Medici, als Cosimo nach langer Kränklichkeit am 1. April 1464 starb, auf Pieros Söhnen Lorenzo und Giuliano. Dieser Umstand erfüllte Cosimo in der letzten Zeit seines Lebens mit Besorgnis, die nur angesichts der reichen Begabung der noch sehr jungen Enkel etwas zurücktrat. „Das ist ein allzugroßes Haus für eine so kleine Familie", seufzte er, als er sich kurz vor seinem Tode in der Sänfte durch die weiten Gemächer seines prächtigen Palastes tragen ließ. Doch sollten alle seine Befürchtungen durch seinen Enkel Lorenzo glänzend widerlegt werden.

In seinen letzten Lebensjahren weilte Cosimo am liebsten in seinen Villen bei Careggi und Caffagiolo, meist mit dem Studium der klassischen Literatur beschäftigt und im Umgang mit seinen gelehrten Freunden Zerstreuung suchend. Nachdem er die schlimme Wendung seiner Krankheit erkannt hatte, ging er seinem rasch sich nähernden Ende gefaßt und ruhig entgegen. Ungefähr zwanzig Tage vor seinem Tode, als seine körperlichen Kräfte schon ersichtlich abgenommen hatten, unterredete er sich mit Ficino über die Unvollkommenheit des Lebens, das Los der Menschheit und seine eigene nahe Aussicht auf einen glücklicheren Zustand, und sprach dabei so klar, so eindringlich und gedankenreich, daß Ficino voll Bewunderung von ihm ging. Dann rief er seine Gattin und seinen Sohn vor sein Lager, gab Rechenschaft über seine politische Tätigkeit, über den Stand seiner Handelsverbindungen und häuslichen Angelegenheiten, empfahl dem Sohne die sorgfältigste Erziehung der Enkel, als der hoffnungsvollen Stützen des Hauses, und schloß mit der Erklärung, daß er bereit sei, sich der Fügung des Himmels zu unterwerfen. Piero berichtete über diese Unterredung brieflich gewissenhaft an seine Söhne und bat sie, bei solcher Lage der Familie und bei seiner eigenen Kränklichkeit sich nicht mehr als Kinder, sondern als Männer zu betrachten, denn die Verhältnisse würden ihre

Fähigkeiten bald auf die Probe stellen. Sechs Tage nach diesem Briefe, am 1. August 1464, starb Cosimo in einem Alter von 75 Jahren. — Von hoher Gestalt, in der Jugend von einnehmender Gesichtsbildung und anmutigem Wesen, war er später auch von so ehrwürdiger Erscheinung, daß sie oft den Gegenstand von Gedichten und Lobsprüchen bildete. Sein Benehmen vereinigte Ernst mit Milde, doch zeigte er sich auch unter Umständen eben so sehr zu heiterem Scherze wie zu scharfem Sarkasmus geneigt; aber wie er sich auch gab, so ließen stets eine wahre Fülle von Geist und Gaben in ihm sogleich einen der hervorragendsten unter seinen Zeitgenossen erkennen.

Der schönste Zug im Leben dieses fürstlichen Kaufmannes war seine unbegrenzte Freigebigkeit. Kaum einen Bürger gab es, sagt Macchiavelli, der ihm nicht Geld geschuldet hätte. Zinsen nahm er von Mitbürgern nicht und um das Kapital mahnte er nicht; oft, wenn er von einem erfuhr, daß er in Verlegenheit sei, kam er einer Bitte zuvor. Das Volk vergötterte ihn, was hinreichend für seinen Charakter spricht, denn in den weitaus meisten Fällen der Geschichte hat es genügt, sich einen ungewöhnlichen Reichtum zu erwerben, um vom Volke gehaßt zu werden. Cosimo Medici hatte sich, seiner bescheidenen Natur entsprechend, ein pomphaftes Begräbnis verbeten, demungeachtet nahm ganz Florenz an seiner Beisetzung teil, und sein prachtvolles Grabdenkmal in San Lorenzo schmückte der Titel: Vater des Vaterlandes.

Mit Bangen sahen dagegen alle Gutgesinnten in Florenz auf den Mann, der Cosimos Nachfolger, weniger in öffentlichen Ämtern, als in der traditionellen politischen Macht des Mediceerhauses werden sollte, auf seinen Sohn Piero. Wie die meisten ständig kranken und dadurch von der Öffentlichkeit abgeschlossenen Personen war Piero mißtrauischer Natur. Er neigte mehr als sein Vater zu äußerer Machtentfaltung und war seines herrischen Wesens halber wenig beliebt. Nicht ohne Härte zog er sogleich nach des Vaters Tode alle ausstehenden Gelder ein, brachte aber dadurch die meisten Schuldner in große Verlegenheit und wandte einen großen Teil der treuesten Anhänger seines Vaters von sich ab, gerade zu einer Zeit, als Luca Pitti am geschäftigsten war, das Ansehen der Medici ganz zu untergraben. Einige Familien von Florenz waren durch das Vorgehen Pieros bankerott geworden, hatten andere in ihren Sturz hineingezogen und die Zahl der Feinde Pieros rasch vermehrt. Da auch im März 1466 Francesco Sforza, die treueste Stütze der mediceischen Machtstellung, starb, beschloß die Gegenpartei unter Pittis Leitung, die alten republikanischen

Formen wiederherzustellen und die Medici zu stürzen. Der Anschlag scheiterte allerdings an der Wachsamkeit Pieros und der Entschlossenheit seines erst 16jährigen Sohnes Lorenzo, trug aber natürlich nicht dazu bei, die Gesundheit des leicht erregbaren Mannes zu befestigen. Noch erlebte Piero im Jahre 1469 die mit prächtigen Schaustellungen und Ritterspielen verbundene Vermählung Lorenzos mit der Prinzessin Clarice, aus der Familie der römischen Grafen Orsini. Bald darauf, am 2. oder 3. Dezember 1469, erlag er seinen langjährigen Leiden, um seinem Sohne Lorenzo die Herrschaft über Florenz, zu dessen größerem Ruhme und Glück, in die Hände zu geben.

Lorenzo de Medici, mit dem Beinamen der Prächtige, war etwa 21 Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Anlagen waren in jeder Beziehung hervorragend. Von hoher Gestalt und festem Körperbau, zeigte er im Äußeren mehr Kraft und Würde als Anmut, welche letztere noch durch mehrere unheilbare Gebrechen beeinträchtigt wurde, denn er war kurzsichtig, hatte gar keinen Geruchssinn und dabei eine rauhe und wenig einnehmende Stimme. Dagegen war er von einer ungewöhnlichen Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters; seine Beredsamkeit war, wo die Gelegenheit es gebot, unwiderstehlich. Den Leibesübungen, dem Reiten und Jagen sowie der Falknerei, war er in der Jugend leidenschaftlich zugetan, bei Turnieren wie bei ernsteren Kämpfen zeigte er stets einen ebenso unerschrockenen wie besonnenen Mut. Trotz des Glanzes, mit dem er sich stets umgab, hatte er sich gewöhnt, auch schwere Entbehrungen, wenn es sein mußte, leicht zu ertragen. Von seinem ehrwürdigen Großvater und seinen Eltern, insbesondere seiner Mutter Lucrezia, die zu den gebildetsten Frauen Italiens zählte, waren seine reichen Geistesgaben aufs glänzendste und vielseitigste ausgebildet worden, und zu dieser Vielseitigkeit der Bildung gesellte sich eine solche Beweglichkeit des Geistes, daß er zu jeder Zeit seine Beschäftigung mit einer anderen vertauschen und in dieser ohne Ermüdung fortfahren konnte.

Der von seinem Großvater ihm vererbte Sinn für die Künste und Wissenschaften wurde durch die besten Erzieher ausgebildet und verfeinert. Er selbst war ein bedeutender Forscher und ein Dichter von Geschmack, was ihn aber gar nicht hinderte, ein ebenso guter Geschäftsmann und Politiker zu werden. Nach dem Tode Pieros hatten die der Selbstherrschaft bereits entwöhnten Florentiner zuerst den allseitig beliebten Tommaso Soderini, der indessen ein treuer Anhänger des Hauses Medici war, zum ungekrönten Herrscher der Republik machen wollen.

Wenn jedoch Soderini überhaupt ehrgeizige Absichten hatte, so dachte er jedenfalls sie besser hinter als vor den Coulissen durchführen zu können. Er führte seine Anhänger und Freunde in den mediceischen Palast, deutete auf die beiden jungen Söhne Pieros und sagte: es sei viel leichter, alt befestigte Gewalten zu bewahren, als neue zu begründen und zu verteidigen. Der 21jährige Lorenzo und sein noch jüngerer, seiner Schönheit und



Lorenzo de Medici.
Nach dem Gemälde von Angelo Bronzino.

Liebenswürdigkeit wegen in der ganzen Stadt beliebter Bruder Giuliano benahmen sich bei dieser Gelgenheit so verständig und bescheiden, Tommaso versprach zudem, ihnen ein treuer Ratgeber zu werden, daß alle Teile zufrieden waren, bis auf die ewig Unzufriedenen natürlich, die auch hier nicht fehlten.

Zunächst wagten sich indessen die alten Feinde der Medici, eingeschüchtert durch den fehlgeschlagenen Versuch der Pitti, nicht hervor, und

Florenz genoß nach innen und außen einige Jahre ungestörter Ruhe. Lorenzo benutzte diese ruhigen Zeiten, um auf seine häuslichen Angelegenheiten und seinen Handelsbetrieb die volle Aufmerksamkeit zu richten. Er fand, daß im Verlauf von 37 Jahren, seit Cosimos Rückkehr aus der Verbannung im Jahre 1434, seine Familie auf Werke der Mildtätigkeit und des öffentlichen Nutzens über 660000 Goldgulden verwendet hatte. „Einige möchten vielleicht meinen", sagt er darüber in seinen Erinnerungen, „daß es erwünschter wäre, einen Teil davon in der Kasse zu haben; ich aber denke, es ist von Nutzen für das Volk gewesen und gut angewendet worden, weshalb ich auch vollkommen zufrieden bin."

Man kann sich vorstellen, wieviel mehr Liebe diese Gesinnung in Florenz erwecken mußte, als der ängstliche Geschäftseifer des Piero. In der Tat hatte das Haus nie glänzender dagestanden, als gegenwärtig. Hatte auch Cosimos liberale Wirtschaft 8—10 Millionen Mark unserer Währung gekostet, so hatte inzwischen sein Neffe Pier Francesco sein Vermögen durch glückliche Geschäfte riesig vermehrt, Cosimo selber aber sein Bankgeschäft über ganz Italien, Burgund, die Niederlande und andere Staaten verbreitet. Wir wissen aber aus dem vorigen Abschnitt, welche Gewinne diese internationalen Beleihungsgeschäfte bei vorsichtiger Führung einbringen konnten. Die Beziehungen zur Kurie, die einige Zeit recht flau gewesen waren, besserten sich so sehr, daß sogar ein Medici auf den erzbischöflischen Sitz in Florenz gelangte. So hatten die immer treu zusammenhaltenden Verwandten ihre Beziehungen weiter als je ausgebreitet. Außerdem waren sie seit langer Zeit bei den Alaunbergwerken in verschiedenen Gegenden Italiens beteiligt, hatten diese fast ganz, teils als Eigentum, teils durch Pachtung, an sich gebracht und zu einem Monopol ihrer Familie umgewandelt. Eine dritte Geldquelle war ihre Teilnahme an dem Handel im Orient, dem sich die Florentiner etwa seit dem Jahre 1420 tätiger zugewendet hatten. Im Hafen von Livorno hatte die Republik eine Kriegsflotte ausgerüstet, von hier aus im Jahre 1422 mit ihrem ersten Kriegsschiff eine prächtig ausgerüstete Gesandtschaft an den Sultan geschickt und von diesem zu einer Niederlassung in Alexandrien die Erlaubnis erworben. An diesem Handel nahmen die Mediceer hervorragenden Anteil und traten auch mit den Sultanen durch gegenseitige Beschenkungen und Ehrenbezeigungen in ein freundliches Verhältnis. Mit Vorliebe legte schon damals die herrschende Linie einen Teil des Vermögens in Landgütern an, die mit großem Fleiß und Vorteil bewirtschaftet wurden, bis Lorenzo am Ende seines Lebens sein ganzes

ihm noch gebliebenes Vermögen hierauf verwendete und sich vom Handel zurückzog.

Im Jahre 1471 fand Lorenzo Gelegenheit, in Florenz seine Prachtliebe und den vollen Glanz seiner hervorragenden Stellung zu entfalten. Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand, kam nämlich mit seiner Gemahlin Bona, der Schwester des Herzogs Amadeo von Savoyen, nach der Arnostadt und wohnte bei Lorenzo. Prachtliebender noch als dieser, hatte er sich mit allem erdenklichen Prunk umgeben und auf jede Art sich bemüht, die Bewunderung der Florentiner zu erringen.

Dennoch sah er sich von Lorenzo sowohl in bezug auf Pracht wie durch Geschmack übertroffen, so daß er voll Bewunderung über den Reichtum der Kunstschätze und der wissenschaftlichen Sammlungen zu gestehen genötigt war, daß im Vergleich mit solchen Schätzen Gold und Silber ihre Bedeutung verlören. Auch an Festen und Spielen leisteten die Patrizier von Florenz damals das äußerste. Mitten in der Fastenzeit wurde getanzt und geschwelgt, Tag und Nacht vertauscht. Bei einem geistlichen Schauspiel in Santo Spirito wurde so üppig illuminiert, daß die ganze Kirche in Flammen aufging, und es ist wohl wahrscheinlich, daß von dieser Zeit die Epoche des ausschweifenden Lebens in Florenz ihren Anfang nahm, die später zum Auftreten des Bußpredigers Savonarola führte. Eine zweite Gelegenheit, seinen und der Stadt Florenz politischen Einfluß zu erweitern, fand Lorenzo, als er nach des Papstes Paul II. Tode in demselben Jahre an der Spitze einer Gesandtschaft dessen Nachfolger Sixtus IV. begrüßte. Es gelang ihm, die langjährige Spannung zwischen Florenz und Rom zu heben. Er errichtete bei dieser Gelegenheit auch in Rom eine Bank, machte glänzende Geschäfte und wurde Schatzmeister des päpstlichen Stuhles. Infolge dieser Bestallung erstand sein stellvertretender Oheim von Sixtus IV. die kostbaren Juwelen Pauls II. und verkaufte dieselben wieder mit großem Gewinn an andere Fürsten Italiens und Europas. Auch seine Kunstsammlungen bereicherte Lorenzo teils durch Geschenke des Papstes, teils durch neue Ankäufe.

So fest war jetzt seine Stellung nach innen und außen begründet, daß selbst die gefährlichste, je gegen die mediceische Macht gerichtete Bewegung, die vom Papst selber unterstützte Verschwörung der Pazzi, ihren Endzweck verfehlte. Es gelang den Verschworenen nur, Lorenzos jüngeren Bruder Giuliano zu ermorden, Lorenzo selbst entkam, und fast alle Verschworenen, sogar der beteiligte Erzbischof von Florenz, erlitten unter der Wut des Volkes einen schimpflichen Tod.

Die nächste Folge des Ausgangs dieser Verschwörung war ein Krieg mit dem Papst und dem König von Neapel. Der Papst schleuderte den Bannstrahl gegen Lorenzo, „das Kind des Zornes und das Gefäß der Verdammnis", und gegen alle Magistratspersonen von Florenz wegen der Tötung eines Erzbischofs. Während die Pest in Florenz wütete, schwankte das Kriegsglück hin und her, wandte sich aber schließlich mehr gegen als für die Florentiner. Die Lage der Mediceer war eine mißliche. Mehr als alles andere fürchtete Lorenzo, seine Popularität einzubüßen, denn sie war stets die Quelle seiner Macht gewesen. Er entschloß sich, persönlich und allein seinen gefährlichsten Gegner, den König von Neapel aufzusuchen, um ihn zu überzeugen, daß das Wohl der kleinen italienischen Staaten eher einen engeren Zusammenschluß gegen die Übermacht des Papstes, als eine gegenseitige Befehdung erheische. Seine glänzende Rednergabe blieb auch hier nicht ohne Erfolg. Nach drei bangen Monaten kehrte Lorenzo mit einem ehrenvollen Frieden zu seinen Mitbürgern heim, deren Verehrung für ihn nun erst recht keine Grenzen kannte. Auch den Papst gelang es ihm bald darauf zu versöhnen.

Jetzt begann Lorenzo jene politische Vermittlerrolle, durch welche er nicht nur für Florenz, sondern für die ganze Geschichte im 15. Jahrhundert ausschlaggebend geworden ist. Die früher so zahlreichen Kleinstaaten Italiens hatten sich nach vielen Kämpfen und Bürgerkriegen zu fünf Mittelstaaten zusammengezogen, zwischen denen schon zur Zeit Cosimos von Medici ein beständiges Hin- und Herschwanken der Macht und der Gruppierung herrschte. In Oberitalien teilten sich Venedig und Mailand, das der einstige Landsknecht Sforza und seine Nachkommen militärisch organisierten, in die Macht, später kam noch Genua dazu. In Mittelitalien hatte sich Florenz unter den Mediceern zur Vormacht von Toscana aufgeschwungen, Rom aber an der Spitze des Kirchenstaates war noch mächtiger. In Süditalien herrschte Neapel. Die Mediceer hatten, wie wir wissen, stets Wert auf eine gute Nachbarschaft mit Mailand gelegt, nachdem aber Galeazzo Sforza, der sich durch seine Willkür und seine Ausschweifungen allgemein verhaßt gemacht hatte, im Jahre 1476 ermordet war, schien ihnen eine andere Gruppierung vorteilhafter, und wir sehen nun Florenz beständig als Zünglein der politischen Wage sich bald den Republiken, bald dem Papst, bald, wenn dieser zu stark zu werden drohte, wieder Neapel zuwenden. Das letztere trat z. B. ein, als nach dem Tode Sixtus' IV. der Papst Innocenz VIII. sich mit dem unbotmäßigen Adel von Neapel gegen den König verband. Lorenzo

schwankte keinen Augenblick, dem letzteren zu helfen, obwohl er dadurch seine Stellung bei der Kurie aufs Spiel setzte. Er wußte, daß ein allzustarker Papst das Unglück Italiens sein würde, und überzeugte auch Florenz davon, das unter seiner Leitung in langer Friedenszeit aufs neue blühte und erstarkte, wie in den Tagen des alten Cosimo.

Alle Gewerbe entwickelten sich. Die Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, zu welcher letzteren das Rohmaterial noch immer hauptsächlich aus England und Deutschland geholt wurde, waren damals in Florenz in ihrer höchsten Entwickelung, und infolgedessen wuchs die Bevölkerung so stark, daß Lorenzo den Papst um die Erlaubnis bitten mußte, die in der Stadt gelegenen Klostergüter mit Häusern bebauen zu dürfen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller in Florenz rühmte: „Wir haben hier keine Überfälle, keine nächtlichen Ruhestörungen, keine Meuchelmorde. Jeder kann seinem Gewerbe bei Tag und Nacht ruhig nachgehen. Spione und Angeber kennt man hier nicht, denn es ist ein Grundsatz Lorenzos, daß es besser sei, allen zu vertrauen als wenigen.“ Den Auswärtigen schien für Florenz das goldene Zeitalter gekommen, und Lorenzo galt als der Begründer, die Stütze und der Mittelpunkt desselben. „Wenn mein Gemüt von dem Lärm des öffentlichen Lebens bedrückt ist“, schrieb er an Ficino, „und meine Ohren betäubt von dem Geschrei streitsüchtiger Bürger, wie wäre ich wohl im stande, diese ewige Aufregung zu ertragen, wenn ich nicht in den Wissenschaften eine Erholung fände?“ Und in demselben Sinne schrieb Pico von Mirandola von ihm: „So mächtig und vielseitig ist sein Genius, daß er jeder Aufgabe gewachsen scheint; aber was meine Bewunderung am meisten erregt, ist, daß seine Konversation und seine Gedanken sich selbst in Augenblicken, wo er vollauf mit Staatsangelegenheiten beschäftigt ist, literarischen Gegenständen zuwenden können, als ob er vollkommen Herr seiner Zeit wäre.“

Unter den literarischen Freunden des großen Mediceers stand Politiano, der in seiner Jugend den ermordeten Giuliano in einem Gedichte gefeiert hatte und seine ganze Ausbildung und Stellung der Familie Medici verdankte, Lorenzo stets am nächsten. Er wurde Domherr in Florenz und von seinem mächtigen Gönner mit der Aufsicht über dessen Bibliothek und Kunstsammlungen, sowie mit der Erziehung von Lorenzos Söhnen betraut. Er wohnte stets in dessen Palast und war in den Mußestunden sein unzertrennlicher Gesellschafter. „Von keinem unserer gelehrten Genossen“, so schildert Politiano seinen vornehmen Freund, „wird Lorenzo an Scharfsinn und klarer Urteilskraft übertroffen, noch steht er einem derselben nach in der Fähigkeit, seine Gedanken mit Leichtigkeit

und Eleganz auszudrücken. Die Beispiele der Geschichte sind ihm so vertraut, wie die Gäste an seinem Tische." Andere gelehrte Freunde waren Ficino, der Prinz Pico von Mirandola, einer der Edelsten unter den Gelehrten Italiens, Matteo Bosso, Superior des Klosters zu Fiesole, und andere. Auch Girolamo Savonarola, der berühmte Prediger und Reformator, wurde durch Lorenzo nach Florenz berufen.

Mit demselben Eifer förderte Lorenzo die Künste. Das Museum Florentinum, Cosimos Schöpfung, bereicherte er mit den wertvollsten Schätzen. „Er war ein so großer Freund aller Überbleibsel des Altertums", sagt von ihm Valori, „daß ihm nichts ein größeres Vergnügen gewährte." Diejenigen, welche ihn sich zu verpflichten wünschten, pflegten aus allen Teilen der Welt Medaillen, Münzen, Statuen, Büsten und was sonst den Stempel des Altertums trug und durch Kunst ausgezeichnet war, zu sammeln. Doch ließ er diese Schätze nicht tot liegen, sondern suchte sie als Hilfsmittel für die künstlerische Ausbildung seiner Landsleute zu verwerten. Seine am St. Marcuskloster gelegenen Gärten richtete er zu einer Akademie der Antike ein, füllte die dazu gehörigen Gebäude und Hallen mit seinen Sammlungen und betraute den Bildhauer Bertoldo mit der Aufsicht über dieselben.

Auch in seinem häuslichen Leben war Lorenzo glücklich und seines Glückes würdig. Die gegenseitige Achtung und Zuneigung zwischen ihm und seiner Gemahlin Clarice blieb stets ungestört und wurde erhöht durch die gleiche Sorge beider für die Ausbildung ihrer Kinder. Sie hatten drei Söhne und vier Töchter, welche alle ein reiferes Alter erreichten. Piero wurde am 15. Februar 1471, Giovanni am 11. Dezember 1475, Giuliano im Jahre 1478 geboren, alle drei gleich an geistiger Begabung, aber sehr ungleich in ihren Lebensschicksalen. Piero, der Nachfolger des Vaters, vernichtete die Stellung seiner Familie in Florenz und büßte dies mit Verbannung und Tod, Giovanni gewann als Papst Leo X. welthistorische Berühmtheit und Giuliano als Herzog von Nemours die nächste Verwandtschaft mit dem französischen Königshause.

Die öffentliche Tätigkeit und Stellung der Medici hatte nach und nach die Handels- und Vermögensverhältnisse derselben in Verwirrung gebracht und sie mit Schulden tief belastet. Als Lorenzo infolge des längeren Friedens mehr Muße gewann, war es seine erste Sorge, nach Möglichkeit wieder Ordnung herzustellen, da er sonst einen Konkurs hätte fürchten und mit seinem Vermögen auch seine ganze Stellung in Frage gestellt sehen müssen. Zu gleicher Zeit waren auch die öffentlichen Schulden

abzutragen, denn der Staatskredit und sein persönlicher waren jetzt unzertrennlich verbunden. Es gelang ihm, durch Sparsamkeit und Aufmerksamkeit die Einkünfte des blühenden und wohlhabenden Staates zu heben, ohne die Lasten der Bürger in drückender Weise zu mehren, so daß der Staat bald von diesen Schwierigkeiten befreit dastand. Zum Dank dafür wurde beschlossen, auch die Schulden Lorenzos als öffentliche zu betrachten und zu bezahlen. Aus dieser Gefahr erlöst, beschloß er, seine kaufmännischen Geschäfte abzuwickeln und das ihm noch gebliebene Vermögen in Grundbesitz anzulegen, da ihm dieser mehr Sicherheit bot als ein stets fremden Agenten anvertrautes Handelsvermögen. Damit trat aber diese Linie der Medici aus dem Handelsstande gänzlich heraus, während die zweite von dem Bruder des älteren Cosimo abstammende Linie noch ferner mit Vorsicht und zurückgezogen vom öffentlichen Leben ihre Handelsgeschäfte fortsetzte.

Lorenzo wandte jetzt seine vornehmste Sorge auf seine Villen und Landgüter. Sein liebster Aufenthalt war die Villa Ombra bei Poggio Cajano, wo er ein prächtiges Herrenhaus in fürstlichem Stil erbaute und auf die Besserung des Landes die höchste Sorgfalt verwendete. Er regulierte den Fluß, führte Teiche auf, richtete Wiesenberieselung ein und erbaute dazu einen großen Aquädukt. Diese Villa war damals weit berühmt wegen ihrer Pracht und musterhaften Einrichtung, wie durch die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Feldbaues und der Viehzucht. In derselben Weise war die Villa von Careggi eingerichtet, während die Villa Fiesole infolge der größeren Nähe an Florenz und seiner schattigen Umgebungen der eigentliche Vereinigungspunkt seiner literarischen Freunde wurde. Außerdem besaß Lorenzo beträchtliche Besitzungen bei Caffagiolo, Agnana, Volterra und an anderen Orten Toscanas, und überall galten seine Landgüter als Musterwirtschaften.

Auch durch Verheiratung suchte er die Stellung seiner Familie zu festigen. Seinen Sohn Giovanni und seinen Neffen Giuliano, den unehelichen Sohn seines ermordeten Bruders, widmete er der Kirche. Beide bestiegen den päpstlichen Stuhl, Giovanni wie schon erwähnt als Leo X., Giuliano als Clemens VII. zum Unglück für Italien und Florenz. Lorenzos Sohn und Erbe Piero endlich verheiratete sich mit Clarice Orsini aus dem mächtigsten römischen Grafenhause. Lorenzos Tage waren gezählt. Von Jugend auf litt er an einem gichtischen Übel, das mit zunehmendem Alter heftiger und schmerzhafter wurde und nur durch den häufigen Gebrauch warmer Bäder sich etwas milderte, ihn aber immer mehr zwang,

sich von den Geschäften des Staates in die Stille des Landes zurückzuziehen. Im Jahre 1492 befiel ihn diese Krankheit mit verstärkter Heftigkeit. Ein schleichendes Fieber gesellte sich hinzu und machte seinem Leben trotz der Sorgfalt der berühmtesten Ärzte ein schnelles Ende. Lorenzo, des nahenden Todes bewußt, bereitete sich mit frommer Ergebenheit vor und ließ seinen Sohn Piero vor sein Krankenlager kommen, um ihm seine letzten Mahnungen und Lehren zu erteilen; dann suchte er den letzten Trost in den Gesprächen mit seinen Freunden Politiano und Pico. Auch Savonarola drängte sich noch zu dem Todkranken, der mit Milde und Klarheit dem Heftigen Rede stand und ihn beim Abschied um den Segen bat. Dann entschlief er ruhig, mit dem Kruzifix an den Lippen, am 3. August 1792.

Lorenzos Tod versetzte die ganze Stadt in Bestürzung. Das abergläubische Volk sah, wie in den Zeiten des Altertums, Zeichen und Wunder in der Stunde seines Verscheidens. Seine Leiche wurde nach Florenz gebracht und ohne Prunk und Denkmal, wie er angeordnet hatte, doch unter den Wehklagen der gesamten Bevölkerung beigesetzt. Ganz Italien nahm teil an dem Hingang eines so großen und edlen Menschen; viele Fürsten Europas sandten Beileidsschreiben.

Mit Lorenzo schied der letzte Mediceer, der neben dem Politiker noch Kaufmann im höheren Sinne war und deshalb in diesen Lebensbildern einen Platz verdient. Noch zwei Jahrhunderte hindurch haben einzelne Mitglieder der Mediceer sich auf dem politischen Felde hervorgetan, Feldherrn und Herzöge, Kardinäle und Päpste sind aus diesem einfachen Kaufmannsgeschlecht hervorgegangen, aber ihr Leben und ihre Taten gehören in dieses Buch wirtschaftlich hervorragender Charakterköpfe nicht mehr hinein.



Augsburg.
Nach einem Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert.

Die Welser und Fugger in Augsburg.

Zwei deutsche Handelshäuser der Reformationszeit.

1. Aus der Blütezeit des alten Augsburg.

Unter den oberdeutschen Städten, welche im Mittelalter den Handel zwischen Nord- und Südeuropa über die Alpen hinweg vermittelten und zuerst über Italien und Frankreich die Waren des Mittelmeeres und des Orients heranzogen, nimmt Augsburg neben Nürnberg die erste Stelle ein. Und in dieser seiner Bedeutung wußte es sich auch noch zu erhalten, als es später galt, die transatlantischen Warenströmungen auf den neu entdeckten Seewegen in das deutsche Reich und in die nordischen und östlichen Länder unseres Erdteiles zu leiten. Die Kaufleute beider Städte waren auf dem Wege über Venedig, Genua und Marseille so heimisch im Orient geworden, wie sie später über Antwerpen und Lissabon den Zutritt zur Neuen Welt fanden und in direkte Verbindung mit Indien zu treten wußten. Namen, wie die der Behaim und Welser, sind in die Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der fernsten Erdteile unzertrennlich verflochten. Aber vor Nürnberg, dem Hochsitz deutschen Gewerbfleißes und dem Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst war die alte Augusta Vindelicorum, die die Römer im Kreuzungspunkte der von den Alpen herabsteigenden Wege gründeten, durch ihre Lage in handelspolitischer Beziehung weit bevorzugt. Die Bauart Augsburgs läßt die lebhaften Wechselbeziehungen, die im Mittelalter zwischen Italien und Süddeutschland bestanden, noch heute vielfach erkennen, und mit „Augsburger Pracht“ konnten wenige deutsche Städte wetteifern. Noch

zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren, nach Riehl, die Straßen der Stadt anzuschauen wie ein großes Bilderbuch, dessen Blätter die mit Fresken bedeckten Häuserwände waren. „Jetzt nimmt sich dieses Buch förmlich aus, wie eine Fibel, die unter die Hände allzu bildungsbegieriger Kinder geraten ist; die eine Hälfte der Bilder ist herausgerissen, die andere zerfetzt. Aber trotzdem kann man aus diesen zerstückten Blättern noch immer eine Bilderchronik des inneren Volkslebens der alten Reichsstadt zusammensetzen, die klarer belehrt und anschaulicher als die meisten gedruckten Geschichtswerke. Ich selber habe jahrelang die vielen Straßengemälde betrachtet und wieder betrachtet und Augsburgische Geschichte daraus gelernt, bevor mir irgend eine andere Chronik der Stadt in die Hände gekommen war."

Unter Rudolf von Habsburg trat Augsburg im Jahre 1276 in die Reihe der freien Reichsstädte, und schon damals wohnten in seinen Mauern einzelne der Geschlechter, die noch mehrere Jahrhunderte später in Glanz und Ehre standen und Einfluß auf die Geschicke der Stadt, ja des Landes hatten. So war bereits 1196 ein Bartholomäus Welser Bürgermeister von Augsburg, und aus dem Jahre 1074 wird der Tod eines seiner Vorfahren berichtet, des Oktavian Welser, der in den Diensten Kaiser Heinrichs IV. Kriegshauptmann war. Nach Bartholomäus wurde sein Sohn Konrad Bürgermeister, und 1245 wird ein Heinrich Welser als Stadtpfleger von Augsburg urkundlich genannt. Mit fester Hand lenkten diese und andere Geschlechter das Schiff der Augsburger Wohlfahrt durch die unruhigen Zeiten des Mittelalters, und auch die zeitweiligen inneren Kämpfe und Stürme, die auch dieser Stadt nicht erspart blieben, ließen die äußere Macht Augsburgs unangetastet. Ja es gewann nur an Stärke und gelangte zum Gipfel seiner Blüte, als im 14. Jahrhundert das bisherige ausschließliche Stadtregiment der Patrizier einer freieren gemischten Verwaltung weichen mußte, und es steigerte sich von da ab Ansehen und Wohlstand der Stadt, trotz vielfacher Kämpfe unter den verschiedenen Parteiungen der Einwohnerschaft, gegen die Bischöfe und die bayerischen Herzöge. Unter Maximilian I., den König Ludwig XII. von Frankreich wegen des Kaisers Vorliebe für die hochansehnliche Stadt nur den „Bürgermeister von Augsburg" nannte, zählte die freie Reichsstadt nicht weniger als 80000 Einwohner. Schwerere Kämpfe und tiefe Spaltungen rief die Reformation hervor, aber auch aus ihnen wußte sich das gesunde Bürgertum, wenn auch dem äußeren Frieden zeitweise enorme materielle Opfer gebracht werden mußten, wieder zu erheben und zu festigen.

Zu der glücklichen Lage von Augsburg traten noch manche andere begünstigende Umstände, wie z. B. im 15. und 16. Jahrhundert die häufigen Reichstage mit ihren zahlreichen und glänzenden Fürstenversammlungen. Sie machten es möglich, daß die augsburgischen Handelsfamilien und Gesellschaften fast die ganze Welt mit ihren Beziehungen umspannen und einen enormen Warenhandel betreiben konnten, bei dessen Gesamtbetrag die belangreichen eigenen Erzeugnisse Augsburgs und seiner Umgebung bald nur noch den kleineren Teil ausmachten. Die überalpischen und überseeischen Warenströmungen bildeten, wenigstens eine Zeit lang, ein gewinnreiches Monopol der deutschen Handelsmetropole. Die Kaufleute Augsburgs verstanden es sehr wohl, die Gunst der Umstände zu benutzen, und gar bald waren sie an den hervorragendsten Gewerbszweigen des nordöstlichen Teiles von Europa, insbesondere am Bergbau in Tirol, Bayern, Österreich, Sachsen, Böhmen und Ungarn, beteiligt. Immer aber blieb das hoch ausgebildete Webereigewerbe, durch dessen vorzügliche Leistungen die ganze schwäbische Umgegend weit und breit berühmt war, die Grundlage der Handelsgröße Augsburgs. Im 15. Jahrhundert waren in einem Teile der Stadt schnurrende Weberschiffchen vom Morgen bis zum späten Abend in Bewegung. 700 Webermeister gaben Tausenden fleißiger Hände Beschäftigung und eine große Anzahl von ihnen unterhielten jahraus, jahrein Hunderte von Arbeitern.

Das war eine goldene, lebensfreudige Zeit, als Deutschlands „letzter Ritter“, Kaiser Maximilian I. zuerst im Jahre 1496 und später oftmals wiederkehrend, in Augsburg zu Besuch weilte, und einerseits den Großkaufleuten Gelegenheit gab, ihre leicht erworbenen Schätze vor Fürsten und Grafen rollen zu lassen, andererseits aber auch dem Kunst- und Gewerbfleiß der Bürger reiche Nahrung bot. Wohnte doch in Augsburgs Mauern Kaiser Maxens gelehrter Freund, der Syndikus und kaiserliche Rat Konrad Peutinger, dessen Schriften zu den gelehrtesten Denkmalen der Altertumskunde in Deutschland gehörten. Peutingers Haus in Augsburg, gefüllt mit Sammlungen und seltenen Schriften, war der Mittelpunkt des gelehrten Lebens der Stadt und wird auch den Kaiser mehr als einmal als Gast gesehen haben. War ihm doch der Augsburger Humanist nicht nur ein Freund und politischer sowie künstlerischer Ratgeber, sondern auch sein treuer Vermittler mit dem Kunsthandwerk der Reichsstadt, dem Max manchen schönen Auftrag zuwendete. In Augsburg wurden Maximilians romantische Werke, der „Teuerdank“ und „Weiß-

kunig", illustriert, deren Held der Kaiser selber war, und wir können uns den feurigen, für alles Hohe und Schöne leicht begeisterten Herrn in Peutingers Bibliothek in mancher tiefen Beratung mit dem ernsten und sachkundigen, wenn auch gleich an Jahren etwas jüngeren Freunde vorstellen. Lebten doch in Augsburg bedeutende Künstler, wie Burgkmair, Hans Sebald, die Schüler Albrecht Dürers, und andere, in der Holzschneidekunst wohlbewanderte Meister. Weniger angenehm dürften dem kaiserlichen Rat die Aufträge seines Herrn gewesen sein, wenn es sich darum handelte, Geld zu schaffen, an dem es Maximilian, wie allen Herrschern seiner Zeit, fast immer mangelte. Aber Peutinger war unter den Geschlechtern Augsburgs ein angesehener Mann und seiner Vermittelung werden auch wohl diese Geschäfte meist gelungen sein. War es doch unter den reichen Kaufherren der oberdeutschen Handelsmetropole längst üblich geworden, einen Teil der verfügbaren Gelder dem Handel zu entziehen und auf Zinsen auszuleihen. Noch war freilich das Zeitalter nicht angebrochen, das die augsburgischen Kaufherren, vor allem die Fugger und die Welser, zu Beherrschern des europäischen Geldmarktes machen sollte, von deren Belieben oftmals Krieg und Frieden abhing, ja deren Gunst und Ungunst selbst über Kaiserkronen zu verfügen hatte.

Aber nur vorübergehend ließen der Kaiser und seine Gäste sich den Aufenthalt in Augsburgs gastlichen Mauern durch geschäftliche Sorgen trüben. Lieber beteiligten sie sich mit den Geschlechtern der Reichsstadt an Spiel, Tanz und ritterlichen Lustbarkeiten, deren es bei solchen Gelegenheiten gar mannigfache gab, und von denen man nach einem Besuche des Kaisers wohl noch an manchem Kaminfeuer den langen Winter hindurch erzählte. So von dem Sonnenwendfeuer, das Philipp, Marens Sohn, auf dem Fronhof 30 Meter hoch auftürmen ließ und am Abend des St. Johannistages Anno 1496 abbrannte. Als abends alle Frauen und Jungfrauen der Patrizierfamilien von Augsburg um den riesigen Holzstoß versammelt waren, gab der Prinz einem der schönsten Fräulein die Fackel in die Hand, hieß sie das Sonnenwendfeuer anzünden und machte selbst unter dem Schall der Trompeten den ersten Tanz mit ihr um den brennenden Holzstoß. Sein Vater war Zeit seines Lebens ein zu großer Verehrer der Schönheit und der Freude, als daß er nicht bei solchen Gelegenheiten der Fröhlichste unter den Fröhlichen gewesen wäre. So war er denn auch, es war sogar 15 Jahre später, schuld daran, daß mit dem alten Brauche, die Damen bei Festlichkeiten nur ziemlich tief verschleiert teilnehmen zu lassen, gebrochen wurde. Der alte Kaiser sah

gern ein schönes Antlitz und ließ den Frauen und Fräulein durch seinen Freund, den Kardinal Matthäus Lang, nahe legen, beim Tanz unverschleiert zu erscheinen. Wie schmeichelhaft nun dieser Wunsch den schönen Augsburgerinnen sein mußte, so verstieß er doch hart gegen alles alte Herkommen. Eine große Beratung wurde in Gegenwart der Bürgermeister abgehalten, ob man den Wünschen des liebenswürdigen hohen Herrn ohne Verletzung der Sitte nachkommen dürfe, und das Ergebnis des geheimen Konsiliums fiel günstig für den Kaiser — ohne Zweifel auch für die Damen aus. Denn unter den Geheimnissen, die Kaiser Max am Abend beim großen Festessen bei Jakob Fugger, von wo er sich zum Tanz bei den Patriziern begeben sollte, mit seinem getreuen Rat Peutinger lächelnd austauschte, war auch die große Neuigkeit, daß die Schönheit und Jugend von Augsburg heute ohne Schleier zum Tanz kommen würde. Der Kaiser hatte am selben Tage — es war bei Gelegenheit des Augsburger Reichstags von 1510 — mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen auf dem Weinmarkte ein scharfes Turnier ausgefochten und dabei gezeigt, daß seine 51 Jahre ihm noch nichts von seiner alten Elastizität und Kraft genommen hatten.

Es gehört zur Charakteristik der stolzen Augsburger Patriziergeschlechter, daß sie noch in dieser Zeit, als die im 14. Jahrhundert vom Lechfelde hereingezogenen Fugger bereits dem Gipfel ihrer Macht sich näherten, als Jakob Fugger, der gewaltige Handelsherr und der reichste Mann im heiligen römischen Reiche, den Kaiser bei sich zu Gast hatte und von ihm in einer noch nicht erlebten Weise geehrt wurde, weit entfernt blieben, dieser mächtigen Familie die Rechte der Geschlechter einzuräumen. „Jakob Fugger — sagt Ehrenberg in seiner vortrefflichen Studie: Große Vermögen — der reichste Deutsche seiner Zeit, stand in Augsburg dem Range nach jedem Patrizier nach, und diese ließen es ihn gelegentlich fühlen. Zwar ließen sie es sich gefallen, daß er ihnen „viele schöne Mummereien, Schlittenpartien und Tänze“ gab. Aber als er ihnen anbot, das Haus ihrer Herrentrinkstube neu zu erbauen, wenn sie ihm gestatteten, das Fuggersche Wappen daran anbringen zu lassen, lehnten sie diesen charakteristischen Vorschlag ab.“

Zum letztenmal war Kaiser Max im Jahre 1518 in der ihm so teuren Stadt, wiederum gelegentlich eines Reichstages, auf dem es so stürmisch herging, daß man schon das Nahen der großen Erhebung der Geister zu spüren meinen konnte, die eben von Wittenberg ausgegangen war, und deren Urheber bereits nach Augsburg unterwegs war, um dem

ihm vom Papste auferlegten Verhör durch den Kardinallegaten Cajetan sich zu unterwerfen. Maximilian hatte gelegentlich dieses Reichstags auch die Hochzeit seiner Nichte Susanna, Prinzessin von Bayern, mit dem Markgrafen Kasimir von Brandenburg angesetzt, und die alte Reichsstadt hatte wohl selten größeres Festgepränge erlebt, als bei dieser Gelegenheit. Am 24. August fuhr die Braut mit ihren Brüdern und einem Gefolge von 300 Pferden in Augsburg ein. Der Kaiser, der ihr bis an die Wertachbrücke entgegengefahren war, hob die Reichgeschmückte in seinen Prachtwagen, vor welchem der Reichsmarschall mit seinen Edelknaben herritten und den 150 Trabanten begleiteten. Im Gefolge des Kaisers war der fürstliche Bräutigam, und es wurde alsbald in der Ulrichskirche durch den Kardinal-Erzbischof von Mainz die Trauung vollzogen. In der Wohnung des Burgemeisters Ulrich Arzt, am Rindermarkte, war die Brautherberge bereitet und wurde das Festmahl gefeiert, während der Kaiser diesmal nicht sein gewöhnliches Absteigequartier, das schöne Haus Jakob Fuggers am Weinmarkt, sondern die bischöfliche Pfalz gewählt hatte. Dagegen weilte er mit den fürstlichen Gästen am nächsten Tage nach dem Gottesdienst im Dom bei Fugger, um einem Scharfrennen zuzusehen, bei dem sich der ritterliche Bräutigam, der Herzog von Bayern, ein Graf von Henneberg und andere hohe Gäste gegenseitig tapfer aus dem Sattel hoben.

Das und viele andere Gelegenheiten bildeten die Festtage der guten Stadt Augsburg, in der man jederzeit der schönen Regel folgte „saure Wochen, frohe Feste“, ohne allerdings die erste Hälfte des Spruches zu vernachlässigen. Denn gearbeitet wurde in Augsburg, redlich und mit Erfolg. Man kann sich die oberdeutsche Kaufmannschaft und ihr Ringen, zuerst um die Existenz gegenüber den italienischen und hanseatischen Großhändlern, dann aber, als diese errungen und sichergestellt war, um die Macht, in und kurz vor dem Zeitalter der Reformation nicht großartig genug vorstellen. Unerhörte Anstrengungen wurden von Süden und Norden gemacht, um die Handelswege, die Sicherheit und Schnelligkeit, das Geld- und Kreditwesen, den Nachrichtenaustausch auf die Höhe zu bringen, die dem Umfang des Handels zwischen den Mittelmeerländern und dem nördlichen und westlichen Europa entsprach. Und alles, was in diesen Hinsichten geschehen konnte und mußte, ging aus der eigenen Kraft des Handels hervor. Die Fürsten und Kaiser des Mittelalters taten für den Verkehr soviel wie nichts, die Kaufleute und Handelsstädte, wie Mailand, Genua, Venedig, Konstanz, Ulm, Memmingen, später Nürnberg,



Straße in Augsburg im 16. Jahrhundert.
Nach einem Karton von Prof. Josef von Kramer, im Maximiliansmuseum zu Augsburg.

Augsburg und andere, alles. Schulte, der eingehende Beherrscher des mittelalterlichen Lebens und Handels, erzählt davon ausführlich.*) Die früher gebauten Alpenstraßen wurden unablässig gebessert und gesichert, Fähren wurden über die Flüsse, Brücken über die Bäche geschlagen, auf den Bergen erhoben sich Hospize, die die offene Hand der Kaufleute unterhielt, an den Landstraßen „Susten", d. i. große Speicher, um die Waren zu lagern. Die Gastfreundschaft unter den Handelsgeschlechtern der verschiedenen Städte und Länder war unbeschränkt, aber jetzt kam dazu die Gründung eigener Kaufhäuser und Niederlagen für auswärtige Geschäftsfreunde, der italienischen Fondacos für die deutschen, der deutschen Verkaufshallen für italienische Handelsherren. Venedig war in dieser Beziehung, wie in vielen anderen, vorangegangen. Mit unvergleichlicher Geschicklichkeit hatte die Königin der Adria im Laufe des 14. Jahrhunderts den Handel zwischen Morgen- und Abendland sozusagen monopolisiert, wenn sich auch ihre Überlegenheit, wie alle Handelsvorrechte jener schnell lebenden Zeit, bald wieder an der Energie anderer nachdrängender Handelsemporien brach. Fast alle Söhne bedeutender deutscher Kaufmannsgeschlechter wurden zeitweise nach Venedig gesandt, um hier, an der Hochschule des mittelalterlichen Handels, zu lernen und zu reifen. Hier hatte auch die deutsche Kaufmannschaft ihr erstes italienisches Haus, den Fondaco dei Tedeschi, das nicht nur ihre aus dem italienischen Levantehandel eingetauschten Waren aufnahm, sondern auch sie selber zeitweilig beherbergte, durch welches die Zölle an Venedig entrichtet wurden und dessen Betrieb seinen Unternehmern bis 100 Dukaten täglich eingebracht haben soll zu einer Zeit (1472), wo der Handelsumsatz deutscher Kaufleute mit Venedig auf eine Million Dukaten im Jahre geschätzt wurde. Allerdings ihre freien Herren waren die Deutschen in Venedig nicht, die Republik behielt sich den ganzen Zwischenhandel mit dem Orient unbedingt vor, und das Meer, das die deutschen Handelsherren von den Fenstern ihres Fondaco um die Lagunen branden sahen, war ihrem eigenen Unternehmungsgeist streng verschlossen.

Viel weitherziger erwies sich Genua gegenüber den Wünschen der rasch an Macht und Einfluß wachsenden deutschen Kaufmannschaft. Immer aufs neue gab es ihren Ansprüchen, diesen oder jenen Tarif zu ermäßigen, nach und krönte schließlich sein Entgegenkommen dadurch, daß es ebenso

*) „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig." Leipzig 1900.

wie Venedig den Deutschen einen Fondaco zur Verfügung stellte, der aber nicht wie das Kaufhaus der Lagunenstadt halb Kaserne, halb staatlich beaufsichtigtes Gefängnis war, sondern fast einem Klubhause der fremden Handelsherren glich. Diese strömten auch aus allen deutschen Städten von Bedeutung nach Genua, sei es wegen der Seiden-, Brokat- und Atlasindustrie, die hier ihren Hauptsitz hatte, sei es, um von Genua aus nach Spanien oder ins Adriatische Meer zu segeln oder gar selber größere Orientfahrten, die ihnen von Venedig aus versagt waren, unter genuesischer Flagge zu machen. Auch mit Mailand standen sie in engem Verkehr, dessen Sammet-, Seide- und Metallindustrie im späteren Mittelalter Weltruf besaß und dessen Patrizierhäuser mit vielen deutschen Geschlechtern nicht nur befreundet, sondern sogar verschwägert waren.

Solche Reisen zu machen, Beziehungen anzuknüpfen und zu unterhalten, günstige Konjunkturen zu erspähen und auszunutzen, erwiesen sich die Kräfte und Fähigkeiten der einzelnen Handelsherren bald nicht mehr ausreichend. „Wie wollte der Kaufmann, der in England oder auf den Messen der Champagne Wolle kaufte, in seiner Heimatstadt die Verarbeitung des im Vorjahre erworbenen Rohstoffes überwachen oder gar im Orient noch den Verkauf der fertigen Ware leiten? Jeder Landtransport heischte seine Begleitung. So trat an ihn die Forderung heran, zu gleicher Zeit an mehreren Orten selbst disponieren zu können, und das wurde durch die Gesellschaften ermöglicht, deren jedes Mitglied das Recht hatte, die Firma rechtsverbindlich zu vertreten. Eine solche Gesellschaft konnte die Lage des Weltmarktes übersehen, der Briefwechsel zwischen den einzelnen Genossen war sehr rege, ja aus Siena ist schon von 1265 ein förmlicher Kursbericht erhalten, den ein Genosse seiner Firma von einer Messe in der Champagne heimsandte.“ (Aloys Schulte.)

In Deutschland finden wir 1205 zum erstenmal eine Handelsgesellschaft, und zwar in Köln, erwähnt, in den Städten der Hansa sind sie vielleicht schon früher anzutreffen, das Augsburger Stadtbuch tut ihrer 1276 Erwähnung. Zuerst und in den meisten Fällen taten sich zu diesem Behufe Familienmitglieder zusammen, und die Geschichte zeigt, daß Erfolg und Bestand denjenigen Gesellschaften am längsten treu blieben, die wie die Fugger, streng an dem Prinzip der Familiengemeinschaft mit Ausschluß Fremder festhielten. Andererseits führte die häufige Verschwägerung bedeutender Kaufmannsgeschlechter, selbst verschiedener Städte, aber auch das Geldbedürfnis bei größeren Aufgaben, die die Kräfte einer einzelnen Familie überstiegen, leicht dazu, verwandte oder fremde Geschlechter

in eine große Handelsgesellschaft zusammenzufassen. Eine der ersten und lange Zeit die größte dieser deutschen Gesellschaften mag hier um so mehr Erwähnung finden, als sie die direkte Vorläuferin der großen Welserschen Gesellschaft war. Es ist die magna societas Alamannorum mit dem Hauptsitz in Ravensburg, die im 15. Jahrhundert den Handel zwischen Italien und Deutschland am meisten beeinflußt hat. Die Muntprats, das reichste Patriziergeschlecht von Konstanz, die mächtigen Humpiß und die wanderlustigen Mötteli von Ravensburg, Ulmer, Memminger und wohl auch einzelne Augsburger Geschlechter ließen einen Teil ihres Geldes in den Unternehmungen dieser großen Gesellschaft arbeiten, deren Faktoren wir auf allen Messen und in allen italienischen Hauptplätzen des 15. Jahrhunderts finden. Auch mit dem Bergbau versuchten sie es, ohne Erfolg, unter allerlei ärgerlichen Händeln gaben sie die Goldbergwerke von Reichenstein in Schlesien bald wieder ab, die erst in den festen Händen der Fugger zu Ehren und Gewinn gediehen. Es waren nicht allein die Vorzüge des ungebundenen Handels und Verkehrs, es war auch die größere politische Macht, die die Gesellschaft eine Zeit hindurch übermächtig — man kann wohl ruhig hinzusetzen auch übermütig machten, man war in der Geschäftsführung niemals engherzig oder sentimental, wenn es galt zu gewinnen. Eine der bedenklichsten Schmuggelgeschichten des Mittelalters, von der Schulte berichtet, leistete die Ravensburger Gesellschaft gegenüber einer Regierung, von der gerade sie alle denkbaren Gunstbezeugungen erfahren hatte. Im Mai 1497 erschienen am Zoll von Mailand zwei Wagen mit Zinn, die nach Genua bestimmt waren und ordnungsmäßig verzollt wurden. Sie waren bereits abgefertigt, als der Verdacht entstand, daß unter dem Zinn Silber verborgen sei. Bei einer Osteria wurden die Wagen eingeholt und angehalten, die Zollwächter sandten zum Agenten der deutschen Gesellschaft und öffneten die Ballen, da er nicht kam, schließlich in Gegenwart seines Hauswirts. In dem Zinn lag für beinahe 4000 Rh. Gulden Plattensilber. Die Zollersparnis von ein paar Gulden war eigentlich kein Grund für den Unterschleif, und die Gesellschaft erklärte denn auch, nur die Unsicherheit des Transports hätte den Agenten zu der falschen Angabe verleitet. Gleichviel, dem Gesetze nach war nicht nur das Silber, sondern auch das Zugvieh verfallen, und der Herzog Lodovico hatte nicht den mindesten Grund, von seinem Rechte abzugehen, ja er konnte es, um nicht parteiisch zu erscheinen, kaum. Natürlich setzten die Alamannen Himmel und Hölle in Bewegung, und was ihrem Bitten, Drohen und Pochen auf die Huld des Kaisers

nicht gelang, setzte der politische Einfluß der einzelnen Mitglieder im stillen durch, sie bekamen innerhalb zwei Jahren ihr Geld wieder. Immerhin war es ein bedenklicher Fall, und man braucht nicht anzunehmen, daß es der einzige seiner Art war.

Daß Augsburg am Welthandel verhältnismäßig früh seinen Anteil nahm, wird dadurch bewiesen, daß es zu den wenigen deutschen Städten gehört, die wir bereits auf den frühesten, dem europäischen Warenaustausch dienenden Märkten, den Messen der Champagne nämlich, vertreten finden. Von der Mitte des 12. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts waren diese Messen, abwechselnd in Troyes, Bar, Provins und Lagny abgehalten und durch eine verständige Neutralitätspolitik der Grafen der Champagne begünstigt, der Mittelpunkt des Waren- und Geldverkehrs. Hier trafen sich die englischen Wollvorräte mit dem italienischen Geldbeutel, hier die Seidenwaren und Spezereien Genuas und Venedigs mit der Nachfrage der rheinischen und niederländischen Händler. Hier treffen wir im Laufe des 13. Jahrhunderts außer Straßburger und Konstanzer Kaufleuten auch solche aus Augsburg an, und wie auf diesen Messen schon damals das Silber von Freiburg gehandelt wurde, dessen Erlös die Mittel zum Bau des gewaltigen Münsters gewährte, so werden die Augsburger Händler die Eisen- und Stahlwaren ihrer gewerbfleißigen Vaterstadt, ihre Kupfergeräte, ihre guten Waffen und Rüstungen an die Seine und Aube zum Verkauf gebracht haben. Aber nur vorübergehend konnten die Champagner Messen für den Augsburger Handel eine größere Rolle spielen, besonders in derjenigen Zeit, als der italienische Handel durch den Mangel guter Päſſe im Zentralalpengebiet veranlaßt wurde, sich des Simplon, des großen S. Bernhard und anderer Westpässe zu bedienen und anstatt des Rhein- und Donaugebiets das der Rhône aufzusuchen. Das wurde aber erheblich anders, als etwa ums Jahr 1225 durch eine kühne Tat auf dem Gebiet der Technik der Gotthard dem internationalen Verkehr geöffnet wurde und damit der kürzeste Weg, der zwischen Mailand und Genua einerseits, den Städten Schwabens und des Oberrheins andererseits möglich war. Im Gotthardgebiete war es nicht, wie bei den meisten anderen Alpenpässen, die Unzugänglichkeit der Hochregion, die die frühere Benutzung verhindert hatte, sondern allein die Unpassierbarkeit des engen Reußtals zwischen der heutigen Teufelsbrücke und dem oberen, fast ebenen Talboden bei Urseren. Wo heute das Urner Loch den Übergang aus einer düsteren, einst unzugänglichen Felsenkluft zu den grünen Alpenmatten von Urseren

bildet, war bis dahin jede Passage an den Seiten der schäumenden Reuß unmöglich, die sich zwischen steilen, himmelhohen Felswänden in großen Sätzen ihren Weg zur Tiefe bahnte. Hier wurde an Ketten und eisernen Klammern die „stiebende Brücke“ in den Schaum des Wildbaches gehängt, und alsbald rückte der Weg über den Gotthard in die erste Reihe der Alpenübergänge.

Wieviel diese Tat, wieviel die erst 250 Jahre später vollzogene Wegbarmachung der Via mala als Zugang zum Splügen und Bernhardin zum direkten Verkehr zwischen Deutschland und Oberitalien beigetragen hat, ist bisher noch nicht ermittelt. Wir wissen nur, daß derselbe seit dem 13. Jahrhundert rasch an Umfang gewann und im 15. und 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, an welchem eben die Stadt und die Geschlechter, die uns hier in erster Linie interessieren, den hervorragendsten Anteil hatten. Weit älter als die Fugger und verhältnismäßig mehr als sie an dem eigentlichen Warenhandel des Spätmittelalters beteiligt, sollen uns die Welser zuerst beschäftigen.

2. Das Haus Welser.

Unter den alten Patriziergeschlechtern der freien Reichsstadt Augsburg sehen wir die Welser schon in frühen Jahren unter den Angesehensten. Was es mit diesen Patrizier- und Geschlechterfamilien der Städte des Mittelalters eigentlich auf sich hatte, ist von W. Sombart*) in seinem fundamentalen Werk über die Entstehung der ersten Kapitalanhäufungen wohl am lichtvollsten und überzeugendsten dargestellt worden. Ob es sich um eine fürstliche, königliche oder bischöfliche Ansiedlung einer Anzahl von Dienstmannen, ob es sich um den selbständigen Zusammenschluß einer Handvoll Bauern hinter einer festen Mauer zum Schutz gegen Wegelagerer und Buschklepper handelte, stets war es eine ganz beschränkte Zahl von Markgenossen, die zuerst ein ummauertes Gemeinwesen gründeten. Unter ihnen gab es von Anfang an nur eine glatte Teilung des Bodens, sowohl innerhalb der Mauern als vor den Toren, mit Ausnahme der gemeinsam benutzten Allmende oder Nutzungsfläche an Wald, Feld und Wiesen außerhalb der Stadt. Jede Rute Bodens in und vor den Mauern gehörte demnach ihnen, und es war soviel, daß sie es oft genug durch halbfreie Pächter oder Kolonen bestellen lassen mußten. Jeder, der nach ihnen kam, mußte ihnen tributpflichtig werden,

*) Werner Sombart: „Der moderne Kapitalismus“, 2 Bde. Leipzig 1902.

gleichviel ob er Ackerbürger, Handwerker, Händler oder was immer war, denn es gab keinen Fußbreit Boden für ihn außer dem ihren, den er kaufen oder pachten mußte. So sammelte sich, nach Sombarts unwiderleglichen Zeugnissen und Schlüssen, der Grundstock des Vermögens in den Händen der ältesten Familien einer Stadt, die über die später Zuziehenden eben sowohl das Alter ihres Geschlechts als die Macht ihres Besitzes geltend machen konnten. Wie gut ihnen dies mehrere Jahrhunderte hindurch gelungen ist, beweist das ausschließliche Regiment der Geschlechter in allen Gemeinwesen des Mittelalters, das fast überall nur durch blutige Aufstände und Kämpfe zugunsten einer Mitregierung der Zünfte gebrochen werden konnte.

Es waren dieser Patrizierfamilien niemals viele, in Augsburg zählte man um 1380 ihrer etwa 50, und damals mochten schon viele vornehme Familien des Landadels dazugekommen sein, die mit der zunehmenden Blüte der Städte immer häufiger ihre Mauern aufsuchten und als gleichberechtigt gern anerkannt wurden. Hatten sie doch gegen den Besitz der Bürger ihre ausgedehnten Güter in die Wagschale zu werfen, die schon damals von einzelnen reichen Patrizierfamilien gern in den Kauf genommen wurden. Es fehlte nämlich den Geschlechtern beim allmählichen Steigen der Grundrente aus ihren angestammten Liegenschaften wohl häufig an einer passenden Gelegenheit, ihr angesammeltes Kapital sicher und doch nutzbringend anzulegen. Eine Industrie gab es noch nicht, die Handwerke lagen bei den Zünften, die der Patrizier noch sehr von oben herab betrachtete, der Handel aber, bis ins 13. Jahrhundert wenigstens, war in den Händen der Juden und Friesen und galt auch dann, als christliche Händler ihnen allmählich eine erfolgreiche Konkurrenz machten, noch lange Zeit für kein der Patrizier würdiges Gewerbe. Ja als die christlichen Kaufleute schon längst begonnen hatten, sich zur besseren Ausnutzung der Verhältnisse zusammenzuschließen, sehen wir erst nach und nach einzelne Geschlechter im Handel Deutschlands, vornehmlich mit Italien auftauchen.

Für Augsburg ist das seit 1368 festgestellt, aber erst im nächsten Jahrhundert finden wir das Geschlecht der Welser in diesem Zweige tätig, dann freilich bereits mit einem wohlgefestigten Ruf, der darauf schließen läßt, daß sie wahrscheinlich unter den ersten waren, die ihr Vermögen an Handelsunternehmungen in größerem Stil wagten. Nur die Karg und Volkwein werden unter den frühesten Augsburger Patriziern noch vor den Welsern als „Handlung" treibend erwähnt.

Im 14. und 15. Jahrhundert verbanden sich die Welser vielfach durch Heiraten mit anderen Augsburger Patrizierfamilien, so mit den Langenmantel, Gossenbrot, Rehlinger, Eggenberger und anderen. Auch mit auswärtigen Familien finden wir sie sowohl verwandt als vielfach durch größere Unternehmungen verbunden. Abweichend von vielen anderen Großkaufleuten ihres Zeitalters, pflegten die Welser, auch nachdem das Bankgeschäft und die Industrie bereits lohnend geworden waren, doch in erster Linie den eigentlichen Handel weiter, wenn sie sich auch anderen und größeren Unternehmungen, besonders der Pflege des Bergbaues, nicht entzogen, sobald sich dazu günstige Gelegenheit bot. Bei der Rechtsunsicherheit auch des späteren Mittelalters war der Zwischenhandel ein zwar weniger einträgliches, aber auch mehr Garantien bietendes Geschäft, als das Ausleihen von Kapitalien, das in günstigen Fällen zwar schnell zu großem Reichtum führte, wenn es fehlschlug, aber auch ebenso rasch die Früchte früherer Anstrengungen wieder vernichtete. Beide Fälle werden durch die Geschichte des Hauses Fugger mehr als einmal belegt.

So finden wir die Welser, als deren Familienhaupt zu Beginn des 15. Jahrhunderts wiederum ein Bartholomäus erscheint, wohl jederzeit unter den angesehensten, aber erst verhältnismäßig spät unter den reichsten Geschlechtern von Augsburg. Im Jahre 1417 zahlte zum Beispiel die Witwe des ersten in der Reichsstadt ansässig gewordenen Johann Fugger 24½ Gulden Steuer, Bartholomäus Welser nur 23 Gulden. Dagegen meldet allerdings Schulte, daß derselbe Bartholomäus im folgenden Jahre mit 53½ Gulden versteuert war, was wohl kaum randers als durch die Verschmelzung zweier Zweige der jederzeit zahl eichen Familie zu erklären ist. Fraglich, aber wohl möglich ist, daß esderselbe Welser war, der noch um die Mitte des Jahrhunderts Bürgermeister war und von dem es heißt, daß er unter die vornehmsten Männer der Stadt zählte und in hohem Ansehen bei Kaiser Friedrich III. und Maximilian I. stand.

Von dieser Zeit an gewinnen wir in die Handelsgeschäfte des Hauses einen genaueren Einblick. Der Verkehr mit Venedig mußte schon bedeutend sein, da ein Welser daselbst 1441 vorkommt, etwas später wohl begannen sie, am Handel von Mailand und Genua teilzunehmen. Besonders in Mailand müssen sie es zu einer einflußreichen Stellung gebracht haben, da Lukas Welser 1475 von der Herzoginwitwe Bona unter die Familiaren des herzoglichen Hauses ernannt wurde, ein bedeutender Vorzug für einen Kaufmann, denn diese Familiaren genossen

Befreiung von Zöllen, das Recht unbeschränkten Verkehrs im Gebiete des Herzogtums zu Wasser und zu Lande. Die zu derselben Zeit in Mailand tätigen Lukas und Math. Fugger werden zwar auch ehrend von den Herzögen als mercatores nostri bezeichnet, was aber doch der rechtlichen Bevorzugung eines Familiaren nicht gleichkam.

Lukas Welser bildete noch mit seinen drei Brüdern eine geschlossene Gesellschaft, die wohl als Hauptgeschäft den Handel mit Italien und den Detailhandel innerhalb Deutschlands pflegte. Erst zur Zeit seines Sohnes Anton, der 1479 eine Tochter des angesehenen Memminger Hauses Vöhlin heiratete, begann die Vergesellschaftung der Welser zunächst mit diesem Hause, dann aber auch mit zahlreichen anderen Familien, ein System, das zwar häufig das Eingehen großer Geschäfte und Verbindlichkeiten erleichterte, aber auch nicht selten zu Unzuträglichkeiten führte. Bleiben wir zuerst bei dem vorwiegend italienischen Handel der vier Brüder stehen, die etwa durch das zweite Drittel des 15. Jahrhunderts das Haus Welser repräsentierten. Was die Deutschen damals an Waren über die Alpen, vor allem über den Gotthard und die Pässe von Graubünden nach Venedig, Mailand und Genua brachten, waren vorwiegend Stoffe und Metalle, Kupfer, Stahl, Zinn, Eisen sogar aus Schweden, Blei, Wolle aus England, deutsches Leinen und Pelzwerk aus dem Norden, brabantisches Tuch und „flämisch Gewand“. Was sie dagegen holten, war an Masse vielleicht weniger, an Wert sicher mehr, denn es ist bis zum 16. Jahrhundert ohne Zweifel mehr Gold und Silber südwärts über die Alpen geflossen, als zurück. Bestimmten doch z. B. die venezianischen Handelsartikel, daß der deutsche Kaufmann, der in dem stattlichen Fondaco an der Rialtobrücke seine Waren verkauft hatte, nichts von dem Erlös in Geld, sondern nur Waren Italiens und des Levantehandels dafür mit in die Heimat nehmen durfte. Das scheint uns eine unerhörte Forderung, aber die Fremden standen ja in Venedig unter steter Polizeiaufsicht, und die Republik ließ es ja auch an Gegenleistungen, die solche Schärfe milderten, nicht fehlen. So z. B. verpflichtete sie sich, von selbständigem Handel in Deutschland ganz abzusehen, sämtliche deutschen Güter nur von den deutschen Kaufleuten in Venedig zu beziehen, und als sich in der Folge venezianische Kaufleute in deutschen Städten zeigten, wandte sich Nürnberg sofort beschwerdeführend an die Regierung der Republik. Die von Italien nach Deutschland verhandelten Waren bestanden zum größten Teile aus Spezereien Indiens und der afrikanischen Küste, Ingwer, Pfeffer, Nägel, Safran u. dgl., ferner Zucker, Feigen, Wein



Europäische Kaufleute in Smyrna.

Miniatur in einer Handschrift der Reisen des Marco Polo; 14. Jahrhundert.
(Bibliothek des Arsenals zu Paris.)

Zwei Kaufherren sind im Begriffe einen Kaik zu besteigen, um eine Spazierfahrt im Golfe zu machen o. ä. Smyrna war damals, wie heute, der Mittelpunkt und Hauptstapelplatz des kleinasiatischen Handels.

und Öl, Perlen und Elfenbein, auch aus Baumwolle, auf deren Import die nachmals so ausgedehnte Barchentweberei der oberdeutschen Reichsstädte beruhte, die wir bei Behandlung des Fuggerschen Hauses näher betrachten wollen. Ferner Seidenwaren, die man nirgends so kunstreich zu wirken und zu färben wußte, wie in Italien, Juwelierarbeiten und künstliches Gerät aller Art.

Um sich einen Begriff von den Kenntnissen zu machen, die dieser Handelsaustausch, wenn er gewinnbringend sein sollte, voraussetzte, muß man sich aber nicht nur der Unsicherheit und Länge der Wege, der Schwierigkeiten des Verkehrs und Nachrichtenaustausches, der oft mit einem Schlage sich völlig umkehrenden Preisverhältnisse, der hundertfach, ja in jeder Stadt und auf jeder Messe verschiedenen Gewichte, Maße, Münzen erinnern, sondern auch daran denken, wieviel Zollschranken, wieviel geistliche und weltliche Herren, deren Gebiet berührt oder deren Gunst gebraucht wurde, zu berücksichtigen waren, wieviel beim Austausch und Kauf von Waren auf die Persönlichkeit ankam, wie schwer es zu einer Zeit ohne Börse und Zeitungen war, den gegenwärtigen Wert eines Produktes richtig zu bestimmen, und wie leicht umgekehrt ein nicht genau Eingeweihter übervorteilt werden konnte. Schon die italienischen Kaufleute schlossen sich, um durch gemeinsames Vorgehen diesen im Orient natürlich doppelt großen Schwierigkeiten besser zu begegnen, schon frühzeitig zu großen Handelsgesellschaften zusammen, ohne deren große Faktoreien in den fremden Hafenplätzen des Mittelmeeres der umfangreiche Levantehandel im 12. und 13. Jahrhundert kaum denkbar gewesen wäre.

In allen morgenländischen Städten nämlich, deren Warenbedarf oder Ausfuhr von einiger Bedeutung war, besaßen die italienischen Handelsgemeinden eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden, nämlich eine oder mehrere Kirchen, ein Gerichtshaus, eine Kaufhalle, ein Schlachthaus, einen oder mehrere Backöfen, ein Bad, sowie Amtswohnungen, Häuser und Marktbuden, welche letztere zur Messezeit vermietet wurden, die immer mit der Ankunft der Schiffskarawanen zusammenfiel. In Alexandrien bestanden diese Faktoreien oder Fondachi aus palastartigen Häusern mit gewölbten Warenmagazinen im Erdgeschoß und Wohnungen für die Kaufleute im oberen Stock. Im Viereck gebaut, umschlossen sie einen weiten Hofraum, in dem Waren aus- und umgeladen werden konnten. Die Umgebungen dieser Gebäude wurden oft mit tropischen Pflanzen geziert und zugleich Tiere menagerieartig gehegt. Bei Einbruch der Nacht wurden die Fondachi von der ägyptischen Polizei geschlossen, so daß niemand mehr aus- und eingehen konnte. Auch am Freitag, zur Zeit des Hauptgottesdienstes, mußten sich die Franken während zweier Tagesstunden in ihre Fondachi einsperren lassen. Verwaltet wurden solche Töchtergemeinden von einer Art Bürgermeister, den die Venezianer Bailo, die übrigen Italiener aber Konsul nannten, und den die Mutterstadt auf eine Reihe von Jahren nach den überseeischen Plätzen sendete. Waren günstige Verträge vorhanden,

so besaßen die italienischen Kaufleute ihre eigene Gerichtsbarkeit, und es wurden die Streitsachen nach heimatlichem Rechte entschieden; doch mußte natürlich der Kläger stets das Forum des Beklagten aufsuchen. In den Städten, über welche die Mutterrepublik die volle Landeshoheit besaß, lag die Strafrechtspflege in den Händen des Konsuls, in anderen Gemeinden war seine Befugnis nur auf Vergehen und geringere Verbrechen beschränkt. Auf fremden Territorien besaßen die angesiedelten Kaufleute Handelsverträge, welche die Ein- und Ausfuhrzölle und sonstigen Abgaben feststellten.

Wie die Galeeren der Genueser und Venezianer nach der afrikanischen und syrischen Küste, so gingen nun die langen Saumtierkarawanen der Augsburger und Ulmer Kaufleute über den Gotthard, den Septimer und Lukmanier, den Bernhardin, Splügen und andere Alpenpässe nach Italien, den Austausch zwischen den Schätzen der Nordsee und des Mittelmeeres zu bewirken. Und wahrlich, nicht geringer als die Gefahren der italienischen Galeeren auf hoher See mochten oftmals diejenigen der Welserschen Saumzüge im schwindelnden Bereich der Gletscher und Wolken sein. Denn wir können uns von dem Zustand der Alpenpässe zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert kaum einen Begriff machen, der ihrem elenden Zustand in Wirklichkeit entspräche. Als der St. Gotthard, wie wir oben erzählt haben, durch die geniale Tat eines schweizerischen Eidgenossen in die Reihe der internationalen Straßen eintrat, war der früher meist begangene Septimer, obwohl er ein Hospiz trug und seit Jahrhunderten dem Verkehr diente, so verfallen, „daß die Kaufleute Sorge haben mußten, Leben und Gut auf ihm zu verlieren", und selbst die elendesten Älplersteige einschlugen, um sich ihm nicht anvertrauen zu müssen. Die Mailänder waren es in erster Linie, die sich die Verbesserung solcher verfallenden Alpenwege angelegen sein ließen, wiewohl sie selber im Gebiete der Territorialherren, Städte und Gemeinden keinen anderen Einfluß hatten, als den Ruf ihres Handels. Nach langen Unterhandlungen, besonders da ihm mit dem Ausbau einer anderen Straße gedroht wurde, ließ sich denn auch Graf Jakob v. Kastelmur bereit finden, den Weg über den Septimer nicht nur zu bessern, sondern sogar eine fahrbare Straße über den Paß zu legen, „so daß Wagen mit 36 Rubb Last von Tingen bis Plurs gelangen könnten". Allerdings bedang er sich und den übrigen edlen Geschlechtern an der Septimerstraße, den Herren zu Vicosoprano, Stalla, Tingen und Lenz erhebliche Zölle aus, und diese Weggebühren, an denen so viele adlige Familien sich ersättigten, wurden bald so drückend, daß sich der Handel wiederum stark dem St.

Gotthard zuwandte, bis um 1470 etwa die tiefe Schlucht der **Via mala** von einem neuen Steg durchbrochen wurde und so eine bald viel begangene Verkehrsader längs dem Ufer des Hinterrheines sich öffnete.

Ein Hauptzentrum der Tätigkeit des Welserschen Hauses war ohne Zweifel Genua, wo wir die große Gesellschaft Welser-Vöhlin um die Wende des 15. Jahrhunderts eifrig beschäftigt finden, sich das größte Ereignis auf dem Gebiete des Handels seit langer Zeit, die Eröffnung des Seewegs um das Kap der guten Hoffnung, zunutze zu machen. Für den italienischen und deutschen Handel war diese Entdeckung zunächst ungleich wichtiger als die Auffindung von Amerika. Denn sobald die Produkte Afrikas, Arabiens und Indiens nicht mehr auf dem Landwege über Konstantinopel und mit Hilfe der Küstenfahrzeuge des Mittelmeeres, sondern mit Hilfe der Seefahrt durch das Atlantische und Indische Meer nach Europa kamen — mit diesem Zeitpunkte sank die stolze Macht Venedigs, sank die Handelsherrschaft Italiens in sich zusammen, und traten mit einem Schlage Lissabon und Antwerpen an die Spitze des Welthandels.

Dieser veränderten Sachlage mußten am besten diejenigen Städte und Handelsgesellschaften begegnen können, die schon vorher die Beziehungen zu Genua und auf genuesischen Schiffen zu Spanien und Portugal gepflegt hatten. Genua war, wie wir wissen, nie so engherzig gegen seine deutschen Gäste gewesen, wie die Republik Venedig. Konstanz und Ravensburg, vor allem die große Gesellschaft der alemannischen Händler, hatten sich den in Genua gebotenen Zugang zum Meere zuerst nutzbar gemacht. Nach Spanien versandten sie Leinwand und Kattun, und zuweilen begleiteten wohl hervorragende Mitglieder der Gesellschaft selbst die Warenballen, um neue Beziehungen in den fremden Häfen anzuknüpfen oder sich daselbst als Agenten niederzulassen. So hören wir von Schulte, daß schon 1417 ein paar Mitglieder der Muntprat auf einer solchen Fahrt in die Hände korsischer Seeräuber gerieten. Auch Metalle wurden nach Valencia und Barcelona exportiert, so daß es scheint, als wäre der zur Römerzeit so blühende spanische Bergbau im Laufe des Mittelalters gänzlich eingeschlafen. Als 1494 der Nürnberger Arzt Hieronymus Münzer durch Spanien reiste, traf er daselbst so viele deutsche Kaufleute aus Ulm, Ravensburg, Fulda und anderen Städten an, daß der Verkehr beider Länder, der doch wohl größtenteils über die Alpen und Genua ging, damals recht rege gewesen sein muß.

Auch hier hatten die Welser ihre Hand. Den Warenhandel, den

die Fugger jetzt bereits zugunsten der Geldgeschäfte zu vernachlässigen begannen, bildeten sie immer mehr und weitverzweigter aus. „Sie hatten Faktoreien in Antwerpen, Danzig, Nürnberg, Venedig, Mailand, Rom, Zürich, Bern, Freiburg, Genf, Lyon, Saragossa und Lissabon, und ihr größter Ruhm ist es, der Änderung der Handelswege sofort Rechnung getragen zu haben.“ (Schulte.)

Es war zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine große Gesellschaft, in der die Welser wohl mit dem ihnen verwandten Memminger Hause den Ton angaben. Des Lukas Welser Sohn Anton, jetzt bereits „der alte Welser“, galt nunmehr als Haupt der Unternehmung, die ums Jahr 1508 achtzehn Teilhaber umfaßte. Anton war, vielleicht schon in seiner Jugendzeit, von Augsburg nach Memmingen gekommen, wo er Bürger und sogar Stadthauptmann wurde; seine Heirat mit Katharina Vöhlin war vielleicht der Anlaß, dieses aus der Schweiz stammende reichbegüterte Haus, dessen Mitglieder mehrfach den Bürgermeisterposten in ihrer Vaterstadt bekleideten, den Welsern auch geschäftlich enger zu verbinden. Am Ende des 15. Jahrhunderts reichte das Ansehen Antons, der 1496 nach Augsburg zurückgekehrt war, weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus, bedeutende Ulmer, Nürnberger, Berner Häuser zählten zu den Mitgliedern seiner Gesellschaft, und mit Fürsten und Königen stand er im Verkehr. Wir wissen ja, wie oft gerade in diesen Jahren der kaiserliche Gönner der Stadt Augsburg, Kaiser Max, in ihren Mauern weilte. Daß Anton Welser mit Maxens Sohn, Philipp dem Schönen, in Verbindung stand, beweist ein aus dem Jahre 1500 erhaltener Poststundenpaß, in welchem der Bote von Rheinhausen denjenigen zu Söflingen bei Ulm darauf aufmerksam macht: „es sei in dem Sack ein Päcklein für Anton Welser, ein Brief und zwölf Plappart, damit solle er einen Boten sofort nach Augsburg senden, während die übrigen Briefe nach Innsbruck gehen“. Dieses Päcklein aber war von Philipp von Spanien, der vielleicht bereits damals in Geldgeschäften mit Anton Welser stand, wie es seinem Sohne, dem späteren Kaiser Karl V. so oft ging, oder der auch nur eine der vielen spanischen Handelsangelegenheiten des Hauses Welser auf brieflichem Wege erledigte.

Umfangreich und weitverzweigt waren zu dieser Zeit die Unternehmungen der Gesellschaft. Das italienische Geschäft wurde trotz der veränderten Weltumstände nicht vernachlässigt, noch 1510 finden wir trotz aufgeregter Kriegszeiten einen Welserischen Warentransport nach Venedig unterwegs. Im Hafen von Marseille hielten die französischen Behörden ein spanisches Schiff an, welches über 100 Ballen Wolle für die Welser

führte; auf Veranlassung Berns, welches ebenfalls Teilhaber an der Gesellschaft hatte, wurde das Schiff freigegeben, denn die Städte der mächtigen Eidgenossenschaft hatten damals eine gewichtige Stimme. Aber schon jetzt waren Antwerpen und Lissabon die Hauptplätze des Unternehmungsgeistes der Welser Gesellschaft. Am 25. März 1505 gingen unter dem Schutze der portugiesischen Handelsflotte die ersten von Deutschen gecharterten Schiffe in die See, um Waren nach Indien zu transportieren und Gewürze einzutauschen. An dem Kapital, das in dieses Unternehmen gesteckt wurde, waren nach Schulte die Welser und Vöhlin mit 20000 Dukaten, die Fugger und Höchstätter mit je 4000, einige andere Augsburger und Nürnberger Häuser mit noch geringeren Beträgen beteiligt. Florentiner und Genueser Kaufleute nahmen ebenfalls an dieser Unternehmung teil, es wurden mit einem Aufwand von 66000 Dukaten drei Schiffe ausgerüstet und unter dem Schutze der portugiesischen Königsflotte ausgesandt. Sie kehrten im vierten Jahre, beladen mit Drogen, Gewürzen, Edelsteinen und anderen kostbaren Waren, aus Ostindien zurück und brachten der Gesellschaft einen Gewinn von 175%.

Wie die Fugger, so nahmen auch die Welser den lebhaftesten Anteil an dem damals, besonders in Böhmen und den österreichischen Ländern, blühenden Bergbau und sie fanden auch hierbei ihre Rechnung infolge der Gunst der österreichischen Fürsten, denen sie, wie nicht minder den immer geldbedürftigen deutschen Kaisern, aus ihrem stets bereiten Handelsvermögen zu jeder Zeit große Kapitalien vorschießen konnten. Auch sie gehörten zu den ersten Bankiers und Gläubigern der kaiserlichen Krone und hatten sich besonders Karl V. verpflichtet, welchem Bartholomäus Welser, Sohn des Anton und um 1525 Bürgermeister in Augsburg, im Verein mit den Fuggern und anderen Augsburger Häusern, 12 Tonnen Goldes (2400000 Taler) vorgestreckt hatte. Ebenso dienten die Welser, gleich anderen Augsburger und Nürnberger Handelshäusern, welche Handelsniederlassungen in Lyon, Marseille und an anderen französischen Orten unterhielten, als Bankiers den Königen von Frankreich, womit sie freilich die Handelsbegünstigungen, welche sie genossen, oft teuer genug bezahlen mußten.

Wenden wir uns zuerst den Bergwerksunternehmungen einen Augenblick zu, in welche Geld hineinzustecken damals stark Mode geworden war. Aus den bloßen Kaufleuten waren, seit sich die vermögenden Patriziergeschlechter dem Handel widmeten, längst Großunternehmer geworden, die in vielen Gewerbzweigen dem Handwerk Preise und Beschäftigung diktierten.

Die Möglichkeit dazu bot das Verlags- oder Vorschußsystem, das besonders auf dem Gebiete der Weberei herrschend geworden war und später bei der Schilderung des Fuggerschen Handelshauses näher besprochen werden soll. Die Weber gerieten, indem sie beständig ihren Rohstoff und auch wohl bares Geld von den Großhändlern im Vorschuß erhielten, allmählich in die bitterste Abhängigkeit von ihnen und haben ihrer Not oft genug lauten Ausdruck gegeben. Denn wir haben keinen Grund anzunehmen daß den großen Handelsherren des Mittelalters, ungeachtet vieler einzelner Züge von Mildtätigkeit, Kunstsinn und Patriotismus, viel Sentimentalität eigen gewesen sei. Im Gegenteil, sie haben die errungene Macht jederzeit voll auszunutzen gewußt und persönliche Bedenken dem Zweck des Geldverdienens ohne Besinnen geopfert. In ähnlicher Weise, wie die Fugger die Leinenweberei Oberdeutschlands, hat die Vöhlin-Welsersche Gesellschaft z. B. das Ledergewerbe in Bern, Solothurn und Biel an sich gebracht, worüber in diesen Städten bittere Klage geführt wurde.

So suchte nun der Handel auch in den Bergbau einzugreifen, was allerdings wiederum erst den Fuggern in großem Maßstabe und mit vollem Erfolg gelungen ist. Zusammen mit der Ravensburger Humpiß-Gesellschaft, der Nachfolgerin der großen Alemannischen Gesellschaft, versuchten die Welser-Vöhlin schon zur Zeit des alten Anton den Goldbergbau zu Reichenstein zu betreiben, aber wohl aus technischen Gründen kam es zu keinem regelmäßigen Betrieb, und 1511 ging das Bergrecht an die Fugger über, die mehr Glück und auch wohl mehr Erfahrung in diesem Zweige hatten. Dann wird von einem Patrizier Christoph Scheurl berichtet, der im Verein mit den Welsern den Gewerken zu Schlaggenwalde und Joachimsthal Geld zum Betriebe ihrer Zinn- und Silberbergwerke lieh, „um sich damit einen einträglichen Zinn- und Silberhandel zu begründen“. Auch bei diesen Händeln ging es wohl nicht immer ganz reinlich zu, die Gewerken kamen leicht in die Schuldknechtschaft des Großkapitals, und von den Kaufleuten, die im schlesischen Zinnbergbau „den armen Gesellen die Betriebsgelder vorschossen“, hören wir, daß sie die Bergleute bei der Abnahme der Produkte stark übervorteilten.

Nicht alle Mitglieder der Welserschen Gesellschaft waren mit der Ausdehnung der Geschäfte seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts zufrieden. Manche Unternehmungen waren verlustreich, an anderen glaubten die Teilhaber, welche die Hand nicht unmittelbar im Spiel hatten, übervorteilt zu sein. In den Jahren 1502 bis 1517 verteilte die Gesellschaft im Durchschnitt ungefähr 9 Prozent des eingelegten Kapitals als Gewinn

an die Teilnehmer, und nach vielen Angaben über die Gewinne anderer Handlungshäuser ist ein höherer Ertrag aus Handelsunternehmungen wohl nur in Ausnahmefällen vorgekommen, trotzdem wurden vielfach Klagen laut. Sowohl der oben genannte Christoph Scheurl, der früher bei den Welsern als Faktor tätig war, als Lukas Rem, der Jahrzehnte für die Welser arbeitete und fast in allen ihren Niederlagen tätig war, beschuldigten die Leiter des Geschäfts, daß sie bei den Abrechnungen den Gewinn zu niedrig ansetzten und weniger verteilten, als wirklich verdient worden. Es ist dasselbe Mißtrauen, das schließlich bei allen größeren Gesellschaften zu Spaltungen und Streitigkeiten führte und auch hier eine teilweise Auflösung im Gefolge hatte. Im Jahre 1517 schieden mehrere Teilhaber aus, und unter ihnen sogar einer der Welser selbst, Jakob, der nach Nürnberg wanderte, um dort ein neues Geschäft zu begründen.

Von dieser Zeit an scheint der Hauptzweig der Welser, den der Sohn Antons, der unter Karl V. zum kaiserlichen Rat ernannte Bartholomäus nunmehr vertrat, sich vom Handel mehr und mehr der Industrie und den Bankgeschäften zugewandt zu haben. Von dem Schuldverhältnis des 1519 gewählten Kaisers zu den Welsern und anderen Augsburger Patriziern wird bei der Geschichte der Fugger gesprochen werden, die am tiefsten in diese Geldhändel verwickelt waren, hier kommen wir zunächst wieder auf die Teilnahme der Welser am Bergbau zurück.

Es war Bartholomäus, der die Verpflichtungen Karls V. gegen sein Haus sehr gewandt benutzte, um sich für seine Teilnahme an dem Bergbau in den kaiserlichen Kronländern günstige Bedingungen auszuwirken. Infolgedessen brachte der Silberbergbau im Joachimsthal, ebenso die Silber- und Kupferwerke auf dem Kuttenberg in Böhmen, reichen Gewinn. Zu letztgenanntem Zwecke hatte Welser mit Hans Ebner und Augustin Tichtel von Nürnberg um das Jahr 1525 eine Gesellschaft errichtet und mit einer sächsischen Berggewerkschaft, deren Hauptteilnehmer Hieronymus Walter von Leipzig und Gregor und Markus Schütz von Geyer im Erzgebirge waren, einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieselbe das auf dem Kuttenberge gewonnene Kupfer dem Bartholomäus Welser und seiner Gesellschaft um einen festgesetzten Preis abzuliefern hatte. Bald aber kam es zwischen beiden Parteien zu Streitigkeiten, denn die Welser strebten, wie es scheint, dahin, die Bergwerke allein an sich zu bringen. Auf Anregung des Herzogs Georg von Sachsen bestellten die Räte von Augsburg und Nürnberg ein Schiedsgericht. Dasselbe entschied, daß die sächsische Gewerkschaft, welche diese Kupferwerke zuerst an sich gebracht

hatte, den Welsern jährlich kaufweise 2000 Zentner Kupfer liefern und die Welser wieder den Nürnbergern Hans Ebner und Augustin Tichtel auf zwei Jahre hiervon jährlich 1000 Zentner überlassen sollten, wogegen diese jede Mark daraus gewonnenen Silbers mit $8^3/_4$ Fl. rh. und jeden Zentner Kupfer mit $^1/_2$ Fl. rh. zu vergüten haben sollten. Würde aber dieses Kupferbergwerk in Verlust geraten und die Gewerkschaft könne nunmehr die ausbedungene Lieferung nicht erfolgen lassen, so sollten auch die Welser nicht zur Lieferung an Ebner und Genossen verpflichtet,



Bartholomäus Welser.
Nach einem Kupferstiche von G. C. Eimmart.

diese aber auch nicht zur Abnahme der Lieferung verbunden sein, wenn ihnen etwa während dieser Zeit ihre Hütten von Kriegsleuten abgebrannt würden. Aus diesem gemeinsamen Geschäfte entstanden eine Menge Weitläufigkeiten und Beschwerdeführungen infolge von Beeinträchtigungen, über welche sich die sächsische Gewerkschaft beklagen zu dürfen glaubte. Noch andere Schwierigkeiten erwuchsen für die Welser aus dem Transporte ihrer Kupfermassen. Da wegen der mißlichen Verhältnisse in Ungarn die Straßen nach dem Süden unsicher waren, so mußte das gewonnene Kupfer aus Böhmen durch Polen bis an die Küste der Ostsee und von hier zu Schiffe nach den Niederlanden bis Antwerpen geschafft

werden. In Krakau aber wurden ihnen trotz der Geleitsbriefe des Königs von Polen, auf Grund der Stapelrechte dieser Stadt, 2000 Zentner angehalten, und wiederum kam es zu umständlichen Verhandlungen, zu Vorwürfen wegen „eigennütziger Practica“ seitens der Welser gegenüber ihren Nürnberger Geschäftsteilnehmern, die wiederholt deshalb Klage führten, daß die Welser damit umgingen, den Kupferbezug an sich allein zu bringen. Es wollte indessen den Welsern nicht gelingen, bei jenen Bergwerksgeschäften der Nürnberger Gesellschaft einen erheblichen Vorrang abzugewinnen.

Noch großartiger und viel weit ausschauender gestaltete sich unter dem vorhin genannten Bartholomäus die Unternehmung des Welserschen Hauses in der Neuen Welt, als es durch seine Versuche zur Eroberung Venezuelas seinen Namen auf immer in die Geschichte der Entdeckung des vierten Erdteiles verflocht.

Große Dinge hatten sich am Ende des 15. Jahrhunderts in der Welt zugetragen, während sich Kaiser Maximilian, der letzte Ritter, in Augsburgs Mauern an der Dichtkunst und am Turnier erfreute. Vasco de Gama umsegelte das Kap der guten Hoffnung und pflanzte die Fahnen Portugals auf den indischen Strand. In spanischen Diensten entdeckte der Genuese Kolumbus Cuba, und im Jahre 1493 teilte Papst Alexander IV. durch einen kühnen Federstrich auf der Karte die überseeische Welt in den Besitz Spaniens und Portugals. Der alte Max erwies sich doch als kein so schlechter Rechner, seinem Sohne verschaffte er durch Heirat den Thron von Spanien, seinem Enkel Karl die deutsche Kaiserkrone, wenn auch aus Gnaden des Hauses Fugger, was uns später beschäftigen soll. Den Freunden und Geldgebern Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, konnte es demnach nicht fehlen, und unter ihnen waren, wie wir wissen, ja auch die Welser.

Die Besitzergreifung und, können wir ruhig hinzusetzen, Ausplünderung des amerikanischen Kontinents war in den wenigen Jahrzehnten seit 1500 mit Riesenschritten vollzogen worden. Abenteurer ohne Sitte und Gewissen, aber tapfere Soldaten und entschlossene Strategen, waren die spanischen Söldnerführer von allen Küstenpunkten, wo nach Aussage der Eingeborenen irgend Gold blinkte, ins Land eingebrochen, und eine Kultur, die vielleicht viel älter und erhabener als ihre eigene war, fiel unter ihren Streichen in den Staub. Im Jahre 1510 stieg Balboa zum ersten Mal über die niedrige Kordillere von Panama und ergriff für Spanien Besitz von den Küsten des Stillen Ozeans, den

10 Jahre später, ebenfalls im Dienste Karls V., Magelhaens auf dem Seeweg durch die nach ihm benannte Straße erreichte. Unter ebenso glänzenden Kriegs- wie unmenschlichen Schandtaten gelang 1519 dem berühmten Cortez die Eroberung und Ausplünderung von Mexiko und 1531 dem verschlagenen Pizarro die Unterwerfung des goldverheißenden Peru. Nur die Winterschrecken der Kordilleren hinderten Almagro, das Banner der Verheerung, Mord, Plünderung und Schändung auch sogleich nach Chile zu tragen, wie beabsichtigt war. Wir dürfen uns unter der spanischen Besitzergreifung von Amerika alles andere vorstellen, nur nichts, was im entferntesten an Sitte, Kultur und Menschlichkeit erinnert, die ersten Jahrzehnte dieser Entdeckungs- und Beutefahrten wiederholten nur, was in Europa einst die asiatischen Horden der Mongolen geleistet hatten.

„Gleich Raubtieren", schreibt Sombart (‚der moderne Kapitalismus'), „durchstreiften die Spanier die neuen Länder, gleich Raubtieren nach Beute spähend. Betrug und List, Roheit und Gewalt mußten der Reihe nach dazu mithelfen, die seit Jahrtausenden angesammelten Schätze in den Besitz der neuen Herren zu bringen. Sie erpreßten Lösegeld von den Fürsten, öffneten die Gräber, rissen die Goldplatten von den Tempeln, und stahlen die Schmucksachen den Bewohnern vom Leibe weg. Die Eingeborenen mußten ihnen helfen, wenn sie die Gebäude ihres Gold- und Silberschmuckes beraubten, und ging es ihnen nicht rasch genug von der Hand, so wurden die Spanier unwillig. Beim Eintritt in Cuzko, wie in jeder anderen Stadt, sehen wir sie über die Tempel herfallen, die sie ausplündern, die Gräber öffnen, um den Mumien die Schmucksachen abzunehmen. An ihre Fersen heftete sich die Öde. Der Platz, wo der Tempel der Sonnenjungfrauen gestanden hatte, war nach Verlauf von weniger als 50 Jahren nur noch an ungeheueren Trümmermassen zu erkennen, die den Boden bedeckten."

Der Erfolg entsprach, solange die von den Indianern angesammelten Schätze vorhielten, den Anstrengungen dieser Eroberer. Der Schatz des Montezuma gab in Barren gegossen einen Wert von 162000 Pesos, die kleineren Schmucksachen wurden auf 1/2 Million Dukaten geschätzt. Nach der Eroberung der Hauptstadt von Mexiko schmolz man Gold im Gewicht von 19200 Unzen, 131000 Pesos wert, ein. Als Cortez 1528 nach Spanien zurückkehrte, brachte er Gold im Betrage von 200000 Goldpesos, und außerdem 1500 Mark Silber (= 600000 Mark Wert) mit. Mit vier Schiffen von Peru gelangten 1535 Gold- und Silbermassen im Wert von 2 Millionen Dukaten nach Sevilla. Das Löse-

geld des Inkafürsten Atahualpa und die bei der Eroberung von Cuzko gesammelten Schätze, soweit sie an die Staatskasse abgeliefert wurden, betrugen nach heutiger Währung umgerechnet über 33 Millionen Mark. Viel größer werden ja die Beträge gewesen sein, die in die Taschen einzelner gelangten.

Es war Ende der 20er Jahre dieses an Goldströmen so reichen Jahrhunderts, als die Welser in der Hoffnung, von dem Reichtum der Neuen Welt auch auf ihr Haus ein bescheidenes Bächlein ableiten zu können, in die Kolonialgeschichte der Neuen Welt eingriffen. Es scheint, daß den Ehingern aus Ulm an der Unternehmung, die wir gleich ausführlicher schildern wollen, ein besonders großer Anteil zukommt, jedenfalls aber fiel die finanzielle Begründung und politische Vertretung zum größeren Teil den Welsern zu. Schulte nennt die versuchte Erwerbung von Venezuela „ein Unternehmen, das sich durch Kühnheit, durch Weite des Blickes auszeichnete; aber vom geschäftlichen Standpunkt aus beurteilt, blieb es ein Abenteuer. Die Ehinger und Welser haben keinen Gewinn davon gehabt. Erst die Nachwelt hat ihren Namen zu Ehren gebracht, weil sie die ersten überseeischen Kolonisatoren deutschen Blutes waren."

Es ist richtig, die Fugger, insbesondere Jakob mit seinem nüchternen geschäftlichen Scharfblick, hätten sich auf ein solches Abenteuer nicht eingelassen, sie hatten in deutschen und benachbarten Landen bessere Anwendung für ihr Geld. Aber wir fürchten, auch Schultes obiges Urteil über die Campagne in Venezuela ist noch viel zu günstig. Weite des Blicks, wo andere seit Jahrzehnten plünderten und die Abgesandten der Welser im Grunde auch nichts anderes getan haben? Kolonisatoren? Sehen wir uns einmal die nachfolgende, ganz auf die gewiß nicht schwarz gefärbten Berichte der Zeitgenossen, ja größtenteils der Teilnehmer am Venezuela-Unternehmen gegründete Schilderung der Tätigkeit an, die die Welseragenten in Amerika entwickelten, und urteilen wir dann selbst, ob das eine kolonisatorische Tätigkeit war.

Spanien hatte, um die eben eroberten Gebiete von Südamerika, die beinahe schon die gesamten Küstenstriche des neuen Erdteils umfaßten, gegen die bereits stark hervortretenden Eroberungsgelüste der Engländer und gegen die Seeräuber von St. Domingo zu sichern, über die einzelnen Provinzen Statthalter gesetzt, über Venezuela den Faktor Juan de Ampues, welcher im Jahre 1527 mit 60 Mann landete. Dorthin nun hielten die Welser damals ihre Blicke gerichtet. Sie gedachten ihre guten Beziehungen zu Karl V., der ihnen wegen vorgestreckter Gelder noch

sehr verpflichtet war, sowie ihre zahlreichen Verbindungen mit Spanien zur Ausführung eines großartigen Unternehmens, das sie schon lange beschäftigte, zu benutzen. Ihre Interessen auf der Hispanischen Halbinsel wurden damals von zwei Geschäftsagenten, Ambrosius Alfinger von Ulm und Bartholomäus Sailler von Augsburg, vertreten, welche nun im Auftrage ihrer Handelsherren wegen des neu entdeckten, reichen Gewinn versprechenden Landstriches zwischen Santa Marta, Neugranada und Paria mit Karl V. einen Vertrag folgenden Inhaltes abschlossen.

Die Welser oder ihre Geschäftsführer Ambrosius Alfinger und Georg Ehinger (auch aus Ulm), letzterer, wie wir wissen, einer der Teilhaber der Gesellschaft, rüsten auf eigene Kosten vier Schiffe aus mit 300 Mann und allem Notwendigen auf ein Jahr, um die Gegend vom Kap de la Vela an bis zu dem Kap de la Maracapana, die am Meeresufer hin 200 Stunden umfaßt, zu unterwerfen und Niederlassungen daselbst zu gründen; auch sollen sie alle Inseln an der Küste, mit Ausnahme der dem Juan de Ampues untergebenen Eilande, erobern dürfen. Die Abreise erfolgt innerhalb eines Jahres, sie lassen ihre Mannschaft vom Auslande kommen und binnen drei Jahren nach ihrer Ankunft zwei Niederlassungen und drei Festungen anlegen. Außer der Mannschaft führen sie noch 50 deutsche Bergleute hinüber und leisten für diese Verpflichtungen genügende Bürgschaft. Dagegen erhält der Statthalter von dem König (Kaiser Karl V.) des Landes jährlich 200000 Maravedis, der Generalkapitän 100000 Maravedis, sowie die Würde eines Alguazil major (obersten Richters) und die Leutnantschaft über die drei Festungen mit 75000 Maravedis Jahresgehalt für jede; die Würde des Statthalters soll derjenige erhalten, der aus ihrer Mitte dazu vorgeschlagen wird. Von allem Gewinn erhalten die Unternehmer vier Prozent, dabei Zollfreiheit für alle Lebensmittel zu eigenem Gebrauch und 12 □Meilen des neu entdeckten Landes als Eigentum. Die Indianer, welche sich ihrem Befehl nicht fügen, dürfen zu Sklaven gemacht, auch Sklaven von den Indianern erkauft werden, doch dem Gesetze gemäß unter Vermittelung der Ordensgeistlichen und königlichen Beamten, sowie unter der Bedingung, daß ein Vierteil der Kaufsumme der König erhalte. In den Magazinen von Sevilla soll ihnen auf sechs Jahre Raum für ihre Einfuhrartikel zugestanden werden, und ihre Beamten haben Vollmacht, bei den Untergebenen nach verborgenen Schätzen zu forschen und Schuldige zu strafen.

Besonders die letztere Bestimmung spricht für den Hauptzweck des ganzen Unternehmens deutlich genug. „Nach verborgenen Schätzen zu

forschen", was hieß das weiter als plündern, wo sich nur noch ein Goldkorn im Besitz eines Eingeborenen fand? Und „Schuldige strafen" — nun, wer sich diesen Raub- und Beutezügen widersetzte, war „schuldig", d. h. wurde Sklave.

Während in derselben Zeit die Welser auch Schiffe nach Ostindien unterwegs hatten, um ihre Handelsunternehmungen auf die hier entdeckten und noch zu entdeckenden Gewürzinseln auszudehnen, rüstete der Alfinger drei Schiffe aus und segelte mit 400 Mann und 80 Pferden, von Bartholomäus Sailler als seinem Leutnant begleitet, im Jahre 1528 von Sevilla ab. Er gelangte glücklich nach Coro; Juan de Ampues mußte ihm weichen und behielt nur drei kleinere Inseln. Mit dem spanischen Statthalter von St. Marta, Garcia de Lerma, schloß er einen gegenseitigen Hilfsvertrag. An der Stelle von Coro (Coriana bei den Indianern) baute er eine feste Stadt auf Felsen im Meere und nannte sie wegen der Ähnlichkeit ihrer Lage und Bauweise Venezuela, d. i. Klein-Venedig. Dann unterwarf er die Bewohner eines Tales jenseit des Sees Maracaibo und gründete hier die Stadt gleiches Namens. Entgegen seiner Instruktion und dem Rate der Landeskundigen versäumte er jedoch, seinen Besitz durch weitere feste Niederlassungen zu sichern. Gedrängt durch seine eigene Ungeduld oder das Goldfieber seiner Söldnertruppe, begann er schon am 3. September 1529 einen Entdeckungszug in das Innere, nachdem er Luis Sermiento zu seinem Vizestatthalter in Coro ernannt hatte. Durch das Tal Eupari, das von menschenfressenden Cuybais und Cuyones bewohnt war, drang er an den Rio grande (Magdalenenfluß), zerstörte unterwegs alle bewohnten Ortschaften und verfuhr mit solcher Grausamkeit gegen die Indianer, daß noch im folgenden Jahre die vorher reiche und wohlbevölkerte Gegend menschenleer und öde war und nur verbrannte Dörfer zeigte. So zog er bis Tamalomeque am Magdalenenfluß. Am weiteren Vordringen hinderten ihn die endlich in ihrer Verzweiflung sich zusammenrottenden Indianer. Alfinger schlug sich eine Weile erfolglos mit ihnen herum und kehrte dann nach Coro zurück, wo er am 3. Mai 1530 mit einem Verlust von etwa 150 Mann wieder eintraf. Während seiner Abwesenheit hatten die Geschäftsträger der Welser in Sevilla, da von ihm keine Nachricht zu erlangen war, einen zweiten Statthalters, Hans Seißenhofer, mit drei Schiffen nach Venezuela geschickt, der am 18. April 1530 in Coro ankam und statt des eigennützigen Luis Sermiento den Nikolaus Federmann von Ulm zum Vizestatthalter ernannte.

Federmann war schon im Jahre 1529 von Ulrich Ehinger, dem Welserschen Faktor am spanischen Hofe, als Kapitän eines Schiffes mit 123 Söldnern und 24 deutschen Bergleuten dem Alfinger nachgeschickt worden, jedoch nach mancherlei Abenteuern erst im März 1530 im Hafen von Coro eingetroffen.

Als Alfinger von seinem Zuge zurückkehrte, holten ihn Seißenhofer und Federmann in kriegerischem Aufzuge ein, feierten das Wiedersehen mit einem Hochamt und gestanden ihm ohne Widerspruch das Statthalteramt wieder zu. Nachdem der Statthalter von einem Fieberanfall genesen war, trat Federmann eine Entdeckungsreise in das Innere des Landes an, „verhoffend, alldar Nutzlichs auszurichten“. Mit 110 Spaniern zu Fuß und 16 zu Pferde, die er in kleine Abteilungen trennte, und etwa 100 Indianern aus dem Stamme Caquetios, die als Träger dienten, brach er am 12. September 1530 auf und kam nach vier Tagen in die Landschaft Xideharas, 12 Meilen südlich von Coro. Der Kazike brachte, im Vertrauen auf die Versicherungen des Dolmetschers, mit seinen Untergebenen Speise und Trank und unterwarf sich der Herrschaft des Kaisers. Durch ein rauhes, dreißig Meilen langes Gebirge kam Federmann am 23. September nach Hittova (Pueblo), dem letzten Flecken dieses Stammes, nahm von hier 150 Indianer zu allerlei Diensten mit und zog in das Gebiet der südlich wohnenden Agamanes, die sich anfangs den Fremden feindlich gegenüberstellten, sich zuletzt jedoch unterwarfen. Hier hörte Federmann zuerst von weiter südlich wohnenden Zwergen, von denen er dann mancherlei erzählt. Unzuverlässig wie seine Reisebeschreibung sich in vielen anderen Punkten erwiesen hat, braucht man auch auf diese Mitteilungen keinen großen Wert zu legen.

Nach einem schwierigen Marsch über geschwollene Ströme und wüste Gebirge betrat Federmann das Gebiet der Cayonos und durchzog dasselbe fünf Tage lang unter fortgesetzten Kämpfen, aber ohne sie zur Unterwerfung bewegen zu können. Mit besserem Erfolg drang er zu den Axaguas, überfiel ihren Flecken Coary in der Nacht und zwang sie zu einem Bündnis. Am 30. Oktober kamen verschiedene Kaziken heran, mit 800 Männern und Weibern, die Gold, Lebensmittel und Wildbret zum Geschenk brachten.

Auch unter den weiter südlich wohnenden Coquintos wurde Federmann „wohl aufgenommen“ und, nachdem er 14 Tage unter ihnen zugebracht, mit Gold im Werte von 3000 Goldgulden „beschenkt“. Hier hörte er zuerst genauere Kunde von dem Südmeer, dem Hauptziel seiner

Reise, an dessen Küste er unermeßliche Schätze von Gold, Perlen und Edelsteinen zu finden hoffte.

Infolge des feuchten Klimas erkrankten ihm aber an 60 seiner Leute, und er sah sich deshalb genötigt, die ungesunde Landschaft schnell zu verlassen. Er ließ die Kranken in Hängematten fortschaffen, unter dem Vorwande, daß es seine vornehmen Herren seien, welche also zu reisen gewohnt wären, denn die Indianer sollten nicht wissen, daß auch die Weißen den Krankheiten unterworfen seien oder gar sterben könnten. Sein Zug glich daher mehr einem Kranken- als einem Kriegszug. Zum Unglück entliefen ihm noch, als kaum zwei Meilen Weges zurückgelegt waren, fast sämtliche Lastträger, so daß seine Leute nun selbst das notdürftigste Gepäck tragen mußten; alles Entbehrliche wurde eingegraben.

Um Mitte Dezember erreichte unser Abenteurer den großen Flecken Hacarygua am Fluß desselben Namens, der von Coquetios und Cuybas so zahlreich bewohnt war, daß sie 16000 Krieger sollten stellen können. Federmann wurde gut empfangen und mit Gold und Lebensmitteln beschenkt. Hier blieb er seiner Kranken wegen 15 Tage und zog dann durch das Gebiet der Cuybas, dem ersehnten Südmeere entgegen. Über die Flecken Tohibara, Curahy und Cazaradady gelangte er zu dem Stamme der Guaycaries, der nach seiner Beschreibung kohlschwarz war und hartnäckiger und boshafter als alle übrigen. Ein Kazike der Guaycaries, den Federmann zu sich rief, erschien mit großem bewaffneten Gefolge, antwortete gar trotzig und selbstbewußt auf alle Fragen und riet, wenn Federmann nach Itabana wolle, so möge er ja seine ganze Mannschaft mitnehmen, denn die Einwohner seien zahlreich und kriegerisch. Federmann schickte seine Kranken unter dem Schutz des getreuen Kaziken von Curahamara zurück und zog mit 35 Mann zu Fuß, 8 Reitern und 200 Indianern durch viele Flecken der beiden genannten Stämme, wo er alles, was er brauchte, kaufen mußte, nach Itabana. Hier empfing ihn der Kazike in einer großen Sommerhütte, umgeben von einem großen Gefolge, und ließ ihm auf sein Verlangen Brot und Fische in Überfluß reichen. Es ward ihm aber nicht gestattet, Sklaven zu kaufen, obwohl auch dieser Stamm Sklavenhandel trieb. Mit zwei Reitern und zwei Indianern begab sich Federmann auf das nahe Gebirge und sah von der Höhe nichts als Wasser, konnte aber wegen des Nebels nicht unterscheiden, ob er einen Fluß oder einen See vor sich hatte. Jedenfalls wurde an diesem Punkte die Umkehr beschlossen, die aber nur unter fortgesetzten Kämpfen, Mühsalen und großen Verlusten durchzuführen war. Fast durch alle früher be-

rührten Stämme mußte sich Federmann mit den wenigen Europäern, die ihm noch geblieben waren, hindurchschlagen. Fieber und Hunger waren ihre Begleiter, Raub und Mord ihr Geschäft, und mit Mühe gelang es, stets genug Träger für die geraubten Schätze aufzutreiben.

Endlich am 12. März erreichte Federmann die befreundeten Coro-Coquetios wieder, fuhr auf dem Fluß Iraacuy an das Meer zum Flecken Xaragua und kam, überall freundlich aufgenommen, längs der Küste am 17. März 1531 wieder nach Coro.

Nachdem sich Federmann hier von seinem Fieber erholt hatte, kehrte er mit Sebastian Renz über Spanien nach Deutschland zurück, mit einem Goldvorrat im Belaufe von etwa 70000 Dukaten, langte glücklich bei den Welsern in Augsburg an und schrieb hier seine „Indianische Historia" nieder, die im Jahre 1557 in Hagenau gedruckt wurde. Wir werden weiterhin noch mehr von ihm hören und kehren vorläufig zu den Ereignissen zurück, die sich während seiner Abwesenheit in Venezuela abspielten.

Schon am 12. Dezember 1530 hatte Ambrosius Alfinger eine zweite Entdeckungsreise angetreten, vom Durst nach Gold unwiderstehlich getrieben. Er ging zuerst zu den Stämmen Pocabuyes und Alcoholados auf der westlichen Seite des Sees Maracaibo, erhielt von beiden, als Geschenk und Lösegeld für Gefangene, Gold in Menge und schickte dies, im Wert von etwa 27000 Dukaten, durch den Kapitän Voscona nach Coro. Dieser verfehlte jedoch den Weg und kam mit seinen Leuten vor Hunger um. Bei den Alcoholados traf Alfinger auf ganze Rüstungen von Gold, auf Kämme, Halsbänder und andere Schmucksachen von hohem Wert, doch fand er keine gute Aufnahme. Wiewohl sie Lebensmittel in Fülle hatten, so geizten sie doch mit Überlassung derselben. Statt aber hier, in dem wichtigsten Paß nach Neugranada, eine Niederlassung zu gründen, ließ sich Alfinger von seiner Begierde nach Gold verleiten und zog am Rio de Carthagena hinauf zu den Bobares, wo er kein Gold, wohl aber sehr streitbare, wenn auch schlecht bewaffnete Indianer (sie hatten nur hölzerne, mit Feuersteinsplittern besetzte Säbel) antraf, die ihn zu schnellem Rückzug zwangen. Er nannte dieses Tal Valle de Ambrosio. Unter unaufhörlichen heftigen Kämpfen mit den Eingeborenen, über rauhe, unwegsame Gebirge, im Zwist mit seiner Mannschaft, die sich gegen seine wie seines Leutnants, Bartholomäus Saillers, Habsucht und Parteilichkeit empörte und nur durch Todesstrafen in Zaum gehalten werden konnte, drang er gleichwohl bis nach Neugranada vor. Überall ließ er plündern und verwüsten, nur des Goldes wegen. In einem blutigen Treffen mit

den Indianern durch einen Pfeilschuß am Halse verwundet, entschloß er sich endlich zur Rückkehr und starb bald nach derselben in Coro an seiner Wunde. Ihm gebührt der Ruhm, Neugranada entdeckt oder zuerst betreten, Venezuela und Maracaibo gegründet zu haben; um so mehr aber ist zu bedauern, daß er seinen in der Geschichte der Entdeckungen hervorragenden Namen durch Habgier und Grausamkeit befleckte.

So urteilte, hauptsächlich wohl auf die Schriften Federmanns hin, der sich doch später, den urkundlichen Forschungen Hüblers zufolge, als der größte Feind der Welserschen Unternehmung erweisen sollte, die frühere Geschichtsforschung. Die Welser selbst beurteilten, und das kann man ihnen nicht verdenken, ihre kolonialen Hilfskräfte nach den Erfolgen, d. h. in erster Linie nach den erbeuteten Schätzen, und deren hatte Federmann zweifellos bis jetzt am meisten aufzuweisen. Was er in Venezuela selbst galt, sieht man am besten aus dem erbitterten Widerstand, den die Welser sowohl bei den Deutschen als Spaniern der Kolonie fanden, als sie ihn zum Nachfolger des Ambrosius Alfinger in der Provinz ernannten. Das Augsburger Haus trat für diesmal, da auch die spanischen Aufsichtsbehörden gegen Federmann Einspruch erhoben, von seiner Absicht zurück, die Welser ließen aber ihren Günstling deshalb nicht fallen, und im Jahre 1535 finden wir den gewandten Ulmer wieder in Venezuela.

Hier hatte inzwischen Johann Alemann als Statthalter gewirkt, der sich den Ruf eines edlen, friedfertigen Mannes erwarb, jedoch schon am 1. Oktober 1534 starb. Sein Nachfolger ward Georg Hohermuth von Speier, gewöhnlich Georg von Speier genannt. Dieser erreichte am 6. Februar 1535 Coro und wurde daselbst mit großer Freude und unter Feierlichkeiten aller Art aufgenommen. Ihm hatten sich angeschlossen Philipp von Hutten, ein Sohn Bernhards von Hutten zu Birkenfeld, der „als ein junger Gesell etwas zu erfahren und zu versuchen" wünschte, und Franz Lebzelter von Ulm, „ein frommer, ehrlicher Geselle" und ein Freund Huttens. In Venezuela war damals durch das Gold, das Alfinger heimgebracht hatte, und infolge der Gerüchte und Sagen, denen er inbetreff des mittlerweile aufgefundenen großen „Goldlandes" begegnet war, die Begierde nach dem von Westen her unterdessen durch Pizarro eroberten goldreichen Peru so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß Georg von Speier schon am 13. Mai 1535 in Begleitung von Huttens und Lebzelters mit 300 Mann zu Fuß und 100 Reitern zu einer neuen Entdeckungsreise aufbrach. Den wieder zurückgekehrten Federmann ernannte er zum Vizestatthalter, mit dem Auftrag, am Kap de la Vela,

wo man Spuren von Perlenbänken gefunden zu haben glaubte, dem kaiserlichen Befehl gemäß eine Festung anzulegen.

Wir müssen hier, den neueren Forschungen Konrad Hüblers in den spanischen Archiven*) folgend, einiges über das merkwürdige Verhältnis Federmanns zu Hohermuth einschalten. Als der Ulmer Geschäftsträger in Coro wieder eintraf, fühlte er sich weit mehr als Hohermuths Rivale und baldiger Nachfolger, denn als Untergebener, und ohne Zweifel hatten ihm die Welser auch Zusicherungen gemacht, die nur durch den entschiedenen Widerstand des spanischen Indienrats noch an der Erfüllung gehindert wurden.

„Jedenfalls“, schreibt Hübler, „untergruben die Welser selbst durch ihr Verhalten gegenüber Hohermuth und Federmann die Autorität ihrer Gouverneure. Jener konnte in dem Bewußtsein, daß der letztere als sein Ersatzmann ausersehen sei, keinerlei Autorität über diesen beanspruchen; Federmann aber fühlte sich bereits als der zukünftige Regent und war keineswegs gewillt, sich jenem unterzuordnen. So kam es zu der Abmachung, daß die an sich keineswegs beträchtlichen Kräfte der Provinz zwischen beiden annähernd gleichmäßig verteilt wurden und es jedem anheimgestellt blieb, mit seinem Teile der Ausrüstung völlig unabhängig und ohne Rücksicht auf den anderen zu wirtschaften.“

Federmann begab sich nach der Abreise Georgs, sei es zum Schein, sei es in der Absicht dem kaiserlichen Befehl nachzukommen, in der Tat nach Cap Vela. Aber kaum vernahm er hier, daß auch die spanischen Ansiedler von Sa. Marta einen Raubzug nach dem Süden unter Jimenez de Quesada planten, so hielt ihn nichts mehr an der Küste zurück. Ohne auch nur seine nächste Aufgabe, den Bau einer Feste zum Schutz der Perlenbänke, erfüllt zu haben, kehrte er um, durchquerte, alle irgend verfügbaren Kräfte an sich ziehend, die ganze Provinz und folgte den Spuren Hohermuths nach Süden.

Auch wir wollen zunächst diesen Spuren des dritten denkwürdigen Zuges ins Innere von Venezuela folgen und kehren deshalb zum März des Jahres 1535 zurück.

Über Berge und Moräste marschierte Georg bis an den Fluß Tokuyo, drang von hier in das Valle de las damas, wo er aber mit den streitbaren Bewohnern beim Flecken Oytubo in blutige Kämpfe verwickelt wurde. Doch gelang es ihm, mit dem Ober-Kaziken dieses Tales ein

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 235/236.

Freundschaftsbündnis zu schließen. Als er weiter zog, schleppte er aus Mißtrauen alle benachbarten Kaziken in Ketten mit sich und entließ sie erst wieder, als sie ihm nicht mehr zu schaden vermochten. Die Landschaft Variquicemeto wurde von Georgs Fußvolk verheert und die Bewohner versprengt, doch schmolzen auch seine Leute unter den steten Kämpfen so zusammen, daß er sich ohne die Reiter nirgends mehr hätte halten können. Nach einem Aufenthalt von 30 Tagen in dem verlassenen Flecken Hacarygua zog er am 18. August weiter, ließ indessen den Leutnant Francisco de Velasco mit den Kranken zurück, da der Winter bereits angebrochen war. Unter steigenden Verlegenheiten, durch verlassene und verödete Flecken und enge, schwierige Pässe, kam er an den reißenden Fluß Kussi, überschritt diesen am 12. September, sowie den Fluß Wonnabonari mit großer Gefahr. Der 17. September war ein Unglückstag, denn im Flecken Mosbaro erkrankte seine gesamte Mannschaft, während es zu gleicher Zeit galt, dem Überfall einer zahlreichen Indianerschar entgegen zu treten. Am 8. Oktober stieß Velasco mit den Kranken wieder zu Georg Hohermuth und die Not wurde jetzt noch größer; Europäer, Indianer und Pferde waren aufs äußerste herabgekommen, krank oder geschwächt, und überall war nur ungenügende und ungesunde Nahrung vorhanden. Die schwer Erkrankten ließ der Speierer nun wie Quersäcke über die Pferde binden, verlor aber trotzdem an einem Tage vier derselben. So konnte er unter außerordentlichen Gefahren und Verlusten in rauher, unwegsamer Gebirgsgegend nur langsam weiter vordringen, denn neue Verlegenheiten entstanden, als er sich am 4. Januar 1536 genötigt sah, seinen Leutnant Velasco wegen Meuterei in Fesseln zu legen. Er hielt es für ratsam, denselben im Flecken Ithibona mit der Hälfte seiner Mannschaft bis auf weiteren Befehl zurück zu lassen, während er selbst durch das Gebiet der Aranacomos über den Fluß Apure weiterzog und bis zum 12. März die Flüsse Tarare, Arauca, Camariruch und Cacanari überschritt. Zum Unglück verleiteten ihn die Erzählungen eines Kaziken von überaus goldreichen Gegenden auf der anderen Seite der Berge, zu einem Zuge nach dem Gebirge, den er aber bald, da er keinen Übergangspunkt fand, wieder aufgeben mußte. Mißmutig und noch mehr geschwächt, zog er nun über den Fluß Lorabo, und bestand hier neue Drangsale infolge der Feindseligkeiten der Indianer, die ihn überfallen hatten. Zur Strafe verbrannte er einen Kaziken mit 100 Begleitern in einem Hause, wohin sie sich zurückgezogen hatten. Das war nun unklug und rächte sich. Hart bedrängt und unfähig, den reißenden Apia zu überschreiten, wartete er untätig

acht Monate auf Verstärkungen, die nicht kamen. Am 1. Dezember war es endlich möglich den Strom zu überschreiten, und es begann nun ein neues, zweckloses Umherirren, das ab und zu bei reicheren Stämmen zu geringen Goldfunden, im ganzen aber nur zur Erschöpfung der Mannschaften führte. Abermals drei große Flüsse übersetzend, erreichte Hohermuth endlich die Ebene wieder und hielt in einem hübschen Flecken, wo er hinreichende Vorräte von Mais vorgefunden, mit seinen Leuten, im ganzen noch 102 Europäer, einen feierlichen Umzug, welchem eine Messe und dann ein Festschmaus folgten. Die Freude dauerte nicht lange, denn bereits am kommenden Tage galt es, sich das Weiterziehen durch neue Kämpfe zu erkaufen. Gleichzeitig erfuhr er von den Gefangenen, daß in der nächsten Nacht ein allgemeiner Angriff beabsichtigt gewesen sei. Auch teilte man ihm mit, daß hier vor vier Jahren Europäer den Fluß Marageon heraufgekommen, 90 derselben mit dem Kapitän Alfonso de Herrera seien indessen umgekommen, die übrigen den Fluß wieder hinabgefahren. — In Coro fand Georg die Überreste dieses Zuges. —

Nachdem der Speierer noch den Wawiari überschritten hatte, wandte er sich wieder südlich gegen das Gebirge, da er von Eingeborenen erfahren, das ersehnte Goldland liege zur Rechten, etwa noch 20—30 Tagereisen entfernt. In der Tat fand er bei den Indianern viel Gold, wenn auch nur in kleineren Stücken. Der Winter nahte heran und zwang die unerschütterlichen Goldsucher, an dem Fluß Bermejo Halt zu machen. Von den Indianern im Lager wie auf dem Marsche bedrängt, verlor Georg während dieser schlimmen Zeit den Stephan Martin, seinen zuverlässigsten und geschicktesten Beistand, welcher den größten Teil seines Lebens unter den Wilden zugebracht hatte und dieselben auch am besten zu behandeln verstand. Da kein Übergang über den Bermejo zu finden war, mußte dem Drängen der Mannschaft endlich nachgegeben und am 13. August 1537, nur noch mit 100 Mann zu Fuß und 40 Reitern, aber im ganzen mit kaum 40 gesunden Leuten, der Rückzug angetreten werden. Am Darare und Apure stieß man auf Spuren von Federmann, aber alle Bemühungen, dessen zweifellos stärkere Abteilung zu treffen, waren vergebens.

Endlich nach dreijährigem Herumziehen erreichte Georg am 27. Mai 1538, mit 80 Mann zu Fuß und 30 zu Pferde, Coro wieder. Von den 130 Kranken waren nur 49 zurückgekommen. Als die erschöpften Goldjäger fast nackend einzogen, erfuhren sie, daß man ihre beim Abmarsch zurückgelassene Habe verkauft hatte, da längst alle Hoffnung auf ihre

Rückkehr aufgegeben worden war. Philipp von Hutten, der diese Züge in seiner „Zeittung aus India“ und in einer besonderen „Historia“ beschrieben hat, sagt von der ausgestandenen Not: „Gott allein und die gemeinen Leute, so es versucht haben, wissen, was Not und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen drei Jahren erlitten haben, und ist zu verwundern, daß es menschliche Körper so lange haben ertragen können. Ist ein Grauen, was Ungeziefers oder Schlangen, Kröten, Eidechten, Ottern, Kraut und Wurzel auf diesem Zug gessen worden, auch etliche wider die Natur Menschenfleisch, gefallene Pferde und Hunde, so daß von diesem bösen, unkräftigen, unnatürlichen Essen, auch von der großen Arbeit, in Regen und Wind Liegen die Christen verschmachtet und ausgedorrt waren usw.“

Wie sah es nun in der Hauptstadt der Kolonie aus, die Hohermuth vor drei Jahren als Gouverneur verlassen und die er nun, seit Jahr und Tag totgeglaubt, ohne Erfolg und krank und erschöpft wieder betrat? Hier schienen plötzlich im Vergleich gegen früher alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt, und Hohermuth war nicht sobald in Coro eingezogen, als er sich von einem spanischen Verwaltungsbeamten, dem Dr. Navarro nicht nur des Amtes enthoben, sondern auch in Anklagezustand versetzt sah. Nicht mit Recht, wie er sich im Gefühl seiner Unschuld und seiner guten Absichten sagen konnte, aber auch, wenn wir unparteiisch sein wollen, nicht ganz mit Unrecht.

Seit drei Jahren war der Statthalter, kurz nach ihm auch sein von ihm bestellter Vertreter Federmann, abenteuernd auf blinder Jagd nach dem Golde im Lande umhergezogen. Keiner von ihnen hatte sich um die Verwaltung, um die Kolonisten, die sich inzwischen angesiedelt hatten, um Recht und Gerechtigkeit im Lande gekümmert. Mag sein, daß die Spanier es in ihren eigenen Kolonien noch schlimmer trieben, hier, auf dem Wirkungsfelde der Deutschen, hatten sie für etwaige Unregelmäßigkeiten und Klagen ein desto offeneres Ohr. Und solche Klagen wurden schon bald nach Hohermuths Aufbruch ins Innere laut. Eine Deputation von Ansiedlern beschwerte sich 1536 vor dem Indienrat über die unerschwinglichen Preise, zu denen die Welser den Kolonisten die unentbehrlichsten Lebensmittel verkauften. Der Indienrat verwies damals die Angelegenheit vor das Obergericht (audiencia) von Santo Domingo, und dieses entsandte daraufhin im Juli 1537 den Dr. Navarro mit dem Auftrage nach Venezuela, die Verwaltung der bisherigen Statthalter näher zu untersuchen und die Schuldigen eventuell zur Rechenschaft zu

ziehen. Der Augenblick für ein solches Verfahren war außerordentlich schlecht gewählt. Durch die Expeditionen Hohermuths und Federmanns war die Provinz fast entvölkert, vor allem aber war niemand da, die Beklagten zu vertreten, oder auch nur genauere Auskunft über den Gegenstand der Rechenschaftsklage zu geben. Kurz, der Dr. Navarro überzeugte sich bald selbst, daß seine Aufgabe zunächst undurchführbar sei; anstatt aber mit diesem Bescheid nach Santo Domingo zurückzukehren, übernahm er interimistisch die Leitung der Kolonie und versuchte, als Hohermuth 1538 zurückkehrte, dadurch, daß er ihn sofort des Amtes entsetzte, sich selber um so länger auf seinem vielleicht nicht unlohnenden Posten zu behaupten. Das glückte ihm nun freilich nicht. Er hatte sich in der Zeit seines Interregnums so wenig Freunde im Lande erworben, daß sich bald nach der Rückkehr Georgs die Sachlage völlig veränderte.

Der Rat der Kolonisten war nicht nur von der halb gezwungen gegen die Welser erhobenen Anklage zurückgetreten, sondern hatte sich direkt an den Indienrat mit der Bitte gewendet, den Dr. Navarro als Unruhestifter abzuberufen und den Hohermuth als Statthalter wieder einzusetzen. Das war durch königliche Verfügung auch am 26. Februar 1538 erfolgt, so daß Navarro nach jeder Richtung hin abgewirtschaftet hatte und den Schauplatz seiner Tätigkeit ohne Lorbeeren verließ.

Hohermuth hatte also einstweilen seinen Posten behauptet, bevor wir indessen von seinen letzten Jahren und dem Geschick der Kolonie berichten, müssen wir auf die zweite Reise Federmanns ins Innere zurückkommen, da auf dieser Expedition, wie die Forschungen Hüblers erwiesen haben, eigentlich das ganze Los des Welserschen Unternehmens entschieden wurde. Setzen wir gleich hinzu, daß es der Eigennutz und Verrat des Ulmer Geschäftsführers gegen seine Auftraggeber war, der dem Augsburger Hause den Verlust von Venezuela eintrug, wenn auch nicht unmittelbar, so doch im Verlauf der dadurch herbeigeführten Ereignisse.

Federmann war, wie wir wissen, im Juni 1536 auf dem Wege Hohermuths nach Süden geeilt, um das erträumte Goldland zu suchen. „Schon das stand," wie Hübler ganz richtig sagt, „nicht in Einklang mit den Abmachungen; er ließ aber seine wenig kameradschaftlichen Absichten noch deutlicher erkennen, indem er dem von mehrjährigen Strapazen erschöpft zurückkehrenden Hohermuth sorgsam aus dem Wege ging und an ihm vorbei nach Süden eilte. Als ein unternehmender Führer hat Federmann allerdings auf diesem Zuge sich bewährt. Dank der Mitwirkung der tüchtigsten unter den alten Begleitern des Ambrosius gelang es ihm, die schwierigen Pässe aufzu-

finden, die von San Juan de los Llanos über die Kordillere in das Gebiet von Bogotá führen. Er traf nur ein halbes Jahr zu spät in dem Gebiet der Chibcha ein und fand es bereits im Besitz seines nachbarlichen Nebenbuhlers, der von Santa Marta aus auf und neben dem Magdalenenstrom durch die westlichen Pässe zur Hochebene heraufgestiegen war."

Ja es waren sogar drei Entdeckungszüge, die von verschiedenen Seiten in das neue Goldland eingedrungen waren und deren Führer nun die Statthalterschaft, d. h. eigentlich wohl nur das Ausplünderungsrecht von Neu-Granada beanspruchten. Am festesten war ohne Zweifel die Position des Jimenes de Quesada in dem von ihm bereits begründeten Platze Fé de Bogotá. Sechs Stunden von ihm entfernt lagerten Federmann und Sebastian Belalcazar, der auf Befehl des Pizarro von Quito aus in die Felsenwüste des Kordillerenzuges hinaufgezogen war."

Unter diesen Umständen war Federmann der Versuchung, die Ansprüche des Welserschen Unternehmens aufzugeben und lediglich seinem eigenen Vorteil nachzugehen, nicht mehr gewachsen. Er trat seine Ansprüche bez. die seines Hauses gegen erhebliche Entschädigungen aus der bereits von Quesada gemachten Beute an letzteren ab und übte so an den Welsern einfach Verrat. Damals wurde zwar ausgesprengt, daß sich alle drei Bewerber zusammen nach Sevilla an den königlichen Hof begeben wollten, um der Krone die Entscheidung zu überlassen. Hübler hat indessen den Vertrag entdeckt, den Federmann mit Quesada im April 1539 abschloß und in welchem er gegen einen beträchtlichen Gewinnanteil alle Ansprüche an Neu-Granada abtritt und sich nur vorbehält, den Spanier nach Sevilla zu begleiten, um für seinen Anteil an der Entdeckung sich vom Könige Gnaden und Belohnungen zu erbitten. Von den Welsern war überhaupt nicht mehr die Rede. Aber diese waren nicht einfältig genug, um sich bei seinem offenbar betrügerischen Vorgehen zu beruhigen, von dem sie Kenntnis erhalten mußten, sobald der Ulmer europäischen Boden betrat.

Das geschah im Dezember 1539. Mit großen Beträgen in Gold und Smaragden kamen die beiden Abenteurer, man tut ihnen mit dieser Bezeichnung wohl kein Unrecht, in Sevilla an. Quesada wurde vom Indienrate zum Gouverneur von Neu-Granada eingesetzt, Federmanns Ansprüche übermittelte der Rat dagegen an das Augsburger Haus, das sofort gegen jeden selbständigen Schritt ihres Agenten protestierte. Was er unternommen und erreicht, sei in ihren Diensten und mit ihren Mitteln geschehen, und alle daraus abzuleitenden Ansprüche könnten sich nur auf sie beziehen.

Federmann brachte nun seine Schätze vorläufig in sichere Hände und begab sich dann nach Gent, wo damals Karl V. weilte und wo sich auch der alte Bartholomäus Welser befand, um von ersterem die Anerkennung seiner Verdienste zu erlangen, mit dem letzteren aber sich womöglich zu einigen.

Keines von beiden vermochte er zu erreichen. Noch ehe er am Hof empfangen werden konnte, ließ ihn Bartholomäus Welser verhaften, unter der Anklage, die Summe von 115000 Dukaten in Gold und Edelsteinen ihm veruntreut und Land und Leute, die ihm anvertraut waren, fahnenflüchtig im Stich gelassen zu haben. Dieser an sich vollberechtigte Schritt sollte sich als sehr verhängnisvoll für die Welser erweisen. Federmann, jetzt nur darauf bedacht, seinen Gewinn zu retten und seinen früheren Herren zu schaden, verstand nicht nur, den Prozeß jahrelang hinauszuziehen, sondern er drehte endlich den Spieß um und behauptete, die Welser seien ihrerseits den in Venezuela eingegangenen Verpflichtungen nicht nachgekommen. Ja er erbot sich, den Beweis zu führen, daß das Unternehmen für die spanische Regierung bereits 200000 Dukaten hätte abwerfen müssen, während die Welser allerdings überhaupt noch nichts an die Krone abgeliefert hatten. Der Kaiser, weit entfernt, an diese Anklage zu glauben, konnte die Angaben des Ulmers, der in die Verhältnisse des Unternehmens am besten eingeweiht sein mußte, doch auch nicht ganz überücksichtigt lassen. In Spanien war man dem deutschen Unternehmen nie sehr günstig gesonnen gewesen, die Welser selbst, so nahe sie dem Kaiser standen, waren als Protestanten dem Indienrat mindestens ebenso verdächtig wie Federmann. Letzterer setzte wenigstens soviel durch, daß er gegen eine hohe Bürgschaft vorläufig freigelassen und nach Spanien zurückgebracht wurde, und er zog dann die Angelegenheit jahrelang hin, bis ein Ereignis eintrat, das den Gesinnungen des Anklägers plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Im Sommer 1541 erkrankte Federmann in Madrid, und zwar so ernstlich, daß er selbst die Hoffnung, wieder zu genesen, aufgab. Im Angesichte des Todes mochte ihm doch das Schimpfliche seiner Handlungsweise das Gewissen beschweren, und so gab er am 19. August vor Notar und Zeugen eine Erklärung ab, worin er zugab, die Klage gegen die Welser nur aus Eigennutz und Rachsucht erhoben zu haben, und deren völlige Grundlosigkeit anerkannte. Auf dieser Basis fand aber auch noch eine weitere Verständigung mit dem Vertreter der Welser statt über die Gegenstände des in Flandern gegen ihn erhobenen und noch immer schwebenden Prozesses. Dieser selbst wurde zwar nicht niedergeschlagen,

denn die Welser traten auch nach Federmanns Tod noch mit Ansprüchen an sein sequestriertes Eigentum hervor. Daß aber eine teilweise Verständigung stattfand, ergibt sich daraus, daß Federmann ihnen seine Ansprüche auf Tunja, die auf dem Vertrage mit Quesada am 29. April 1539 beruhten, abtrat.

Die Welser sollten sich dieser Wendung nicht erfreuen, denn ihre Tage in Venezuela waren bereits gezählt. Um die Umstände zu verstehen, die zur Auflösung ihrer Herrschaft in der Kolonie führten, müssen wir indessen nochmals dorthin zurückkehren und erzählen, was sich dort während des Federmannschen Prozesses ereignete. Georg Hohermuth war, wie wir wissen, auf die dringenden Wünsche der Soldaten sowohl als der deutschen und spanischen Ansiedler in sein Amt wieder eingesetzt, das er allerdings nur noch bis Ende 1540, wo ihn der Tod bei den Vorbereitungen zu einem neuen Zuge ins Innere ereilte, verwalten konnte. Er ist zweifellos der sympathischeste unter allen Verwaltern der Welser in Amerika gewesen, geliebt von allen Ansiedlern, gegen die Eingeborenen wenigstens nicht unmenschlich, voll Treue und Aufopferung für seine Herren und seine Untergebenen, ein „Ehrenmann und guter Christ“ selbst nach dem Zeugnis eines spanischen Zeitgenossen. Sein Nachfolger wurde Hutten, dem von Augsburg aus der 1541 eingetroffene jüngere Bartholomäus Welser an die Seite gesetzt wurde. Wir müssen hier einschalten, was wiederum Hübler unwiderleglich festgestellt hat, daß es in Venezuela eigentlich nichts mehr zu regieren gab. Als kaufmännische Unternehmung haben die Welser schon bald nach 1535 die Provinz aufgegeben. Damals wurden die 50 deutschen Bergleute teils zurückgeschafft, teils entlassen. Die Balsamfabrikation wurde eingestellt, und die Vorräte der Welserschen Faktorei und der größte Teil des dortigen Personals wurden nach Santo Domingo zurückgezogen. Was die Welser weiterhin noch jahrelang mit großer Energie verteidigt haben, das waren die ihnen verliehenen Hoheitsrechte und die daraus ihnen zufließenden Emolumente und die Forderungen an die Kolonie als Ganzes und an einzelne Kolonisten, die aus der ersten Phase des Unternehmens herstammten und, an sich von zweifelhafter Einbringlichkeit, mit dem Augenblick gänzlich wertlos geworden wären, wo die Kolonie in fremde Hände überging.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn die Leiter der Kolonie sich nochmals auf das Abenteuer einer erneuten Goldsuche einließen, den letzten Zug der Welser ins Innere, von dem weder Hutten noch der junge Welser lebend zurückkehren sollten. Mit 200 Fußtruppen und 150 Be-

rittenen wurde die Fahrt im Juni 1541 angetreten, um bald nach dem Eintritt ins Gebirge an den Terrainschwierigkeiten und dem Fieber ebenso kläglich wie die früheren zu scheitern. Hinter ihrem Rücken aber zog sich in Coro ein neues Unwetter zusammen. Der Indienrat hatte alle gegen die Verwaltung eingelaufenen Beschwerden, einschließlich der belastenden Punkte des Federmannschen Prozesses, gesammelt und machte nun Ernst mit dem Vorgehen gegen die Welser, denen man die Provinz um jeden Preis entreißen wollte. Das Recht dazu kann man den Spaniern nicht gut streitig machen. „Das, was beide Parteien im Sinne gehabt hatten, als sie den Kolonisationsvertrag von 1528 abschlossen, war unzweifelhaft nicht zustande gekommen. Venezuela war von der ersten Besiedelung bis zum Augenblick ein armseliges Land geblieben, das weder für die Krone noch für die Statthalter auch nur die Verwaltungskosten deckte. Daran, daß dem so war, waren die Welser gewiß nicht unschuldig, denn wenn sie auch in den allerersten Anfängen die Mittel zu einer wirklichen Besiedelung und Bewirtschaftung des Landes geboten hatten, so waren es doch gerade sie und ihre Stellvertreter gewesen, die auf die ersten Gerüchte von dem Goldlande im Süden von einem wahren Entdeckungsfieber ergriffen worden waren und dem Schemen eines glänzenden Fundes die Anfänge einer solideren Kolonisation vollständig geopfert hatten.

Aber nicht einmal dem Buchstaben nach war die Kapitulation befolgt worden. Die Welser haben niemals Anstalten gemacht, die zwei festen Plätze anzulegen, zu deren Erbauung sie verpflichtet waren, und das begann sich zu rächen, als Franzosen und Engländer sich an der Perlenküste des Cabo de la Vela blicken ließen." (Hübler) Wir wissen, daß an diesem Punkte Federmann die Schuld trug. Auch in der Behandlung der Eingeborenen waren Kontraktwidrigkeiten vorgekommen und ebenso in anderen nebensächlicheren Punkten. Es ist wahr, das spanische Kolonialamt hatte sich um ähnliche Unregelmäßigkeiten in anderen Provinzen keine Sorge gemacht, aber anderswo waren eben Spanier, hier waren Deutsche die Unternehmer und vollends Protestanten, denen man unmöglich die Sorge über Indianer anvertrauen konnte, deren Seelenheil doch in erster Linie gerettet werden mußte.

Der Indienrat schickte also wiederum einen Untersuchungsbeamten nach Venezuela, und wiederum, wie bei der früheren Anklage und Untersuchung, befanden sich die verantwortlichen Beamten nicht in Coro und überhaupt nicht an der Küste, sondern tief im Innern. Nun wurde in der Person des Juan de Carvajal ein interimistischer Verwalter nach

der Provinz abgeordnet, und wiederum hatte das Kolonialamt mit diesem Manne den unglücklichsten Griff getan, der sich nur tun ließ. Carvajal löste zunächst durch die Willkür seiner Herrschaft die letzten Reste der gesetzlichen Ordnung in der Provinz auf und zog dann, zweifellos ebenfalls aus Goldgier, mit einer gewaltsam erpreßten Mannschaft ins Innere. In der Nähe der von ihm angelegten Befestigung Tokuyo traf er auf die Reste des Huttenschen Zuges und brachte durch eine verstellt freundliche Einladung die beiden Leiter in seine Gewalt. Wir folgen hier wieder der alten, auf die Berichte der zurückgekehrten Deutschen sich stützenden Darstellung der Ereignisse.

Von Carvajal wurden die beiden Deutschen zuerst mit Höflichkeit empfangen und überredet, bei ihm zu bleiben, statt sogleich nach Coro aufzubrechen. Als aber am anderen Morgen Carvajal unter Trommelschlag ausrufen ließ, alle die Leute, welche von Huttens Zug zurückgekehrt seien, sollten vor ihm erscheinen, sammelte dieser seine wenigen anwesenden Gefährten selbst, trat vor ihn und berichtete bündig über die Schicksale seines Zuges. Hierauf erklärte er, im Dienste des Königs nach Coro reisen und den Welsern Rechenschaft ablegen zu wollen.

„Ja, seht zu“, schrie Carvajal, „ob das Gouvernement den Welsern gehört; nichts gehört ihnen, sondern alles dem König!“ Als Hutten erklärte, die Welser hätten dieses Land durch Verhandlung mit dem König, befahl Carvajal ihm zu schweigen und diktierte ihm Arrest, wogegen Hutten als Statthalter der Provinz protestierte. Da fuhr ihm der Spanier an den Hals und es entstand eine wilde Rauferei, so daß die eigenen Leute die beiden auseinander reißen mußten. Die beiden Deutschen schwangen sich aufs Pferd, Carvajal aber verfolgte sie, um sie gefangen nehmen zu lassen. Da warf Welser sein Roß herum und versetzte dem schlimmen Feinde drei solche Lanzenstöße, daß dieser erschreckt nach Hause floh. Hutten und Welser zogen nun mit ihren Leuten und 6—8 von Carvajals Soldaten nach Sabana de Guibore und stellten sich hier in Schlachtordnung auf. Carvajal aber bot Frieden und unterzeichnete einen Vertrag, nach welchem jeder das seine zurückerhalten und Hutten mit seinen Leuten ungehindert nach Coro abziehen sollte. Heimlich verfolgte sie indes Carvajal mit 200 wohlbewaffneten Spaniern, überfiel die Ermüdeten im Schlaf, nahm Hutten und Welser gefangen und ließ sie sogleich mit zwei Spaniern, die treu zu ihnen gehalten, enthaupten. — Hutten war ausgezeichnet durch ritterlichen Mut, Biederkeit und Menschenfreundlichkeit; „einen wohlgesitteten Mann mit guten Ansichten“ nennt ihn Herrera, Welser „ein

verständiger junger Geselle". Sie beide fielen der spanischen Tücke und Mißgunst zum Opfer.

Die Botschaft von dieser Schandtat gelangte rasch nach Deutschland, und der entrüstete Protest der Welser bei Karl V. blieb nicht ohne Erfolg. Der Kaiser ordnete, ohne den Indienrat zu befragen, eine sofortige strenge Bestrafung der Verbrechen Carvajals an. Der Licentiado Juan Perez de Tolosa wurde nach Coro geschickt, um Ordnung zu schaffen, und mit ihm kam endlich wieder ein Mann von Ehrenhaftigkeit und Gewissen nach Venezuela. Er brach sofort nach seiner Ankunft mit 40 Soldaten von Coro auf, erreichte Carvajal und nahm ihn gefangen. In Tokuyo unterwarf er denselben einem Verhör, verurteilte ihn zum Tode und ließ das Urteil augenblicklich vollstrecken.

Dann allerdings nahm der Prozeß gegen die Welser, dessen Einzelheiten wir nun nicht weiter zu verfolgen brauchen, seinen Fortgang und schleppte sich noch durch volle zehn Jahre hin. Er endete damit, daß dem Augsburger Hause die Provinz am 13. April 1556 endgültig abgesprochen und die spanische Herrschaft wieder hergestellt wurde. So ist also das „Abenteuer in Venezuela" ergebnislos verlaufen und man kann es den Spaniern nicht einmal ernstlich verdenken, wenn sie den Streitigkeiten beider Nationalitäten in ihrer Kolonie endlich ein Ziel setzten, hatten doch die Deutschen bereits seit 20 Jahren eigentlich keinen Finger mehr für die Besitzung gerührt. Man wird es den Welsern gern glauben, daß sie keine Seide in Venezuela gesponnen haben. Freilich erwähnt Sombart, den Untersuchungen von Schuhmacher folgend, daß bei einem Zuge im Jahre 1535 „aus Gräbern, Wohnungen oder Lösegeld" 40000 Goldpesos erbeutet seien, und daß ein anderer Zug ein Ergebnis von 140000 Pesos reinen und 30000 Pesos geringen Goldes gehabt habe. Aber diese Erträge, wenn sie wirklich in die Hand der Unternehmer gelangten, wurden durch die Kosten wohl mehr als aufgewogen. Jedenfalls ist das Geschäftsergebnis der Welser, das von 1502 bis 1567 mit 9% im Durchschnitt angegeben wird, gerade in dieser Zeit nicht höher und nicht geringer gewesen, als dasjenige anderer Häuser, die sich vornehmlich dem Handel widmeten. Nur die mit barem Gelde wuchernden Geschäfte, wie die Fugger und die Florentiner Bankhäuser, haben wesentlich höhere Jahreserträge aufzuweisen gehabt.

Kehren wir nun von diesen ausländischen und für die damalige Zeit außerordentlichen Geschäften zu der Entwickelung des Hauses Welser in der Heimat zurück. Vorausgeschickt sei, daß sich dasselbe in der Folge langsam

vom Warenhandel zurückzog und neben den Bergwerksunternehmungen sich dem einträglicheren Bankgeschäft zuwandte.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts nahmen die Welser in Augsburg unter ihren Mitbürgern, trotz der größeren Kapitalkraft der Fugger, die erste Stellung ein. Hauptsächlich ihrem Einflusse war es zuzuschreiben, daß diese Stadt sich der Reformation anschloß. Als die Zwietracht, welche die Reformationsbestrebungen im Gefolge hatten, das deutsche Volk immer tiefer durchdrang und auch in Augsburg die neue Lehre trotz des heftigen Widerstrebens der katholischen Partei feste Wurzel gefaßt hatte, ernannte der Rat zu Augsburg im Jahre 1535 ein neues sogenanntes Kriegs- oder Geheimes Ratskolleg mit der Vollmacht, alle geheimen und wichtigen Stadtangelegenheiten nach seinen Gutdünken beraten und darüber beschließen zu dürfen; das von demselben Angeordnete solle so gültig und rechtskräftig sein, als ob es vom ganzen Rat beschlossen und genehmigt sei. In dieses maßgebende Kollegium wurden außer den beiden Bürgermeistern auch Hans Welser und noch drei der vornehmsten Ratspersonen gewählt. Im Jahre 1537 wurde derselbe Hans Welser Bürgermeister. Anfangs sträubte er sich, dieses Amt anzunehmen, und erbot sich, lieber das Bürgerrecht ganz aufzugeben oder 1000 Fl. Strafe zu zahlen. Als er aber endlich auf Zureden seiner vielen Freunde zu dem Amte gedrängt wurde, verfolgte er von dieser Zeit an auch seinen Plan, den er schon im Geheimen Rat durchzuführen getrachtet, um so ernstlicher. Von ganzer Seele der neuen Lehre ergeben, hatte er sich zum Ziel gesetzt, die katholische Religionsübung in Augsburg ganz aufzuheben, in welchem Streben er von seinem Amtskollegen Mang Seitz unterstützt wurde. Als sie alles in der Stille hinlänglich vorbereitet glaubten, beriefen sie am 17. Februar den großen und kleinen Rat und stellten der Versammlung vor, daß die vielen und immer heftiger sich äußernden Spaltungen in der Stadt kein Ende nehmen würden, wenn nicht in allen Kirchen ein und derselbe Gottesdienst eingeführt werde. Im doppelten Rat wurde nun beschlossen, dem Domkapitel und der katholischen Geistlichkeit kund zu tun, daß der Rat, weil man vergebens auf ein freies Konzil und auf die Beilegung der Religionsstreitigkeiten durch dasselbe gewartet, auch die katholische Geistlichkeit sich bei vielen Gelegenheiten dem Rate und der Stadt stets feindlich gezeigt hätte, deshalb für gut befunden, die Messe in den Kirchen abzustellen, die Heiligenbilder beiseite zu schaffen und die Geistlichkeit anzuhalten, entweder das Bürgerrecht zu nehmen oder die Stadt zu

verlassen; doch sollten die, welche das Bürgerrecht nehmen würden, von den städtischen Lasten frei bleiben. Viele von den Geschlechtern, deren eine große Anzahl, z. B. die Fugger, wie wir unten näher ausführen werden, der alten Kirche anhänglich blieben, hatten sich diesem Beschlusse auf das heftigste widersetzt, sie wurden aber überstimmt und der Beschluß sogleich in den nächsten Tagen vollzogen. Die katholischen Kirchen wurden gesperrt und alle Widerspenstigen mit Leib- und Lebensstrafe bedroht. In einer umfangreichen Schrift legte nun der Rat seine Gründe zu diesem Verfahren dar und schickte dieselbe durch eine besondere Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien, durch eine zweite, wobei Ulrich Welser war, an den König Ferdinand nach Wien, durch eine dritte an den benachbarten Herzog Stephan von Bayern. Zugleich wurde diese Schrift auch durch den Druck verbreitet, was wieder eine heftige Gegenschrift des Domkapitels und des Bischofs von Augsburg veranlaßte. Unterdes brachte der Rat, nachdem der Widerstand der Geistlichen beseitigt war, seine Beschlüsse vollständig zum Vollzug, entfernte die Bilder der Heiligen aus den Kirchen, ließ überall evangelisch predigen und jeden bestrafen, der etwa heimlich in die verbotene Messe ging. Die den Katholiken genommenen Kirchen erhielten besondere Pfleger — Ulrich Welser ward Pfleger der Liebfrauenkirche — und möglichst rasch und vollständig wurde in allen Kirchen und Schulen evangelischer Gottesdienst und Unterricht eingeführt.

Der Kaiser, damals seit Jahren in Spanien anwesend, hatte zunächst keine Mittel, dem raschen Gang der Entwickelung Einhalt zu tun, so sehr er auch darüber erzürnt war und gewünscht hätte, die Stadt schon jetzt aus dem zu Nürnberg beschlossenen Religionsfrieden auszustoßen. König Ferdinand aber, des Kaisers Bruder, blieb den Augsburgern günstiger gesinnt, da er ihr Geld nicht entbehren konnte und sie ihm um diese Zeit eine unentgeltliche Hilfe zum Türkenzuge mit einem Aufwande von 20000 Fl. geleistet hatten.

In dieser Zeit stand Hans Welser mit seiner Entschiedenheit und seiner von Vorurteilen freien Geistesbildung an der Spitze von Augsburg und brachte nur die dringenden Wünsche der Mehrzahl des Volkes zur Geltung. Wir müssen sein entschiedenes und furchtloses Auftreten um so mehr anerkennen, als er die Gunst des Kaisers, mit dem sein Haus damals sicher noch in Geschäften verknüpft war, aufs Spiel setzte. Freilich mußte er auch dafür, als die Zeit des Rückschlags eintrat und der Kaiser mit überlegener Kriegsmacht die evangelischen Städte seinem Willen wieder

unterwarf, alle daraus entstandenen Leiden Augsburgs noch in denselben Ämtern durchleben und auch bei der Unterwerfung und Demütigung der Stadt im Vordergrund stehen. Doch war die Stellung der Welser in Augsburg und bei dem Kaiser allzu befestigt, als daß sie durch diese Umwandlung der Verhältnisse hätte erschüttert werden können; sie blieben in den ersten Ämtern wie im Vertrauen des Kaisers und zugleich der Sache der Reformation treu ergeben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die lutherische Gesinnung der Welser mit Ursache gewesen ist, daß ihnen bei ihren Unternehmungen in Venezuela seitens der Spanier so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. In Deutschland blieb ihr Verhältnis zu Karl V. unverändert, ja sie traten in nahe Verwandtschaft zum kaiserlichen Hause.

In Augsburg hat ein Bürger
Ein Töchterlein gar hold;
Hat himmelblaue Äuglein
Und Locken, hell wie Gold;
Die schöne Philippine ward
Das Töchterlein geheißen,
So wunderbarer Art.

Es war von guten Sitten
Und fromm und klug dabei;
Man hätte drauf geschworen,
Daß es von Ahnen sei;
Hatt' einen Hals, wie Schnee so rein,
Man sah's, wenn durch die Adern
Ihm floß der rote Wein.

Die Geschichte der Philippine Welser ist zu bekannt und durch öftere dramatische Behandlung des Stoffes so vielfach ins Gedächtnis heutiger Zeit gerückt worden, daß eine ausführliche Darstellung des Beginns und Verlaufes jener romantischen Begebenheit nicht ratsam erscheint, weshalb wir vorziehen, die Sache lieber mit den schlichten Worten eines Zeitgenossen zu erzählen.

„Der Zeit dann der Franziscus Welser in großem Ansehn stund und ihm jeder wohl genaigt war, denn er hätt' allerweg vil gethan und Nutz gestift, do hett ihn Gott durch sein Gemahl, so eine von Zinnendorf war, mit eim trefflich schönen und tugendsamen Töchterlein begabt, des Namens Philippina, die dann aller Menschen Herzgemüth so fest einnahmb, daß sie keiner ninderst sehn kunnt, sonder daß er nit schier in Lieb aufgehn möcht. Da dann also vil heiße wünsch warn. Aber die Besten trauten sich nit hin, sint die Welser selber hoch seind und auf ein ledig Gräflein nie kain Acht hetten. Da denn große Neugier anhob, wen sie, die Philippina, seiner zeit würdete. Item kam aber die sach ganz anders, und doch noch höcher, als je Einer hett gedacht trutz der Welser geschlecht und uebermessigen raichthumb. Als nehmlich uf dem Reichstag zu Augspurg, da man zehlt A. D. 1547, da sah der römischen Mayestät

Sohn, seins Namens auch Ferdinandus, dieselbige jungfrau Philippina, und entbrennte über kurzişte frist so fest, daß er schier nichts that, denn daß er auf dem alten Heumarkt vor des Welsers Haus ab und zu ritte oder sunst, da denn die jungfrau des großen Eifers wohl einsichtig ward und ganz gern und mit Freuden, gleich aber doch in steter schemlicher züchtigkeit, auf denselben Erzhertzogen abe sah. Das währt an die dreizehn Mond und kunnt sie der Ferdinandus dann und wann nächender sehn, weil sie mit den Fuggerischen wohl stund und ins Haus kam, auch sich der Erzhertzog bein Welsern in verschidentlichem einfande. Also ging die Zait wohl dahin, sonder aber daß einigs Mehr gesprochen ward, und die Philippina dann vermeint, als der Ertzhertzog von Augspurg ritte, es sei Alles nur ein freundlicher Traum gewesen. Ueber eine zait war dann aller Leut gered aus, und dacht kainer ninderst mehr, daß der Erzhertzog wiederkehr. Da er aber dann ains straichs kam (1551) und bei ihrn Vatern, dem Welser, um sie redlich anwurb. Hätt aber vorerst mittel und wege kains unversucht gelassen, der Philippina Jawort sicher zu sein. Was ihme bei all' geständiger lieb und heftiger genaigtheit allso leicht nit ward, da die edle jungfrau, des großen standsunterscheids und etwan erfolgenden väterlich kaiserlichen zorens wegen ihre mächtige bedenken hett. Da dann der Welser die sach so weit und des Erzhertzogs völligen Eifer und heiligen ernst sah, mocht er in die Leng sein Wort nit vorenthalten und hett in die sach gewilligt. Also ist darauf die christlich ehliche Vereinbarung ganz nach Rechten im monat Decembris vollzogen und vollbracht worden. Drob ist des Erzhertzogs Vater, da er die geschehene Eh inne ward, davon er von aller Anfang an das Geringste nit wußte, in ain so großen zoren und Unmuth entbrennt, daß er von seim trefflichen sun sechs jahr nichts mehr hörn vnd sechn wöllt, da sich dann so lange zait über die zwo, insunderlich die Philippina, zu Inspruck hielten, und ist dann erst ain rechts glück und ruh in die ganze sach kommen, da die Philippina letzlich ainen weg zum Vater des Ferdinandus fand und ihne flehentlich um seine vergebung und allerhöchste väterlich und kaiserliche zusag erweichte und beredete. Das war nächst im 1556sten jahr. Da nun die Eh als zurecht von des Kaisers Mayestat anerkannt und aber die nachkommenschaft nur Marggrafen von Burgau sein solln. So hett Gott die kün verwegen aber dannoch frumme sach, davon alsoviel Redens und Verwunderung war, endiglich doch zum Besten geführt vnd gelenkt, also gab er den Zwo hochfürstlichen Gemahlchen insferner alles glück und segen. — —"

So weit der Chronist. Philippinens Brüder wurden Freiherren zu Zinnenberg und traten in den kaiserlichen Dienst. Einunddreißig Jahre lang währte die glückliche Ehe Erzherzog Ferdinands und Philippinens. Zwei Söhne schenkte ihnen der Himmel, wovon der ältere, Karl, die Markgrafschaft Burgau überkam, der jüngere, Andreas, sich zur Kardinalswürde emporschwang.

Es haust auf einem Schlössielein
Zu Ambras in Tirol
Mit seiner Philippine
Der Herzog recht und wohl;
Da gab es Lieb' und Lust im Haus,
Die heitern Minnesänger,
Die zogen ein und aus.

Da ward gar viel turnieret,
Der Kunst gar treu gepflegt,
Gar manche Tat vollführet,
Gar mancher Keim gehegt;
So ging es dreißig Jahr und eins,
Da fand der Tod ein Ende
Des treuen Herzvereins.

Philippine starb zuerst, am 24. April 1580; Ferdinand im Jahre 1595. In der allerwärts berühmten silbernen Kapelle zu Innsbruck befindet sich das Grabmal der Philippine, unweit dem prachtreicheren ihres Gemahls, welches sich derselbe schon bei Lebzeiten errichten ließ. Die Inschrifttafel, welche Ferdinand, dem weißmarmornen Monument Philippinens einverleibte, ist wohl so einfach, als sie sein kann, aber sicher tief empfunden waren diese wenigen Worte in Latein: „Ferdinand, von G. G. Erzherzog von Österreich usw., seiner vielgeliebten Gattin Philippine." —

In den durch Karl V. im Jahre 1548 neu eingesetzten patrizischen Rat und zugleich in die Behörde der Stadtpfleger traten Bartholomäus, Anton und Christoph Welser, und dies ganze Jahrhundert hindurch saßen Welser im Rat und im Bürgermeisteramte. — In der Mitte des XVI. Jahrhunderts erwuchsen den Augsburger Kaufleuten große Schwierigkeiten aus ihren Beziehungen zu den Königen von Frankreich, denen sie Geld vorgestreckt hatten. Hier scheinen auch die Welser ganz besonders beteiligt gewesen zu sein. Die Kaufleute von Augsburg, Nürnberg und einigen anderen süddeutschen Reichsstädten hatten nach und nach Franz I., Heinrich II. und Franz II. mehr als 700000 Kronen geliehen und trotz aller Briefe und Bitten nie eine Zahlung erhalten können. Im Jahre 1558 beschlossen sie eine gemeinsame Botschaft an den König Franz II., um im Namen aller Gläubiger die Bezahlung zu verlangen. Der Rat von Augsburg ließ durch Matthäus Welser eine besondere Vollmacht und ein Fürschreiben für diese Gesandtschaft an den König ausfertigen und gab ihr, mit anderen Augsburgern, Andreas Welser als Abgeordneten der Stadt bei. Die Gesandtschaft wurde am königlichen

Hofe zwar aufs zuvorkommendste empfangen und behandelt, brachte aber nichts als gute Verheißungen mit nach Hause zurück.

Unter den Gliedern der Familie Welser, die sich in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts auszeichneten, nahm der ebengenannte Matthäus Welser eine bedeutende Stelle ein. Er war viele Jahre Mitglied des Geheimen Rates und wurde auch in dem wegen Wilhelm von Grumbach entstandenen Kriege, der sogenannten Grumbachschen Fehde, von seiten des schwäbischen Kreises zum Bundeskriegsrat ernannt. Als im Jahre 1574 der Bischof von Augsburg den Befehl gegeben und durch einen Jesuiten von der Kanzel öffentlich hatte verlesen lassen, daß jeder, der einem Wechsler oder Kaufmanns-Gesellschafter Geld vorstreckte, vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen und nach der Beichte nicht absolviert werden solle, wurde Matthäus Welser als Vermittler zu ihm geschickt, dem es auch gelang, ihn zur Zurücknahme jenes Befehles zu überreden. Als Matthäus im Jahre 1578 starb, trat an seiner Stelle Hans Welser in den Geheimen Rat, während seine Söhne Matthäus und Christoph Welser Mitglieder des inneren Rates wurden.

Im Jahre 1597 war Paulus Welser Bürgermeister und Marcus Welser Geheimer Rat, letzterer seit dem Jahre 1600 auch Stadtpfleger. Dieser Marcus, gewöhnlich Marx Welser genannt, gehörte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit und war weit berühmt als Polyhistor. Er war ein Sohn des obengenannten Matthäus Welser (geboren 20. Juni 1558, gestorben 23. Juni 1614) und wurde schon als Knabe nach Rom geschickt, um hier die griechischen und römischen Altertümer zu studieren und die italienische Sprache zu erlernen. Selbst Italiener rühmten von ihm, daß er so gut Italienisch spreche und schreibe wie ein Florentiner. Auch sagte man von ihm, daß niemand jemals mehr Freunde unter den Gelehrten gehabt habe als er. Bereitwillig unterstützte und förderte er seine Freunde in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Er selbst gab eine ganze Reihe von gelehrten Werken heraus und machte sich um die Geschichte seiner Vaterstadt durch eine Chronik derselben wohlverdient. Die Akademie in Rom ernannte ihn zu ihrem Mitglied und Chr. Arnold beschrieb sein Leben, das die Einleitung zu seinen Werken bildet. Er starb 56 Jahre alt, wie man meinte, aus Kummer über die Zerrüttung, in welche sein und seiner Brüder Matthäus und Paulus Vermögen geraten war. — Sein Bruder Matthäus litt unter den Folgen dieser Zerrüttung schwer, denn im Jahre 1621 ward er wegen seiner Schulden festgenommen, nach mehrjähriger Haft zwar aus dem Gefängnis wieder

entlassen, doch ihm befohlen, sich beständig zu Haus zu halten. Im Jahre 1627 nahm sich der Kaiser seiner an und trug dem Rate auf, durch eine Kommission einen Vergleich zwischen ihm und seinen Gläubigern zustandezubringen, was auch gelang. Doch betraf jene Vermögenszerrüttung nicht die ganze Familie der Welser, sondern nur den einen Zweig und scheint auch nur vorübergehend gewesen zu sein, denn wir finden zu derselben Zeit und nachher die Welser stets in blühenden Verhältnissen, in den ersten Ämtern der Stadt, wie in bayerischen und österreichischen Staats- und Kriegsdiensten. Doch traten sie nach und nach aus ihrer hervorragenden Handelsstellung zurück und wandten ihre Tätigkeit immer mehr der Verwaltung ihrer Güter und den Vorteilen zu, welche ihnen ihr adeliger Rang und ihre vornehmen Verbindungen boten.

Auch in Nürnberg hatte sich ein Zweig der Welser niedergelassen. Im Jahre 1493 war Jakob Welser, ein Sohn von Lukas Welser, hierher gezogen und seine Nachkommen zählten bald zu den ersten Familien Nürnbergs. Aus dieser Linie war Sebald Welser, Sohn des Sebastian Welser und der Maria Haller, berühmt durch große Reisen wie durch Gelehrsamkeit und um Nürnberg verdient durch die Förderung der Universität zu Altorf, wo er das damals berühme Auditorium Welserianum erbauen ließ und zwei Stipendien stiftete. Er starb am 1. September 1589, als Nürnbergs Abgeordneter auf dem Kreistage zu Ulm und erhielt hier ein Denkmal. Die Nürnberger Linie wurde im Jahre 1567 in den Freiherrnstand erhoben und nannte sich Welser von Neuenhof. — Ein anderer Zweig dieser Familie übersiedelte im 16. Jahrhundert nach Ulm, gehört als die jüngere Linie zu den Welsern von Zinnenberg und wurde am 29. April 1713 von Kaiser Karl VI. in den Freiherrnstand erhoben. Die freiherrlichen Linien von Zinnenberg und von Neuenhof (und Beerbach) blühen noch in Bayern und wurden am 13. Juli 1819 in die Adelsmatrikel des Königreiches aufgenommen. — Eine gräfliche Linie Welser von Welsersheim gehört zu den Adelsgeschlechtern Österreichs und stammt ab von einem Sebastian Welser, der im Jahre 1590 nach Österreich ging, und dessen Enkel der Kaiser Ferdinand am 17. Februar 1651 die Reichsfreiherrnwürde erteilte. Sein Nachkomme Siegmund Friedrich wurde mit seinen Vettern am 29. März 1719 in den Grafenstand erhoben, und ihre Nachkommen widmeten sich seitdem größtenteils den österreichischen Kriegsdiensten.

3. Das Haus Fugger.

Von den zahlreichen Patrizierhäusern, die die Blütezeit des alten Augsburg entstehen und größtenteils auch wieder vergehen sahen, heben sich die Fugger in zwiefacher Hinsicht ab. Sie gehörten nicht zu den Geschlechtern, sie waren eingewanderte Fremde, über deren Herkunft undurchdringliches Dunkel liegt. Und gerade ihnen war es beschieden, die Größten in den Mauern Augsburgs zu werden, sie waren die Könige unter der Geldaristokratie des 16. Jahrhunderts, sie hielten ihre Hand über Fürsten und Herzöge, und ihre Schätze waren ein Jahrhundert lang der Hauptquell für die Unternehmungen der europäischen Monarchen. Sie waren in wirtschaftlicher Beziehung, wie sie Ehrenberg*) bezeichnet, „die Totengräber des Mittelalters und die Fackelträger der Neuzeit."

Die Fugger stammen, wie gesagt, aus dem Dunkel, und nicht sie allein, auch ihr Reichtum, wenigstens die Grundlage dazu, ist uns in seiner Herkunft verborgen. Die älteren, hauptsächlich der späteren Familienchronik des Hans Jakob Fugger entstammenden Berichte über die ersten Mitglieder des Stammes können heute, vor allem infolge der gründlichen Nachforschungen Schultes, nicht mehr als zuverlässig betrachtet werden. Insbesondere ist in jener Chronik mehrfach versucht, durch Heirat mit Geschlechtertöchtern die Fugger schon früh in die Verwandtschaft der Patrizierfamilien zu stellen. Jene Gevattermann und andere Namen, mit denen da die Zugewanderten verschwägert erscheinen, haben nach Schulte entweder gar nicht oder doch gewiß nicht in den Reihen der Patrizier existiert. Man sucht sie sogar in den alten Augsburger Steuerlisten vergeblich. Aber gerade darauf beruhte das rasche und unaufhaltsame Emporkommen der Familie, daß sie unter sich blieb, und so der Zersplitterung des Vermögens vorgebeugt war. „Die anderen Handelsgesellschaften haben nicht allein sehr bald Ritter, die Männer ihrer reichen Töchter, als Teilhaber gehabt, sie konnten auch nicht verhindern, daß den reichsten Familiengliedern der Handel mißfiel und sie sich aufs Land zurückzogen. Dieser Gefahr wußten die Fugger zu begegnen, sie ließen solche Elemente in der Gesellschaft nicht aufkommen. Bei den Geschlechtern war die Versuchung groß, sich dem Turniere zu widmen. Die Fugger aber waren durch ihre Zugehörigkeit zu den Zünften ausgeschlossen. Für sie war diese Welt verschlossen. Trotz ihres Reichtums hat niemals ein Fugger von der Gilgen vor den Söhnen Georgs (d. h. vor dem vierten uns bekannten Gliede) die Hand

*) Ehrenberg: „Das Zeitalter der Fugger", Jena 1896, 2 Bde.

einer Patriziertochter begehrt.“ Es ist bezeichnend, daß dies nicht sobald geschehen war; als schon das Ansinnen, den Handel aufzustecken und sich dem otium cum dignitate zu widmen, auch an den großen Mehrer der Fuggerschen Macht, Jakob den Zweiten, gestellt wurde. Jakobs Neffe Anton erzählt in einer Denkschrift von jenem Versuche: Es ist zu wissen, daß Herr Jörg Thurzo sel. sich zur Ruhe gesetzt, in Augsburg wohnen und sich wollen gar aus dem Handel tun; hat er mehreremale an Herrn Jakob Fugger sel. begehrt, er wolle weder gewinnen noch verlieren . . . wir sollten davon abstehen, hätten nun lang genug gewonnen, sollten andere auch lassen gewinnen. Aber Herr Jakob Fugger hat ihm allweg zur Antwort gegeben: er wäre kleinmütig . . . er hätte viel einen anderen Sinn, wollte gewinnen, dieweil er könnte.

„Gewinnen, dieweil er könnte“, das mag die Devise der Fugger gewesen sein, lange bevor sich der erste ihres Namens in Augsburg setzte, denn nicht als arme Weber, nicht als behäbige Handwerksmeister, sondern als verhältnismäßig reiche Leute finden wir sie dort bereits am Ausgang des 14. Jahrhunderts.

Die Worte „Fucker advenit“ in den Augsburger Steuerlisten von 1368 sind die erste schriftliche Bezeugung von der Familie, die wir bis jetzt besitzen. Es war der Barchentweber Ulin oder Utz Fugger, der damals von dem Dorfe Graben im Lechfeld, wo die Familie auch später noch Grundbesitz hatte, einwanderte. Elf Jahre später finden wir auch seinen Bruder Hans erwähnt, und in demselben Jahre wird von einer Mordtat berichtet, die an dem Oheim der beiden Brüder, Hartmann dem Steiger, begangen ward. Auch Ulin Fugger schied durch Gewalt aus dem Leben, ihn erschlug im Jahre 1397 ein Bleicher, er hinterließ eine Gattin, einen Sohn, und dieser wieder mehrere Söhne, mit denen der Zweig des ältesten Fugger, von dem wir wissen, rasch wieder erlosch. So sind wir wiederum auf Hans, den 1379 nach Augsburg gewanderten, angewiesen, der der Stammvater des großen Bankhauses geworden ist. Er wird als Weber in den Steuerlisten geführt, aber da er schon 1396 in seinem Einkommen mit den besseren Patrizierhäusern, die den Handel betrieben, gleichstand, seit 1397 bereits am Ror (am Rathaus) im besten Geschäftsviertel von Augsburg wohnte, so hat er sicherlich nicht mehr selber am Webstuhl gesessen, sondern andere, und mit Erfolg, für sich das Schifflein werfen lassen. Die Fuggersche Wohnung am Ror an der Ecke des Judenberges, in der sich nunmehr 100 Jahre lang die Geschichte des Hauses abspielt, lag mitten zwischen den Kaufherren und Geschlechtern, dem

Zunfthause der Weber gerade gegenüber. Es wird von Johann erzählt, daß er unter den Zwölfen der Zunft war, die dem Rat angehörten, dagegen ist es wie gesagt nicht wahr, daß er eines Ratsherrn Tochter geehelicht habe. Um dem Rätsel näher zu kommen, daß eines Webermeisters Söhne und Enkel binnen zwei Menschenaltern unter den größten Geldmächten des 15. Jahrhunderts waren, müssen wir nun auf die mittelalterlichen Industrieverhältnisse im allgemeinen und die Weberei im besonderen einen Blick tun.

Am Ende des 11. Jahrhunderts begann die vorher in den Niederlanden heimische Tuchmacherei sich langsam, nach einigen Jahrzehnten aber rasch wachsend, über Deutschland zu verbreiten. Im Jahre 1099 finden wir in Mainz die ältesten gewerbsmäßigen Weber des deutschen Reiches, und im 13. Jahrhundert waren sie in allen Reichsstädten den Rhein aufwärts die mächtigsten Zünfte. Noch immer waren freilich die Niederlande und, wie früher erzählt, Italien an der Spitze der Wollweberei Europas. Die flämischen Weber hatten ja den Vorzug, die Wolle, die fast ausschließlich englischen Ursprungs war, in nächster Nähe und am billigsten zu erhalten, und in Italien war die Weberei aus den Händen der freien Handwerker bereits in die der Kaufleute geglitten, die das Rohmaterial in England kauften, über die Alpen schafften und an die Weber abgaben. In Oberdeutschland finden wir 1292 eine Weberzunft zu Ulm, und diejenige der Grautucher war etwas später die bedeutendste der Stadt. Die Ehinger, die mit den Welsern später Geschäfte machten, sollen aus ihr hervorgegangen sein.

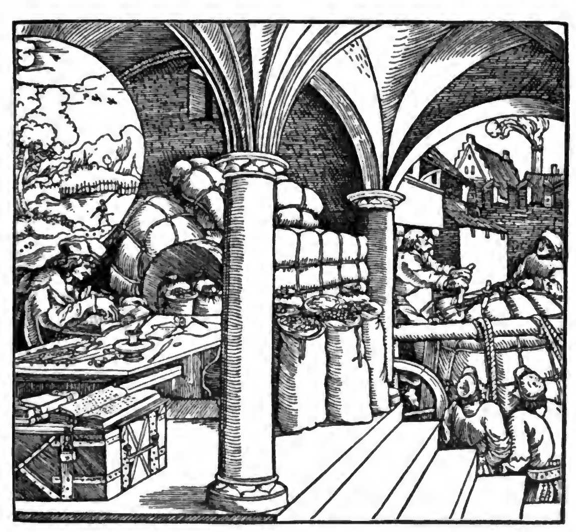
Im 14. Jahrhundert änderte sich das Verhältnis. Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, wie ungeheure Vermögen seit dem Bankerott der großen Florentiner Banken in Italien zugrunde gingen. Mit ihnen ging auch die Industrie zurück, und um so rascher begann die deutsche Weberei zu blühen. Es kam noch ein zweites hinzu: anfangs in Spanien und Italien, dann aber durch die Vermittelung der deutschen Kaufleute auch in den oberdeutschen Städten, besonders in Konstanz und Ulm, breitete sich die Baumwollweberei, die Barchentindustrie aus. Die Länder des Mittelmeeres, Süditalien und Spanien waren die Ursprungsgegenden des Rohstoffes, der von Genua, Mailand, vor allem von Venedig über die Alpen nach Deutschland ging. Natürlich konnte nicht jeder Weber selbst seinen Baumwollbedarf in Italien einkaufen. Größere Zünfte, wie die Ulmer, besorgten lange Zeit den Einkauf in Venedig auf genossenschaftlichem Wege, aber vielfach glitt auch hier wieder das Geschäft in

die Hände der gewandteren Kaufleute über, und mancher wurde, besonders in Ulm, reich durch Handel mit Baumwolle und Barchent, nur die Weber selbst nicht. Im 14. und 15. Jahrhundert war Ulm das „deutsche Mailand“, aber es waren meist nur die Kapitalisten, die Patrizier, die Handelsgesellschaften, die die Früchte des Gewerbfleißes ernteten. Sie gaben dem Weber den Rohstoff und ließen sich dafür das fertige Produkt anrechnen, doch immer so, daß ihr Gewinn dabei gesichert war. Es konnte nicht fehlen, daß ein Teil der Weber allmählich in ein Abhängigkeitsverhältnis von den Rohstofflieferanten geriet, keine Baumwolle mehr beziehen konnte, außer auf Kredit von ihnen, und das fertige Produkt stets denselben Weg wandern sah, als Abzahlung an die Gläubiger zu dem diesen genehmen Preise. Der Barchent oder „Fardell“, womit wohl die transportfertigen Ballen bezeichnet wurden, war ein Spekulationsobjekt, mit dem sich nicht nur Kaufleute, auch Ritter, Prälaten, Patrizier beschäftigten, die sich zu vornehm dünkten zum Handel, aber nicht zum raschen Gelderwerb. Der Barchentabsatz ging über die ganze Welt, in Lübeck, Antwerpen, England, Italien waren die Ulmer und Augsburger Fardell-Ballen eine marktgängige Ware. Wer billig einkaufte und teuer verkaufen konnte, verdiente dabei rasch, aber der Preis war starken Schwankungen unterworfen, und man konnte sich, wie wir noch näher erfahren werden, arg dabei verspekulieren.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß auch der Stammvater der Fugger mehr ein Barchenthändler, wenigstens in seinen Augsburger Tagen, als ein Webermeister gewesen sei. Auch für ihn werden in vielen Häusern, sei es in Augsburg oder in seiner Heimat auf dem Lechfelde, die Webstühle geklappert haben, auf denen seine Baumwolle verarbeitet wurde und deren Erzeugnis schon, ehe es vollendet wurde, das seine war. Die Weberei im großen für große Häuser, der sog. Verlag, der nach und nach ganze Landstriche unter die Hand der Fugger gab, wurde von ihnen auch dann noch gepflegt, als im 16. Jahrhundert längst das Bankgeschäft ihre Haupttätigkeit bildete.

Wir kehren zurück in das alte Haus am Ror, wo gegen Ende des 14. Jahrhunderts Johann Fugger sein Vermögen mehrte. Er starb 1408 oder 1409, eine Witwe und zwei Söhne hinterlassend, die anscheinend erst kurz vor, der jüngere, Jakob, vielleicht erst nach des Vaters Tode geboren wurden. So erklärt es sich, daß die Frau das Geschäft allein weiterführte, bis es nach ihrem Tode 1436 an die Söhne, Andreas und Jakob, überging. Sie hatte sicherlich gut gewirtschaftet, denn ihr Vermögen blieb dem des großen Patrizierhauses der Welser mindestens

gleich, und ihre Söhne mehrten es, zuerst in gemeinsamer Handlung, weiter, bis sie sich 1454 trennten. Damals war den Steuerlisten nach Jakob schonder begütertere; Andreas, der Chronik nach der Ältere, wurde freilich in Augsburg der „reiche Fugger“ genannt, wird auch als hoffärtig und übermütig bezeichnet, er starb schon drei Jahre später, und seine



Halle eines Großkaufmanns im sechzehnten Jahrhundert.
Nach einem Holzschnitt in Petrarcus Trostspiegel.

Söhne sind es, die wir in Italien als erste Vertreter des Fuggerschen Handels finden. Sie waren auch die ersten, die durch fürstliche Gnadenbeweise ausgezeichnet wurden, denn 1462 verlieh Kaiser Friedrich III. den Söhnen der Andreas Fuggerin, als Wappen „eine güldene Rehündin in blauem Felde.“ Das also waren die Fugger vom Reh, denen eine glänzende, aber nur kurze Laufbahn beschieden war; ehe noch das Jahrhundert zu Ende war, sehen wir sie alle wieder vom Schauplatz ver-

schwinden, und ihre Nachkommen tauchen in das Dunkel zurück, dem sie wie ein glänzendes Gestirn entstiegen waren. Es genügt, wenn wir die wenigen, auf sie bezüglichen Nachrichten, die gewiß verbürgt sind, chronologisch in die Geschichte der Hauptlinie einflechten.

Denn als solche muß doch zweifellos der Stamm des Jakob Fugger gelten, der nach dem Tode seines Bruders Andreas der älteste Fugger war, ja es vielleicht, trotz der entgegengesetzten Behauptung der Familienchronik, überhaupt gewesen ist. Groß war der Altersunterschied der beiden Brüder überhaupt nicht, und daß nach dem Tode des Andreas dessen Witwe mit ihren Kindern das Stammhaus verließ, während Jakob daselbst blieb, läßt darauf schließen, daß er mindestens von jetzt an als das Oberhaupt der Familie angesehen wurde. Jakob überlebte seinen Bruder um 11 Jahre, aber auch er hat kein hohes Alter erreicht, seine Gattin, eine Tochter des Augsburger Münzmeisters Bäsinger, finden wir dagegen bis ans Ende des Jahrhunderts am Leben, 12 Jahre lang führte sie nach dem Tode Jakobs das Geschäft ganz allein, das damals bereits ansehnlich und weitverzweigt war. Neben der Weberei, dem Barchenthandel und auch wohl bereits Handel mit italienischen Einfuhrprodukten, waren schon die Brüder Jakob und Andreas, zur Zeit ihrer gemeinsamen Leitung des väterlichen Geschäfts, mit ihrem Vermögen in die Spekulation beim Bergbau hineingeraten, wohl mehr durch Zufall, als mit Vorbedacht, jedenfalls aber mit gutem Erfolge. Franz Bäsinger nämlich, des Jakob Schwiegervater, ließ sich als Münzmeister von Augsburg auf große Spekulationen in Fardell ein, hatte dabei Unglück, mußte fallieren und wanderte 1444 sogar ins Schuldgefängnis. Doch kam ein Vergleich zustande und Franz zog als Münzmeister nach Schwaz in Tirol, während Verwandte von ihm noch lange nachher im Fuggerschen Hause wohnten. Dieser Franz Bäsinger dürfte den Fuggern zuerst den Handel mit Silber und die Geldanlage im Bergbau geraten haben.

Die Silbergruben am Falkenstein bei Schwaz waren 1409 entdeckt, gaben aber, von den armen Gewerken mit geringen Mitteln betrieben, nur wenig Ertrag, bis sich die Fugger seit 1448 daran beteiligten, und nun das Bergwerk länger als 60 Jahre das ergiebigste von ganz Deutschland wurde. Ihre Tätigkeit war dabei eine doppelte, durch Kapitaleinlage ermöglichten sie den Abbau in größerem Umfang, durch den Absatz des Silbers im Auslande, wo sie Beziehungen hatten, machten sie aber die Gewinnung erst lohnend, denn in den Münzstätten des Landes wurde damals fast nur Kleingeld geprägt, und für große Edelmetallmengen hatte

der Herr der Gruben, Herzog Sigismund, gar keine Verwendung. Die Fugger nahmen ihm diese Sorge und auch das Silber ab — um einen Preis, bei dem sie ihres Gewinnes sicher waren. Man mag sich ihre Arbeit dabei nicht zu gering vorstellen, denn einige Lasten Silber, die in Schwaz wenig, in Venedig desto mehr Wert hatten, waren über die Alpen nur mit großen Kosten und einem Risiko zu bringen, dem nur ein bedeutendes und entschlossenes Handelshaus sich unterziehen mochte. Hier ist also bereits der Ursprung, aus dem der spätere so umfangreiche Bergbau, der Handel mit Edelmetall, die Darlehen an Fürsten gegen Verpfändung von Grundstücken und Bergbaugerechtsamen, kurz die großartigen Geldgeschäfte der Fugger erwuchsen.

Beim Tode Jakob Fuggers im Jahre 1468 lebten fünf Söhne — seine Gattin hatte ihm 11 Kinder geschenkt — und zwar war der älteste bereits 27, der jüngste, der den Namen des Vaters trug und nachmals der berühmteste seines Geschlechts werden sollte, erst 9 Jahre alt. Wie die Gattin des Andreas, so führte auch Jakobs Frau nach seinem Tode das Geschäft zunächst allein weiter, erst 1480 sonderte sich der damals 39jährige Ulrich ab, und acht Jahre später erscheinen auch die jüngeren Brüder selbständig in den Steuerlisten. In dieser Zeit machten übrigens ihre älteren Vettern, die Fugger vom Reh, verhältnismäßig mehr von sich reden. Es waren vier Brüder, von denen uns zwei, Lukas und Matthäus, schon früher in Italien begegnet sind. (Vergl. S. 54.) Sie waren in Mailand lange tätig und standen dort in hohem Ansehen. Als im Jahre 1471 die zahlreichen deutschen Kaufleute Mailands beim Herzog um die Überlassung eines Handelshauses, wie die Fondaci in Genua und Venedig, vorstellig wurden, befanden sich die beiden Fugger unter den acht Handelsherren, die als Vermittler gewählt wurden. Auch an der Pacht der Mailändischen Silbergruben scheinen sie beteiligt gewesen zu sein. Von Lukas berichtet die Chronik, daß er viel Handel getrieben mit „Specerey, Carmasyn, seiden und wüllen gewand, von Venedig auß, auf Nuernperg, Leybzig und an die Reinische See, auch auff Antorf und widerumb herauf mit wullen gewandt“, er habe sich ein bedeutendes Vermögen erworben.

Leider blieben die Fugger vom Reh nicht bei diesen sicheren Geschäften, sondern wandten sich früh dem Wucher und der Spekulation zu, die in den 90er Jahren diesen ganzen Zweig ins Verderben riß. Bis 1489 stand derselbe in Venedig noch so hoch im Ansehen, wie in Augsburg, als der Rat in diesem Jahre die Kaufleute wegen der Unsicherheit der Straßen von der Frankfurter Messe heimberief, bediente

man sich des Lukas Fugger und Hieronymus Welser, die also wohl auf jener Messe anwesend waren, als Vermittler. Im nächsten Jahr begann das Unglück die Linie vom Reh heimzusuchen. Schulte*) hat bis jetzt dem Zusammenhang der Ereignisse in diesen Jahren am genauesten nachgespürt. Zuerst kam ein Unglücksfall, Matthäus stürzte 1490 beim Ritt nach Mailand am Gestade des Comersees, indem sein Roß scheute, in die Fluten, wobei Pferd und Reiter ertranken. Er soll schon damals durch gewagte Geschäfte große Verluste gehabt haben. Jedenfalls wurde die Handlung unverändert weiter geführt. Dann geriet Lukas in Schwierigkeiten. Er hatte längst die Überschüsse seiner Handelsgeschäfte durch Gelddarlehen nutzbar gemacht und wohl dabei nicht immer die hinreichende Vorsicht beobachtet, wenigstens erzählt die Augsburger Chronik über die Ursache seines Bankrotts: „Es hat aber dieser Herr Lukas Fugger des Rats der statt Augspurg, in seinem Allter ein schwern Uhnfahl erlitten, daß er hat der statt Lewen in Brabant 10244 fl. (mehr als 100000 M. heutiger Währung) vnnd 13 Stiber in dreyen Posten, auf genugsam Verschreibung . . . . gegeben." Diese Verschreibung sei aber nicht gehalten worden, an Lukas sei keine Bezahlung erfolgt und er habe jahrelang um sein Recht, schließlich am Kammergericht kämpfen müssen, endlich sei nur wenig von dem Hauptgute wieder erlangt worden. Auch habe er für einige große Bürgschaften eintreten müssen. Jedenfalls hat Lukas sein Geschäft auch nach diesem Verlust noch einige Jahre fortzuführen gesucht, bis ihm Zahlungsschwierigkeiten innerhalb seiner eigenen Familie den Hals brachen. Seine Mutter, eine geborene Stammler, scheint noch Brüder gehabt zu haben, deren Handelsgeschäfte mit denen ihrer Söhne verflochten gewesen zu sein scheinen. Denn dem Fuggerschen Zusammenbruch ist ein Fallissement eines Heinrich Stammler unmittelbar vorhergegangen und auch wohl ursächlich damit verknüpft. In Venedig ist der Bankrott 1494 zum Ausbruche gekommen, dort hatte Lukas seinen Kredit auf das äußerste angespannt. Er selbst wie sein Sohn Markus und ein beteiligter Sensal flüchteten, und erst im Februar 1499 wurde ein Vergleich der Mehrheit der venezianischen Gläubiger mit dem Schuldner für alle aus Venedig verbindlich gemacht. Dieser Sturz riß sämtliche Fugger vom Reh mit sich, selbst die Mutter, die bis dahin ein ansehnliches Vermögen versteuerte. Nur Hans Fugger, der schon lange nach Nürnberg als Safranschauer gegangen war, mag nichts dabei verloren haben, weil

*) Beilage zur Allgem. Zeitung 1900, Nr. 118.

er nichts zu verlieren hatte. Von den Fuggern vom Reh ist nichts mehr zu erzählen.

Wir können also nunmehr ausschließlich bei den Nachkommen Jakobs den Fuggern „von der Gilgen“, verweilen, denn seit 1473 war auch dieser Linie ein Wappen „von der Lilien“ verliehen worden. Es geschah dies wohl bei der ersten Gelegenheit, wo die Fugger den deutschen Kaisern direkte Dienste zu leisten imstande waren. Als nämlich Kaiser Friedrich III. seinen Zug an den Rhein unternahm, um Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür seinem Sohn Maximilian des reichen Burgunders Erbtochter Maria zu gewinnen, versah Ulrich Fugger, der älteste Sohn des Jakob, den Kaiser und sein Gefolge mit Tuch und Seidenzeugen, nebenbei wohl auch mit Geld und sonstigen Kleinodien. Diese bereitwilligen Hilfsleistungen des Hauses Fugger an den vornehmsten Fürsten der Christenheit hatten nicht nur die Erteilung eines neuen Wappens, sondern auch eine natürliche Steigerung seines allgemeinen Ansehens zur Folge. Übrigens war damals Ulrich nebst seinen Brüdern Georg und Peter noch im Geschäfte ihrer Mutter tätig. Diese außerordentliche Frau, wie sie Schulte bezeichnet, leitete die ausgedehnten Unternehmungen, die ihr der Gatte hinterlassen, wie schon erwähnt, noch über zehn Jahre. Erst 1480 erscheinen ihre Söhne selbständig in der Leitung eigener Geschäfte, und Ulrich hatte wohl auch bei obiger Gelegenheit nur als Stammhalter im Auftrage seiner Mutter gehandelt. Zwei jüngere Brüder standen damals, um das Kaufmannsgeschäft zu erlernen, in den Diensten einer befreundeten Handlung in Venedig, starben aber kurz nacheinander. Als die Familie dann auch noch den bereits im gemeinsamen Geschäft tätigen Sohn Peter durch den Tod verlor, wandten sich die beiden Übriggebliebenen, Ulrich und Georg, an den jüngsten ihres Stammes, den Bruder Jakob, der für den geistlichen Stand bestimmt war und im Stift Herrieden sich dafür vorbereitete, und forderten ihn auf, sich nunmehr den Geschäften und ihrer Hilfe zu widmen. Es geht, vermutlich auf Grund der Familienchronik, die Erzählung, daß dieser Entschluß dem jungen Weltgeistlichen sehr schwer geworden, ja daß er erst durch einen Traum „erleuchtet“ und bewogen worden sei, die schwere Pflicht weltlicher Tätigkeit auf sich zu nehmen. Ja die Legende von dem „Chorherrn von Herrieden“ zieht sich durch die meisten Darstellungen der Fuggerschen Geschichte. Aber es ist eben nur eine hübsche Legende. Jakob war ein Jüngling von vielleicht 15 Jahren, als ihn die weit älteren Brüder aus dem Stift abriefen und zur Einweihung in die Geheimnisse des Handels nach

Venedig, in die große Schule der deutschen Kaufleute sandten. Die erstaunliche Fähigkeit Jakobs für große Unternehmungen zeigte sich binnen wenigen Jahren durch einen merkbaren Aufschwung der italienischen Geschäfte des Hauses, dessen drei Brüder sich nun mit Ausschluß Fremder zu einer festen Handelsgesellschaft vereinigten. Nichtsdestoweniger verbanden sich die einzelnen Brüder zuweilen mit anderen Finanzmännern zu besonderen Zwecken. So lieh 1487 Jakob zusammen mit einem Genueser Carallis dem Erzherzog von Tirol eine große Summe, die wie bei früheren Gelegenheiten durch die Silbererträge der Tiroler Bergwerke gesichert wurde, und 1486 finden wir Georg vorübergehend als Mitglied der großen Ravensburger Gesellschaft. Aber nach und nach und besonders seit dem Sturz ihrer Vettern von der anderen Linie zogen sich die Brüder immer mehr auf sich selbst zurück und errichteten endlich um sich und ihre Geschäfte jene eherne Mauer, die bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bestehen blieb. Innerhalb ihrer eigenen Gesellschaft aber wählten sie bald nach seiner Rückkehr aus Italien Jakob, der in der Tat sich als der bestgeeignete von ihnen erwies, zum Leiter der Geschäfte mit unumschränkter Vollmacht.

Jakob, unter dem Zusatz der Zweite als Begründer der Fuggerschen Weltmacht bekannt, hatte sein Talent schon in Venedig aufs glänzendste bewiesen. Seit 1489 wurde den Brüdern daselbst in Ansehung ihrer ausgedehnten Geschäfte eine Kammer des Fondaco für immer eingeräumt, und hier im Fondaco fanden auch die großen Silber- und Kupferschätze, die ihre Saumzüge über die Alpen brachten, einstweilen Platz. In Florenz, Mailand und Antwerpen hielten die Brüder selbständige Faktoreien, in Nürnberg lebte Georg längere Zeit und genoß daselbst soviel Ansehen, daß er von der Stadt im Jahre 1490 als Vermittler mit dem Papste in Anspruch genommen wurde. Durch ihn wurde das Haus wohl auf den Handel mit kunstgewerblichen Gegenständen und Kunstwerken, z. B. Dürerschen Bildern, gelenkt, mit dem sich besonders Ulrich gelegentlich abgegeben haben soll.

Von den drei Brüdern verheirateten sich die beiden älteren zuerst, Ulrich vermutlich um 1480 mit der Veronika Langinger, Georg einige Jahre später mit der Regina Imhof; erst in den 90er Jahren scheint Georg dauernd von Italien zurückgekehrt zu sein. Lange wohnten die jeweils in Augsburg weilenden Familien wieder, wie einst die alten Brüder Andreas und Jakob, in dem Stammhause am Ror, bis es doch endlich für die heranwachsende Nachkommenschaft zu eng zu werden begann.



IACOBVS FVGGER FIL: VII.IACOBI
SENIORIS AN: DÑI MD: ÆT: XXXXI·

Jakob Fugger der Zweite.
Nach einem Kupferstich in der „Pinacotheca Fuggerorum“.

Seit 1488 wohnte Ulrich „vom Rappolt", die drei Brüder hatten das Haus von der Witwe Felicitas Grosslin gekauft und verbauten viel darauf. 1494 verließ auch Jörg das väterliche Haus, um „vom Ulrich Arzat" ein Quartier zu beziehen. Diese beiden bilden die berühmte goldene Schreibstube, die erst in der Neuzeit leider umgebaut wurde (zwischen Philippinen- und Annenstraße). Hier waren also in der Hochblüte des Hauses die Comptoirs und Warenlager. Der Klügste aller Fugger, Jakob, der ehemalige „Chorherr von Herrieden", räumte, als der letzte, 1497 das elterliche Haus, um das Heim zu beziehen, aus dessen Erweiterung das heutige fürstlich Fuggersche Palais erstanden ist. Im Jahre 1498 hielt er hier seine Hochzeit mit der an Lebensjahren weit jüngeren Sibylla Arzt.

Versuchen wir nun, von den Unternehmungen des großen Hauses zu dieser Zeit uns einen Überblick zu verschaffen. Sie setzen sich wesentlich aus der eigentlichen Handelstätigkeit, aus der Beteiligung am Bergbau, und endlich den an Umfang immer zunehmenden Geldgeschäften zusammen. Der Warenhandel wurde von den Brüdern bis ins erste und zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts noch in großem Umfange betrieben, wenn er auch später weit gegen die Bedeutung der Anleihe- und Edelmetallgeschäfte zurückstehen mußte. Die Agenten der Fugger vertraten in allen Nachbarländern im Norden, Süden, Osten und Westen, zu Land und zur See die weitverzweigten Interessen des altbekannten Augsburger Welthandelshauses. Die Erzeugnisse einer ausgebildeten einheimischen Industrie, die Schätze, welche ihr Bergbaubetrieb förderte, wurden zu Lande über die Alpen nach dem Süden, auf den großen Handelsstraßen nach Frankfurt a. M., Erfurt, Braunschweig und anderen Orten bis zur Nord- und Ostsee verfrachtet. Ihre mit wertvollen Ladungen reich gefüllten Schiffe gingen den Rhein auf- und abwärts nach Köln, über Antwerpen nach Lissabon. Lebhaft beschäftigte sie die Pflege guter Beziehungen zu ihren portugiesischen und spanischen Geschäftsfreunden, und so sehen wir sie vielfach an Unternehmungen zur See beteiligt, welchen im Zeitalter der Entdeckungen der Großhandelsstand aller wichtigen Verkehrsplätze Europas die sorgsamste Aufmerksamkeit zuwendete. Auch in den nordischen Meeren erscheinen Fuggersche Schiffe und Faktoren, nicht minder nimmt das Augsburger Großhaus über Frankreich teil am Handelsverkehr im Mittelmeere. Die Spezereien und Kostbarkeiten des Orients, die Gewürze und Farbstoffe des indischen Wunderlandes, ebenso die aus der Neuen Welt gewonnenen Spezereien und Früchte bilden den gesuchtesten Teil ihrer Einfuhrartikel, während die Erzeugnisse vaterländischen Gewerbfleißes

sowie des Bergbaues die hauptsächlichsten Gegenstände ihres Ausfuhrhandels bilden. — Von den Faktoreien des Hauses diente die in Venedig vornehmlich dem Silberexport, denn die Venezianer münzten stark und nahmen den Fuggern das aus dem Tiroler und später auch aus dem schlesischen und ungarischen Bergbau stammende Metall zu guten Preisen ab. Den Einkauf von Spezereien und den Absatz des Kupfers nach dem Orient besorgte die 1501 in Genua errichtete Geschäftsstelle. Die Antwerpener Faktorei dagegen diente vor allem dem Handel mit Gewürzen, die die Portugiesen



Der Geldwechsler.
Holzschnitt von Hans Burgkmaier.

auf dem neuentdeckten Seewege von Indien nach Lissabon, und die Küstenfahrer von dort nach den Niederlanden brachten. „Aber auch in Lissabon“, schreibt Schulte in seiner Geschichte des mittelalterl. Handels, „erschienen die Fugger auf dem Markte. Sie erwarben z. B. aus den großen Verkäufen, die die portugiesische Krone veranstaltete, erhebliche Quantitäten Pfeffer. 50 Sack wurden ihnen 1511 auf dem Mittelmeere weggenommen, und später konnte der kaiserliche Agent den Vorschlag machen, der König (von Portugal) solle die Aussteuer der Prinzessin Isabella, die dem späteren Kaiser Karl V. bestimmt war, in — Pfeffer an die Fugger bezahlen. (Das gewährt einen Einblick darin, wie tief damals Maximilian in der Schuld der Fugger stak). Auch an dem

Unternehmen der spanischen Krone, auf dem Wege, den Magelhaens gefunden hatte, um das Südkap Amerikas herum Gewürze aus Indien zu holen, beteiligten sich die Fugger mit 10000 Dukaten." Sie konnten also jetzt bereits in ein zweifelhaftes Unternehmen, gleichsam à fonds perdu, ein Vermögen stecken, an dessen Verlust 20 Jahre früher ihr Vetter Lukas zugrunde gegangen war.

Und nun der Bergbau! Folgen wir zunächst der älteren Chronik, wenn sie auch weder vollständig noch genau ist. Jakob Fugger, heißt es da, hatte die ergiebigen, bisher aber nur kärglich ausgebeuteten ungarischen Bergwerke übernommen und infolge dessen den ganzen Kupferhandel der magyarischen Freistädte sowie die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusohl auf eigene Rechnung an sich gebracht. Hieraus, sowie aus den Gold- und Bleiwerken von Kärnten und Tirol, welche er gepachtet, gewann er große Schätze, so daß er dem Erzherzog von Österreich, dem Herrn Tirols, 150000 Goldgulden vorstrecken und sich in dem herrlichsten Teile jener Bergwelt das prächtige Schloß Fuggerau erbauen konnte. Die gewonnenen Edelmetalle wurden zu Innsbruck und Kremnitz in den Fuggerschen Münzstätten zu Reichsgeld umgeprägt.

An den Silberbergwerken von Schwaz waren die Fugger, wie wir früher sahen, schon seit 1448 beteiligt, und die von Jakob 1487 mit Siegmund abgeschlossene Anleihe hatte ihren Anteil daran vergrößert. Wie sich das Großkapital damals an die Bergwerke drängte, geht daraus hervor, daß in Schwaz, wo 1470 noch 31 Gewerken (das ist anteilberechtigte Parteien) am Silberertrag teilhatten, ihre Zahl 1500 auf 10, 1530 auf 6 zusammengeschmolzen war. Auch am ungarischen Bergbau waren außer den Fuggern andere vermögende Handelsherren beteiligt, ja sie „bewarben sich um die Wette, einigen Teil an den Bergwerken zu haben, und diejenigen schätzten sich glücklich, denen es gelang, in die Bergwerksgesellschaften zu Schwaz usw. aufgenommen zu werden." Da begegnen wir, schreibt Sombart, den Lichtenstein und Firmian, den Tänzel von Tratzberg, den Jöchel von Jöchelsturm und anderen Notablen, wir begegnen aber auch den Link und Hank, den Schenrl, den Fugger u. a. aus Augsburg und können ziffernmäßig verfolgen, welche enormen Summen aus dem Bergsegen jener Tage in die Taschen der schon vermögenden Handelsherren flossen. — Die Fugger haben z. B. ihren Reingewinn aus dem „ungarischen Bergwerkhandel" auf 1297192 rhein. Gulden berechnet (oder 13000000 M.). Dieser ungarische „Bergwerkhandel" bezog sich auf die Kupfergruben in Neusohl, die 1495 in Gemeinschaft mit der edlen Familie der Thurzo

aus Ungarn übernommen wurden und sich sehr ertragreich gestalteten. Die Verbindung mit den Thurzo wurde sogar in kurzer Zeit noch fester, denn schon zwei Jahre später finden wir einen Georg Thurzo als Gatten der ältesten Tochter Ulrich Fuggers, und später erhielt Raimund, der zweite Sohn Georgs, eine Katharina Thurzo als Frau. Daß den Thurzo dann auch ein Anteil am Fuggerschen Handelsgewinn zugestanden wurde, beweist das oben mitgeteilte Ansinnen des Jörg Thurzo an Jakob Fugger, sie wollten nunmehr den Handel aufgeben, hätten lang genug gewonnen. Wir wissen, welche derbe Antwort der „Einsiedler von Herrieden" dem vorwitzigen Edelmann zu teil werden ließ. Ob die Fugger nicht besser getan hätten, seinem Begehren zu folgen, steht auf einem anderen Blatte. Aber sie mußten ihrem Stern folgen, der sie noch weit hinaufführen sollte, freilich auch wieder tief hinab.

Man kann ruhig sagen, daß die Fugger bereits in dieser Periode, etwa in den letzten 25 Lebensjahren Jakobs, nicht mehr die freien Herren ihres Tun und Lassens waren. Kein Mensch ist das mehr, sobald er über so riesige Reichtümer zu gebieten, so ungeheure Unternehmungen, die einmal eingegangen, im Fluß zu erhalten hat. Wie die Bergwerke ausgebeutet werden mußten, um die den Fürsten geliehenen Millionen wieder zu erhalten, wie die Handelsbeziehungen ausgenutzt werden mußten, um die gewonnenen Erze und Metalle umzusetzen, so drängte der Reingewinn aus allen diesen Unternehmungen immer wieder ungestüm nach neuer Betätigung. Wenn wir dem gründlichsten Kenner der Fuggerschen Zeit, Ehrenberg, folgen, so hat sich ihr Vermögen von 1487, als Jakobs selbständige Leitung begann, bis 1511 ungefähr verzehnfacht. An dem letzteren Zeitpunkt betrug es 250000 Gulden ($2\frac{1}{2}$ Million Mark). Zum Vergleich möge dienen, daß es nach Sombart im Jahre 1500 nur 15 Handlungshäuser in Augsburg gab, die mehr als 15000, nur vier Leute, die mehr als 30000 Gulden im Vermögen hatten. Dasjenige der Fugger mag sich damals auf 100000 Gulden belaufen haben. „Es ist dann bis Ende 1527, etwa 2 Jahre nach dem Tode Jakob Fuggers, bis auf 2 Millionen gestiegen, hat sich also in diesem Zeitraum abermals verzehnfacht. Eine solche Durchschnittsverzinsung von 40—50% jährlich, fortgesetzt durch 40 Jahre, ist natürlich auch bei den größten Vermögen nur in der ersten Zeit ihrer Entwickelung denkbar und läßt sich nur durch ganz ungewöhnliche Begabung des Unternehmers ermöglichen. In der folgenden Periode, als Anton Fugger das Haus leitete, nahm das Vermögen zwar weiter zu und erreichte 1546 mit $4\frac{3}{4}$ Millionen Gulden

(47½ Millionen M.) seinen höchsten Stand, aber der jährliche Durchschnittsgewinn dieser Periode überstieg keinesfalls 10%. Die dritte Periode endlich, die des Verfalls, die mit dem Tode Antons oder richtiger wohl schon mit der Überspannung des Fuggerschen Kredits, etwa 1553, begann, endigte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit einem Verluste von 8 Millionen und mit dem Bankerotte des Hauses."*)

Soviel über die Gewinne der Fuggerschen Handlung. Es ist selbstverständlich, daß dieselben von Jahr zu Jahr einer umfangreicheren Anlegung bedurften. Eine Möglichkeit der Sicherstellung des Besitzes war der Erwerb von Grundstücken, und die Fugger haben denselben umfangreich betrieben, wovon auch später noch Beispiele angeführt werden. Oft genug waren es auch verpfändete Grundstücke, die ihnen für größere Darlehen schließlich als Eigentum übertragen wurden. So verpfändete Maximilian I. im Jahre 1504 an Ulrich, Georg und Jakob die von dem letzten Grafen von Kirchberg gegen ein Jahrgehalt zuerst an den Herzog Georg von Bayern, dann aber von letzterem an den Kaiser abgetretene Grafschaft Kirchberg mit der Herrschaft Weißenhorn gegen ein Darlehen von 70000 Goldgulden.

Immerhin konnten diese Grundstückskäufe nur einen Teil des Reingewinnes verzehren, der Rest und das sich mehrende Kapital diente seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in erster Linie den Darlehnsgeschäften, die die Fugger mit Kaisern und Fürsten, Päpsten und Kardinälen abschlossen und die ohne Zweifel ihre enorme Reichtumsvermehrung in den Jahren von 1500 bis 1530 oder 1540 allein erklärlich machen. Schon frühzeitig trieben die Fugger mit dem päpstlichen Hof Geschäfte, 1487 vermittelte Georg die Sendung von Ablaßgeldern aus dem Breslauer Gebiete nach Rom, und wir wissen aus der Geschichte des italienischen Bankwesens, wie bald die Vermittler und Spediteure päpstlicher Kollekten ihre Pächter zu werden pflegten. Bald sehen wir sie ausdrücklich als die deutschen Bankiers der Kurie, die bei ihnen je nach Bedarf große Summen deponierten, aber auch entliehen. Die Fugger, nicht allein die reichsten Kaufleute nördlich der Alpen, sondern auch streng katholisch zu einer Zeit, als die neue Lehre schon in Augsburg gewaltig um sich griff, waren dazu am besten geeignet und auch stets bereit. Auch mit den Bischöfen und Kardinälen machten sie oft Geschäfte und schossen ihnen jeweils große Summen vor, deren die geistlichen Herren nicht

*) Ehrenberg: „Große Vermögen", Jena 1902.

minder wie die weltlichen bedurften. Es ist zuweilen ergötzlich, auf welche Weise den Gläubigern das entlehnte Kapital wieder zugeführt wurde, was alles ihnen nach und nach verpfändet wurde, und wenn die alten Herren in der güldenen Schreibstube zu Augsburg selber manchmal über den Humor der Weltgeschichte gelacht haben mögen, der ihnen die Pfeffersäcke der Prinzessin von Portugal und die Ablaßzettel Tetzels in ihre Comptoire praktizierte, zu nutzen wußten sie alles. In den Ablaßhandel wurden sie auf folgende Weise verwickelt. Sie hatten dem Erzbischof Albrecht von Mainz 21000 Dukaten vorgestreckt, mit deren Rückgabe es natürlich haperte. Kam nun der geistliche Herr selber auf die gute Idee oder hat sie ihm ein Fuggerscher Agent untergeschoben — genug er bewarb sich um den Generalvertrieb der von Leo X. ausgeschriebenen Ablaßzettel und erhielt ihn auch, gegen eine Zahlung von 10000 Dukaten an die päpstliche Kasse. Und so reiste nun mit dem berüchtigten Mönch Tetzel zugleich ein Agent der Fugger im heiligen römischen Reiche umher und hatte den Schlüssel zum Ablaßkasten in der Tasche. Eine Hälfte des Ertrages gehörte der Kurie und wurde durch die römische Filiale der Fugger, natürlich unter Berechnung der Spesen und Spedition abgeliefert, die andere Hälfte gehörte dem Erzbischof und wurde von dem Agenten zur Abzahlung der erwähnten Schuld nach Augsburg abgeliefert. Man darf nicht zweifeln, daß auch das Volk von diesem Zusammenhang, zwar keine deutliche Einsicht, aber eine gewisse Ahnung hatte und daß der Ruf der Fugger im Reiche dadurch nicht besser wurde. „Die Fugger", schreibt Ehrenberg, „haben ihren vorübergehenden großen Reichtum teuer bezahlt mit dem Volkshasse, der sich früh an ihren Namen hängte und dauernd an ihm haften blieb. Bereits im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts ward er zum Gattungsbegriff wucherischer Monopolisten, und noch jetzt hat das Wort „fuckern" in süddeutschen Mundarten eine ähnliche Bedeutung."

Aber die Hauptobjekte der Fuggerischen Finanzoperationen waren von Anfang an und blieben bis zum Ende der Geschäftstätigkeit des Hauses die Kaiser und Fürsten vom Hause Habsburg. Sombart, der nach allen seinen Studien und Untersuchungen für die ersten großen Kapitalanhäufungen des Mittelalters keine andere Quelle als die wucherische Gelddarleihung anerkennen will, spricht es offen aus. „Die Fugger", schreibt er, „sind das Hauptbeispiel. Sie haben der Auswucherung der Könige und dem Bergbau ihren großen Reichtum zu danken. Es wäre geradezu lächerlich, annehmen zu wollen, ein Vermögen wie das

Fuggersche sei aus Handelsprofiten accumuliert." Mag sein, eines ist gewiß, daß die Fugger dem Katholizismus und den Habsburgern allezeit treu geblieben sind, auch wenn sie dabei stark gegen den Strom schwimmen mußten. Und wenn die deutschen Kaiser den Augsburger Geldfürsten ihre Dienste von Zeit zu Zeit etwas teuer bezahlen mußten, so haben sie, um volkstümlich zu reden, auch wenigstens etwas davon gehabt. Denn die Fugger konnten existieren ohne Maximilian I. und Karl V., diese aber nicht ohne jene. Wenn die mittelalterlichen Städte ihre Kriege vorzugsweise mit dem Gelde der Juden führten, die man sich am Handel und Wucher ungestört „vollsaugen ließ wie einen Schwamm, um ihn dann von Zeit zu Zeit einmal gründlich auszupressen", so waren die Fürsten, Könige und besonders die Kaiser, die eigentlich doch nur eine Schattenmacht besaßen, auf die Unterstützung der großen Kapitalisten angewiesen.

Von Maximilian wissen wir, wie lange und in welchem Grade er ein Schuldner der Fugger, aber auch der Welser und anderer reicher Handelsherren war. Nicht umsonst beehrte er Augsburg so oft mit seinem Besuche, und den Fuggern ward es zuweilen um so schwerer, ihm etwas zu verweigern, als sie vor Gewährung eines neuen Darlehns selten auf den Ausgleich eines früheren zu rechnen hatten. Indessen war gerade Jakob ganz der Mann, selbst Mächtigen, wenn er es aus geschäftlichen Gründen einmal für geboten hielt, um wieviel mehr kleineren Herren und Fürsten, ihre Bitten rundweg abzuschlagen. So antwortete er 1515 dem Maximilian auf ein erneutes Geldgesuch: „er wisse nicht, wie lange er lebe, oder wie es mit den Kriegsläufen nach etlichen Jahren stehen werde; er hätte sonst auch große Händel und ständen ihm solche täglich zu, darum man ihm ins Haus komme, während er ihnen vor Jahren gern weit nachgeritten wäre; nichts destoweniger entschlage er sich derselben; denn er wäre auch nun bei einem tapferen Alter und habe kein Kind; er wolle daher sich mit seinen bisherigen Geschäften begnügen und neue nicht mehr anfangen."

Das war nun so ernsthaft nicht gemeint, denn nur vier Jahre später traten die Fugger für das Haus Habsburg wiederum, und zwar mit schwererem Geschütz, als sie bisher je aufgefahren hatten, in die Bresche, mit ihrem gesamten Vermögen und noch darüber hinaus.

Die Habsburger in Österreich und die Valois in Frankreich waren im 16. Jahrhundert die bedeutendsten Bewerber um die Vormacht in Mitteleuropa, und als es nach Maximilians Tode 1519 zur Kaiserkrönung

kam, flammte diese Rivalität im beiderseitigen Begehren des kaiserlichen Thrones hell auf. Franz I. von Frankreich und Karl V., als König von Spanien zwar auch kein Deutscher, aber als Habsburger und Enkel Maximilians dem deutschen Volk immerhin tausendmal sympathischer, standen vor der Wahl, die sieben Kurfürsten hatten den Ausschlag zu geben. In der Politik hört, wie in Geldsachen, die Gemütlichkeit auf, und die Kurfürsten haben niemals ihre Stimmen ohne greifbare Vorteile in die Wage geworfen. Franz bot ihnen, da er in Deutschland nichts zu verschenken hatte, Geld und zwar große Summen, deren die meisten von ihnen bedürftiger waren, wie Landes oder Ehren. Karl war also genötigt, dasselbe zu tun, nur besaß er vor der Hand nichts, als Versprechungen, und so gern ihn „die Wähler, die sieben“, auf dem Throne sahen, so bedurften sie doch einer Bürgschaft für seine Leistungsfähigkeit. Und da fiel denn wieder einmal das gewichtige Wort: die Fugger! Für wen sich der reichste Mann Deutschlands, für wen sich Jakob Fugger verbürgte, der sollte Kaiser sein. So weit war es in Deutschland mit dem Kaisertum, so weit mit seinen Wählern gekommen.

Die Fugger haben sich nicht besonnen, sie setzten alles, was sie hatten, für den Habsburger ein, vielleicht noch mehr, als sie hatten. Es war ein verhängnisvoller Entschluß, denn nicht leicht hat ein Monarch weniger Gutes für Deutschland gewirkt als Karl V. Aber es waren wohl viele Gründe, sowohl politischer und religiöser, als finanzieller Natur, die den Leiter des Hauses bestimmten. Er hat seinen Stolz gegenüber dem Kaiser mehr als einmal bewiesen, denn Karl war nicht eben der dankbarste der Monarchen, und es dauerte lange, bevor er sich seiner Pflichten gegen das Augsburger Handelshaus erinnerte. Aus dem Jahre 1523 ist ein prachtvoller Brief Jakobs an den Kaiser bekannt, in welchem er denselben ungescheut daran erinnerte, daß er „von Fuggers Gnaden“ sei: „Es ist bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätte erlangen können“. Es mag lange gedauert haben, bevor der stolze Kaiser dies furchtlose Wort vergessen hat, es zu vergeben, hatte er wohl kaum nötig, denn Jakob Fugger hat nach jenem denkwürdigen Briefe nur noch zwei Jahre gelebt und den Kaiser nicht mehr gesehen. Wenn Arbeit und Mühe köstlich sind, hat es dem alten Kaufherrn an dieser Würze des Lebens nicht gefehlt.

Seine Brüder Ulrich und Georg waren ihm im Tode längst vorausgegangen, und wenn er, selbst kinderlos, auch von zahlreichen Neffen und Nichten mit heranwachsenden Familien umgeben war, auf seinen Schultern

ruhte doch die Schwere und Verantwortlichkeit der Geschäfte allein. Mehrere der jüngeren Verwandten starben vor ihm. Die Söhne Ulrichs gediehen nicht, wie sie sollten, der reichbegabte Älteste, nach Schwaz entsendet, ließ sich dort, von den aufständischen Ideen der Zeit angesteckt, in die Bauernrevolten ein und fand dabei den Tod. Der jüngste Sohn des Georg, Anton, der beim Tode des Oheims 32 Jahre zählte, hatte sich noch als der tüchtigste erwiesen, wie aus dem Testament Jakobs hervorgeht: Anton solle nach seinem Tode das Geschäft allein führen, zwar mit Rat seines Bruders Raimund und seines Vetters Hieronymus, doch „nach seinem Gefallen und Gutdünken, wie ich das in meinem Leben allein zu tun Gewalt und Macht gehabt habe.“ Auch die Zeitläufte bereiteten dem alten Herrn viel Kummer. Mit der Reformation mochte er nichts zu tun haben, ob sich gleich die ganze Stadt dafür erklärte. „Als die St. Annakirche, in welcher er eine prachtvolle Begräbnisstätte für sich und seine Familie hatte errichten lassen, in die Hände der Lutheraner fiel, verlangte er von seinen Neffen und Erben die Zusicherung, daß sie ihn an einem anderen Orte begraben lassen sollten“ (Ehrenberg). Aber wenn auch zu alt, um an den reformatorischen Bewegungen seiner Zeit Wohlgefallen zu empfinden, hielt sich Jakob Fugger dennoch eng befreundet mit vielen Männern hellen Geistes, wie Peutinger, Pirkheimer, Stabius u. a. Er zeigte sich somit in allen Beziehungen als ein Mann von hohen und seltenen Gaben des Geistes, hinter denen die Vorzüge des Herzens keineswegs zurückstanden. Wie sehr auch sein Glück und seine Macht wuchs, so vergaß doch Jakob Fugger nie, was seine Vaterstadt von ihm erwartete. Wenn er sich deshalb von nichts ausschloß, wo er, z. B. im Zunftrat der Kaufleute, nützen konnte, so zeigte er sich auch als ein Gönner der Künste und Wissenschaften, ebenso als ein Vater der Dürftigen, die aus Nah und Fern bei ihm vorsprachen. Er legte u. a. eine bedeutende Bibliothek an; und seine Bauten gehören zu den schönsten der deutschen Hochrenaissance, die Fuggerschen Gärten zählten unter die Sehenswürdigkeiten von Augsburg. Auch auf dem Gebiete der Wohltätigkeit hat er, nebst seinen Brüdern, manches geleistet. Zur Zeit ihrer größten Geschäfte, 1519, errichteten Jakob und seine Neffen auf einem großen Grundstück den noch heute bestehenden Häuserkomplex der „Fuggerei“, 106 kleine gesunde Wohnungen, die an ärmere Bürger um ganz geringen Mietzins vergeben wurden. Auch ein Lazarett für ansteckende Kranke, vor allem Blatternkranke, haben sie auf ihre Kosten gebaut.

In seiner letzten Lebenszeit bereiteten dem alten Herrn die miß-



Anton Fugger.
Nach einem Kupferstich in der „Pinacotheca Fuggerorum“.

vergnügten Tiroler Verdruß über Verdruß. Sie bedrohten sein Schloß Fuggerau bei Innsbruck, und in den schwäbischen Herrschaften raste das aufrührerische Landvolk durch Mord, Brand und Zerstörung — kurz, dem 66jährigen alten Herrn gefiel es nicht mehr auf der anders gewordenen Welt; er bestellte sein Haus und starb in der Tat bald nachher, am 30. Dezember 1525.

Mit ihm stieg der Größte seines Geschlechts ins Grab. Mochte sein Neffe Anton von Fürsten und Herren auch mehr begehrt werden, als der einfache, gerade und in seiner letzten Zeit wohl auch etwas grämliche

Jakob, mochte er mit Ehren und Auszeichnungen noch mehr überhäuft werden, Kaiser Karls Freund und Gastgeber sein, das meiste an Ruhm und Arbeit hatte ihm der große Oheim doch vorweggenommen. Jakob hatte seinem Hause den Weg gebahnt, er war vom Kaufmannslehrling zum reichsten Manne in Europa aufgestiegen. Anton fand seine Bahn vorgezeichnet, er konnte sie gar nicht verlassen, auch wenn er gewollt hätte, und er wollte vielleicht mehr als einmal. In zu vieler Herren Land, in zu vieler Herren Hände stak sein Vermögen, als daß er ohne unendliche Verluste sich hätte von der Spekulation zurückziehen können. Ein Haus, dessen Kredit und Verbindlichkeiten von Sevilla und Lissabon, von Rom und Antwerpen nach Ungarn und Polen reichten, war nicht mehr in der Lage, wie „Herr Thurzo" dem alten Jakob geraten, „davon abzustehen und andere auch lassen gewinnen." Es ist wie eine ungeheure, in Bewegung geratene Masse, die eines Mannes Arm nicht wieder aufhalten kann, die Kräfte, die einmal hineingelegt in eine solche Riesenunternehmung, wollen weiter arbeiten und langsam ausschwingen, oder sie machen sich in einer ungeheuren Katastrophe Luft.

Anton, der seine Brüder und seinen Vetter Hieronymus beinahe um ein Menschenalter überlebte, ward nun also sozusagen Alleinherrscher in dem großen Handelshause. Er besaß nicht den ruhigen Gleichmut, die Zähigkeit und Entschlossenheit Jakobs, von welchem sein Großneffe Hans Jakob schrieb, „wenn er nachts schlafen ginge, habe er gar keine Hinderung des Schlafes, sondern täte mit dem Hemde alle Sorge und Anfechtung des Handels von sich." Anton war auch weit entfernt von der stolzen Sicherheit des alten Handelsherrn, die sich gerade auf seine Vorsicht beim Eingehen von Geschäften und auf seine Menschenkenntnis stützte. Von Jakob wissen wir, daß er mit offener Zurückweisung selbst königlichen Bittstellern gegenüber nicht sparsam war, er hätte sich mit dem falschen und gewalttätigen Kaiser Karl vermutlich bald auseinandergesetzt, Anton mit seiner höfischen, verbindlichen Weise verstrickte sich dagegen immer tiefer in die Geschäfte mit dem Spanier, bis ihm einmal bei der Niederschrift seiner Geschäfte die Wendung entfuhr: Der Kreditoren sind viele und es sollte einem davor grausen.

Äußerlich war freilich die Lage des Geschäfts glänzender als je. Versetzen wir uns auf den Reichstag von 1530, als Karl V. aus Spanien nach Augsburg kam, um seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Erblande zu übertragen und den Unfrieden zwischen der alten und neuen Lehre zu schlichten. Der Kaiser stand auf dem Gipfel seiner

Macht. Er hatte die Türken zurückgeschlagen, Frankreich besiegt und den Papst zur Anerkennung gezwungen. Der Empfang war so großartig wie bei irgend einem früheren Reichstage, obwohl es in allen Schichten gärte, denn von den Bürgern und Ratsherren, wie von den anwesenden Fürsten hingen viele der neuen Lehre an und man wußte, wie wenig günstig der Kaiser darüber dachte, der sich gegen den Papst verpflichtet hatte, den Glauben Luthers in Deutschland zu unterdrücken. Der Rat sandte ihm seine hervorragenden Mitglieder, darunter den alten Peutinger, bis an die Lechbrücke entgegen, mit Begrüßungsreden, Kanonendonner usw. Auch 150 Reiter und 1800 wohlgerüstete Fußknechte wurden zur Einholung entsandt, vielleicht war es dem Rate darum zu tun, nicht allein Pracht zu zeigen, sondern auch Macht. Der Zug ging erst zum Dom, dann in die bischöfliche Pfalz, wo der Kaiser Quartier nahm. Meist weilte er indessen bei Anton Fugger, dessen prächtiges Haus an der Weingasse auch die an Reichtum gewöhnten Herren aus Spanien und den Niederlanden in Erstaunen setzte. Ganz ohne eine neue Anleihe ging es diesmal auch nicht ab, der Kaiser bedurfte Geld zum Kriege gegen die Piraten von Tunis. Auch dem Bruder Karls, Ferdinand, hatte das Haus zu den alten Schulden neue Vorschüsse gewährt, und was in Geld nicht zurückgegeben werden konnte, wurde vorläufig in Ehren und Würden ausbezahlt, die bei dieser Gelegenheit dichter als je auf das Haus Fugger herabregneten.

So erhob der Kaiser am 14. November 1530 die Brüder Raimund und Anton und ihren Vetter Hieronymus in den Grafen- und Pannerstand, verlieh ihnen einen Sitz am Reichstage auf der schwäbischen Grafenbank und nahm sie damit unter die Reichsstände auf. Hierdurch erhielten sie auch, mit der Bestätigung ihrer schon von Kaiser Maximilian erworbenen Privilegien, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auf allen ihren Gütern, das Recht, mit rotem Wachs zu siegeln, sich nach ihren Gütern zu benennen u. dgl. m. Überall, wo sie sich ansässig machen würden, sollten ihre Privilegien den etwa entgegenstehenden Freiheiten anderer vorangehen, auch sollten sie von des Rats und der städtischen Ämter Gerichtszwang frei sein und von der Stadt Augsburg in bürgerlichen wie peinlichen Rechtssachen vor niemand anders als vor kaiserlicher Majestät selbst belangt, noch vor irgend welche fremde Gerichte gezogen werden dürfen. Zugleich erhielten sie die Erlaubnis, sich dieser Freiheiten sogleich oder erst künftig zu bedienen, ohne daß eine Unterlassung ihnen jemals nachteilig sein sollte. Letztere Einräumung war sehr wichtig, da den

Fuggern bei der sofortigen Annahme des Adels der Handel unmöglich gemacht worden wäre. Zu Schützern dieser gesamten Verleihung ernannte der Kaiser außer seinem Bruder Ferdinand noch eine Anzahl der ersten Reichsfürsten. Zu diesen außerordentlichen Rechten erwarben die Fugger noch im Jahre 1535 von demselben Kaiser, nachdem sie ihm zu seinem Zuge gegen Algier eine neue Geldhilfe geleistet hatten, das Recht, goldene und silberne Münzen schlagen zu dürfen.

Reelleren Wert hatte die Pachtung der spanischen Silberbergwerke, aus denen die Fugger in der Folge bedeutende Einnahmen gezogen haben. Aber auch von dem amerikanischen Silber, das die Handelsflotten und die königlichen Schiffe seit der Ausbeutung der Silberminen in Potosi, Mexiko und Peru Jahr für Jahr nach Spanien trugen, ist ein ansehnlicher Teil in die Taschen der Fugger geflossen. Wenn die Kaufleute Sevillas an den nach der Neuen Welt gelieferten Waren märchenhaft, bis zu 500% in einem Jahre, verdienten, es strömte doch viel von diesen Schätzen sofort aus Spanien wieder ab, denn so sonderbar es klingen mag: nie waren die Spanien erschlossenen Reichtümer größer, und nie blieb das Land dabei ärmer als unter Karl V. „Durch Handel und Geldleihe", schreibt Sombart, „gelangten in wachsendem Maße die außerspanischen Nationen in den Besitz der amerikanischen Edelmetalle. Was allein die Fugger an Gold- und Silbermengen aus Spanien herauspumpten! Fast 800000 Dukaten betrug der Wert des Silbers, das Philipp II. 1557 in Antwerpen mit Beschlag belegen ließ, wohin seine Flotte es für die Fugger gebracht hatte." Seit 1538 erhielten letztere, um die großen Verbindlichkeiten des Kaisers gegen sie sicher zu stellen, auch die Pacht der spanischen Maestrazzos, eine Steuerpachtung, aus der sie länger als zwei Menschenalter fürstliche Einnahmen zogen. Die Pachtsumme betrug anfangs 152000 Dukaten, der Reingewinn mindestens 70000 Dukaten, später wuchsen diese Gewinne ins Riesige, 200000, 400000, ja über 500000 Dukaten (10000000 M.) wurden in manchen Jahren aus den Maestrazzos gezogen. Das Vermögen des Hauses hätte in dieser Zeit ungeheuer wachsen, hätte sich in 40 Jahren abermals verzehnfachen müssen, wenn nicht auch die Lebensführung und der Aufwand der Fugger dementsprechend gestiegen wären. Ihre Hofhaltung, zumal in mehreren Familien, war eine fürstliche geworden, wenn auch Anton selber, bis auf die Befriedigung seiner Kunstliebhabereien, bescheiden lebte. Später kam es zu mehreren Malen dahin, daß Mitglieder der Familie wegen ihrer Verschwendungssucht entmündigt wurden.

Für die hervorragende Stellung der Fugger war es von großer Wichtigkeit, daß ihnen König Ferdinand mit Bewilligung des Kaisers die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn, welche sie bis dahin nur in Pfand gehabt, nunmehr zu erblichem Eigentum überlassen und ihnen damit für ihren reichsgräflichen Rang die bleibende Unterlage dargeboten hatte. Jenen Grundbesitz mehrten sie übrigens bald noch durch anderen; im Jahre 1533 mit Dorf und Schloß Oberndorf am



Das Fuggerhaus in Augsburg.

Lech, das sie von Wolfgang Marschalk für 21000 Goldgulden erkauften, mit dem Burglehen zu Donauwörth, das sie von dieser Stadt für 6600 Gulden, und dem Dorfe Glött, das sie für 16400 Gulden erwarben. Dazu erkaufte Anton Fugger noch Schloß Babenhausen mit den zugehörigen Ortschaften und später die Herrschaft Mickhausen. So suchten die vorsichtigen Kaufleute wenigstens einen Teil der gewonnenen Gelder durch den Ankauf größerer Herrschaften auf die Dauer sicher zu stellen.

Von Interesse dürfte es sein, auf welche Weise die Fugger, deren Hilfe sich die deutschen Kaiser oft behufs schneller Nachrichtenvermittelung

bedienten, auch zu den ersten Gründern des deutschen Zeitungswesens wurden. Die Kaufleute, welche den kaum erst beginnenden Welthandel vermittelten, erhielten zu jener Zeit durch ihre Faktoreien in der Fremde, sowie durch ihre Schiffskapitäne die neuesten Nachrichten meist früher als die deutschen Fürsten und Herren, so daß diesen und den Städten die jüngsten Mitteilungen aus Portugal und Spanien wie aus den überseeischen Erdteilen über Augsburg zugingen. So schickte Raimund Fugger selbst, sobald er solche „Zeitungen“ in Form von Handelsberichten aus Amerika und Indien über Lissabon erhalten, dieselben sogleich an seinen Freund, den Pfalzgrafen Otto Heinrich; er verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit Abfahrt und Ankunft der portugiesischen Handelsflotten, Bestand und Wert ihrer Ladung, ebenso den Verlauf der Eroberung Perus durch die Spanier unter Pizarro, sowie sonstige Vorgänge in jenen fernen Weltteilen. Ja es ist wahrscheinlich, daß auch die ersten regelmäßigen Zeitungen dem Fuggerschen Hause ihr Entstehen verdankten. Karl Bücher*) erzählt darüber: „In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ließen die Fugger die aus allen Teilen der Welt bei ihnen einlaufenden Nachrichten regelmäßig zusammenstellen und wie es scheint, auch publizieren. Der Titel der regelmäßig erscheinenden Nummern war Ordinari Zeitungen. Daneben gab es Beilagen mit dem Allerneuesten: Extraordinari Zeitungen .... Die Fuggerzeitungen enthielten regelmäßig Nachrichten aus den verschiedenen Teilen Europas und dem Orient, aber auch darüber hinaus aus Persien, China, Japan, Amerika. Neben den politischen Nachrichten findet man häufig Ernteberichte und Preisnotizen, hie und da selbst annonceartige Mitteilungen und ein langes Verzeichnis von Wiener Firmen (wie und wo alle Dinge jetzt in Wien zu kaufen sind). Sogar literarische Nachrichten treten auf über neue und merkwürdige Bücher, ja es wird sogar über die Aufführung eines neuen Schauspiels berichtet.“

Am 26. November 1538 starb Hieronymus, der letzte der Ulrich Fuggerschen Linie, nachdem er vorher zu Gunsten seiner Vettern, Oheims Georg Söhne, aus seinem bedeutenden Vermögen ein Fideikommiß errichtet hatte. In seinem Testamente verordnete er noch — er war stets sehr mildtätig gewesen — daß nach seinem Tode 2000 Goldgulden unter die Armen verteilt werden sollten. Außerdem bestimmte er eine beträchtliche

*) Die Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen 1898.

Summe zur Errichtung eines Hospitals für arme Fuggersche Untertanen sowie zu jährlicher Almosenverteilung.

Der Rat gab im Jahre 1545 den drei Fuggern Anton, Hans Jakob und Georg weitere Zeichen der Anerkennung für alle erwiesenen vielfältigen Dienste und Wohltaten, indem er unter anderm auf Anregen des älteren Anton Fugger zuließ, daß auch auf dessen und Raimunds Söhne der Vertrag wegen der „reichen Steuer" für ihre Lebenszeit erstreckt wurde. Sie sollten zusammen jährlich 2400 Goldgulden zahlen.

Augsburg hatte sich, hauptsächlich von dem Einfluß des Hans Welser geleitet, der neuen Lehre Luthers angeschlossen und die Reformation mit Ernst durchgeführt. Als nun im Jahre 1546 der Religionskrieg begann und der Kaiser Karl V. sich rüstete, um mit Heeresmacht die evangelischen Stände des Reiches wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, mußte auch Augsburg mit den übrigen evangelischen Bundesgliedern die Vorbereitungen zu dem bedenklichen Kriege mit des Reiches Oberhaupt treffen. Der Bund versuchte, teils um das mächtige Augsburg fester an sich zu knüpfen, teils auch aus Not, eine namhafte Anleihe hier aufzunehmen. Seine Abgeordneten mußten deshalb beim Rate Beschwerde führen, daß Augsburgsche Familien, insbesondere die Fugger, Welser und Paumgarten, dem Kaiser und den feindlich gegenüber stehenden Fürsten große Summen vorgestreckt hätten; da sie nun gehört, daß diesen drei Handelshäusern von dem König von England nächstens viel Geld zurückbezahlt würde, so ersuchten sie den Rat, diese und andere vermögende Bürger anzuhalten, dem Bunde gegen Zinsen und Versicherung auf eingezogene geistliche Güter ein beträchtliches Darlehn vorzuschießen. Der Rat erwiderte, von den englischen Geldern sei ihm nichts bekannt, und den Fuggern und Welsern könne er nicht zumuten, solchen Vorschuß zu leisten, da der größte Teil ihres Vermögens in Spanien und den Niederlanden angelegt sei. Die Paumgarten aber (eines der ältesten Augsburgschen Geschlechter) seien längst aus der Stadt gezogen. Dennoch versprach der Rat, einen Vorschuß aufzubringen; es gelang in der Tat auch der besonders dazu ernannten Kommission, außer der gleichfalls beträchtlichen Bundessteuer noch 150000 Goldgulden zu beschaffen.

Dabei aber blieb es — auch der Schmalkaldische Bund, der verpflichtet war, die süddeutschen Städte zu schützen, versagte schmählich. Ja hätten nur Augsburg und Ulm zusammen gehalten, so wären sie allein imstande gewesen, sich des Kaisers zu erwehren. Aber umsonst sagte ihr alter erfahrener Feldhauptmann Schärtlin von Burtenbach: Gebt mir

Landsknechte, um die Pässe im Lechtal zu besetzen, und es kommt kein kaiserlicher Soldat nach Deutschland! Die „Pfeffersäcke“, die so gewandt waren, den Kaisern und Fürsten ihr Gold abzunehmen, standen gelähmt vor dem kaiserlichen Zorn. Nicht umsonst hatten die Fugger, die Welser und andere große Häuser ihr Kapital zum großen Teil in kaiserlichen Landen angelegt. Für sie handelte es sich jetzt um „Sein oder Nichtsein“. So wurde der rechte Zeitpunkt versäumt, und bald rückte Karl V. mit überlegener Heeresmacht heran. Da beschlossen Rat und Gemeinde einhellig, sich um den Frieden zu bemühen und durch einen Abgeordneten des Kaisers Gnade auszuwirken. Zu dieser Mission erschien niemand geeigneter als Anton Fugger, der beim Kaiser gleich viel galt, wie bei der Gemeinde, und der, wenn er auch nach Einführung der Reformation meist auf seinen Gütern lebte, doch seiner Vaterstadt die gute Gesinnung bewahrt hatte. Anton reiste sogleich ab, erhielt aber von dem kaiserlichen Rat Granvella die Weisung, daß sein Herr nicht gewöhnt sei, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen, sondern solche vorzuschreiben, und daß sich die Stadt deshalb durch Fußfall auf Gnade und Ungnade unterwerfen müsse. Nach mehreren fruchtlosen Audienzen beim Kaiser selbst forderte Anton nunmehr den Rat zu Augsburg um beschleunigte Absendung einer Botschaft auf. Zuerst langte Dr. Peutinger zu seinem Beistande an, dem alsbald eine vollständige Gesandtschaft folgte. Am 29. Januar erschienen diese vor dem Kaiser und baten ihn in Anwesenheit des ganzen Hofes fußfällig um Gnade. Der Kaiser nickte Erhörung gewährend und hieß sie aufstehen. Dann reichte er zuerst dem Anton Fugger, hierauf auch den übrigen die Hand zum Kuß. Bedingung war, daß sich die Stadt der kaiserlichen Gewalt überlasse, allen Bündnissen wider den Kaiser entsage, ihre Söldner beurlaube und eine kaiserliche Besatzung aufnehme, auch dem Kaiser von neuem die Eidespflicht leiste und alle um der Religion willen aus der Stadt Vertriebenen oder Entwichenen wieder aufnehme. Sebastian Schärtlin allein, der kriegslustige Hauptmann der Augsburger, wurde von diesem Frieden ausgenommen, erhielt aber später die kaiserliche Begnadigung ebenfalls. An Geld mußte die Stadt sogleich 150000 Goldgulden zahlen und außerdem 12 Geschütze übergeben. Dazu kamen später noch eine Menge Entschädigungsgelder für benachbarte Fürsten und Herren, welche ihre Forderungen wegen Kriegsschäden geltend machten. Ihre schwankende Haltung kostete der Stadt über zwei Millionen Gulden und erschöpfte dieselbe so sehr, daß sie längerer Zeit bedurfte, um sich wieder zu erholen. Im folgenden Jahre mußten sich weiterhin die Bürger, durch harte

Drohungen gezwungen, dem auf dem Reichstag zu Augsburg angenommenen Interim unterwerfen. Aber auch hiermit waren die Leiden der Stadt noch nicht beendigt, denn nach dem Reichstage setzte der Kaiser den zünftigen Rat ab und stellte die frühere aristokratische Verfassung wieder her, indem er anordnete, daß in den neuen großen und kleinen Rat fortan nur aristokratische Geschlechter Aufnahme finden sollten. Mitglieder derselben aus der Familie der Fugger waren für das laufende Jahr Anton, Johann, Jakob und Georg. Am 13. August verließ der Kaiser Augsburg und befreite die Stadt von der schweren Last der Einquartierung.

Den Fuggern ging es, wie später den Rothschild, die selbst in Revolutions- und Kriegszeiten nur immer gewannen. Anton erlebte es gar bald, daß derselbe Kaiser, von dem er, wenn auch nur zur Komödie knieend, den Frieden seiner Vaterstadt hatte erbitten müssen, sich ihm wieder als Bittsteller nahen mußte. Denn Karls Triumph war von kurzer Dauer, und als sich der „gelehrigste Schüler seiner Staatskunst", Moritz von Sachsen, gegen ihn erhob, als er in seinem Hoflager zu Innsbruck überfallen und beinahe gefangen genommen wurde, als er bei Nacht und Nebel über die Berge zurückflüchten mußte, die er als der mächtigste der Fürsten überschritten, da hing plötzlich für ihn wieder „Sein oder Nichtsein" von dem Hause Fugger ab. Und daß Anton Fugger diese letzte Gelegenheit unbenutzt ließ, mit dem Spanier zu brechen, der sich zu jeder Zeit als Feind seines Vaterlandes gezeigt hatte, daß er an diesem Scheidewege, wo es nicht mehr hieß katholisch oder lutherisch, sondern spanisch-römisch oder deutsch, daß er da zauderte, schwankte und schließlich doch wieder dem Kaiser half, hat Deutschland vielleicht mehr Blut und Tränen gekostet, als vorher oder nachher ein anderer freier Entschluß eines Menschen.

In der Tat waren ihm nach dem Schmalkaldischen Kriege die Zeit, die Religionswirren und die Geschäfte so zuwider geworden, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, die Handlung aufzulösen. Gewiß hätte das große Opfer erfordert. Größere noch, wenn er beim Kriege des Kaisers mit Moritz von Sachsen ersterem die Hilfe geweigert hätte, aber die Opfer und Verluste mußten später doch getragen werden, und waren dann größer, als sie um 1550 gewesen wären. Schon in seinen letzten Lebensjahren war die Lage so verwickelt geworden, daß er in seinem Testament schrieb: „Langwieriger Kriegsläufe halber haben sich die Sachen dermaßen beschwerlich geschickt, daß wir nicht allein unsere Handelssachen nicht zu Ende haben bringen und unsere Schulden haben einbringen können, sondern wir haben auch, dem Kaiser und dem Könige zu dienen,

mehr ausleihen, selbst Geld aufnehmen und uns in Schulden stecken müssen."

Im August 1560 erkrankte Anton Fugger gefährlich. Als er sein Ende herannahen fühlte, verordnete er, daß jedem Kranken und Armen im Hospital und den Siechhäusern vier Gulden gereicht und außerdem 1000 Taler unter die armen Bürger, 1000 Taler unter die Bettler verteilt werden sollten. Er starb am 14. September, von allen Parteien tief betrauert, mit Hinterlassung von drei Söhnen, Markus, Johann und Jakob, welche Stifter der drei Linien von Nordendorf, Kirchheim und Wellenburg wurden.

Anton war einer der bedeutendsten unter den Fuggern, ein guter Bürger, der sich wohlverdient um seine Vaterstadt gemacht hat; seiner Familie war er ein vortreffliches Oberhaupt, weit ausschauend und zuverlässig. Sein Haushalt kostete zeitweilig große Summen, wenn ihm als Wirt und Ratgeber der deutschen Kaiser, oder als Freund der ersten Reichsfürsten, die Erfüllung der Gastfreundschaft Pflichten in ungewöhnlichem Umfange auferlegte. Dennoch hinterließ er, wie später sich herausstellte, sechs Millionen Goldkronen bar, Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Teilen Europas und beiden Indien, und von ihm soll Kaiser Karl V., als er nach seiner Versöhnung mit Franz I. den königlichen Schatz zu Paris besah, gesagt haben: „Zu Augsburg lebt ein Leinweber, der kann dies alles mit eigenem Golde bezahlen." Auf ihn bezieht sich auch nachfolgende, oft erzählte Anekdote. Als Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, soll dieser im Kamin ein Feuer von Zimmetholz angezündet und zu Ehren des hohen Besuchs den Schuldschein über eine ansehnliche Summe, die er dem Kaiser zu dem Feldzuge vorgestreckt, in das Feuer geworfen haben. Ehrenberg schreibt dazu: „Diese stolze Verbrennung kaiserlicher Schuldbriefe hat auf die überlieferte Art jedenfalls nicht stattgefunden, war vielmehr nach der ältesten Version, die ich auffinden konnte, nur ein geschickter Theatercoup, um kaiserliche Geldansprüche glimpflich abzuwehren."

Dieser Glanz des Fuggerschen Hauses wurde gefährlich für die Söhne Raimunds, der selbst als der Schöpfer einer wertvollen Antikensammlung bekannt, aber bereits 1535 gestorben war. Sein Sohn Ulrich Fugger, der unverheiratet geblieben war und sich der Reformation angeschlossen hatte, geriet durch seine allzugroße Freigebigkeit, mit der er Künstler und Gelehrte unterstützte, auch Sammlungen von kostbaren Manuskripten, Büchern und Kunstaltertümern anlegte und Bücher auf seine Kosten drucken ließ, in eine

Schuldenlast von mehr als 200000 Fl. Obwohl sein Vermögen groß genug war, alle diese Schulden zu bezahlen, so brachten es doch seine Brüder Johann Jakob und Markus beim Rate dahin, daß er als ein Verschwender erklärt und mit Hausarrest belegt wurde, während die Brüder sich zu seinen Kuratoren ernennen ließen. Er wandte sich deshalb an das Reichskammergericht und erlangte anfänglich einen Befehl zu seinen Gunsten, doch auch hier siegten zuletzt die Brüder und erhielten die Bestätigung des Kuratoriums. Während Ulrich im Arrest saß, verkauften sie seine Sammlungen stückweise, bis die kaiserlichen Kommissarien



Das Fuggersche Wappen.

jenen wieder in Freiheit setzten. Nach Bezahlung seiner Schulden blieben ihm noch über 70000 Fl., doch setzten ihm seine Brüder nur einen jährlichen Gehalt von 1300 Fl. aus, mit dem er sich nach Heidelberg zu dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz begab. Hier blieb der gelehrte Sonderling, auch nachdem er wieder in sein Vermögen eingesetzt war, bis zu seinem Tode in stiller Zurückgezogenheit und vermachte, als er im Jahre 1584 starb, zum Danke dem fürstlichen Freunde seine Bibliothek.

Im Jahre 1568 trat eine andere Veranlassung zu Mißhelligkeiten in der Familie ein. Es erhoben die Söhne Raimunds gegen die Söhne Antons einen langjährigen, schwierigen und kostspieligen Prozeß. Während jede Linie die Herrschaften und Landgüter, welche sie für sich besaß,

unabhängig für sich allein verwaltete, war das kaufmännische Großgeschäft bisher als ein gemeinschaftlicher Besitz angesehen worden. Dieses Verhältnis führte zu Verwickelungen aller Art, als eine große Ungleichheit in dem Handelsvermögen beider Linien eingetreten war. Der Streit dauerte jahrelang. Die angesehensten Männer von Augsburg wie aus dem befreundeten Adel bemühten sich vergeblich, Aussöhnung und Vergleich zustandezubringen, als im Jahre 1571 neue Zerwürfnisse zwischen Johann Jakob, dessen Sohn und seinem Vetter ausbrachen. Mit größter Erbitterung wurden diese Prozesse jahrein jahraus fortgeführt, bis endlich festgestellt ward, daß Anton Fugger seinen Söhnen ein Handelsvermögen von mehr als 6000000 Gulden, Raimund aber nur 300000 Gulden hinterlassen.

Antons Söhne mehrten ihres Hauses Glanz durch Verbindungen mit verschiedenen vornehmen Geschlechtern Süddeutschlands, wie mit den Freiherren von Wolkenstein, den Grafen von Helfenstein, den Freiherren von Rechberg, bei welches letzteren Hochzeit mit Anna Maria Fugger ein prächtiger Einritt von 548 Gästen und Dienern gehalten wurde, dem vier an kostspieligen Lustbarkeiten und Gastmählern reiche Tage folgten. Damals war Markus oder Marx Fugger, des Anton Sohn, Stadtpfleger und Ulrich Fugger von der Raimundschen Linie Bürgermeister von Augsburg. Auch diese Linie mehrte ihr Vermögen bald wieder in der Weise, daß Christoph Fugger, Raimunds Sohn, der im Jahre 1579 unverheiratet starb, als der reichste von allen Fuggern seit der Zersplitterung im Jahre 1560 bezeichnet werden konnte. Mit seinem großen Vermögen stiftete er seinen Brüdern und Brüderkindern ein beträchtliches Fideikommiß, unter der Bedingung, daß die Erben 30000 Fl. davon zu einer milden Stiftung ganz nach ihrem Gutdünken verwenden sollten.

Es ist überhaupt bemerkenswert, mit welcher Vorsicht die älteren Familien, wie die Welser und Fugger, einen Teil ihrer überflüssigen Kapitalien aus dem Handel zogen und durch Ankauf von Landgrundbesitz sicherten, wie sie endlich jeder bedrohlichen Verschwendung einzelner Familienmitglieder mit Ernst entgegentraten. So wurde im Jahre 1581 wieder ein Fugger, Raimund, auf Veranlassung seiner Brüder und Vettern wegen allzu prachtliebender Lebensweise vom Rate als ein Verschwender erklärt. Doch wußte er den Erzherzog Ferdinand von Österreich, dessen Mundschenk er war, zu bestimmen, daß dieser die den Fuggern in Gemeinschaft zuständige Grafschaft Kirchberg und die Herrschaften Weißenhorn,

Marstetten, Pfaffenhofen und Wubenstetten in Verwaltung nahm und die Einkünfte derselben so lange zurückbehielt, bis sich die Brüder zu einem Vertrage bereit erklärten, wodurch Raimund wieder in sein Vermögen eingesetzt wurde. — Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gingen die Fugger rasch nach einander wieder neue glänzende Verbindungen mit den gräflichen Geschlechtern der Hohenzollern, Schwarzenberg und Öttingen ein. Die Feste bei diesen und anderen Gelegenheiten haben Berühmtheit erlangt, sowohl wegen der dabei entfalteten Pracht wie infolge ihres heiteren Verlaufes.

Von der Geschäftstätigkeit der Fuggerschen Handlung, die unter dieser bald glänzenden, bald die Skandalchronik von Augsburg bildenden Außenseite weiterging, ist nach Antons Tode wenig mehr zu sagen. Eine einheitliche Leitung fehlte, einen Jakob oder auch nur Anton hat das Geschlecht nicht wieder hervorgebracht. Hans Jakob, der nach 1560 die Geschäfte leitete, hatte die Zügel nicht mehr fest in der Hand, hatte sie ja doch schon der alte Anton in den letzten Jahren bedenklich schleifen lassen. Die gewaltigen Einkünfte, besonders aus Spanien, liefen nach wie vor ein, aber wir wissen auch, in wieviel Händen sie zerrannen; die Bankgeschäfte endlich waren jeder Berechnung entzogen. Schon Anton hatte es zuletzt, so sprunghaft und unberechenbar die Politik Karls geworden, nicht mehr gewagt, sich ihm zu versagen. Er wußte, daß des Kaisers Finanzpolitik leicht ebenso gewalttätig werden konnte, wie seine Staatskunst. Dann kam Philipps lange Regierungszeit über das unselige Spanien, und die Kriege mit England und den Niederlanden verschlangen Geld, Geld und abermals Geld. Es mochten gelegentlich Ausgleiche im kleinen mit den Fuggern folgen, sie mochten sich nach wie vor sättigen an dem Schweiß des spanischen Volkes, aber zu einer Abrechnung mit dem Hause Habsburg war die Zeit schlecht gewählt. Unter den Nachfolgern Philipps II. aber kam es dann zu dem grauenvollen Kriege, der dreißig Jahre lang die Fluren Deutschlands vernichtete und eine Kultur unter sich begrub, als sie eben begann ihre prächtigsten Blüten zu treiben. Unter den großen Geldmächten, die dann doch schließlich die Zeche bezahlen mußten, soweit sie mit Geld und Geldeswert zu zahlen war, befanden sich auch die Fugger. Als der Dreißigjährige Krieg zu Ende war, brach Spanien zusammen, und in den Flammen des Staatsbankerotts ging auch der Fuggersche Reichtum auf. Sie verloren am Hause Habsburg 8 Millionen Gulden und waren als Geschäftshaus vernichtet. „Was ihnen schließlich übrig blieb“, schreibt Ehrenberg, „war ansehnlicher Grund-

besitz, der aber belastet war mit schweren Schulden und den hohen Ansprüchen einer an fürstlichen Luxus gewöhnten Grafenfamilie".

Bettler sind also die Fugger auch durch diesen Schlag nicht geworden, sie blieben immer verhältnismäßig reiche Leute, denen jetzt die Vorsicht der Ahnen zugute kam. Noch in einer Hinsicht blieben sie dem Herkommen treu, sie blieben fest im Katholizismus und suchten ihn in dem zeitweise stark vom Luthertum ergriffenen Süddeutschland immer zu stärken. Der mehrfach genannte Marx Fugger übersetzte einige bedeutende kirchengeschichtliche Werke ins Deutsche. Philipp Eduard Fugger, der ebenfalls im 16. Jahrhundert lebte, überredete seine Brüder und Vettern dahin, daß die von dem unvermählt gestorbenen Christoph Fugger zum Zweck einer Stiftung ausgesetzten 30000 Fl. zum Bau eines Jesuiten-Kollegiums in Augsburg verwendet und auch die für dessen Häuser gelösten Kaufgelder im Betrag von 12000 Fl. dazu geschlagen wurden. Dabei war er höchst kunstsinnig, förderte die Prachtbauten seiner Vaterstadt, welche während der Jahre 1615 bis 1620 das vielbewunderte, im Renaissance-Stil ausgeführte neue Rathaus zustandebrachte, dessen „goldener Saal" zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten jenes alten und berühmten Platzes gehört; vermehrte unter großen Geldopfern die schon von dem älteren Raimund begonnene Antiquitäten-Kammer fort und fort, und brachte eine Bibliothek von 15000 Büchern zusammen, die jedoch nach dem Konkurs des Hauses im Jahre 1653 dem Kaiser Ferdinand III. käuflich überlassen wurde. Ein anderes hervorragendes Glied dieser Familie war Jakob, Domherr zu Regensburg und Konstanz, seit dem Jahre 1604 Bischof von Konstanz. Er war mit Eifer seinem Glauben zugetan, ohne blind gegen die Mängel in der Kirchenzucht zu sein, baute ein Kapuzinerkloster und förderte die Errichtung des beabsichtigten Jesuiten-Kollegiums.

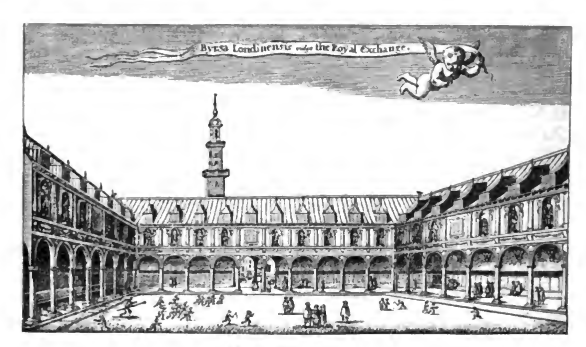
Andere Fugger wurden im 17. Jahrhundert in des Kaisers Kriegs- und Zivildiensten berühmt und schwangen sich zu den höchsten Ehrenstellen empor. Otto Heinrich Fugger, geboren 1592 als Urenkel des alten Anton, führte im Jahre 1618 ein von ihm selbst geworbenes Regiment dem Herzog Alba gegen die niederländischen Protestanten zu, focht in kaiserlichen Diensten in Spanien, Frankreich, Deutschland und Böhmen und führte mit Tilly vereint den Krieg in Franken und Schwaben. Als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister und Heerführer der kurbayerischen und ligistischen Armee kämpfte er mit in der Schlacht bei Nördlingen und nahm im Jahre 1635 Augsburg ein, wo er den protestantischen Rat ab- und einen katholischen einsetzte. Als kaiserlicher Statthalter in Augsburg drangsalierte

er seine Vaterstadt so, daß es zwischen ihm, dem Rate und seinen noch immer angesehenen Augsburger Verwandten zu heftigen Reibungen kam, und er endlich vom Kaiser des Statthalterpostens enthoben wurde. Er starb im Jahre 1644, nachdem er seine Familie — er war aus der noch blühenden Kirchheimschen Linie — sowohl in Bezug auf Ansehen wie auf Vermögen durch Erwerbung verschiedener Herrschaften noch um bedeutendes gehoben hatte. Ein anderer Fugger, Johann Ernst, starb am 11. Mai 1672 als Präsident des kaiserlichen Reichshofrats.

Auch im Laufe des 18. Jahrhunderts zählte die Familie zu den ersten und vornehmsten im Reiche. Graf Anselm Maria Fugger, aus der Wellenburger Linie, geboren am 1. Juli 1766 und gestorben am 22. November 1821, wurde wegen seiner Verdienste von dem deutschen Kaiser Franz II. samt seiner männlichen Nachkommenschaft am 1. August 1803 in den Reichsfürstenstand erhoben.

Heute steht das ehemalige Reichsfürstentum Babenhausen, bestehend aus den Herrschaften Babenhausen, Boos und Kettershausen, 395 qkm mit 11000 Einwohnern, unter der Oberhoheit der Krone Bayerns, und der Enkel des ersten Fürsten, Fürst Leopold Fugger-Babenhausen, geboren am 4. Oktober 1827, bekleidete bis zu seinem Tode im Jahre 1885 als bayerischer Kronoberstkämmerer die Würde eines erblichen Reichsrates. Auch er betätigte die in seinem Hause fortlebende Liebe zur Wissenschaft und zu den schönen Künsten. Er lebte in Augsburg, wo er einen unserer tüchtigsten Geschichtsmaler, Hermann Wagner, gewann, um das Fugger-Haus mit prächtigen Fresken auszuschmücken.

Da er kinderlos starb, folgte ihm als Haupt des Hauses sein Bruder, der Fürst Karl Ludwig, der u. a. von 1890 bis 1893 Präsident in der Kammer der bayerischen Reichsräte war.



Die älteste Börse in London.
Nach einem Kupferstich von W. Hollar.

Thomas Gresham.

Der „Königliche Kaufmann" der Elisabeth.

Einige Jahrhunderte hindurch hat England auf den Gebieten der Industrie und des Handels eine unbestrittene, fast allmächtige Weltmacht besessen, die es selbst jetzt nur langsam und zögernd mit einigen Rivalen, vor allem Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika, zu teilen beginnt. Wie groß diese Macht in Wahrheit war, erwies sich am besten, als im ersten Dezennium des vorigen Jahrhunderts selbst Napoleon, der Zertrümmerer von halb Europa, sie vergeblich zu brechen versuchte. Damals war es in der Tat zum großen Teil die geographische Lage Englands, die es wie politisch, so auch wirtschaftlich unüberwindlich machte, dagegen ist es irrtümlich, wenn man oft hört und liest, daß auch die ältere wirtschaftliche Entwickelung des britischen Reiches vornehmlich seiner isolierten Lage am Weltmeer, ja im Weltmeer zuzuschreiben sei. Die früheren Abschnitte dieses Buches lassen, so wenig auch darin von England unmittelbar die Rede war, schon durchschimmern, wie unbedeutend seine Stellung in Handel und Gewerbe noch war zu einer Zeit, als Venedig und Genua die südlichen, die Hansa die nördlichen Meere beherrschte, als Florenz der Geldmittelpunkt des Abendlandes war und auch noch später, als die Niederlande, als Spanien und Portugal

und die oberdeutschen Handelsstädte ihre Schiffe und Warentransporte über die halbe Welt zerstreuten.

Was war damals England? Kein armes, im Gegenteil ein reiches Land, denn sonst hätten sich die italienischen Kapitalisten nicht so magnetisch von den Goldquellen Englands angezogen gefühlt. Aber es war ein wesentlich Geld verzehrendes Land, ein Land des Verbrauchs, nicht des Erwerbs, ein Land der Kriege und politischen Umtriebe, die stets Riesensummen verschlangen, daneben ein Land des Luxus und Wohllebens, das sich vom Hofe über die Sitze des Adels und der Geistlichkeit verbreitete. Die englischen Barone, Lords, Herzöge, Bischöfe verfügten über Einkommen und Vermögen, die in deutschen Landen nicht einmal ein Kurfürst oder König besaß. Daneben gab es eine gut entwickelte Klasse von Gewerbetreibenden und Kaufleuten, ja wir sehen diese gerade in England schon sehr früh in feste Regeln und Gesetze gefügt. Im 12. Jahrhundert wurden z. B. schon die Kaufmannsgilden mit großen Vorrechten ausgestattet und sie waren auch der einflußreichste Teil der gewöhnlichen Bevölkerung, denn ihnen gehörten nicht allein die Händler an, sondern auch die meisten Handwerker, die mit ihren Erzeugnissen damals noch selber die Messen und Märkte zu bereisen pflegten. Auch von der Erteilung besonderer Privilegien an die Tuchmacher- und Webergilden zu London und York erfahren wir bereits im 12. Jahrhundert.

Dennoch war wie erwähnt England damals kein gewerblich entwickeltes Land, es bezog bessere Tuche und andere Dinge in Mengen vom Auslande, und erst viel später wurde die Wollen-, noch viel später die Seidenweberei der Engländer der flandrischen, holländischen und italienischen ebenbürtig. Dagegen war der Bedarf des Landes an Gebrauchs- und Luxusstoffen, entsprechend dem in den höheren Klassen herrschenden Aufwand, ein großer und so sehen wir England im 12. und 13. Jahrhundert nach zwei Richtungen dem Auslande tributpflichtig. Ausländer, nämlich italienische, spanische, deutsche, niederländische Kaufleute führten die Produkte des Festlandes ein, und Ausländer, zuerst Juden, dann aus Italien eingewanderte Lombarden, befriedigten das unaufhörliche Geldbedürfnis der Herren, Lords, Prälaten und Könige, die trotz ihrer großen Einkünfte stets Geld nötig hatten. Beides konnte England nicht zum Segen gereichen. Seine eigenen Hilfsquellen waren noch unentwickelt, die Wolle war beinahe das einzige Produkt, womit man den regen Import an Gold und Waren bezahlen konnte, und wir haben gesehen, daß die Herrschaften und Klöster, welche dieses Produkt

hauptsächlich auf ihren großen Weideflächen hervorbrachten, sich zuzeiten recht tief in der Schuld der großen Wollhändler befanden. Die Könige und Grafen aber mußten oft genug wertvolle Zoll-, Steuer- und Münzgerechtigkeiten an Juden und Lombarden verpfänden. Johann war während seiner verzweifelten Kämpfe mit dem englischen Adel zuerst genötigt, fremde Kaufleute um Darlehen anzugehen. Unter seinem Nachfolger, also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, bürgerten sich diese Darlehen im ganzen Lande ein, und schon seit 1235 sehen wir die Krone und den Adel, sowie die Geistlichkeit Englands soweit bei den Lombarden verschuldet, daß der Erzbischof von London dazu riet, sich ihrer im Interesse des Landes ebenso zu entledigen, wie man es früher mit den Juden gemacht hatte. Die Gelddarleiher sollten verjagt, ihre Güter eingezogen werden. Da legte sich indessen der Papst, wohl auf Ansuchen der beim englischen Kredit mitinteressierten italienischen Bankiers, ins Mittel. Wie alsdann an Stelle der zahlreichen kleinen Gläubiger allmählich wenige große traten, bis endlich zu Beginn des 14. Jahrhunderts halb England sich tatsächlich in der Schuldknechtschaft von einem Dutzend großer italienischer Geldhäuser befand, ist bei der Geschichte der Bardi und Peruzzi geschildert, und eben dort haben wir auch berichtet, wie sich endlich Eduard III. kurzerhand der Ausländer entledigte und damit den Zusammenbruch der mächtigsten italienischen Banken herbeiführte.

Seit dieser Zeit begann England zu erstarken. Nicht nur gewannen seitdem englische Kaufleute, die großenteils den jüngeren Linien des alten Adels entstammten, Einfluß auf den Kreditverkehr des Hofes und die Einnahmen des Landes, auch das Übergewicht des ausländischen Handels in der Ein- und Ausfuhr wurde von nun an zielbewußt zurückgedrängt und 150 Jahre später unter der Herrschaft Elisabeths endgültig gebrochen. In der Mitte des 14. Jahrhunderts soll es in ganz England nur 160 bis 170 „reiche Kaufleute" gegeben haben, hundert Jahre später handelten ihrer allein in den Niederlanden 3000. Englische Geschlechter, und zwar meist Abkömmlinge alten Landadels, wie die Pulteney, die Philipot, Chirchement, Walworth, Whittington u. a. begegnen uns seit 1350 als Pächter der Zölle und Münzen, als Gläubiger der Krone und des Klerus, als Lieferanten von Waffen und Vermittler des Soldes für Kriegsscharen, kurz in den Rollen und Ämtern, wo vor allem Geld zu verdienen war*). Und wenn dann seit dem Ende des 14. Jahrhunderts

*) Näheres in Sombart: „Der moderne Kapitalismus".

der englische Handel plötzlich den Kaufleuten der Hansa und der Niederlande in ungewohnter Weise die Stirn zeigte und sich vom Ausland zu emanzipieren begann, so zeigte sich darin die Wirkung dieser neuen, rasch erworbenen Vermögen. In diese Zeit fällt die Entstehung eines neuen Standes in England, der „Merchants Adventurers“ oder wagenden Kaufleute, die nicht im Lande, sondern in größeren überseeischen Unternehmungen ihr Kapital anlegten. Unter diesen Händlern besaß schon der Urgroßvater des Thomas Gresham, James Gresham, einen bedeutenden Namen und Einfluß, so daß wir annehmen können, daß er unter den ersten Kaufleuten Englands gewesen ist, die ihre Unternehmungen über den engeren Kreis ihrer Heimat ausbreiteten.



Englischer Bankier des 15. Jahrhunderts.
Nach einer Handschrift dieser Zeit.

Vorher war die angesehenste Gilde des Landes die der Mercers oder Kleinhändler, erwachsen aus dem Handwerkerstande und aus dem Zwischenhandel zwischen den italienischen, niederländischen oder deutschen Importeuren und den inländischen Verbrauchern. Ihren Namen Mercers Company (Seidenhändler-Innung) erhielt die Gilde wohl erst zu einer Zeit, als die italienischen Seidentücher ein begehrter und alle übrigen Einfuhrartikel an Kostbarkeit übersteigender Teil des Handels wurden. In London, wo die Liste der Gilden zwölf verschiedene Vereinigungen aufzählte, stand unter denselben die der Mercers schon früh an erster Stelle. Schon seit 1364 galten sie als die bedeutendsten Händler in wollenen Tüchern, deren Verfertigung ungefähr dreißig Jahre früher von König Eduard II. aus Flandern nach England eingeführt worden war. Wiewohl sie erst 1393 zu einer inkorporierten Gesellschaft zusammentraten, kann man doch ihr Bestehen

als Verein sogar bis zum Jahre 1172 zurückverfolgen. Wollene Tücher bildeten den Haupthandelsartikel der Mercers bis in die Zeiten der Königin Elisabeth, in deren letzten Regierungsjahren italienische Seidenwaren, anstatt niederländischer Tücher, in so großer Menge gebraucht wurden, daß die Mercers nun hauptsächlich Seidenhändler wurden. Sie hatten den Vorrang vor sämtlichen anderen Kompanien; Könige, Fürsten, Adelige und 89 Lord-Mayors zählten sie zu ihren Mitgliedern. Unter diesen nennen wir nur Sir Richard Whittington, den durch seine romantische Katzenliebhaberei bekannter gewordenen dreimaligen Londoner City-Bürgermeister; ja die Königin Elisabeth selbst rühmte sich, eine „Freie Schwester" der Gesellschaft zu sein.

Es war eine große Zeit für den Handel und die Industrie der englischen Städte, deren wachsende Kapitalkraft sich an der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts mächtig zu regen begann. Lohmann*) schreibt darüber: Bald nach 1400 begann ein mit großem Nachdruck geführter Kampf der inzwischen erstarkten englischen Tuchindustrie mit der flandrischen Konkurrenz um den Markt zu Brügge. Im Jahre 1434 verbot Flandern die Einfuhr englischer Tuche, und gleichzeitig erhob sich das englische Tuch zum wichtigsten Artikel des Handels mit Antwerpen, wohin sich die englischen Kaufleute von Brügge aus allmählich verzogen. Hier nahm man die englische Tucheinfuhr mit offenen Armen auf, und im Jahre 1444 gründeten die Träger dieses Handels, die merchants adventurers, ihre Niederlassung in Antwerpen. Von da ab bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, also 150 Jahre lang, blieb das bald gewaltig erstarkte Antwerpen der wichtigste ausländische Markt für die englische Wollindustrie.

Wie aber war die letztere selbst so rasch zu einer solchen Blüte gelangt, daß sie überhaupt ausländische Märkte suchen mußte, sie, die bis tief ins 14. Jahrhundert eigentlich kaum vorhanden war, so daß England lediglich rohe Wolle aus- und fertige Tuche wieder einführte? Englische Großhändler hatten schon vorher teils im Lande selbst, besonders aber in Antwerpen einheimische Wolle verweben lassen und seit Eduard III. erfuhren sie aus der Heimat die lebhafteste Unterstützung. Mehr und mehr zogen sie ihre auswärtigen Handwerker nach England, stellten daselbst neue Webstühle auf und verarbeiteten die gute englische Wolle im Lande selbst. Es war auch in dieser Zeit (zwischen 1350 und 1450), als sich auf allen Gebieten kapitalistische Zwischenstufen zwischen die

*) „Die staatliche Regelung der engl. Wollindustrie." Leipzig 1900.

Produzenten und Konsumenten drängten, eine Erscheinung, die in Handwerker- und Volkskreisen keineswegs mit Beifall aufgenommen wurde. Zwischen den Tuchmachern und Kaufleuten tauchten seit 1350 die genossenschaftlich organisierten „Drapers“ auf, die durch Vorschüsse und Übernahme großer Posten sich die Tuchweber untertan machten. Im Wollhandel aber brachten die reichen Aufkäufer, die broggers of wool, allmählich alle Bezugsquellen in ihre Hände, richteten auch wohl selber große Tuchfabriken ein und fingen an, den kleinen Handwerkern und Kaufleuten das Leben sauer zu machen. Seit dem 14. Jahrhundert scheidet sich die englische Kaufmannschaft in „arme“ und „reiche Kaufleute“, und ertönen die Klagen der ersteren über die Vorrechte der großen Handelsherren, der staplers, broggers und drapers, die ihnen ihre Nahrung erschweren. Es war eben im Hintergrunde des englischen Gewerbelebens ein neues gewaltiges Element der Macht aufgetreten, die merchants adventurers, denn sie und ihre Bevollmächtigten können wir hinter all jenen Aufkäufern und Vermittlern deutlich wiedererkennen. In ihren Händen lag bald das Monopol des englischen Überseehandels, sie konnten es wagen, der Hansa zu trotzen, sie stellten auch zuerst an die Mitglieder ihres Standes hohe gesellschaftliche Ansprüche, schlossen die Zünfte aus u. dgl. Aber um so beschränkter an Zahl sie waren, um so größer war ihre Macht, und wir können versichert sein, daß unter den „wagenden Kaufleuten“ des 15. Jahrhunderts in England keiner war, der nicht ein für seine Zeit riesiges Vermögen besaß und sich damit den Hof oder den Adel zu verpflichten verstand.

Unter diesen Leuten also haben wir die Vorfahren des berühmten Kaufmannes zu suchen, den die Königin Elisabeth als einen der außerordentlichsten Männer ihres Reiches ehrte. Der Urgroßvater Thomas Greshams war bereits ein begüterter Mann. Seine Vorfahren, so berichtet Fox Bourne in seinem Werke „English merchants“, treten zuerst in Norfolk auf, wo sie einem Distrikt ihren Namen gegeben zu haben scheinen. John Gresham von Gresham erbte bereits am Ende des 14. Jahrhunderts ansehnlichen Landbesitz, und seine Söhne, oder die jüngeren von ihnen scheinen sich zuerst dem Handel zugewandt zu haben. Der Großvater unseres Thomas hinterließ vier Söhne, von denen Sir John, ein Mitglied der merchants adventurers, und Richard, der Vater Thomas Greshams, die bedeutendsten waren. Alle vier indessen gehörten zu den angesehensten Kaufleuten des Landes, unterhielten lebhafte Beziehungen mit den Niederlanden und hatten verschiedentlich Gelegenheit, die Könige von England durch größere Darlehen zu unterstützen.

Richard wurde etwa ums Jahr 1480 geboren und erhielt seine kaufmännische Ausbildung in London im Hause des Großhändlers John Middleton. Dann suchte er die ausländischen Beziehungen seines eigenen Hauses durch oftmalige Reisen zu befestigen, und wir finden ihn bald in Frankreich, bald in den Niederlanden, besonders in Antwerpen, wo er nicht nur den Reichtum seines Geschäfts, sondern auch seine kaufmännische und politische Einsicht zu mehren wußte. Viel mehr als heute galt zu jener Zeit, als es noch keine Zeitungen gab, derjenige Kaufmann, bei dem öfters, vermöge der unterhaltenen Verbindungen, wichtige politische Neuigkeiten einliefen. Hierdurch kam Gresham mit den Ministern König Heinrichs VIII., namentlich mit dem Kardinal Wolsey, in unmittelbaren Verkehr, wodurch sich ihm Gelegenheit zu politischem Einfluß erschloß.

So verschaffte er Heinrich VIII. mehrere Anleihen, die derselbe sonst in den Niederlanden hätte aufnehmen müssen, zu günstigeren Bedingungen unter der Hand. Die englischen Könige hatten bisher trotz der vielen Darlehen ihrer eigenen Landsleute immer noch im Auslande, vor allem bei den Großkaufleuten und Bankiers von Antwerpen, Geld leihen müssen und waren dabei ziemlich schlecht behandelt worden. Hatten die Geldgeber auch nicht gerade Wucherzinsen genommen, so zwangen sie der englischen Krone dafür beim Abschluß des Geschäfts einen Posten Diamanten oder andere unnötige Kostbarkeiten zu himmelschreienden Preisen auf. Andererseits war Antwerpen für rasche und dringende Geldgeschäfte unentbehrlich geworden, denn es verfügte außer Brügge, das seine alte Bedeutung längst eingebüßt hatte, über die erste Börse der Welt. Wir müssen diesem Begriff, der hier zum ersten Male während unserer bisherigen Betrachtungen auftaucht, eine kurze Erörterung widmen, die uns von dem eigentlichen Gegenstand unserer Erzählung, dem Hause Gresham, nicht lange entfernen wird.

Die erste Börse soll um 1500 zu Brügge in einem Hause eingerichtet gewesen sein, über dessen Türe drei in Sand gehauene Geldbeutel, Bourses, angebracht waren, woher auch der Name „Börse" entstanden sei. Andere Erklärer dagegen wollen das Wort Börse zu dem mittellateinischen Wort bursa, was eine Geldkasse und dann Vereinigung mehrerer bedeutet, in Beziehung setzen, während man in Flandern den fraglichen Ausdruck von jenem Kaufmannshause zu Brügge abgeleitet hat, welches zuerst zum Versammlungsort für die Kaufleute diente und von diesen nach dem Namen des Besitzers, van der Beurse, benannt worden sein soll. Wie dem auch sein mag, der Name Börse hat sich eingebürgert und ist jetzt ziemlich

bei allen Kulturnationen gebräuchlich. Was nun jene erste Börse, der 1531 diejenige zu Antwerpen folgte, eigentlich bedeutete? Nichts weiter, als einen Versammlungsort, wo die Kaufleute sich zu einer bestimmten Stunde des Tages zusammenfanden, um sich über Geschäfte zu besprechen, sie unter einander abzuschließen, sich zu größeren, die Kräfte eines Einzelnen übersteigenden Unternehmungen zu verbinden und andere Dinge zu erledigen. Derlei Zusammenkünfte hatten ja die Kaufleute auch schon vorher, an bestimmten herkömmlichen Stellen der Stadt, in Kaffeehäusern, ja selbst unter freiem Himmel, aber das von der Gilde oder von der Regierung besonders dazu bestimmte Gebäude hatte eine größere Anziehungskraft und gestattete auch wohl sonstige nützliche Verwendungen seiner Räume für Handelszwecke.

Der Besuch dieser Versammlungsorte zu bestimmter Geschäftszeit war wohl schon damals, wie noch heute, nur Leuten, deren Beruf es mit sich brachte, gestattet, während andererseits ein längeres Wegbleiben börsenfähiger Geschaftsmänner im allgemeinen nicht gerade als ein günstiges Anzeichen für ihre Kreditverhältnisse betrachtet wird und wurde. In der Nähe der eigentlichen Börsengebäude größerer Handelsstädte werden von den Interessenten oft noch andere Versammlungspunkte gewählt, wo sie nach Schluß der Börsenzeit die etwa noch nicht beendigten Unterhaltungen fortsetzen oder während der „Schlußzeit", wie an Feiertagen, dringende Geschäfte mit einander verabreden oder abwickeln. Dergleichen Zusammenkunftsorte sind in Paris das Kaffeehaus Tortoni, in Hamburg die bekannte Börsenhalle, in Riga das Gildenhaus usw. Auch bestehen an den größeren Handelsplätzen für einzelne wichtigere Geschäftszweige besondere Börsen; so gibt es in London außer der großen „Königlichen Börse" für die gewöhnlichen Geschäfte in Waren und Wechseln noch zwei besondere Fondsbörsen für inländische (Stock-Exchange) und für auswärtige Wertpapiere (Foreign Exchange), ferner eine besondere Börse für Getreide- und eine für Kohlengeschäfte. Andere Orte besitzen wieder besondere Börsen für Schiffahrts- und Versicherungs-Angelegenheiten, und in Leipzig hat sogar der Buchhandel ein besonderes Institut dieser Art, die sogenannte „deutsche Buchhändlerbörse", in welcher, hauptsächlich zur Ostermesse jedes Jahres, die Rechnungen der deutschen Buchhändler unter einander, teils von ihnen persönlich, teils unter Vertretung durch ihre Kommissionäre, ausgeglichen werden.

Eine solche Börse vereinigte also schon damals die Kaufmannschaft von Antwerpen und war die Ursache davon, daß sich daselbst große, die

Kraft Mehrerer erfordernde Finanzgeschäfte leichter als anderswo zur Ausführung bringen ließen. Richard Gresham aber verstand es, Heinrich VIII., der infolge seiner Kämpfe mit Schottland, mit Frankreich, ja mit dem Papst ewig in Geldnöten steckte, zu überzeugen, daß es auch ohne die Banken der Niederlande möglich sei, dieses Bedürfnis zu befriedigen. So wurde er nicht nur dem Könige selbst unentbehrlich, sondern es häuften sich nach und nach alle für einen Großbürger nur möglichen öffentlichen Ehren auf sein Haupt. Er wurde 1531 Sheriff von London und von Heinrich VIII. in den Ritterstand erhoben. Im Jahre 1537 wurde er Lord Major von London. Dabei wußte er sich das Vertrauen der wechselnden Minister, sowie die Gunst Heinrichs VIII. selbst durch kluge Nachgiebigkeit in religiös-kirchlichen Angelegenheiten dauernd zu erhalten, ein bei seinen Brüdern, wie auch bei seinem Sohne Sir Thomas, sehr hervortretender Charakterzug.

Eine hervorragende Gelegenheit zur lohnenden Anlage seines überflüssigen Vermögens und zur Erwerbung neuer Kapitalien gab ihm die 1534 begonnene Einziehung aller Kirchen- und Klostergüter in England. Bei diesem Schritt zeigte sich Heinrichs selbstherrliche, gewalttätige Natur in vollem Lichte. Der Papst war gegen ihn eingeschritten, als er, um die schöne Anna Boleyn zu heiraten (die er drei Jahre später köpfen ließ), seine Ehe mit Katharina von Arragonien auflöste. Heinrich beantwortete das damit, daß er zwar nicht die Reformation einführte, aber den Papst für England sozusagen „abschaffte“, sich selbst zum Haupt der englischen Kirche erklärte, und gleichzeitig jeder Unzufriedenheit unter dem Adel dadurch vorbeugte, daß er die konfiszierten Kirchengüter unter ihn und das Großkapital verteilte. Das war eine ungeheure Beute, denn auf den riesigen Weideflächen der Klöster beruhte, wie wir uns erinnern, zum größten Teil die Wollzucht, der England seinen Reichtum verdankte. Schon längst hatte sich der Blick der Großhändler begehrlich auf die Weideländereien gerichtet, denen die früher betriebene Landwirtschaft Englands in immer weiterem Umfange zu weichen begann. Hören wir Lohmann, nach dessen Schilderung sich im 16. Jahrhundert eine wahre wirtschaftliche Revolution in England vollzog. „Da der Ackerbau unrentabel geworden war (d. h. für die hohen Ansprüche der damaligen Agrarier, die fürstlich zu leben und zu — borgen verstanden, nicht mehr genug Ertrag brachte), die Wollproduktion aber eine wahre Goldgrube zu werden versprach, so wandte sich eine sehr große Zahl von Grundherren der Weidewirtschaft zu. Die abhängigen Bauern, Tagelöhner usw. verloren damit nicht nur

ihre uralten Nutzungsrechte am Gemeindeland, da dieses zu Weidezwecken eingehegt wurde, sondern in zahlreichen Fällen auch das von ihnen pachtweise bewirtschaftete Ackerland, indem auch dieses zur Schafweide gemacht wurde. Ja die Grundherren gingen so weit, die Pachthöfe, Weiler und ganze Dorfschaften dem Erdboden gleichzumachen, um Raum für ihre Riesenherden zu schaffen. In den Grafschaften Suffolk, Essex, Kent, Hartford, Worcester und Northampton wurde fast aller landwirtschaftliche Boden eingehegt."

Zu einer solchen Zeit mußte die Einziehung aller geistlichen Güter einen mächtigen Reiz auf Diejenigen ausüben, die zu Nachfolgern der Klöster und Stifter berufen waren. Außer dem Adel, der damit für seine Verdienste belohnt wurde, kamen dabei fast nur die Großkapitalisten in Betracht, die zu dieser Zeit ungeheure Mengen von Grundbesitz teils kauften, teils pachteten. Sie führten dort nicht nur die Schafzucht und Wollproduktion in der gewohnten Weise fort, sondern beschäftigten sich auch gleich mit der Verarbeitung der Wolle, indem sie große Mengen von Hausindustriellen für sich arbeiten ließen und den Verkauf bezw. Export der Tücher selbst übernahmen. In dieser Weise dürfte auch Richard Gresham, der damals große Güter erwarb, sein Vermögen ausgenutzt und vermehrt haben. — Indessen bewies er vor vielen anderen seinesgleichen nicht nur Erwerbs-, sondern auch viel Sinn für öffentliche und Standesangelegenheiten. Durch den Lord-Siegelbewahrer Sir Thomas Audley unterbreitete er z. B. dem Könige den Vorschlag, es möge an einem passenden Platze in der Lombardstraße, wo die während der Börsenzeit unter freiem Himmel verhandelnden Kaufleute jeder Witterung ausgesetzt waren, eine Börse nach dem Vorbilde der in Antwerpen errichteten erbaut werden. „Ein solches Gebäude würde", wie er sich ausdrückt, „der Altstadt zur Zierde und dem Könige zur Ehre gereichen." Die Zeit war allerdings zur Ausführung einer solchen Idee in England noch nicht reif. Seinem Sohne sollte es vorbehalten bleiben, dieselbe 30 Jahre später zu verwirklichen. Auch erwarb sich Sir Richard kurz vor seinem Tode im Jahre 1548 noch das Verdienst, für die Mercers-Company den St. Thomasplatz in Cheapside zu gewinnen, wo dieselbe die dort stehende Mercers-Kapelle erbaute.

Sir Richard hatte beschlossen, seinen Sohn Thomas dem Großhandel zu widmen, ihm aber vorher den in England schwer wiegenden Vorteil einer „liberalen", oder, wie wir sagen, einer „klassischen" Erziehung auf einer der zwei Universitäten zuteil werden zu lassen. Wahrscheinlich

besuchte Thomas erst Cambridge, bevor er eine achtjährige Lehrzeit bei seinem ebenfalls in den Ritterstand erhobenen Oheim, Sir John, bestand, der als einer der einflußreichsten „wagenden Kaufleute“ hauptsächlich nach der Levante Großhandel trieb.

Im Jahre 1543 sehen wir Thomas in den Niederlanden, als Kaufmann sowie als Agent, für Heinrich VIII. tätig. Im folgenden Jahre verheiratete er sich mit der reichen Witwe des William Read Esq., einer Tochter des William Ferneley in Suffolk, welche zwei Söhne mit in die Ehe brachte. Dadurch ward Sir Thomas mit der Familie Bacon verwandt, denn seiner Gattin jüngere Schwester war die Gemahlin des Sir Rowland Bacon, des Vaters des großen Lord Francis Bacon von Verulam. Wiewohl Thomas dieser Ehe einen Sohn verdankte, so fesselte ihn dieselbe doch nicht ans Haus. Sein Hauptquartier blieb vielmehr Antwerpen, damals der Mittelpunkt des Welthandels und des europäischen Geldmarktes. Weiterhin hielt er sich öfter zu Brügge auf, nicht allein in eigenen Geschäften, sondern auch, gleichsam in erblicher Weise wie sein Vater, für die Regierung tätig. Bald nach dem Tode seines Vaters, im April 1551 erscheint er als Ratgeber der Krone, die durch den unfähigen Lord Somerset und andere Ratgeber des noch unmündigen Königs Eduard mehr als je verschuldet war. Gresham gewann bei den zerrütteten und verfahrenen Verhältnissen am Hofe bedeutenden Einfluß und wurde zum Agenten der Regierung, gewissermaßen zum geschäftlichen Berater der Krone, ernannt. Er übersiedelte mit seiner Familie nach Antwerpen und wohnte dort im Hause seines reichen Freundes, des Bankherrn Kaspar Schatz, der damals zu den reichsten Kaufleuten der Welt gehörte und nebst seinen Brüdern mit den Fuggern rivalisieren konnte, deren Macht, wie wir wissen, damals schon bergab ging. Er war u. a. einer der Vertrauten des Kaisers Karl V. und daneben, was zur Mehrung seines Reichtums nicht am wenigsten beitrug, General-Schatzmeister der Niederlande.

Schatz war ein Kenner und Sammler von Münzen, ja sogar ein Dichter, und sein Haus galt mit Recht für eine Stätte der Kunst und Wissenschaft: es war der Sammelplatz der besten Gesellschaft. Dort fand Thomas neue Anregung für seine Liebe zu den Wissenschaften, die er in seinem späteren Leben so freigebig und glänzend kundgab. Während der zwei ersten Jahre im Dienste des jungen Eduard VI. eilte er vierzig Mal, auf eine kurze Anzeige hin, von Antwerpen nach dem Hofe von Westminster, der noch immer in Geldangelegenheiten stark von den reichen Niederländern abhängig war. Um den ewigen Geldverlegenheiten mit ihrem Gefolge von



Sir Thomas Gresham.
Nach einem Kupferstich von George Vertue.

Wucherzinsen ein Ende zu machen, schlug Gresham der englischen Regierung zwei Maßregeln vor, von denen die erste nur wenige Monate, die andere während längerer Zeit durchgeführt wurde. Die englische Regierung sollte ihm nämlich wöchentlich durch eine vertraute Person 1200 bis 1300 Pfund auszahlen lassen, dafür wollte er täglich 200 bis 300 Pfund auf der Börse von Antwerpen aufnehmen, wodurch jeder Verdacht von Geldaufnahmen englischerseits abgeschnitten würde. Diese für den Laien keineswegs ganz verständliche Maßregel haben wir uns nicht so vorzustellen, als hätte dieser Zauberer es verstanden, Geld aus dem Boden zu stampfen. Es handelte sich wohl vor allem um geschickte Schiebungen, die es ermöglichten, festländisches Edelmetall nach England zu bringen (was damals schon an und für sich verboten war), ohne den Anschein als sei die englische Regierung dessen bedürftig. Im Grunde waren nämlich die gewerbe- und goldreichen Niederländer ebenso darauf angewiesen, Geld auf Zins nach England zu leihen, wir würden heut sagen englische Papiere zu kaufen, wie die Engländer dieses Geldes bedurften. Aber solange die Nachfrage groß und das Angebot klein war, setzten sich die Antwerpner Kaufleute aufs hohe Pferd, sprachen von dem schlechten Gelde Englands und wollten, abgesehen von hohen Zinsen, für ein englisches Pfund höchstens 16 Schilling geben. Das englische Geld war wirklich schlecht, schon seit Heinrichs VIII. Zeiten wurde zu leicht gemünzt, um möglichst viel Geld aus einem Pfund Silber oder Gold zu machen. Gresham nun kaufte vermutlich unter der Deckadresse niederländischer Agenten Gold und Silber in Barren und Geräten, bezahlte es mit den ihm von der englischen Regierung zur Disposition gestellten Summen bar, schmuggelte es nach England und ließ es dort münzen. Erstens konnten nach dem Londoner Münzfuß um 20—30% mehr Pfunde und Schillinge daraus geschlagen werden, als der eigentliche Wert betrug, und dann erhöhte sich durch die verminderte Nachfrage nach Geld in Antwerpen das Angebot und der Wert des englischen Geldes. Tatsächlich gelang es dem tätigen Manne nach und nach, an der Börse von Antwerpen den Wert des englischen Pfundes, der bis dahin nur zu 16 Schillingen angenommen worden, auf 19 Schillinge 8 Pence, nach drei Jahren sogar auf 22 Schillinge in die Höhe zu treiben. — Die zweite Maßregel bestand in dem Ausfuhrverbot und in der Monopolisierung des englischen Bleies, wodurch die heimische Regierung auf dem niederländischen Markt das Monopol des Bleiverkaufes gewann und für den Kontinent geraume Zeit den Preis dieses gesuchten Metalles bestimmte, ein Ergebnis, das freilich dem englischen Privathandel

schweren Schaden zufügte. Auch nahm Gresham, in Verbindung mit Schatz, den Verkauf englischer Glocken, natürlich im großen, in die Hand: ja der in solchen Dingen nicht skrupulöse Handelsherr betrieb, um seiner Regierung zu gefallen, politische Spionage, indem er den Briefwechsel hoher Personen, namentlich den zwischen dem französischen Hofe und den schottischen Ministern der unglücklichen Maria Stuart, heimlich abfangen ließ und selbst den Gesandten Karls V. wegen einer neuen Familienverbindung zwischen England und Spanien auszuforschen sich bemühte. Das Geschenk eines Paares „langer seidener, spanischer Strümpfe“ an Eduard VI., dessen Vater nur „wollene oder solche von ellenbreitem Taffet“ getragen, wurde hoch aufgenommen und verschaffte ihm noch kurz vor dem Tode des jungen Königs Gelegenheit zu wohlfeilem Landgüterkauf vom früheren Klostergut in seiner heimischen Grafschaft Norfolk. —

Die nun folgende Regierung der Königin Maria, die unter dieser versuchte blutige Wiederherstellung des Katholizismus in England, sowie nachher der Wechsel in Staat und Kirche infolge von Elisabeths Thronbesteigung, machte allerdings zeitweilig Greshams Stellung der Regierung gegenüber unsicher. Dieselbe befestigte sich jedoch sehr bald wieder, da er der traditionellen Klugheit der Gresham gemäß mit allen Winden geschickt zu steuern wußte. Auch für die Dienste, welche er offen und insgeheim der Königin Maria von England leistete, wußte er sich reichlich zu entschädigen. Seine Dienstleistungen bestanden in fortwährenden Lieferungen von Gold- und Silberbarren, von Schießpulver, Waffen und Armeerequisiten, sowie in einer erweiterten Organisation der politischen Spionage, jenes Systems, das er unter Eduard VI. eingerichtet hatte und unter der Königin Elisabeth in ganz großartigem Maßstabe durch bezahlte Agenten über halb Europa auszubreiten bedacht war. Ebenso skrupellos wußte sich Gresham bei der Ausfuhr von Gold- und Silberbarren, sowie barem Gelde, die damals auch in den Niederlanden und in Spanien verboten war, zu helfen. Er ließ zu diesem Endzwecke zu Antwerpen in eigens dafür eingerichteten Öfen Münzen zusammenschmelzen, ein zu jener Zeit höchst strafbares Vergehen. Weshalb sollte indessen ein Bankier größere Bedenken hegen, als der Fürst des betroffenen Landes? Unterstützte ihn doch heimlich der jesuitisch gesinnte Gemahl der Maria, König Philipp II. von Spanien und Herr der Niederlande, indem er die Ausfuhr geschehen ließ, in der Hoffnung, seiner Gemahlin ein Mittel mehr in die Hand spielen zu können, um den Protestantismus in England auszurotten. So fiel es Gresham leicht, die niederländischen Zollbeamten in sein Interesse zu

ziehen und zu bestechen, so daß sie es ihm möglich machten, in seinen Warenballen, Kisten und Fässern das bare Geld aus dem Lande hinauszuschmuggeln. In gleicher Absicht begab sich Gresham nach Sevilla in Spanien, wo seine rücksichtslose Tätigkeit die Zahlungseinstellung des angesehensten Hauses hervorrief und beinahe die aller übrigen Handelshäuser nach sich gezogen hätte. Nebenbei fand der unermüdliche Mann noch Zeit, der nach ihrem Gatten vergeblich schmachtenden „blutigen Maria" überaus befriedigende Nachrichten von dessen „guter Gesundheit und wunderbar gutem Aussehen" in so höfischer Weise zukommen zu lassen, daß er mit der Königin nicht allein in einen unmittelbaren, sehr vertraulichen Briefwechsel geriet, sondern ihr auch während seines öfteren, zeitweisen Aufenthaltes in London glänzende Geschenke darbringen und sich selbst durch wohlfeilen Ankauf früherer geistlicher Güter entschädigen durfte.

Mit einem Worte, Gresham war ein vollendeter Diplomat, aber in der weniger auffallenden Hülle eines spekulativen Kaufmanns; ganz der Mann, sich nach dem Ableben seiner Gönnerin eben so rasch wie geschickt der protestantischen Regierung der großen Elisabeth anzuschmiegen und auch die nunmehr siegreiche eigene Glaubensrichtung wiederum zu seinem Vorteile auszubeuten. Im November 1556, nachdem ihm kurz zuvor der alte Lord-Schatzmeister, Marquis von Winchester, vielleicht aus Neid über seine Beziehungen oder aus Bosheit, entschieden entgegengetreten, war Gresham der erste, welcher seine Dienste auch der „jungfräulichen" Königin zu Hatfield offerierte, von wo sie ihren Triumphzug nach London zur Thronbesteigung antrat. Da ihr oberster Staatssekretär, der berühmte William Cecil, sein alter Freund war, so begann für Gresham unter sehr günstigen Vorzeichen eine neue Phase seiner handelspolitischen und diplomatischen Laufbahn. Die Königin versprach, ihm immer freundlich zugetan zu bleiben, wie früher ihr Bruder Eduard VI. und ihre katholische Schwester Maria. Diese königlichen Versprechen „verjüngten ihn wieder", zumal Elisabeth Wort hielt und seiner bevorzugten Stellung bald auch durch die Erteilung des Ehrentitels eines „Königlichen Kaufmanns" an Thomas Gresham Ausdruck gab. Da der Staatsschatz leer war, so gab es in Antwerpen sogleich vollauf zu tun. Gleich nach Beginn der Regierung der „jungfräulichen Königin" riet er derselben, den Münzen, die Heinrich VIII. verschlechtert hatte, wieder ihre volle Reinheit zu geben und dadurch den Landeskredit wieder herzustellen. Außerdem drang er in Elisabeth — und sie befolgte seinen Rat — so wenig wie möglich Schulden auswärts zu machen und sich soviel wie möglich an einheimische Finanzleute zu halten,

ferner riet er ihr, alle in Bezug auf Geld und Anleihen gemachten Versprechungen mit kaufmännisch-skrupulöser Gewissenhaftigkeit aufrecht zu halten, hauptsächlich aber den Kaufleuten ihres eigenen Landes gegenüber, die ihr dann unter allen Umständen in jeder Not gewiß beistehen würden. Damit stimmte es freilich nicht, daß er, als die englischen Kaufleute sich gegen die zum Teil sehr rigorosen Handelsgesetze der Königin auflehnten, den Staatssekretär William Cecil veranlaßte, die englischen Handelsschiffe nach voll eingenommener Ladung so lange gewaltsam vom Auslaufen nach Antwerpen zurückzuhalten, bis die Kaufleute dem königlichen Willen gefügig geworden waren. Diese Maßregel machte ihn bei den Großhändlern in London und Antwerpen sehr mißliebig. Auch als politischer Berichterstatter blieb er tätig und kündigte der Königin die baldige Erhebung der protestantischen Niederlande gegen Philipp II. von Spanien im voraus an, wie er ihr auch später versichern konnte, sie würde in den Niederlanden bald mehr Anhänger haben als der König selbst. Elisabeth erkannte schon im Jahre 1560 die Verdienste ihres tätigen Agenten durch seine Ernennung zum Gesandten oder zeitweiligen Geschäftsträger am Hofe der Herzogin Margareta von Parma an, welche der Stiefbruder derselben, König Philipp II., zur Regentin in den Niederlanden eingesetzt hatte. Mit jenem Amte war zugleich die Erhebung des englischen Großhändlers in den Ritterstand verknüpft. Doch blieb Sir Thomas sowohl Handelsherr wie „wagender Kaufmann“, nicht minder hielt er auch sein Wechselhaus in Lombardstreet offen. Er suchte nach wie vor durch Geschenke das Wohlwollen der leitenden Staatsmänner und die Gunst der Königin sich zu erhalten. So ließ er im Auftrag Lord Robert Dudleys, des späteren Grafen Leicester, ausdrücklich einen kleinen Zelter groß ziehen, der für die Königin Elisabeth bestimmt war, und ebenso ein türkisches Pferd, „das beste in der ganzen Christenheit, welches am schnellsten läuft.“ Dem verdienstvollen Staatssekretär William Cecil sandte er als Geschenk, oder wenn man will als Bestechung, hundert in Deutschland verfertigte Hemden und einen warmen Mantel aus Wolfsfellen. Der Staatssekretär erhielt bald Gelegenheit, Gresham dafür einen Liebesdienst zu erweisen, als es galt, diesen auf seine flehentlichen Bitten aus einer großen Verlegenheit zu ziehen. Das war damals, als der alte Schatzmeister Marquis von Winchester den königlichen Agenten wegen Herausgabe von 40000 Pfund Sterling öffentlicher Gelder bedrängte, welche Gresham anscheinend mit seiner gewohnten Weitherzigkeit zeitweilig in eigene Unternehmungen gesteckt hatte.

Auf einer seiner Reisen (1561) in Staatsgeschäften nach Flandern brach Sir Thomas das eine Bein und blieb von nun an lahm. Im August desselben Jahres erhob er in Flandern 30000 Pfund, um Schulden der Königin zu decken, und es gelang ihm, ihre Gläubiger wegen der Restzahlungen auf später zu vertrösten. Von jener Zeit an verblieb er jedoch nicht mehr so regelmäßig auf seinem Posten in Antwerpen, sondern ließ sich auch in dieser Eigenschaft von seinem alten, zuverlässigen und einsichtsvollen Geschäftsgehilfen Richard Clough aus Wales vertreten, der die genauesten Berichte über die politischen Unruhen, welche damals in den Niederlanden unter Oranien und Egmont ausgebrochen waren, wie über alle Handelsbewegungen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten der Niederlande erstattete. Unter anderem machte er in einer Arbeit von 20 Folio-Seiten die gründlichsten Mitteilungen über die Einrichtung und Tätigkeit des Zollamtes und der Börse in Antwerpen, die Sir Thomas Gresham selbst in allen ihren Operationen so genau kannte. Der wackere Richard Clough sagte unter anderm in jenem Aktenstück: „Man bedenke, was die Altstadt von London ist, und daß in so vielen Jahren dort die Kaufleute nicht die Mittel aufgebracht haben, eine Börse zu bauen, sondern daß sie im Regen stehen müssen, nicht gleich Handelsherren, sondern wie Trödler und Hausierer! Hier haben sie einen guten, bestimmten Ort, wo sie sich versammeln. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn Sie den Herrn Staatssekretär (William Cecil) dafür interessieren könnten, man in London eine eben so schöne Börse zu bauen vermöchte, wie die große zu Antwerpen ist, ohne irgend jemand zu belästigen.“

Zu Anfang des Jahres 1565, von welcher Zeit an die auf dem Kontinent, namentlich in den Niederlanden und in Frankreich ausgebrochenen Religions- und Bürgerkriege Sir Thomas nötigten, sich hauptsächlich in England aufzuhalten, war sein Entschluß, eine Börse ins Leben zu rufen, reif. Er machte den Aldermännern der City den Vorschlag, wenn sie durch freiwillige Zeichnungen ein Kapital zusammenbrächten, um damit einen passenden Platz in der Altstadt von London zu kaufen, seinerseits auf seine Kosten eine Börse oder ein Wechselbankgebäude (Exchange) mit breiten und gedeckten Gängen zu erbauen, wo die Kauf- und Handelsleute jeder Klasse sich täglich versammeln, mit einander verkehren und zu jeder Jahreszeit ungestört ihre Geschäfte abschließen könnten. Er beabsichtigte natürlich, durch Vermietung der zahlreichen Läden und Niederlagen, die ein solches Gebäude enthalten konnte, für seine Auslagen sich schadlos zu halten, ja er konnte gewiß

sein, damit ein recht gutes Geschäft zu machen. — Die Kaufleute hatten dieses Bedürfnis schon seit längerer Zeit in ihren Versammlungen und Beratungen bestätigt und die Zusammenkünfte in der Lombardstreet unter freiem Himmel als ungenügend bezeichnet. Die ebengenannte Straße führte ihren Namen seit dem Jahre 1318, als sich hier unter Eduard II. die italienischen Kaufleute, welche um jene Zeit unter der allgemeinen Bezeichnung „Lombarden" bekannt wurden, teils als Goldschmiede, teils als Pfänderleiher und Geldwechsler niedergelassen hatten und den Juden immer mehr durch ihre gewinnbringenden Geschäfte Konkurrenz machten. Jene Straße, welche sich vom Mansion-Haus, der Amtswohnung des Lordmayors bis nach Gracechurch-Street ausdehnte, blieb von dieser Zeit an die Hauptgeschäftsgegend für Banken und Großhandlungen, namentlich hatten auch die Mercers und Merchants Adventurers hier ihren Sitz. Eben hier wurden auch zweimal täglich und zwar unter freiem Himmel Börsengeschäfte abgeschlossen.

In diesem Stadtteile befand sich auch das eigentliche Geschäftshaus des Sir Thomas, welches auch, nachdem er die Ritterwürde erhalten, für den Geschäftsverkehr offen blieb. Erst zwei Jahre später (1562) hielt es Gresham seinem Range mehr entsprechend, sich in Bishopgate-Street eine vornehme Stadtwohnung (mansion), ein zweistöckiges längliches Viereck im niederländischen Stil zu erbauen, welcher er den Namen Gresham-House gab und die er testamentarisch zum Sitz und Eigentum des „Gresham-College" nach seinem Tode bestimmte.

Die Bankgeschäfte, welche Sir Thomas bis zu seinem Ableben betrieb, waren anderer Art als die heutigen. Ein Bankier jener Zeit vereinigte in seiner Person die Geschäfte eines „Zinswucherers", eines Pfandverleihers, eines Maklers, eines Händlers mit Edelmetallen, Juwelen und goldenen Geräten. In solchen Dingen bestand sogar beim Ableben Greshams ein großer Teil seines Vermögens. An der Front des alten Geschäftshauses in Lombardstreet befand sich auch nach Sitte der damaligen Zeit das alte, in Metall gegossene Familienwappen der Gresham, eine grüne Heuschrecke (grasshopper), als Zeichen über dem Tore (erst 1795 verschwand es bei dem Umbau des Hauses), wie auch später in Form desselben Grashüpfers auf allen Schornsteinen der „ersten Börse" eine Vorrichtung als Wetterfahne und als Rauchabführer zur Erinnerung an den Gründer angebracht wurde. Gresham, dessen Familie ihren Namen von dem kleinen gleichnamigen Dorfe in der Grafschaft Norfolk ableitete, führte dieses Familienwappen mit dem Motto „Fortune my (me)" als Umschrift auch

auf seinen Siegelringen. Die Greshams hatten die Heuschrecke als Wappen wohl in der Zeit angenommen, als sie sich noch mit dem Landbau beschäftigten.

Aber kehren wir von dieser Abschweifung zurück zu dem großen Unternehmen, welches den Namen Greshams vor allen seinen anderen Taten unvergeßlich machen sollte.

Die Körperschaft der Aldermen nahm den Vorschlag des Sir Thomas mit entschiedenem Entgegenkommen auf, und vom März 1565 bis zum Oktober 1566 zeichneten 750 Bürger die zum Kauf eines Grundstücks nötige Summe von 400 £. Die Kosten des Baues, dessen Grundriß Sir Thomas durch den flämischen Baumeister Henrick nach der großen Börse von Antwerpen im flandrischen Baustil hatte entwerfen lassen, wurden nie bekannt. Die Arbeit war damals billig, das Material bezog der Ritter teils von seinen eigenen Gütern, teils aus den Niederlanden, von wo auch viele Maurer und Werkleute eigens herübergekommen waren. Gegen das Ende des Jahres 1569 stand der Bau vollendet da.

Er erhob sich in zwei Stockwerken, dessen untere bedeckte Gänge Lauben oder Arkaden bildeten, in welchen sich die Börsenbesucher versammelten. An der Süd- oder Cornhillseite befand sich der Glockenturm, dessen Glocken zweimal, um 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends, geläutet wurden. Die Arkaden zierten die in Stein gehauenen, wahrscheinlich in den Niederlanden gefertigten Statuen englischer Könige und Königinnen.

Die Börse war vollendet, aber die Läden (stalls) im oberen Stockwerke standen noch leer, nur wenige Mieter hatten sich bis jetzt eingestellt, und doch hatte sich der Gründer neben der Ehre von seinem ausgelegten Kapital auch eine erträgliche Rente versprochen. Er ließ das Gerücht verbreiten, die Königin würde der Einweihung der Börse anwohnen. Der Gewährung seiner Bitte durch die Königin durfte er gewärtig sein. Zweimal des Tages erschien Sir Thomas im oberen Stockwerke und munterte die Mieter zur Ausschmückung ihrer Lokale und zur Beleuchtung derselben durch Wachslichte mit dem Versprechen auf, daß sie ihre Räumlichkeiten ein Jahr lang ohne Mietgeld, dessen Betrag sich für jegliches Verkaufslokal auf nur 40 Schillinge belief, sollten benutzen dürfen.

Thomas Gresham wurde in seinen Erwartungen auch diesmal nicht betrogen. Wir besitzen in der 1598 verfaßten „Übersicht von London" des John Stow einen Bericht über die am 22. Januar 1571 erfolgte Eröffnung der Börse durch die „jungfräuliche Elisabeth."

„Der Königin Majestät“, erzählt darin der Verfasser, „kam in Begleitung ihres Adels aus ihrem Palast am Strand, genannt Somersethaus, und trat in die City durch Temple-Bar ein und gelangte durch Fleetstreet nach Sir Thomas Greshams Haus in Bishopsgatestreet, wo sie speiste. Nach dem Mahle betrat Ihre Majestät, auf ihrer Rückkehr durch Cornhill, die Börse auch von der Südseite und nachdem sie alle Teile, hauptsächlich auch die in den oberen Stockwerken mit den feinsten Waren reich ausgestatteten Läden, in Augenschein genommen, ließ sie durch einen Herold und Trompeter das Gebäude als „Königliche Börse“ („Royal Exchange“) proklamieren, wie es von nun an und nicht anders genannt werden sollte, welchen bevorzugten Namen sie noch heute führt.“ — Nach dieser feierlichen Eröffnung füllten sich die als Läden eingerichteten Räume erstaunlich schnell. Die Börse war sehr bald der größte Bazar Londons. Sir Thomas durfte es wagen, wie John Stow weiter berichtet, „nach Verlauf von etwas mehr als zwei Jahren die Miete eines jeden Ladens auf 4 £ 10 Sh. jährlich zu erhöhen. Die Modewarenhändler und Kleinkrämer verkauften dort alle begehrten Dinge, u. a. auch Mausefallen, Vogelkäfige, Schuhhörner, Laternen, Maultrommeln und Spielkarten. Die Waffenhändler hielten alte und neue Waffen feil; außerdem fanden sich Apotheker, Goldschmiede, Buchhändler und Glashändler mit so viel ausgezeichneten Waren ein, wie nur an irgend einem Orte Europas, so daß täglich fremde Fürsten daselbst die seltensten Gegenstände kaufen ließen. Schon 1631, also 60 Jahre später, wurde die Königliche Börse „das Auge von London“ genannt. „Überall“, sagt Thomas Dekker in seiner „Beschreibung der Börse“ (1607), „wird man an Babel erinnert, eine solche Verwirrung der Sprachen herrscht hier;“ und Hollar, welcher Ansichten von den malerischen Kleidungen der fremden Kaufleute herausgegeben, bemerkt, daß Überschriften und Firmen gar nicht nötig wären, um anzuzeigen, wo sich die Kaufleute der verschiedenen Länder zusammen



Wappen Sir Thomas Greshams.

befänden, da die Kaufleute von Amsterdam und Antwerpen, von Hamburg, Paris, Venedig und Wien auf den ersten Blick an ihren Trachten zu erkennen wären. Und all diesen Vorteil, ungerechnet die Ehre, die ihm wegen der Börsengründung Mit- und Nachwelt erwiesen, hatte der Held unserer Chronik spottbillig erworben. Den Baugrund, das teuerste an der Sache, hatte die Stadt gegeben, die Reklame war unbewußt vom englischen Thron besorgt, dessen sich der „Königliche Kaufmann“ für seine Zwecke stets mit Erfolg zu bedienen wußte. Der Bau selber aber, den Sir Thomas geleistet hatte, war so über alle Maßen schlecht und liederlich gemacht, daß man schon vor dem großen Brande von 1666, der die Börse zerstörte, darüber klagte, daß sie von zu schlechtem Material erbaut sei und die oben Wandelnden Gefahr liefen, durch große Löcher hinunter zu stürzen.

Nach dem großen Feuer, welches in dem genannten Jahre einen bedeutenden Teil von London in Asche legte, wurde sofort zum Bau einer neuen Börse geschritten, die indessen mit dem heutigen Bau auch nicht mehr identisch ist.

Das zweite Gebäude, vom Architekten der Londoner City, Eduard Jarmann, erbaut, war gleich der ersten von Sir Thomas Gresham errichteten Börse ein viereckiger Bau mit einem Glockenturm von Holz an der Süd- oder Cornhill-Seite. In dem inneren Säulengang, cloister oder walk genannt, kam man behufs Abschluß der Geschäfte zusammen: in den Läden darüber, pawns (d. i. eigentlich Trödlerbuden) genannt, wurden Handschuhe, Bänder und Schnüre, Krausen und Kragen, Brust- und Taschentücher, überhaupt feine Modewaren verkauft. Als Verkäuferinnen sah man hier junge, oft durch hohe Schönheit ausgezeichnete Ladenmädchen beschäftigt, welche der Dichter Thomas Heywood zum Gegenstand seines Dramas „Die schönen Börsenmädchen“ gewählt hat. Die Standbilder der englischen Könige und Königinnen von Eduard I. bis Georg IV. füllten wie üblich die Nischen aus. Die meisten Statuen waren durch Cajus Gabriel Cibber angefertigt; die Standbilder der beiden ersten Georgs rührten von Rysbraek und das des dritten Georg von Wilton her. Die Statue von Gresham dagegen war durch Eduard Pierce und jene des Königs Karl II. im Mittelpunkt des inneren Vierecks von Grieling Gibbons ausgeführt. Im ganzen betrugen die Kosten für den Bau dieser zweiten Börse 58962 Pfund Sterling. Als auch sie, am 10. Januar 1838, in Flammen aufging, zog man aus den Trümmern

nur das Standbild des ersten Erbauers, Sir Thomas Gresham, unbeschädigt hervor.

Aber wir müssen zum Helden unserer Darstellung zurückkehren. Kurz vor der Erfüllung seines größten Lebenswunsches, der Errichtung der Londoner Börse, traf Gresham der schmerzlichste Verlust, der Tod seines Sohnes, den er zum Erben seiner Schätze und seiner Macht machen wollte. Ihm blieb nur eine, der Geschichte nach sehr schöne Tochter, die ihm indessen nicht seine Gattin, sondern eine Niederländerin, die in jüngeren Jahren sein Herz gewonnen, geschenkt hatte. Aber auch diese Tochter sollte er überleben. Sie ward durch ihre Stiefmutter an Sir Nathaniel Bacon, den Bruder des großen Lord Bacon von Verulam, vermählt und starb vor dem Jahre 1575, in welchem Sir Thomas sein Testament niederschrieb. Der Tod seines Sohnes, dem er, wie sein Vater ihm selbst, ein unermeßliches Vermögen, eine glänzende, unabhängige Stellung in der Welt und einen hochgeachteten Namen vererben wollte, verursachte eine Wandlung in seinem inneren Leben. Er begann seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen und dachte zugleich daran, wie er sein Gedächtnis auf die Nachwelt zu bringen vermöchte.

Vor allem nahm er darauf Bedacht, wenn nicht sofort, so doch nach dem Tode seiner Frau, die ihn übrigens um 17 Jahre überlebte, die Früchte seiner großartigen Tätigkeit, zum Nutzen und zum Frommen der angehenden Kaufleute, den Wissenschaften zu gute kommen zu lassen. Durch die Stiftung, welche seinen Namen in der Bezeichnung „Gresham-College“ verewigt, bestimmte er am 5. Juli 1575, daß nach seinem Ableben seine Gattin die Zinsen seines Vermögens genießen, daß aber später mittelst der Zinsen vom Gresham-House in diesem Gebäude das Gresham-College eingerichtet werden sollte. Es sollten nämlich sieben ausgezeichnete Gelehrte im Hause zugleich Wohnung finden und gegen ein lebenslängliches Honorar von 50 £ (jetzt gleich 400—500 £) an jedem Tage in der Woche über die sieben Wissenschaften und Künste: Gottesgelehrtheit, Astronomie, Musik, Geometrie, Rechtswissenschaft, Heilkunde und Beredsamkeit, öffentliche Vorträge halten. Hierdurch stiftete also Gresham eine Art freier Universität für alle, welche unentgeltlich die höhere Bildung jener Zeit sich anzueignen suchten.

Zugleich verpflichtete er die Verwalter seiner Stiftung feierlich in seinem Testamente, daß sie in aller Zukunft seine Absichten ausführen sollten, „wie sie es vor dem allmächtigen Gott verantworten könnten“.

Leider waren Personen und Umstände der Ausführung von Sir Thomas guten Absichten wenig günstig. Erst 1596 konnte nach dem Tode seiner Gattin das Gresham-College eingerichtet werden, aber die Vorlesungen schliefen allmählich ein und sie sind erst im 19. Jahrhundert in einem entsprechenden, modernen Gebäude wieder aufgenommen worden. Von 1645 an tagte nur einmal in der Woche ein wenig bekannter naturwissenschaftlicher Verein mit dem ominösen Namen „das unsichtbare Collegium“ im Gresham Hause, und 1662 schlug die Königliche Sozietät in London, jene glänzende, in der Geschichte der Naturwissenschaften Epoche machende Gesellschaft, ihren Sitz darin auf. Im Jahre 1767 endlich verkauften die Testamentsvollstrecker das Haus für eine jährliche Abgabe von 500 Pfund an den Staat, der es niederlegen und ein fiskalisches Gebäude an derselben Stelle errichten ließ.

Indessen nicht bloß an die geistig Armen, sondern auch an die körperlich Notleidenden dachte Sir Thomas in seinen guten Tagen; er vergaß nicht, Wohltätigkeit, nach dem altenglischen Grundsatz „charity begins at home“, durch acht Armenhäuser auszuüben.

Dieselben ließ er im Rücken seiner Stadtwohnung erbauen, ähnlich wie es die Fugger in Augsburg in demselben Jahrhundert, nur großartiger, taten; auch warf er jedem Bewohner jener Häuser als Jahreseinkommen die Summe von 6 £ 13⅓ Sh. aus. Ferner bestimmte er, daß jährlich die Summe von 50 £ unter im Kerker schmachtende Schuldgefangene ausgeteilt werden sollte. Erwähnenswert ist noch, daß er den Mitgliedern der Seidenhändler-Genossenschaft (Mercers-Company), welcher er angehörte, für vier festliche Jahresschmäuse 100 £ vermachte.

Wie alle reichen Geldleute, so legte auch er, da Gold- und Silberbesitz eine unsichere Habe bildeten, einen großen Teil seines Vermögens in größeren Landgütern an. Überall auf seinen ausgedehnten Besitzungen errichtete er palastartige Landhäuser oder Hallen (halls, mansions), so in Osterley, in der Grafschaft Middlesex, mit großartigem Park, nahe bei Brentford (jetzt in Besitz des Grafen von Jersey), zu Mayfield in Sussex. In der Grafschaft Norfolk besaß er mehr als fünf solcher stattlicher Schlösser, unter anderen seinen Lieblingssitz, im flämischen Stil zu Intwood erbaut, in der Nähe von Norwich.

Rastlose Tätigkeit und Spekulation waren trotz der ungeheuren Reichtümer, die er zusammengehäuft, Sir Thomas so zur zweiten Natur geworden, daß er, ob schon lahm und gealtert, so zu sagen mitten in

seinen Arbeiten starb. Holinshed, welchem Shakespeare die Stoffe zu seinen vaterländisch-geschichtlichen Trauerspielen, wie zu Macbeth, oft unter wörtlicher Benutzung, entlehnte, erzählt in seiner Chronik: „Samstag, am 21. November 1579, zwischen sechs und sieben Uhr des Abends, als Gresham von der Börse nach seinem Hause in Bishopgatestreet zurückkehrte, stürzte Sir Thomas plötzlich in der Küche nieder. Als man ihn aufhob, war er sprachlos und gleich darauf gab er den Geist auf.“ — Am 15. Dezember wurden die sterblichen Überreste des „Königlichen Kaufmannes“ in der unweit seiner Wohnung gelegenen St. Helena-Kirche beigesetzt, an der Seite seines Sohnes, dem er, wie sich selbst, zu Lebzeiten ein kostbares Denkmal in Alabaster errichtet hatte, auf welchem aber weder seine Witwe noch sein Stiefsohn William Read irgend eine Inschrift anbringen ließen. Erst geraume Zeit später, im Jahre 1736, holten die Kirchenvorsteher jene undankbare Versäumnis nach. Die bezüglichen Worte auf der schwarzen Marmorplatte lauten: „Sir Thomas Gresham, Ritter; beigesetzt den 15. Dezember 1579.“

Sir Thomas Gresham ist der bedeutendste englische Kaufmann seiner Zeit, im großen ganzen ein Vorbild für seine Standesgenossen. Er führte den Staatstitel „Königlicher Kaufmann“, den ihm Elisabeth aus Dankbarkeit sowie in Anerkennung seiner Verdienste um Krone und Land verliehen, mit vollem Rechte; er ehrte den Titel ebenso wie dieser ihn. Seine Korrespondenz kennzeichnet überall den großen Finanzmann. Scharfsinnig im Rat, schnell und bestimmt im Urteil, energisch im Handeln, von unermüdlicher geistiger wie physischer Tätigkeit, besaß er ein versöhnliches Temperament und war hochgeachtet in seiner öffentlichen Stellung, wie kaum ein anderer englischer Kaufmann vor und nach ihm. Seine geschäftlichen Unternehmungen krönte stets der klug berechnete Erfolg, selbst in den schwierigsten Zeiten. Sir Thomas genoß infolge seiner Geschäftskenntnis das Vertrauen aller leitenden Staatsmänner; er stand mit den Ratgebern der Krone wie mit dem höchsten Adel seiner Zeit auf sehr vertrautem Fuße, mochten sie katholisch oder protestantisch sein. Von allen Souveränen, welchen er Dienste leistete, empfing er persönliche Gunstbezeigungen. Dies alles sind gewiß hinreichende Beweise eines zuverlässigen Charakters, der durch vereinzelte bedenkliche Operationen doch im ganzen nicht beeinträchtigt werden kann.

Von Gestalt über Mittelgröße, nahm Sir Thomas beim ersten Blick schon für sich ein. Sein Auftreten war das eines Mannes von Welt;

es gewann durch persönliche Liebenswürdigkeit sowie durch die Gediegenheit seiner Kenntnisse und Erfahrungen. Der jüngere Hans Holbein hatte Sir Thomas schon in seinem 26. Jahre gemalt, ebenso finden sich noch Porträts, die ebenfalls von Holbein herrühren sollen, in der großen Halle der Seidenhändler-Kompanie und zu Osterley. Alle Bildnisse zeigen uns ein angenehmes, markiertes Gesicht, sprechende Augen, eine hervorstehende, starke Nase, brauner Bart; das schwarze Wams mit dem kurzen Dolch und der Tasche, die schwarze Kappe und der schwarze Mantel kehren auf allen Bildern wieder und scheinen Greshams unveränderlicher Anzug gewesen zu sein.

Sir Thomas Gresham gehörte auch der alten Freimaurer-Brüderschaft an. Er war mit Franz Russel, Grafen von Bedford, von 1547 bis 1578 Großmeister der Bauleute von England, und die Genossenschaft nahm unter der Verwaltung dieser beiden Vorsteher an Zahl und Festigkeit stetig zu. Noch heute steht Greshams Andenken in England in Ehren. Nach ihm nennt sich eine der bedeutendsten Lebensversicherungen Englands: „The Gresham.“



Blick auf Paris um 1820.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Gabriel Julien Ouvrard,

der Finanzkönig der napoleonischen Zeit.

Wir haben hervorragende Geldfürsten aus der Blütezeit und dem Ausgang des Mittelalters in Italien, Deutschland und England kennen gelernt und wollen uns nun, zwei Jahrhunderte überspringend, einer der glänzendsten Gestalten zuwenden, die Frankreich auf diesem Felde hervorgebracht hat. G. J. Ouvrard ist in einer Galerie der „Königlichen Kaufleute" unerläßlich einerseits als hervorragender Typus des Länder verknüpfenden, hochpolitischen, in die Geschicke der Völker und Souveräne eingreifenden Finanzmannes, andererseits als Vorläufer und Nebenbuhler des glänzendsten Hauses auf seinem Gebiete, der Weltmacht Rothschild, mit deren Werden und Vergehen wir uns gleich nach der Geschichte Ouvrards werden zu beschäftigen haben. Auch das geniale Wirken Ouvrards war nicht denkbar ohne seine Zeit, und es ist gerechtfertigt, wenn wir dieser wenigstens einen flüchtigen Überblick zu teil werden lassen, bevor wir uns mit ihm als einem ihrer genialsten Söhne beschäftigen.

Die französische Revolution war eigentlich die Verzweiflungstat eines ausgehungerten, niedergetretenen, bis zum äußersten mißhandelten Volkes. Soviel auch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts von Menschenrechten, von Freiheit und Gleichheit gesprochen und geschrieben wurde, es wäre sicherlich beim Sprechen und Schreiben geblieben, wenn nicht die Not dem dritten Stande und mehr noch den völlig Entrechteten, den Bauern und

den Besitzlosen aller Art, den Arm geführt hätte. Seit dem 17. Jahrhundert hatte eine despotisch-absolute Regierung nicht nur den dritten, sondern alle Stände in Frankreich entrechtet und die Gewalt ausschließlich in die Hände des Königs und einer kleinen Adelsclique gebracht. Aber die beiden ersten Stände, Klerus und Adel, waren durch materielle Vorteile aller Art für ihre politische Rechtlosigkeit entschädigt und waren zufrieden, es dem Hofe an Glanz, Verschwendung und Bedrückung des Volkes gleichzutun, ohne sich in die Geschäfte zu mischen. Zwei Drittel des Grundbesitzes waren in ihrer Hand und steuerfrei, zu den Lasten des Staates, dessen Vorteile sie allein genossen, trugen sie nichts bei. Ihnen fronten die Bauern und Hörigen, die erstens dem Grundherrn, zweitens dem Staat, drittens der Kirche steuern und daneben die Taschen habgieriger Verwalter füllen mußten. Ihr Dasein war längst kein menschenwürdiges mehr, und als der Tag der Vergeltung nahte, waren sie, mit Sense und Flegel in der Hand, nicht die letzten, die sich ihre Menschenrechte — in wenig menschlicher Art allerdings — zu fordern wußten. Der dritte Stand, das Bürgertum, war in seinem spärlichen Grundbesitz so von Abgaben überlastet, daß nur wenige darunter noch vermochten, sich zu Wohlstand heraufzuarbeiten, die Zahl der völlig verarmten dagegen, die den Pöbel der Städte und die Schar der Landstreicher verstärkten, immer größer wurde. Denn die Unterhaltung des Staatswesens lag ausschließlich auf den Schultern des dritten Standes, und der Ausgaben waren viele und große. Zu der wahnsinnigen Verschwendung des Hofes war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein stehendes Heer gekommen, das Unsummen verschlang und pünktlich besoldet werden mußte, wollte man nicht riskieren, daß es sich nach den Traditionen der Söldnerheere einem zahlenden Condottiere zuwendete und, wie 1649 unter Turenne, auf Paris marschierte. Damals rettete ein großer Pariser Finanzmann, Herwart, den Hof durch ein beträchtliches Darlehn, das die Armee befriedigte und Turenne wieder für den König gewann. Herwart*), der der Staatskasse schon mehrfach aus seinen eigenen Mitteln beigesprungen war, entstammte einer alten deutschen Kaufmannsfamilie, die in Augsburg seit 1175 genannt wird, Verbindungen mit Italien unterhielt und in Frankreich wohl schon zur Zeit der Champagner Messen arbeitete, um zuletzt in Paris eine eigene Firma zu eröffnen. Jene Gelegenheit war übrigens der letzte Dienst, den er dem Staat leisten sollte. Die Zeit der

*) Vgl. Ehrenberg „Große Vermögen“.

Steuerpächter und Privatgläubiger des Hofes, die sich für ihre Darlehen durch die Aussaugung des Volkes entschädigten und zu denen auch Herwart gehörte, war für Frankreich vorüber. Einer der größten Staatsmänner des 17. Jahrhunderts, Colbert, ergriff jetzt das Ruder der völlig zerrütteten Staatsfinanzen und befreite nicht allein Ludwig XIV. von seinen Wucherern, sondern hob auch Industrie, Handel und Ausfuhr, so daß Frankreich seit 1670 das reichste Land Europas hätte werden und bleiben können, hätten nicht die wahnsinnige Verschwendung und die unaufhörlichen Kriege des Hofes einen Abgrund dargestellt, den selbst die geniale Finanzpolitik eines Colbert nicht zu füllen vermochte. Er unterhielt ein großes stehendes Heer, schuf daneben eine Flotte von 300 Schiffen, um England trotzen zu können, und war stets bemüht, alle diese Ausgaben aus den laufenden Einnahmen, d. h. aus den Taschen des Volkes zu decken, während England bereits zu dem System der fundierten Staatsschulden übergegangen war und durch Ausgabe verzinslicher Schuldscheine die gegenwärtige Generation auf Kosten der künftigen entlastete. So drückte Colberts Steuerpolitik mit jedem Jahre schwerer auf das Volk, und während er die Staatseinnahmen auf eine Höhe von über 100 Millionen Livres im Jahr brachte und den Allerchristlichsten König zum reichsten Monarchen der Erde erhob, zog er sich den Haß des gemeinen Volkes bis zu dem Grade zu, daß im Jahre 1683 sein Leichenzug nur durch eine Militäreskorte vor der Wut des Pariser Pöbels geschützt werden konnte.

Colbert hinterließ Frankreich als ein reiches Land mit einer armen Bevölkerung. Er hatte eine Flotte und eine Armee geschaffen, Fabriken und Handelsgesellschaften gegründet, Kanäle und Straßen gebaut, Künste und Wissenschaften gefördert, aber alles zu gunsten einer begüterten Minderzahl und auf Kosten der ausgesogenen großen Menge, die seinem Sarge ihre Flüche nachschlenderte. Er war ein genialer Politiker, der selbst mit einem falschen System Großes hatte ausrichten können, aber nach ihm brachen auch die Stützen seiner Finanzpolitik zusammen. Denn sein System war falsch, so glänzende Erfolge er damit für seine Regierung erzielt hatte. Es war nicht möglich, Ausgaben, wie Heer, Marine, Krieg und Luxus sie in Frankreich häuften, ohne Staatsschulden andauernd zu befriedigen. Mindestens die Kosten der Flotte, die doch als Grundlage der Staatsmacht auch der Zukunft zugute kam, hätten durch öffentliche Anleihen gedeckt werden und so einer späteren Zeit zur Abtragung überwiesen werden müssen. Freilich brachte es Friedrich Wilhelm I. von

Preußen noch im 18. Jahrhundert fertig, sein Staatswesen einschließlich des starken Heeres aus den laufenden Einkünften zu unterhalten, aber Friedrich Wilhelm war ein sparsamer, pflichttreuer Hausvater, der sich das Budget seiner Armee sozusagen vom Munde absparte, die Nachfolger Ludwigs XIV. aber waren, was er selber war, Verschwender und pflichtlose Erben eines verrotteten despotischen Systems. In der letzten Regierungsperiode Ludwigs XIV. erwies sich das Prinzip Colberts bereits als abgewirtschaftet, Schulden um Schulden wurden bei allen Kapitalisten des Königreiches gemacht, Schulden, die Wucherzinsen verschlangen, die aufs neue die Einnahmequellen des Landes in die Hände von Spekulanten brachten, und die die Masse tiefer und tiefer ins Elend sinken ließen. Mit kurzen treffenden Worten schildert Engelmann das Frankreich, das der „Sonnenkönig" im Jahre 1715 hinterließ. In einem 12jährigen Kriege, dem Spanischen Erbfolgekriege, hatte das durch die vohergegangenen unendlichen Kämpfe sowie durch die Verschwendung des Hofes völlig erschöpfte Land unendlich gelitten. Die kräftigsten Männer standen bei dem Heere und wurden in den Schlachten aufgerieben. Der Ackerbau lag danieder, Handel und Verkehr, Gewerbe und Schiffahrt hatten aus Mangel an Händen aufgehört. Die Staatseinkünfte waren von 93½ Millionen im Jahre 1683 auf 32½ Millionen im Jahre 1715 gefallen, wobei der durch Münzverschlechterungen noch eingetretene Unterschied unberücksichtigt bleiben mag. Alle Mittel waren erschöpft worden, um die Fortführung des Krieges zu ermöglichen. Eine Unmasse von Stellen wurden geschaffen, um Kautionen zu erlangen; alte Stellen höher dotiert, um die Kautionen erhöhen zu können; Adelsbriefe und Titel verkaufte man zu Tausenden; Anleihen bei den Pächtern der Steuern, Ausgabe von Rentenscheinen, Vorauserhebung der Steuern, Münzverschlechterungen 2c., nichts — nichts war versäumt worden, um Geld herbeizuschaffen. Von 1703 bis 1714 war ein Defizit von 1000 Millionen Livres entstanden, welche trotz der oben angedeuteten Mittel nur bis auf einen Rest von 316½ Millionen hatten gedeckt werden können. Der Finanzminister Desmarets entwarf beim Tode Ludwigs XIV. folgende Schilderung der Finanzlage: Ausgaben 148 Millionen, Einkommen bis auf zirka drei Millionen bereits verbraucht, die Erträge der nächsten Jahre ebenfalls schon angegriffen, 710 Millionen königliche Schuldscheine noch im gleichen Jahre zahlbar. Der Staatskredit war so weit vernichtet, daß königliche Schuldscheine 70 bis 80 Prozent verloren, dazu ein entvölkertes Land, ein nicht bezahltes Heer, Magistrate und Beamte, welche

jahrelang keinen Gehalt bezogen hatten und tief verschuldet waren. Nur eine Klasse befand sich noch wohl inmitten des allgemeinen Elends: dies waren die Steuerpächter, die Einnehmer und Lieferanten, welche nun wieder, wie vor Colberts Zeiten, die Hilflosigkeit der Regierung auszubeuten wußten und reicher wurden, während das ganze Land verarmte.

Die nun folgende Regentschaftsperiode des Herzogs von Orleans und die Manöver, durch welche er und seine Ratgeber den Staatsbankerott hinzuzögern suchten, wollen wir nicht im einzelnen schildern. Genug daß in den Jahren 1715 bis 1720 in Frankreich mehr staatlich konzessionierter Schwindel und Betrug verübt wurde, als vorher in einem ganzen Jahrhundert. Und alles vergeblich. Der Finanzminister zog alles Silbergeld ein, um es umgestempelt zu einem 20% höheren Kurs wieder in Verkehr zu setzen. Aber der Kurs wurde vom Handel nicht bewertet, und den Vorteil hatten nur England und Holland, die Millionen alter Silbermünzen mit 20% Gewinn in die französischen Kassen warfen. Ein widerwärtiges Denunziationssystem wurde eingeführt, um Steuerhinterziehungen und Vermögensverheimlichungen aufzuspüren. Die großen Kapitalisten kauften sich frei, das Vermögen des Bürgers ward konfisziert, aber die Regierung bekam nichts davon zu sehen. Der größte Schwindel des Jahrhunderts war dann die königliche Notenbank des Abenteurers John Law, die das Land mit einigen Milliarden Papiergeld überschwemmte und nach vierjährigem Bestehen zusammenbrach. Im Oktober 1720 wurde die Ungültigkeit der Staatsbanknoten und damit der Staatsbankerott erklärt. Die Empörung des Volkes, ebenso aber das von Law und dem leichtsinnigen Finanzministerium angerichtete Elend waren fürchterlich. Zeitweise drohte die Wut der Menge zur Revolution auszuarten. Vor der Bank und den Regierungsgebäuden wurden viele im Gewühl erdrückt, was die Erregung der Pariser Bevölkerung nur noch steigerte. Fünf Leichen schleppte ein Volkshaufen durch die Rue Vivienne; eine andere Menge trug einen Leichnam nach dem Louvre, wurde aber durch den Marschall Villeroi vermittelst eines Geschenkes von 100 Livres beruhigt; ein weiterer Trupp wendete sich gegen Laws Haus, zertrümmerte sämtliche Fenster und konnte nur durch herbeigeholte Soldaten von weiteren Zerstörungen abgehalten werden; drei Entseelte brachte eine hoch erregte Volksmenge nach dem Palais Royal und suchte in den Palast, der von allen Seiten umschlossen war, einzudringen. Vergebens suchte man den tobenden Haufen durch die Versicherung zu beruhigen, daß der Regent zu Bagnolet, einem Landhause der Regentin, verweile. — „Das ist nicht wahr!“ tönte es aus

mehr als tausend Kehlen. „Wir zünden den Palast an allen Ecken an, dann werden wir ihn gar bald herausbekommen." Der Regent schwebte in grenzenloser Angst, doch wagte er nicht, Truppen gegen die empörte Menge einschreiten zu lassen. Bankerotte, Selbstmorde, ja Fälle von Verhungern waren an der Tagesordnung. Im Dezember 1720 wollte man einem ehemals Reichen ein Almosen bringen: man fand ihn erhängt neben seiner toten Frau und drei ermordeten Kindern. 200000 Livres in Banknoten und 6 Sous Münze bildeten die vorhandene Barschaft! Am 14. Dezember 1720 verließ der Urheber all dieses entsetzlichen Unglücks Paris, aber nicht wie ein Flüchtling, wie vielfach behauptet wird. Noch immer stand er hoch in Gunst, ja er empfing vor seiner Abreise noch von den höchsten Personen Abschiedsbesuche. Das Volk klagte ihn an, daß er eine erstaunliche Menge Wagen voll Gold und Silber mit sich geführt habe; in Wahrheit aber bestand sein ganzes Vermögen nur in einer Menge wertloser Noten (man spricht von fünf Millionen) und in einem Besitz von 2000 Louisdor. Im übrigen sah er sich wegen Bezahlung seiner Schulden auf die Gnade des Regenten angewiesen.

Aber genug davon. Wir können hier auch nicht untersuchen, durch welche Mittel es gelang, den so ruinierten Staat noch zwei weitere Menschenalter hindurch auf den Beinen zu erhalten. Die Revolution, die im Jahre 1789 in hellen Flammen ausbrach, war ja eigentlich schon seit Jahrzehnten in schlummerndem Zustande vorhanden.*) Seit Jahrzehnten gärte es auf dem Lande in allen Provinzen, während in Paris selbst ein Auflauf den anderen ablöste und die Revolte in Permanenz erklärt schien. Soldaten und Volk lieferten sich Schlachten, man stürmte gelegentlich einen Regierungspalast, kurz als das souveräne Volk von Paris die Bastille der Erde gleich machte, war es im Revolutionsgeschäft ohne Zweifel die geübteste Armee der Welt. Trotzdem wäre es vielleicht nicht zur Umwälzung aller Verhältnisse gekommen, hätte nicht die Hungersnot von 1789 auch auf dem Lande und in den Provinzstädten dem Fasse den Boden ausgeschlagen.

Es war ein Jahr der Mißernte, aber wie immer, befand sich in den Speichern der Großhändler und Spekulanten noch Korn genug. Aber man konnte nicht einmal wagen, es auf den Markt zu bringen. Die sich damit herantrauten und den, der Teuerung entsprechenden Preis forderten, wurden totgeschlagen, und sobald das Volk gesehen hatte, wie einfach das

---

*) S. a. Fournier „Napoleon I" Leipzig und Prag 1886.

war und wie wenig die Behörden noch vermochten, Leben und Eigentum zu schützen, sanken wie mit einem Schlage alle Schranken öffentlicher Sicherheit und Ordnung. Bewaffnete Banden zogen vor die Schlösser und Magazine, und wie wenn ein Funke in ein Pulverfaß fliegt, so war mit einmal Frankreich erfüllt von Blut, Mord und Verbrechen. Und nun begann eine zehnjährige Periode der Anarchie, der Schande, des Elendes, die alles Vorhergegangene denn doch noch weit übertraf, und der nur eine eiserne Faust ein Ende bereiten konnte. Die eiserne Faust war Napoleon, und unter den Mitteln, mit denen sie regierte, war eins der wichtigsten der Mann, dessen merkwürdiger Lebenslauf uns hier beschäftigen soll, Gabriel Julien Ouvrard.

Wir müssen uns erinnern, daß auch in diesen Zeiten, vor und während der Revolution, nicht alles in Frankreich Armut und Elend war. Neben den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit hatten sich diejenigen des Geldes nur schärfer ausgeprägt, und die Millionen, die dem Volke erpreßt worden waren, sammelten sich wenigstens zum Teil wieder in den Geldschränken einer kleinen Klasse von Kapitalisten. Zwischen ihnen und dem verarmten Pöbel aber gab es immerhin noch den Stand der Kaufleute und mittleren Industriellen, die auch in den schweren Zeiten, je nach ihrer Befähigung und Widerstandskraft, ihr Schifflein durch die erregten Wellen zu treiben versuchen mußten. Aus dieser Klasse war der Mann hervorgegangen, der uns hier beschäftigt.

Gabriel Julien Ouvrard war der Sohn eines Papierfabrikanten in der Bretagne, der ihm, wie seinen Geschwistern, eine sorgfältige Erziehung geben ließ. Nachdem er sich auf den Kollegien zu Clisson und zu Beaupreau gute Schulkenntnisse angeeignet, trat er 1783 kaum achtzehn Jahre alt in das Kolonialwarengeschäft Guertin, Loret & Comp. in Nantes als Teilhaber ein, und schon kurze Zeit darauf etablierte er ein eigenes Haus unter der Firma Guertin & Ouvrard.

Sehr früh schon war in dem jungen Manne die Neigung zu großartigen Spekulationen erwacht, die seinen Geist bis in das späte Alter leidenschaftlich beherrschte. Diesem waghalsigen Streben leisteten die Zeitereignisse nur zu vielen Vorschub. Am 14. Juli 1789 kam, mit Erstürmung der Bastille, die seit langem gärende französische Revolution zum offenen Ausbruch und schlenderte die Geschicke des Volks in eine Bahn unberechenbarer Wechselfälle und Gefahren. In solchen Zeiten allgemeiner Unsicherheit, wo stündlich Gut und Leben Tausender auf dem Spiele steht, läßt auch der Einzelne, zumal bei vorhandener Anlage zum Leichtsinn, eher

als in ruhigen Zeiten die Regeln der Vorsicht und die Beschränkung auf das Maß seiner Kräfte außer Augen. Der neunzehnjährige Ouvrard hatte die Kühnheit, unter Benutzung des väterlichen Kredits mit den Papierfabriken der Umgegend Lieferungskontrakte auf alles in den nächsten zwei Jahren fertig werdende Papier abzuschließen. Da nun einerseits, weil die Presse ihrer bisherigen Fesseln entledigt worden war, der Papierverbrauch außerordentlich zunahm, andererseits es den Fabriken an Arbeitskräften zu mangeln begann, ging binnen kurzem der Preis des Papiers dermaßen in die Höhe, daß unser Spekulant seine Kontrakte an verschiedene Buchhändler in Tours und Nantes gegen einen Gewinn von 300000 Frcs. wieder abtreten konnte. Die Spekulation war geglückt — wie aber, wenn sie mißlungen wäre? Hatte nicht der Leichtsinnige seine wie seiner Familie Ehre und Existenz freventlich auf eine Karte gesetzt?

Mit dem so gewonnenen Kapital wandte er sich wieder dem Betrieb des Kolonialwarenhandels im größten Maßstabe zu. Auch hier blieb ihm das Glück treu; der Rückschlag, den die politische Umwälzung des Mutterlandes auf die französischen Kolonien ausübte, mußte eine beständige Preissteigerung der dortigen Produkte zur Folge haben, und seine darauf gegründeten Operationen in Zucker, Kaffee, Baumwolle, die er meist in Verbindung mit dem Hause Gebrüder Baour & Comp. in Bordeaux ausführte, schlugen zu ansehnlichstem Vorteil aus. Im Jahre 1793 zählte sein Vermögen bereits nach Millionen.

Es war indessen in Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur gefährlich, von Adel und Herkunft, es war kaum minder gefährlich, von Vermögen und Kredit zu sein. Wer den Machthabern jener Zeit durch Wohlhabenheit gefährlich schien oder wessen Barvermögen ihre Habgier reizte, der war keinen Tag sicher, auf Grund irgend einer Denunziation eingekerkert zu werden und mochte froh sein, wenn er nach Konfiskation seines Vermögens mit der Verbannung davon kam. Es war eine Zeit der Gewalt und des Schreckens, und in Nantes, wo der blutgierige Carrier des Amtes waltete, wütete sie ärger als in den meisten anderen Provinzialstädten. Auch Ouvrard entging der Denunziation nicht lange. Er ward wegen betrügerischer Manipulationen beim Aufkauf von Waren als Verteuerer der Lebensmittel des Volkes angeklagt und schien wie soviele andere dem sicheren Tode verfallen. Was ihn rettete, war ein verzweifeltes Mittel, er trat in die Armee ein und suchte Schutz unter den Fahnen des Revolutionsheeres. Auch das dürfte ihm nur durch gute Verbindungen ermöglicht worden sein, ja es scheint sogar,

daß er dabei einen größeren Teil seines Vermögens rettete, der ihm später die Fortsetzung seiner Geschäfte in Paris gestattete. Ouvrard ging zunächst in das Hauptquartier des Generals Kleber, machte das Gefecht bei Torfou mit und wurde von dort mit einer militärischen Meldung an den Konvent nach Paris geschickt. Kaum aber hatte der unfreiwillige Krieger das Pflaster der Hauptstadt betreten, als der gewaltsam zurückgedrängte Spekulationsgeist sich mit verstärkter Macht in ihm regte. Hier, im Zentrum der politischen Bewegung und aller wirtschaftlichen Interessen des Reichs sah er seiner Tätigkeit ein viel weiteres Feld geöffnet, als eine Provinzialstadt zu bieten vermochte, und sofort stand sein Entschluß fest, sich in Paris ansässig zu machen. Ein längerer Urlaub war bald ausgewirkt; freilich boten die Zustände der Hauptstadt im Augenblick noch keinen Raum für den Betrieb bürgerlicher Geschäfte. Vor dem erbitterten Kampfe, worin die Parteiführer einander der Reihe nach zerfleischten, vor dem blutigen Terrorismus, durch den sie sich zu behaupten suchten, den entfesselten Volksleidenschaften, auf die sie ihre Macht stützten, flohen die Vermögenden oder verbargen ihr Kapital, um nicht von einem Privatfeinde verdächtigt und der Guillotine überliefert zu werden. Doch wenige Monate nach Ouvrards Ankunft in Paris, am 9. Thermidor 1794, erreichte die Schreckensherrschaft durch den Sturz Robespierres ihr Ende. Sofort machte sich nun Ouvrard frei vom Militärdienst und gründete ein Bankhaus in der Rue d'Amboise, in dem früheren Comptoir der Firma Rougemont und Hottinguer. Zugleich nahm er auch die unterbrochenen Spekulationen in Kolonialwaren wieder auf, und zwar mit glänzendem Erfolge, denn sie brachten ihm einmal binnen drei Monaten einen Gewinn von 500000 Frcs. in Gold.

Jetzt stand Ouvrard auf dem Boden, den er für seine glänzenden Fähigkeiten und seine skrupellose Unternehmungslust brauchte. Es war freilich, nach fünf Jahren der Blutherrschaft und des Schreckens, eine Zeit der Ruhe eingetreten, aber es war zum guten Teil die Ruhe des Kirchhofes, die auf Frankreich lagerte. Die Wohlfahrt des Landes war dahin und blieb bis 1810 zerstört. Die Revolution und der Krieg hatten Industrie und Handel erstickt. Fabrikanten, die vorher trotz aller Bedrückungen 60—80 Arbeiter beschäftigt hatten, begnügten sich jetzt mit 10. Fournier schreibt in seiner Geschichte Napoleons und der Revolution über diese Zeit: Die blühende Spitzenindustrie im Norden, die Leinenindustrie in der Bretagne, die Papierfabrikation im Departement Charente waren so gut wie vernichtet, und die Lyoner Seidenerzeugung auf die Hälfte

der Gewerke eingeschrumpft. In Marseille bezifferte sich der Umsatz in Monaten nicht so hoch wie vor der Revolution in Wochen. Die Häfen, namentlich am Ozean, waren versandet, ihre Schutzwerke verfallen, ihre Bevölkerung verkommen. Wer noch Handel trieb, trieb ihn an der Börse, wo die stets wechselnde Differenz der wirklichen und der eingebildeten Werte zum Spiel herausforderte, oder wagte sich in Spekulationen für die Armee, welche die Unternehmer und die bestochenen Offiziere bereicherten. Völlig verfahren war die Finanzwirtschaft des Staates. Der Staatskredit lag bereits am Boden, als die Revolution begann, die Steuern blieben natürlich aus, und wenn auch für innere Verwaltungszwecke in den Jahren des Umsturzes wenig genug verausgabt wurde, so blieben doch für den Krieg, für Beamtengehälter, für hundert Zwecke Ausgaben zu befriedigen. Zwar der alten Staatsschulden war man mit einem Schlage ledig geworden, aber keine neue Regierung, kein Direktorium, kein Robespierre vermochte einen Tag zu wirtschaften, ohne neue Schulden zu machen. Man zog die Kirchengüter und die Besitzungen des ausgewanderten Adels ein, aber der Wert von Grund und Boden war in diesen Zeiten fast Null. Man stellte neue Staatsschuldscheine (Assignaten) her, welche Anweisungen auf diese eingezogenen Staatsgüter darstellten und mit denen Beamte und Lieferanten bezahlt wurden. Aber wer konnte den Maßregeln einer Regierung trauen, die vom stetigen Selbstmord lebte? Kein Mensch wollte die Assignaten in Zahlung nehmen, ihr Kurs stand 1795 so tief, daß man für einen Louisdor (24 Fres.) in Gold 1800 Fres. in Papier gab. Nur der Staat mußte die Assignaten zu ihrem Nominalwert in Zahlung nehmen, und so förderte jede Steuerzahlung nichts weiter als einen Haufen mehr oder minder wertlosen Papiers in die Kassen der Republik.

Ouvrard stand mit einigen unter den Leitern der Regierung hinlänglich in Verbindung, um einen Einblick in diese trostlosen Verhältnisse zu gewinnen, und er machte schon damals Vorschläge zur Gesundung des Notenumlaufes. Aber bei allen Machthabern der Revolution waren, ebenso wie später bei Napoleon, nationalökonomische Kenntnisse die schwächste Seite, und überdies war Ouvrard vorläufig noch eine zu wenig bekannte Persönlichkeit, als daß man ihn hätte hören sollen. Dagegen gelang es ihm im Jahre 1797, das größte, bis dahin von der Republik ausgeschriebene Lieferungsgeschäft, die Unterhaltung der französischen Flotte auf mehrere Jahre, in die Hände zu bekommen. Das war ein Riesenunternehmen, denn der Betrag der Lieferungen, an Kleidung, Nahrungsmitteln, bewertete sich

auf 64 Millionen Frcs. Ja noch mehr, auch die spanische Regierung übertrug Ouvrard die Verpflegung ihrer Flotte, die mit der französischen gemeinsam gegen England operieren sollte, und dieser Kontrakt erwies sich noch gewinnreicher als der französische, denn die spanische Flotte lag mehrere Jahre untätig im Hafen von Brest, so daß sich die Lieferungen für den Unternehmer viel billiger, als veranschlagt, stellten. Der Franzose soll an diesen Geschäften 15000000 Frcs. verdient haben. Allerdings, verdienen hieß damals noch nicht besitzen. Die ökonomische Lage der Regierung haben wir oben gekennzeichnet. Wer sich mit ihr in umfängliche Geschäfte einließ, mußte zu warten oder sich auf seine Weise schadlos zu halten verstehen. Vor allem aber führten die einmal mit der Regierung eingegangenen Verpflichtungen dahin, daß sich Ouvrard immer aufs neue in ähnliche Unternehmungen einlassen mußte, um die gewonnenen Verbindungen und Beziehungen zu verwerten, und um nicht bei einem plötzlichen Abbruch der Geschäfte von der stets gewaltätigen Regierung um die Früchte seiner Arbeit gebracht zu werden. Dem sollte er freilich doch nicht entgehen.

Es war um die Zeit, als die von dem jungen Napoleon auf den Schlachtfeldern Italiens gesammelten Lorbeeren nicht nur ihn selber, sondern ganz Frankreich zu berauschen anfingen. Der Mann begann, dem Direktorium Besorgnis einzuflößen, und weniger, weil man sich von dem Unternehmen etwas versprach, als um sich Bonapartes zu entledigen, stellte man ihn 1798 an die Spitze einer Expedition zur Eroberung Ägyptens. Alsbald nahmen die Sachen in Europa eine ungünstige Wendung für Frankreich; infolgedessen blieben die Kontributionen aus, es fehlte an Geld, den Sold zu bezahlen, an Waffen und Ausrüstung für das Heer. In der äußersten Bedrängnis ging man Ouvrard um ein Darlehn von 10 Millionen an, welche Summe er auf der Stelle herbeischaffte. Gleichzeitig versäumte er nicht, einen neuen Finanzplan vorzulegen. „Frankreich“, hieß es darin, „bedarf notwendig, um aus seinen Verlegenheiten herauszukommen, einer Rentenschuld bis zum Belaufe eines Viertels oder Drittels der Staatssteuern, garantiert durch eine genügend dotierte und gut verwaltete Amortisationskasse; durch Ausgabe unkündbarer Renten werden die jetzt totliegenden Kapitalien in den Verkehr gesetzt und in der Industrie dienstbar gemacht werden; ja, nicht bloß das Inland, auch das Ausland wird sein Geld in französischen Fonds anlegen; nur indem der Staat, dem Beispiel Englands folgend, die Bahn des Kredits beschreitet, kann er dem Bankerott entgehen, dem das bisherige System planloser und zu bestimmter Frist rückzahlbarer Schulden ihn unvermeidlich zutreiben

muß.“ Gleich dem Vorschlag zur Hebung der Assignaten verhallte indes auch diese Mahnung Ouvrards an finanzielle Reformen im Lärmen des politischen Parteigetriebes.

Bonaparte, mit den Siegeslorbeeren der Gefechte bei Abukir und den Pyramiden gekrönt, kehrte aus Ägypten zurück, beseitigte durch den Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799) das schwache Direktorium und riß als Erster Konsul die Alleingewalt an sich.

Napoleon ahnte vielleicht damals selber nicht, in welchem Zustande sich das Land befand, dessen Zügel er in die Hand genommen. Noch im Jahre 1800 gingen keine Steuern ein. Den unteren Beamten war der Staat solange den Gehalt schuldig geblieben, daß einzelne Hungers starben. Auf dem flachen Land, aber auch in vielen Städten, gab es weder Gesetz noch Ordnung. Die verfallenden Landstraßen waren der Tummelplatz von Verbrecherbanden, die bis in die Nähe von Paris kamen. Im Departement Vaucluse zählte man im Jahre 1801 nicht weniger als 80 Raubmorde, ohne die, die unbekannt blieben. In den Städten herrschte Elend und Anarchie. „Keine Polizei“, klagte einer der höheren Beamten, „keine Straßenlaternen, jede Nacht erbrochene Läden, kein Pflaster, keine Reinlichkeit, kein Brot in den Spitälern.“ Und nun die zerrütteten Finanzverhältnisse. Der alten Schulden hatte man sich entledigt, indem man sie mit Assignaten bezahlte, d. h. mit wertlosem Papier. Die Nationalgüter, Klöster und Herrschaften waren zum größten Teil in den Händen der Wucherer und Spekulanten, wir können annehmen, daß auch Ouvrard für seine Dienste großenteils mit Landgütern bezahlt wurde. Trotzdem überließ das Direktorium dem Ersten Konsul eine Schuldenlast von 1100 Millionen, bestehend in Staatsrenten, deren Wert allerdings im Jahre 1800 wenig über Null stand. Napoleon machte es sich zur wichtigsten Aufgabe, in dieses Schuldenmeer wenigstens Ordnung zu bringen, den Rest der fiskalischen Güter zu retten, und was nicht seinen heimischen Maßnahmen glückte, gelang seinen Siegen. Der Schlacht von Marengo folgte der Friede von Luneville, alle Welt, selbst England, glaubte an Ruhe und dauernden Frieden, und Frankreich begann aufzuatmen. Der Wert der Rententitel, deren sich vorher jedermann zu entledigen suchte, begann zu steigen, und als ihr Kurs 50% des nominellen Wertes erreichte, konnte die Regierung sogar anfangen, mit Vorsicht neue Rente auszugeben, ohne daß der Kurs fiel.

Aber um bis dahin zu gelangen, bedurfte man Geld und immer wieder Geld. Vorläufig standen noch, es war im Dezember 1799, die

Österreicher in Italien, die Engländer in Malta und Ägypten Frankreich gerüstet gegenüber, und Napoleon, der wenigstens die ersteren werfen mußte, bevor sein Konsulatsstuhl fest stand, verfügte nicht über die geringsten Mittel zur Ausrüstung der Truppen, mit denen er im März 1800 über die Alpen nach der Lombardei gehen wollte. So war es denn vorläufig notwendig, zu den alten Quellen zurückzukehren, den „Wucherern“, wie Bonaparte die grimmig gehaßten Geldleute alle miteinander nannte. Er forderte Ouvrard auf, ihm 12 Millionen zu leihen. Diesmal aber weigerte sich der Bankier und verlangte vielmehr die dem Direktorium vorgestreckten 10 Millionen zurück.

Ouvrards Reichtum hatte damals seinen Höhepunkt erreicht. Sein Kapital arbeitete in drei großen Firmen zu Paris selbst, außerdem in drei Filialen: zu Brest, Bordeaux und Orleans; sein Hauptcomptoir glich einem Ministerialbureau, als dessen Chef der spätere Konsul Cambacérès fungierte. Viele Millionen waren in Grundbesitz angelegt, der jährliche Pachtertrag eines ihm gehörigen Areals in der Umgegend von Köln überstieg allein 600000 Frcs.; mit einem Wort, Ouvrard hatte keinen Nebenbuhler, er galt für den König im Reich der Geld- und Geschäftswelt. Und nicht minder groß war das gesellschaftliche Übergewicht, das ihm seine Reichtümer gaben. Frankreich besaß zu jener Zeit keinen Hof, keine ahnenstolze Geburtsaristokratie, um so größer war der Wert des Geldes. In der Stadtwohnung Ouvrards, dem Palais Montesson in der Rue de Provence, das er der Witwe des Herzogs von Orleans abgekauft, wie auf seinem Landgute Raincy, das an Pracht mit jedem Fürstensitz wetteiferte, versammelte sich alles, was in Paris auf Auszeichnung Anspruch machen konnte und was von distinguierten Fremden nach der Hauptstadt kam; zuvorkommend sorgte der Wirt für das Vergnügen seiner Gäste, er hielt offene Tafel, spielte den freigebigen Gönner gegen Künstler und Künstlerinnen und half Offizieren oder Zivilbeamten in heimlichen Geldverlegenheiten aus. Zwischen einer solchen Macht und der schrankenlosen Herrschsucht des Ersten Konsuls war der Zusammenstoß unausbleiblich.

Durch die abschlägige Antwort aufs empfindlichste gereizt, befahl Bonaparte gegen Ouvrard eine Untersuchung einzuleiten wegen Übervorteilung des Staates, die er sich bei seinen Lieferungen an die Marine habe zu Schulden kommen lassen. Der Angeklagte wurde in seinem Hause von Gendarmen bewacht, seine Papiere und Handlungsbücher wurden versiegelt und in Beschlag genommen, und er sollte vor ein Militärgericht in Marseille gestellt werden. Natürlich erregte der Fall

ungeheures Aufsehen in Paris. Aber das war es gerade, was der neue Herrscher beabsichtigte; er wollte an einem recht eklatanten Beispiel zeigen, daß er keine andere Macht, worauf sie sich auch stützen möge, neben der seinigen dulde, daß niemand ungestraft wagen dürfe, seine Ungnade sich zuzuziehen. Nichtsdestoweniger brauchten der Krieger und der Finanzmann einander; darum verständigte man sich wieder: jener ließ die Untersuchung fallen, dieser dagegen übernahm unter vorteilhaften Bedingungen die Equipierung, Bewaffnung und Verpflegung der gesamten Armee. Bonaparte, durch die ärgerliche Geschichte um 2 Monate aufgehalten, zog im Mai 1800 über die Alpen und verjagte durch die entscheidende Schlacht bei Marengo das österreichische Heer aus der Lombardei; Ouvrard ging an die Fortsetzung seiner Geschäfte und Spekulationen.

Es wäre für Napoleon ein Leichtes gewesen, in den nun folgenden Jahren durch verständige Benutzung des öffentlichen Kredits mit Hilfe der großen Banken stets seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden, zumal er jahrelang die Kosten der französischen Eroberungen auf dem Wege der Kriegskontributionen in anderen Ländern decken konnte. Aber so groß der Korse in staatsmännischen Dingen und im Felde war, die Volkswirtschaft blieb ihm stets ein Buch mit sieben Siegeln. Von einer Vermehrung der öffentlichen Schuld, die jetzt beim Wiederkehren des Vertrauens gar keine Schwierigkeiten gehabt hätte, wollte er nichts wissen, so lange es noch irgend einen anderen Weg, eine Schiebung, einen Gewaltakt gab, der ihm ein paar Millionen eintrug. Ouvrard selbst, der ihn gewiß am besten kannte, hat ihn in seinen Memoiren treffend gekennzeichnet:

„Napoleon", schrieb er, „kannte im Grunde genommen keine anderen Einnahmequellen, als die Fiskalität und die Eroberung. Der Kredit war ihm eine Abstraktion; er erblickte darin nichts als Ideologie, leere Hirngespinste der Nationalökonomen. Von diesem Standpunkte aus wurde er nicht müde, im Moniteur den Bankerott Englands vorher zu sagen, den seine Unkenntnis der eigentlichen Quellen des öffentlichen Kredits ihm stets als nahe bevorstehend erscheinen ließ. Die üblen Erfahrungen, die er in seiner näheren Umgebung früher gemacht hatte, ließen ihm die Menschheit in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Aus jener Periode seines Lebens hatte er sich ein System des Mißtrauens erhalten, welches ihn veranlaßte, bei jedem Finanzplan, den man ihm unterbreitete, sich die Frage vorzulegen: wieviel wird er bei dieser Operation stehlen? Deshalb glaubte er sich immer berechtigt, alle Lieferanten und Finanzleute nach Art orientalischer Despoten zu behandeln."

Nun, Napoleon war ein guter Menschenkenner, und jene Frage war bei den Finanzkräften, die ihn umgaben, am Ende nicht so ganz unberechtigt. Es war ein tragikomisches Verhältnis, das von jetzt an Bonaparte und Ouvrard gleichsam mit goldenen Ketten aneinander fesselte, den Millionär nach jedem gewinnbringenden Geschäft den Roheiten und dem Undank des Staatsmannes überlieferte und den letzteren dann doch immer wieder zwang, bei dem Löwen der Pariser Hochfinanz Hilfe zu suchen, wenn seine sonstigen Mittel versagten. Beide waren eben einander in mehr als einer Beziehung würdig und ebenbürtig, der skrupellose Staatsmann und der skrupellose Geldmann.

Zu seinen Lieferungsgeschäften hatte sich Ouvrard mit dem Großhändler Vanlerberghe, der Kenntnisse vom Getreidehandel besaß, assoziirt. Im Jahre 1802 wurde Frankreich infolge mehrerer Mißernten von einer furchtbaren Teuerung heimgesucht. Zu Amiens und in anderen Städten stürmte das Volk die Magazine, und der Aufstand drohte sich über das ganze Land zu verbreiten. Der Erste Konsul, der es lieber mit der ganzen Welt, als mit dem kleinen Manne in Frankreich verdarb, wandte sich zuerst an ein Konsortium von acht Pariser Bankiers wegen Beschaffung von Getreidevorräten aus dem Auslande, doch die Verhandlungen führten zu keinem Ziele. Nun ließ er noch in später Abendstunde Ouvrard und Vanlerberghe zu sich nach Malmaison entbieten, welche sich bereit erklärten, gegen 2 Proz. Provision die nötigen Ankäufe für Rechnung der Regierung zu machen; diese solle nur die Fakturabeträge, die sie auf sich würden ziehen lassen, zur Verfallzeit disponibel halten. Alles ward ebenso rasch und willig zugestanden, als die Gefahr in der Tat dringend war. Sofort begannen die Beauftragten ihre Operationen. Kuriere flogen mit Kaufordres nach den englischen und holländischen Häfen, von wo schwimmende Getreideladungen in solchem Umfange nach Havre und Rouen dirigiert wurden, daß binnen drei Wochen die Preise der Brotstoffe wieder auf den normalen Stand herabsanken. Ouvrard und sein Associé hatten Wechsel im Betrage von 26 Millionen dafür akzeptiert. Als sie aber die fälligen Tratten bei der Staatskasse zur Einlösung vorwiesen, gab ihnen der Minister des Schatzes, Barbé-Marbois, einfach den Bescheid, er habe kein Geld. Sie mußten aus eigenen Mitteln für Deckung der akzeptierten Beträge sorgen, und es bedurfte einundeinhalbjährigen Mahnens und Drängens, ehe sie die Auslage zurück erhielten. Zum Lohn ward ihnen obendrein angesonnen, die bedungene Provision auf die Hälfte zu ermäßigen, ja es ward sogar, da sie hierauf nicht eingehen mochten, der Posten ganz gestrichen.

Trotz alledem übernahmen die beiden im Juni 1803, während Bonaparte eine Landung in England vorbereitete, von neuem den Unterhalt der gesamten französischen Marine, und zwar auf die Dauer von sechs Jahren und drei Monaten! Bis zum April des nächsten Jahres belief sich ihr Guthaben für gemachte Lieferungen bereits auf die Summe von 68000000 Frcs., und es waren dazu, die Verluste abgerechnet, über 43000000 bare Kassenauslagen erforderlich gewesen. Bonaparte soll zu dem Beamten, der ihm die Liquidation vorlegte, mit höhnischem Lächeln geäußert haben: „Ouvrard muß anfangen in Verlegenheit zu kommen.“ Wirklich waren dessen Interessen nun derartig mit denen der Regierung verstrickt, daß er sich dem Netz, hätte er es auch gewollt, nicht mehr entwinden konnte. Enorme Verbindlichkeiten lasteten auf ihm; er hatte alle seine liegenden Güter verkaufen müssen, und der Erlös daraus war in dem Abgrund der Passiva verschwunden. Die einzige Möglichkeit, seine Forderungen an die Ministerien des Kriegs und der Marine nach und nach zu realisieren, lag in fortgesetzten Geschäften mit dem Staat: nur so durfte er hoffen, immer wenigstens einen Teil der in seinen Händen befindlichen Lieferscheine in Geld zu verwandeln.

Zunächst beteiligte sich Ouvrard im folgenden, dem Krönungsjahre Napoleons, an einem Geschäft, das er sicherlich nie eingegangen wäre, hätte er ahnen können, welches Unheil ihm daraus entstehen sollte. Um das mutmaßliche Defizit von 1805 zu decken, schloß der Finanzminister mit einem Konsortium, dem außer Ouvrard und Vanlerberghe noch Seguin und Desprez angehörten, zwei Verträge über die Übernahme der nächstjährigen Steuererträge gegen vorschußweise Abführung von 150 Millionen in einem, 400 Millionen im zweiten Falle an den Staat. Es war ein Vertrag nach Art der alten Steuerverpachtung, nur daß die Steuererträge selbst als Sicherheit und Deckung der Regierung dienten, und andererseits das Konsortium frühere, noch nicht bezahlte Lieferscheine als Barsummen mit einzahlen durften. Nicht genug mit diesem Unternehmen, tat sich für Ouvrard gleich darauf unerwartet ein neuer Schauplatz großartiger Wirksamkeit auf. Spanien war gezwungen worden, in dem französisch-englischen Kriege gegen England Partei zu nehmen, und sollte jährlich 72000000 Frcs. Subsidien an Frankreich zahlen. An 32000000 Frcs. waren schon verfallen, aber noch kein Centime war von Madrid eingegangen. Da die Mahnungen auf diplomatischem Wege fruchtlos blieben, verfiel Napoleon auf den Gedanken, Ouvrard möge die rückständigen 32 Millionen vorstrecken und persönlich in Madrid das

Inkasso betreiben. Dieser, durch den Minister Marbois vom Willen des Kaisers in Kenntnis gesetzt, ergriff eifrig eine Mission, die sowohl seiner Eitelkeit schmeichelte, als auch seinem nimmer rastenden Geschäftsgeist reiche Ausbeute versprach. Schnell, obzwar mit nicht geringer Mühe, schaffte er die geforderten 32 Millionen herbei; dann begab er sich auf die Reise, die Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen die verschiedenen Ministerien seinen Associés überlassend.

In Spanien angelangt, sah Ouvrard sofort, daß es mit den regelmäßigen Einnahmen dort ebenso übel wie in Frankreich bestellt war. Die einzige Möglichkeit, daß Karl IV. seinen Verpflichtungen nachkam, beruhte auf dem spanischen Silberschatz in den Kolonien, der, aus den Gold- und Silberminen von Peru und Mexiko gespeist, beständig zur Deckung des heimischen Defizits dienen mußte. Welche kolossalen Silbervorräte in der Schatzkammer zu Mexiko aufgespeichert lagen, war ihm genau bekannt. Denn er hatte bei Gelegenheit seiner Lieferungen an die spanische Flotte in Brest Regierungstratten über die Summe von 4000000 Piaster (20000000 Frcs.) auf die königliche Kasse in Mexiko erhalten und im Jahre 1800 seinen in Philadelphia unter der Firma Ouvrard de Chailles & Comp. etablierten Bruder behufs Einziehung dieser Tratten nach Mexiko gesandt. Der Schatzmeister zeigte demselben 75000000 blanke Silber-Piaster, die der Krone Spanien gehörten und wohlverwahrt der Absendung nach Europa harrten.

Aber wie diese Schätze nach Europa bringen? Seit Spanien gezwungen an der Seite Napoleons gegen England kämpfte, warteten die englischen Flotten nur auf die Gelegenheit, spanische Silberschiffe abzufangen. Nur der äußersten Vorsicht und den besten internationalen Verbindungen konnte es gelingen, diese Frage zu lösen. Ouvrard besaß diese Voraussetzungen, aber er bedurfte dazu mächtiger Helfer, die er sogar in England selbst werben mußte. Die größten Häuser Englands und der Niederlande, Gebrüder Baring in London und Hope und Co. in Amsterdam, wurden von ihm ins Vertrauen gezogen und ließen sich durch den zu erwartenden riesigen Gewinn bewegen, ein Geschäft zu machen, welches wenigstens von seiten Barings direkt gegen die eigene Regierung gerichtet war. Ouvrard verfügte aus seiner früheren Laufbahn und mit Hilfe seines Bruders über glänzende Geschäftsverbindungen in Nordamerika, die man jetzt ausnutzen konnte. Das mexikanische Silber sollte nicht in bar, sondern in Kolonialwaren von Nordamerika nach Europa gebracht werden, Ouvrard wollte die Waren verkaufen und aus dem Erlös

die Subsidien bezahlen, der König sollte ebenfalls dabei profitieren, die amerikanischen Lieferanten aber sich in Mexiko bezahlt machen. Da endlich französische Warenschiffe durch englische Kaper auch noch aufgebracht werden konnten, so sollten Gebrüder Baring für die Überfahrt der Schiffe sorgen.

Es war ein riesenhaftes, die halbe Erde umspannendes Geschäft, aber es wurde glatt ausgeführt. Ja Ouvrard schloß sogar mit seiner Katholischen Majestät Karl IV., ein Kompaniegeschäft ab, welches den spanischen König zum Teilnehmer der Handelsgesellschaft Ouvrard & Comp. machte. Diese Gesellschaft sollte, solange der Krieg mit England dauerte, allein das Recht haben, Manufakturen und Produkte aller Art in die spanisch-amerikanischen Länder einzuführen, und ebenso die Erzeugnisse jener Länder, namentlich Gold und Silber, auszuführen.

Behufs der Verschiffungen nach und von Amerika empfing Ouvrard 500 königliche Licenzen, für beliebige Schiffe und beliebige Ladungen gültig. Der Betrag der teils vom Madrider Schatzamt, teils von dem Bankhause Garochi Neffe & Comp. auf die königlichen Kassen in Amerika gezogenen Tratten, die infolge des Sozietätsvertrags durch seine Hände gingen, erreichte die Summe von $52\frac{1}{2}$ Millionen Piaster in 752 Wechseln.

Den Winter über blieb er noch in der spanischen Hauptstadt, mit allerhand Reformplänen für die sehr im argen liegende Verwaltung des Landes und mit den Vorbereitungen zum Beginne seiner überseeischen Operationen beschäftigt. In seinen Memoiren behauptet er sogar, daß er trotz des Krieges mit Frankreich und Spanien Barfrachten aus Amerika, die für jene Länder bestimmt waren, ungehindert und zwar mit Bewilligung des englischen Ministeriums nach Europa gebracht habe. In seinem Auftrage begab sich Mr. Power, Chef des Hauses Tornston, Power & Comp., nach London und bot der Ostindischen Kompanie, die Silber zum vorteilhaften Eintausch von Gold in Indien gebrauchte, die spanischen Piaster zu billigem Kurse an, mit der Voraussetzung, daß England die Ausfuhr aus Mexiko nicht hindere. Pitt soll sich hierzu nach einigem Sträuben auch wirklich verstanden haben, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, da es vorauszusehen war, daß das exportierte Silber schließlich doch auf einigen Umwegen in den englischen Handel zurückgelangen würde.

Das Geschäft der Subsidienvermittelung gelang vollständig, wie Ouvrard es sich ausgesonnen. Hope & Co. übernahm nicht nur die ganze Abwickelung des amerikanischen Geschäftes, sondern auch noch die Unterbringung einer spanischen Anleihe in Holland, und sie verdienten an dem Unternehmen binnen zwei Jahren im Verein mit dem Hause

Baring fast 1000000 Pfd. Strl., während Ouvrard in diesem Falle beinahe leer ausging, da ihn das Zukünftige, Unsichere stets mehr reizte als die sichere Gegenwart, für diesmal aber ein unerwarteter Glücksumschwung seine Unternehmungskraft, die er in Spanien voll zu entfalten gedachte, mit einem Schlage lähmte. Sei es, daß er von den spanischen Unternehmungen einen größeren Gewinn erwartete oder daß er sie als Hebel gebrauchen wollte, um sich von den Verbindungen mit Napoleon und der französischen Regierung allmählich zu befreien, genug, er benutzte den am spanischen Hofe gewonnenen Einfluß, um sich in einen Strudel von Unternehmungen zu stürzen, deren jede für sich seine ungeteilte Tätigkeit erfordert hätte. So nahm er alle Blei- und Quecksilberminen des Staates, ferner die Lieferung aller Regietabake in Pacht, entwarf den Plan einer Wasserleitung für die Stadt Madrid und eines Kanals zur Verbindung der Flüsse Tajo und Guadalquivir mit dem Meere. Solche Zersplitterung der Kräfte ohne Maß und Ziel mußte in einer Katastrophe enden, wie sie jetzt mit zermalmenden Schlägen über Ouvrard hereinbrach.

Wir erinnern uns, daß er unmittelbar vor seinem Abgange nach Spanien in Gemeinschaft mit Vanlerberghe, Séguin und Desprez zwei Verträge mit dem französischen Finanzministerium unterzeichnete zur ratenweisen Einzahlung von 150 und 400 Mill. Franken gegen Obligationen der Generalsteuereinnehmer. Während seiner Abwesenheit hatte nun Desprez mit den vereinnahmten Geldern, statt sie an das Ministerium abzuliefern, für eigene Rechnung spekuliert, unter anderem über 50 Mill. an schlechte Schuldner verborgt, und als er ins Gedränge kam, Obligationen, für welche er den Betrag bereits empfangen, bei der Bank von Frankreich versetzt, anstatt sie an die Steuerverwaltung abzuführen. Desprez konnte die darauf entnommenen Vorschüsse nicht zurückzahlen, die Bank wandte sich an die Generalsteuereinnehmer direkt wegen Einlösung der Obligationen, und es kam an den Tag, daß sie von Desprez betrogen war. Schnell verbreitete sich das Gerücht von großen Verlusten, welche die Bank erlitten, ihre Noten gerieten in Mißkredit, sie mußte zur Suspension der Barzahlungen schreiten. Von den Feinden des Finanzministers wurden diese Vorfälle in den schwärzesten Farben an den Kaiser berichtet; die Nachricht traf ihn am Tage nach dem über die Österreicher erfochtenen Siege bei Austerlitz und beschleunigte seine Rückkehr nach Paris. Unterdessen empfing auch Ouvrard die Kunde von den eingetretenen Verwickelungen, zugleich mit dem Befehl, bei Vermeidung der Arrestation unverzüglich in Paris zu erscheinen.

Napoleons Ankunft in den Tuilerien erfolgte am 26. Januar 1806. Das erste war, daß er das Konsortium der vier Lieferanten zu sich beschied und die volle Schale seines Zorns über die von ihm verachteten Kaufleute ausgoß. In einer zweiten Audienz, am 6. Februar, ließ er ihnen durch den Kabinettsrat Maret ein Dekret vorlesen, das sie schuldig erklärte, die Summe von 87000000 Frcs. dem Staate abwendig gemacht und zu eigenen Spekulationen verwendet zu haben, und ihnen bei Strafe der Einsperrung und Sequestration ihrer Güter anbefahl, 69 Millionen in spanischer Anleihe und spanischen Silberwechseln auf die Kolonien in kürzester Zeit an den Schatz zu liefern, für die übrigen 18 Millionen aber eigene Akzepte zu geben, für welche die fällig werdenden Lieferscheine des Kriegs- und Marineministeriums als Deckung dienen sollten. Hierauf fand zwischen dem Kaiser und Ouvrard — so erzählt letzterer in seinen Memoiren, einer Quelle, deren Glaubwürdigkeit freilich nicht außer Zweifel steht — folgende Unterredung statt.

Napoleon. Welche Garantie können Sie mir bieten?

Ouvrard. Sire, der Schatz wird vollständig bezahlt werden, wenn Euer Majestät uns in Freiheit läßt.

Napoleon. Herr Ouvrard, Sie haben das Königtum erniedrigt, indem Sie es zur Stufe des Handels herabzogen.

Ouvrard. Sire, der Handel ist der Schutzgeist der Staaten; er kann sehr wohl des Königtums, aber das Königtum kann seiner nicht entbehren.

Napoleon. Dummheiten das. Übernehmen Sie die Verpflichtung, den Schatz zu decken?

Ouvrard. Ja, Sire.

Napoleon. Gut, ich verlasse mich darauf. Ich werde mein Dekret zurücknehmen und ein anderes ausfertigen lassen, das jedoch gleichfalls alle Ihre Piaster und sonstigen Valuten bei Hope & Co. zu meiner Verfügung stellt.

Ouvrard. Aber England, Sire, wird die Ausfuhr dieser Piaster nicht zugeben, wenn sie Euer Majestät gehören; ja Spanien selbst wird der englischen Politik zuvorkommen, nämlich seine Tratten für ungültig erklären.

Napoleon. Pah, dann gehe ich nach Madrid. Mit 500000 Mann setzt man durch, was man will.

Ouvrard. Eure Majestät kann in Spanien mit einem geschickten Manne alles durchsetzen, würde dagegen, glaube ich, mit 500000 Mann wenig oder gar nichts ausrichten.

Das andere Dekret, vom 28. Februar datiert, unterschied sich von dem früheren nur dadurch, daß es statt der bei Hope & Co. befindlichen Effekten, weil dieses Haus im Gefühl seiner Unabhängigkeit von Napoleons Machtgebot den Befehl zur Herausgabe derselben aufs bestimmteste zurückwies, alle von Ouvrard auf den persönlichen Vertreter seines königlichen Sozius, Don Manuel d'Espinosa in Madrid, gezogenen und von diesem akzeptierten Wechsel als Eigentum des französischen Schatzes in Anspruch nahm; 62000000 Realen solcher Wechsel, die beim Hause Séguin und Michel jeune deponiert waren, mußte das Konsortium binnen 24 Stunden einliefern. Ein expresser Kurier setzte das spanische Kabinett von dem Inhalt des Dekrets in Kenntnis. Ouvrards Kredit und Ansehen in Madrid war natürlich durch diese Napoleonischen Gewaltmaßregeln mit einem Schlage vernichtet, sein Vertrag mit Karl IV. aufgelöst und das künstliche Gebäude über den Haufen geworfen, das er aufgerichtet hatte, um Spanien und Frankreich die beiden Ländern so nötigen Barmittel aus der anderen Hemisphäre zuzuführen.

So niederschlagend die plötzliche Zerstörung seiner Lieblingspläne auf ihn wirken mußte, arbeitete er doch mit allen Kräften an Abtragung der durch Desprez' Unredlichkeit ihm aufgebürdeten Schuldenlast, deren Betrag eine neue Untersuchungskommission sogar auf 141 Millionen erhöhte, und es gelang ihm, sie im Laufe von anderthalb Jahren vollständig, wie er sich gegen den Kaiser verbürgt, zu tilgen. Aber Privatgläubiger des Lieferungsgeschäfts, das er in Kompanie mit Vanlerberghe fortbetrieb, konnten nicht gleichzeitig befriedigt werden; das Geschäft sah sich genötigt, seine Zahlungen einzustellen und am 31. Dezember 1807 beim Pariser Handelstribunal den Status zu überreichen. Derselbe ergab übrigens einen Aktivbestand von 30000000 Frcs. in Forderungen an das Kriegsministerium, so daß der Fall des Hauses schließlich ohne Verlust für die Gläubiger sich vollzog.

Immerhin war Ouvrards Rolle vorläufig ausgespielt. Napoleon haßte und fürchtete ihn zugleich und war außerdem, nun er auf der Höhe seines Glückes stand, sicher, ohne einen Ouvrard auskommen zu können. Er sollte sich täuschen. Der große Geldmann blieb einstweilen ruiniert. Fünf Jahre lang wanderte er unter verschiedenen Anklagen aus einem Gefängnis ins andere. Erst 1812 und 1813 gewann er wenigstens indirekt, als Ratgeber, wieder einigen Einfluß auf das damals schon wieder arg verfahrene Finanzwesen des Staates.

Ouvrard und sein großer Feind, sie waren im Grunde genommen

beide geniale Abenteurer, beide Vertreter des südfranzösischen, alles mit sich fortreißenden, schließlich aber doch auf Sand bauenden Enthusiasmus, der eine auf dem Felde des Kapitals, der andere auf dem der Politik. Ouvrards Zusammenbruch war nur das Vorspiel des viel größeren Zusammenbruches, der 1814 Napoleon selbst vernichtete. Der Kaiser, entthront und gedemütigt, ging nach Elba, der Geldmann sah seinen Stern wieder steigen.

Es war eine traurige Erbschaft, die Napoleon den Bourbonen hinterließ, wenn auch immer noch kein so zerrüttetes Land, wie er selber es einmal gefunden. Aber leere Staatskassen, eine durch die Kontinentalsperre geschädigte Industrie und ein schwer belastetes Budget, an welches vor allem der nun von allen Seiten ins Land zurückströmende Adel gewaltige Entschädigungsansprüche stellte. Nun glaubte Ouvrard, von der neuen Regierung in Freiheit gesetzt, seine Zeit gekommen. Im Mai 1814 reichte er dem Ministerium eine Denkschrift ein, welche die Mittel erörterte, den dringendsten Bedürfnissen zu genügen und wieder zu geordneten Zuständen zu gelangen. Frankreich müsse die Schulden der gestürzten Regierung anerkennen; da es aber nicht imstande sei, sie bar zu bezahlen, den Gläubigern für den Betrag ihrer Forderungen 5prozentige Rententitel geben. Hierdurch entstehe eine öffentliche Schuld von 800 bis 1000 Millionen Frcs. Infolge des wiedergekehrten Friedens werde die Industrie sich in einer Weise heben, daß die regelmäßige Jahreseinnahme ohne Überbürdung der Steuerzahler auf 600 Millionen zu bringen sei; der vierte Teil davon, also 150 Millionen, solle zur Verzinsung und Amortisation der Schuld verwendet werden.

Wir hören hier wieder die Stimme des erfahrenen Großfinanziers, des Praktikers, der weiß, daß der auf das Volksvermögen und die öffentliche Wohlfahrt gestützte Kredit alles vermag, ein Land, das seinen Staatskredit leichtsinnig aufs Spiel setzt, dagegen seine wichtigste Quelle verstopft. Ouvrard war in Hinsicht auf das öffentliche Wohl sein Leben hindurch ein viel ehrlicherer Mann als Napoleon, und wir dürfen vermuten, daß er es auch im Privatverkehr war. Er hätte sonst seine Riesenerfolge schwerlich errungen. Wo er strauchelte, geschah es entweder infolge einer verfehlten Spekulation oder durch einen Fehler oder eine Untreue seiner Mitarbeiter.

Die Kammern ernannten eine Kommission zur Prüfung des Ouvrardschen Projekts; aber der Finanzminister Baron Louis wußte deren Zusammentritt hinzuhalten, bis plötzlich Napoleons Flucht von Elba, im

März 1815, die Szene wieder völlig veränderte. Napoleon schien seine alte Feindschaft gegen Ouvrard vergessen zu haben. Denn kaum in Paris angelangt, ließ er den von ihm so hartnäckig Verfolgten zu sich rufen und redete ihn mit den Worten an: „Meine Minister wollten Sie ruinieren; Sie taten recht, ihnen zu widerstehen;“ dann sprach er lange über den Wiener Kongreß; schließlich fragte er: „Können Sie mir Geld schaffen, fürs erste 50 Millionen?“ Ouvrard erklärte sich bereit, die Summe binnen zwanzig Tagen einzuzahlen gegen einen entsprechenden Betrag in Rententiteln auf den Staatsschatz. Der Kaiser ging den Handel ein und diktierte die Verschreibung seinem Kabinettssekretär Fain in die Feder. Diese Staatsobligationen bahnten den Weg zu der zwei Jahre darauf von Ouvrard zustande gebrachten Anleihe.

Hundert Tage währte die neue Herrlichkeit Napoleons; mit der Niederlage bei Waterloo war seine Rolle für immer ausgespielt. Die Verbündeten rückten zum zweiten Male in Paris ein, und am 20. November wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet. Sie legten Frankreich die Verpflichtung auf, 700000000 Frcs. Kriegsentschädigung, zahlbar in fünf Jahresraten, an die alliierten Mächte zu entrichten und drei Jahre lang eine Besatzung von 150000 Mann fremder Truppen zu unterhalten, außerdem auch die erweislichen Entschädigungsansprüche der Gemeinden und Privatpersonen in den von Napoleon bekriegten Ländern zu befriedigen.

Der Graf von Provence, der zweitgeborene Enkel Ludwigs XV., bestieg als Ludwig XVIII. den französischen Thron und bewies sogleich, daß die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Durch königliche Ordonnanz verfügte er eine Zwangsanleihe von 100 Millionen bei einzelnen vermögendern Untertanen — die verkehrteste Maßregel, die ergriffen werden konnte, denn sie entzog der neuen Regierung von vornherein alles Vertrauen und allen Kredit seitens der Pariser Börse. Zu den schweren Verlegenheiten des Gouvernements gesellte sich aber nun die schwerste: neben der Sorge für den Unterhalt der fremden Truppen die Beschaffung der baren Gelder, die als Raten der stipulierten Kriegskontribution außer Landes geschickt werden mußten; die Lage war verzweifelter denn je. Nur Ouvrard verzweifelte nicht, und sein Genie entdeckte das passende Rettungsmittel. Daß unter solchen Verhältnissen, sagte er sich, eine Rentenemission in Frankreich selbst keine Nehmer finden würde, liegt auf der Hand; wie aber, wenn die Kabinette von England, Rußland, Preußen und Österreich zu bewegen wären, den Tribut von

700 Millionen, statt in klingender Münze, in französischen Staatsrenten zu empfangen? Dann wäre die Hauptkalamität, der Abfluß des baren Geldes aus Frankreich, beseitigt, und das Land gewänne Zeit, seine reichen inneren Hilfsquellen zu erschließen, um aus deren Ertrag die Verzinsung und allmähliche Tilgung der Schuld zu bewirken. Soll jedoch der Vorschlag den beteiligten Mächten annehmbar erscheinen, so muß ihnen Bürgschaft gegeben werden für die sichere Verwertung der Papiere. Es gilt also, auswärtige Kapitalisten zu finden, welche die Effekten zu einem festen Kurse von den Mächten übernehmen, sie nur nach und nach bei günstigen Gelegenheiten an den Markt bringen und durch ihren Vorgang auch anderen Vertrauen in die Sicherheit der französischen Rente einflößen.

Dies war der Plan, den Ouvrard dem Präsidenten des Ministerkonseils, Herzog von Richelieu, unterbreitete, zu gleicher Zeit mit den ihm befreundeten mächtigen Bankhäusern Gebrüder Baring in London und Hope & Co. in Amsterdam Unterhandlungen darüber anknüpfend. Der Herzog von Richelieu, ein einsichtiger, in Finanzsachen vorurteilsloser und guten Ratschlägen zugänglicher Staatsmann, ermächtigte Ouvrard, weiter mit Alexander Baring, dem Chef des berühmten Bankhauses, zu verhandeln, und dieser verstand sich auch dazu, im Verein mit mehreren anderen Großbanken eine große französische Anleihe zu emittieren. Nun aber weigerten sich die Mächte, die Anleihewerte anstelle der ihnen zustehenden Barsummen anzunehmen, nur Österreich war bereit, auf das Anerbieten Frankreichs einzugehen, und so zerschlug sich am Ende die ganze Sache.

Alles, was schließlich zustande kam, war eine von Baring und Hope emittierte französische Rentenanleihe, mit deren Hilfe wenigstens das Defizit des Budgets von 1817, welches 350 Millionen betrug, gedeckt wurde. Es war freilich eine teure Anleihe, man mußte den englischen Vermittlern, die zunächst die Papiere gegen Barzahlung übernahmen und erst allmählich auf den Markt brachten, 9 Millionen Frcs. Provision zahlen, aber sie hatte einen unerwarteten Erfolg. Das große Publikum, von weiteren Schikanen und Schröpfereien befreit, gewann Vertrauen zu der Staatsschuldenverwaltung, die neue Rente wurde eifrig begehrt und der Kurs stieg in Jahresfrist auf 60%, während bisher 50—55% der Durchschnittskurs der französischen Rente war. Ja als im nächsten Jahre die Regierung, ermutigt durch diesen Erfolg, abermals eine große Rentenanleihe wagte und sie diesmal den inländischen Banken anbot, war das Geldangebot größer als die Nachfrage, und es konnte

der größte Teil der Kriegsentschädigung bar bezahlt werden, während sich gleichzeitig der Rentenkurs in Frankreich auf 80% hob.

Im Herbst 1818 war der letzte Teil der Kriegsentschädigung, 270 Millionen fällig, und die Vertreter aller beteiligten Staaten hatten sich nebst den bedeutendsten Bankiers Europas in Aachen versammelt, um über die Abtragung dieser Summe schlüssig zu werden. Zum ersten Male fanden sich hier unter den tonangebenden Geldfirmen Europas auch die Rothschilds vertreten, von denen im nächsten Abschnitt, wie von dieser ganzen, bewegten Zeit noch ausführlicher die Rede sein wird.

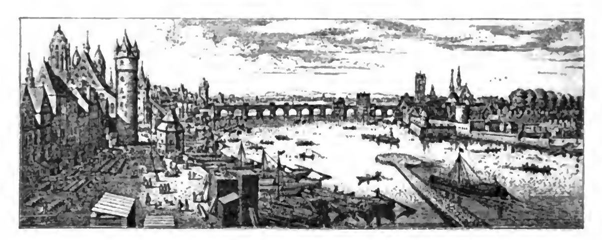
Es wurde schließlich vereinbart, daß die Mächte 165 Millionen Frcs. in bar, 100 Millionen aber in Rente übernehmen sollten. Das Risiko, wenn der gegenwärtige hohe Kurs sich nicht halten sollte, wurde damit unter die Staaten und die Banken geteilt. Die Befürchtung, welche die Londoner Finanzgrößen bereits leise angedeutet, traf ein; der Markt, der bis dahin so willig die französische Rente aufgenommen hatte, erwies sich jetzt als gesättigt und weigerte sich, abermals hunderte von Millionen zu diskontieren. Der Kurs fiel stark und plötzlich, und das Bankkonsortium wäre vielleicht durch dieses Geschäft ruiniert worden, wenn der entschlossene und einflußreiche Baring nicht die Vertreter der Mächte dahin gebracht hätte, von der sofortigen Bezahlung der 165 Millionen abzusehen und die Sache nach und nach zu regeln. Der einzige, der ganz leer ausging, war wieder der arme Ouvrard, den die Regierung, wie gewöhnlich, wieder der versuchten Übervorteilung beschuldigte und dem sie deshalb seine Provision einfach strich. Es war ihm schon 1816 ebenso ergangen wie jetzt und noch öfter. Bei dem ersten Rentenverkauf an Baring und Hope erhielt nämlich Ouvrard die Zusage von der Regierung, sein durch Lieferungen an die Besatzungstruppen entstandenes Guthaben von 12 Millionen solle ihm ebenfalls in Renten zu 53 Frcs. 85 Cent. behändigt werden; deshalb verzichtete er auf den ihm angetragenen Anteil an der Rentensubskription. Die Zusage wurde ihm aber nicht gehalten, weil sein Associé bei diesen Lieferungen, Doumerc, in Untersuchung kam, und so ging er des Gewinns, den die Kursdifferenz der gestiegenen Papiere ergeben hätte, verlustig. Es wiederholte sich hier nur das Schicksal, das ihn durch sein ganzes Geschäftsleben begleitete. Sein Heißhunger nach großartigen Spekulationen begnügte sich nie mit einer einzigen Unternehmung; er trieb ihn, sich stets in mehrere zu gleicher Zeit zu verwickeln, die er unmöglich alle übersehen konnte und deren eine ihn immer um die Früchte der anderen betrog.

Im Herbst 1818 scheinen ihm überdies auch noch die Rothschilds auf irgend eine Weise im Wege gestanden zu haben. Wenigstens macht sich seitdem in seinen Memoiren ein grimmiger Haß gegen diese Familie bemerkbar, die zu derselben Zeit begann in Frankreich eine beträchtliche Rolle zu spielen und die älteren Pariser Bankhäuser aus ihrer dominierenden Stellung zu verdrängen. Ouvrard beschuldigte sie aller möglichen unerlaubten Manöver, und es ist leicht denkbar, daß sie ihm an Skrupellosigkeit in der Wahl ihrer Mittel überlegen waren und ihn deshalb bei manchem Geschäft aus dem Felde schlugen. Jetzt klagte er sie an, mit den nach Preußen und Österreich zu transportierenden Geldern, die sie vermittelten, in der Zwischenzeit gewinnreiche Privatgeschäfte gemacht zu haben. Genau dasselbe war ihm bezw. seinen Teilhabern allerdings vor 20 Jahren auch zur Last gelegt worden.

Seitdem wurde Ouvrards Name seltener und seltener genannt. Sein Reichtum war dahin, sein „Pech", wenn man so sagen darf, blieb ihm dagegen treu und schreckte vielleicht manchen ab, sich mit ihm in Geschäfte einzulassen. Und wirklich, wenn er noch einmal ein größeres Unternehmen begann, so verfolgte ihn meist das Unglück. So sehen wir ihn im Jahre 1823, als die Franzosen mit 100000 Mann in Spanien einrückten, um die dortige konstitutionelle Regierung niederzuwerfen und den absoluten Thron des bigotten Königs Ferdinand VII. zu stützen, wieder in weitverzweigter, verwirrender Tätigkeit als Generallieferanten bei der Okkupationsarmee. Die Lieferungen repräsentierten ungeheuere Summen, und eine Masse von Agenten und Unteragenten, in den spanischen Garnisonsorten zerstreut, standen in seinem Dienste. Vor den Chikanen der Minister glaubte er diesmal geborgen zu sein, da die zu Bayonne abgeschlossenen Lieferungsverträge von dem Generalissimus der Armee, dem Herzog von Angoulême, unterzeichnet waren, der ihm stets Vertrauen erwiesen hatte. Aber er sollte erfahren, daß nicht Napoleon allein die Kaufleute für geborene Betrüger hielt. Der spanische Krieg, für welchen 100 Millionen bewilligt waren, hatte 208 Millionen gekostet. Der Finanzminister Villèle, merkwürdigerweise wieder ein enger Freund der Rothschilds, verschanzte sich vor den Angriffen der Kammer hinter die Lieferanten und gab zu, daß allerdings die Staatsinteressen geschädigt worden, doch nicht infolge schlechter Maßnahmen des Ministeriums, sondern von der Habgier und Unredlichkeit der Lieferanten; der Hauptschuldige sei Ouvrard, der durch Bestechung die für den Staat so unvorteilhaften Bayonner Verträge zu erschleichen gewußt habe. Die Kommission

ließ sich täuschen, der Prozeß gegen Ouvrard begann und beschäftigte zwei Sessionen hindurch die Kammern, die Presse, die öffentliche Aufmerksamkeit des In- und Auslandes. Von der Kommission gingen die Akten an den Staatsgerichtshof, vom Staatsgerichtshof an die Pairskammer, von der Pairskammer wieder an eine Kommission, endlich an das Pariser Korrektionstribunal, dessen Richter die Erklärung abgaben, in den dickleibigen Aktenstößen finde sich nicht der geringste Anhalt zur Aufrechthaltung der Klage. Dieses Ergebnis hatte der unschuldig Angeklagte in zweijähriger Untersuchungshaft hinter den Mauern der Conciergerie abwarten müssen. Währenddem war durch Regierungsbeamte ohne seine Zuziehung die Liquidation der gemachten Lieferungen aufgestellt und dabei herausgerechnet worden, daß Ouvrard, welchem nach seinen Büchern ein Guthaben von 16 Millionen an den Staat verblieb, vielmehr noch für 2 Millionen Debitor der Regierung sei: ein Fazit, das seinen finanziellen Ruin besiegelte.

Der große Spekulant wurde freigesprochen, aber nur, um das Staatsgefängnis mit dem Schuldturm zu vertauschen. Sein ehemaliger Associé Séguin hatte nämlich eine alte Forderung von 5 Millionen auf dem Prozeßwege gegen ihn erstritten und ließ nun, da Ouvrard nicht zahlen konnte, die Personalexekution an ihm vollstrecken. Bis zum Jahre 1830 saß er in Sainte-Pélagie. Dann tauchte noch einmal und zum letzten Male die Firma Ouvrards am Horizont der Geschäftswelt auf. Durch geheime Quellen von den berüchtigten Ordonnanzen Karls X., die den Ausbruch der Julirevolution veranlaßten, acht Tage vorher in Kenntnis gesetzt, ließ er sofort an der Londoner Börse, wo niemand, selbst nicht das mit dem französischen Ministerium eng liierte Haus Rothschild, an die Nähe einer Krisis glaubte, große Summen französischer Rente auf Lieferung verkaufen. Unmittelbar darauf sank der Kurs derselben unter 50, und Ouvrard strich Millionen Differenzen ein. Bis zum Schluß des Jahres fuhr er fort, hoch und waghalsig an der Börse zu spielen. Ob dabei, was sehr wahrscheinlich ist, das Gewonnene wieder verloren ging, oder ob endlich seine Spekulationswut gesättigt war, genug, Ende 1830 zog er sich von den Geschäften zurück, und sein sonst so viel genannter Name schwand fast gänzlich aus dem Gedächtnis der Zeitgenossen. Er starb erst 1847, in dem hohen Alter von 77 Jahren.



Frankfurt a. M. im 17. Jahrhundert.
Nach Merian.

Das Haus Rothschild.

Die Entwickelung des öffentlichen Kredits und der Staatsanleihen im 17. und 18. Jahrhundert.

So wenig wie irgend ein Mann und irgend ein Geschäftshaus in der Welt ganz aus eigener Kraft, ohne das Dazutun besonderer Zeitverhältnisse oder anderer Umstände groß geworden ist, so wenig konnten dies die Rothschilds. Und weil das rasche, in gewissen Epochen geradezu raketenhafte Ansteigen ihrer Macht und ihres Reichtums ohne die Besonderheiten eben der betreffenden Zeiten sowohl in politischer als wirtschaftlicher Beziehung gar nicht verstanden werden kann, sind über diese Begleiterscheinungen einige Worte vorauszuschicken. Die Rothschilds sind im Grunde genommen durch dasselbe Mittel reich geworden, wie die Bardi und Medici, die Fugger und Gresham, vieler anderer nicht zu gedenken: durch die Verleihung oder Vermittelung von Geld an Staaten und Fürsten. Und doch ein gewaltiger Unterschied hier und dort. Dort, im Mittelalter, eine Art va banque-Spiel mit ungeheuren Summen, eine meist wucherische Ausbeutung einzelner Mächtiger, die durch Verpfändung oder Verpachtung von Zöllen und Regalen wohl im Zinsertrag doppelt und dreifach sicher gestellt war, schließlich aber in den meisten Fällen mit einer Gewaltmaßregel und dem Verlust der dargeliehenen Kapitalien endete. Hier dagegen keine Hergabe eigenen Vermögens, die ja auch bei der Größe der benötigten Summen meistens unmöglich gewesen wäre, sondern lediglich Vermittlung zwischen dem Staat oder Fürsten als Schuldner und dem ganzen Volk oder vielen einzelnen

Kapitalisten als Gläubigern. Aber wieviel mehr Berechnung, Geschäftsgewandheit gehörte zu dieser Vermittlerrolle, bei der andrerseits auch oftmals das Vorhandensein großen eigenen Vermögens die erste Bedingung des Gelingens war. Werfen wir einen Blick auf den Gang der Entwickelung im wirtschaftlichen Leben, soweit die öffentlichen Anleihen dabei in Frage kommen.

In den früheren Zeiten des Absolutismus, wo der Begriff des Staates sich beinahe mit dem des Herrschers deckte, wo nicht Deutschland, nicht Frankreich Krieg führten, sondern der Kaiser und der König, in diesen Zeiten deckte sich auch das Geldbedürfnis der Staaten mit dem der Könige. Anleihen wurden entweder gemacht, um Krieg zu führen, oder um die Kosten des Hofhalts zu bestreiten, in beiden Fällen war das Geldbedürfnis das des Fürsten, und seine Befriedigung eine Frage des reinen Personalkredits. Schuldner und Gläubiger waren, als solche, eigentlich Privatpersonen, und so war es sehr erklärlich, wenn sich letztere nur gegen Unterpfänder von entsprechendem Werte zur Hergabe ihrer Kapitalien entschlossen. Wenn auch Münzpacht, Bergwerksregale nur laufende Einkünfte, also gewissermaßen die hohen Zinsen der von den reichen Geldfürsten ausgeliehenen Kapitalien repräsentierten, so durfte man die letzteren gleichwohl für sicher halten, so lange die königlichen Schuldner ihrer Gläubiger bedurften. Aber bald lehrte die Erfahrung das Gegenteil, immer wieder schüttelten die Könige und Kaiser, sobald ihre Verbindlichkeiten gegen einzelne Gläubiger, zumal solche fremder Nationalität, ihnen über den Kopf wuchsen, ihre Verpflichtungen ab, und Millionenreichtümer zerrannen zuzeiten unbeständiger politischer Verhältnisse noch rascher, als sie gewonnen worden waren. Ja so oft und bitter wiederholten sich derartige Erfahrungen, daß es endlich bei den Kapitalisten geradezu Regel der Klugheit wurde, den Personalkredit nicht auf die Großen der Erde auszudehnen. Noch 1761 zitierte der Göttinger Jurist Kobius in seiner Schrift: „An wen, wie und wo die Kapitalien am sichersten auszuleihen" den alten Grundsatz: Noli foenerari fortiori te, quod si foeneraveris, quasi perditum habe! Vor allen Dingen waren Anleihen außer Landes aus diesem Grunde schwer aufzutreiben, und wenn plötzlich Krieg ausbrach und das Geldbedürfnis dringend wurde, so mußten größere Beträge nicht selten zu den demütigendsten Bedingungen bei Hinz und Kunz zusammengebettelt werden.

Aber nicht nur die Regierungen, auch der wohlhabende Teil des Volkes litt unter diesen Verhältnissen, denn zu einer Zeit, als mit der

Zunahme von Industrie und Handel auch die Zahl der vermögenden Leute wuchs, war das Bedürfnis, zeitweise überflüssige Summen sicher, wenn auch nicht zinstragend unterzubringen, beinahe so groß wie dasjenige der Könige und Regierungen, in den Besitz dieses Geldes zu gelangen. Werfen wir einen Blick auf England, wo der Personalkredit bei der Befriedigung des staatlichen Geldbedarfs zuerst von den öffentlichen Anleihen verdrängt wurde. Auch hier waren dieser Entwickelung mancherlei Akte der Gewalt vorausgegangen.

Lange Zeit hindurch hatten die Kaufleute und Goldschmiede von London (letztere dienten gewissermaßen als Bankiers, wie umgekehrt die Banken meist auch mit Gold und Goldgeräten handelten) für die Niederlegung größerer Summen keinen anderen Platz als die Königliche Münze. Ihre ohnehin mit Gold gefüllten und unter sicherer Bewachung stehenden Gewölbe dienten allgemein als eine Art von Depositenkasse oder Girobank. Man deponierte dort sowohl gemünztes Geld als Gold in Barren und Geräten, und hielt es in königlichem und Regierungsgewahrsam so sicher wie in Abrahams Schoß. Aber es sollte sich zeigen, das Englands Könige nicht bloß gegen Juden, Lombarden und ausländische Gläubiger kurzen Prozeß machten. In den Regierungsjahren Karls I., die von Bürgerkriegen und auswärtigen Verwickelungen erfüllt waren, bestand der Inhalt der Königlichen Münze mehr als einmal nur aus den Edelmetall-Depositen der Kaufleute, und die Versuchung, diese Schätze zu verwerten, lag zu nahe, als daß das Königliche Schatzamt ihr nicht endlich hätte erliegen sollen. Karl I. entnahm, natürlich unter der Form eines Anlehens, im Jahre 1638 aus den Gewölben des Münzamtes 200000 Pfd. Strl. (4 Millionen M.), von denen aber wahrscheinlich nie ein Pfennig zurückerstattet worden ist. Selbstverständlich war in London nur ein Schrei der Entrüstung, die Kaufleute waren keineswegs damit einverstanden, auf diese Weise zu unfreiwilligen Gläubigern eines Herrn gemacht zu werden, in dessen Solvenz sie starke Zweifel setzen mochten, — und bei dem oftmaligen Thronwechsel und der gewalttätigen englischen Politik jener Zeiten auch setzen mußten. Sie hüteten sich fortan, ihr Gold der Münze anzuvertrauen und suchten es anderweit sicherer unterzubringen.

Mehr als je bildeten sich jetzt die festen Gewölbe der Goldschmiede, die mit ihren Edelmetallschätzen ohnehin gut bewacht werden mußten, zu Banken aus. Ihnen vertrauten die Kaufleute gemünztes und unge-

---

*) Vgl. a. S. 143.

münztes Gold gegen einen Aufbewahrungsschein an, und bald entwickelte sich der Brauch, diese Scheine ähnlich wie heute den Scheck anstatt baren Geldes in Umlauf zu setzen. Das war eine Neuerung, die tatsächlich, wenn auch nicht an einem Tage, das ganze Geschäftsleben umwälzte. Der Wechsel eines Goldschmieds konnte an einem Morgen zehnmal aus einer Hand in die andere übergehen. Zuletzt fügten sich auch die, welche am lautesten gegen das „neue System" gemurrt, der Neuerung, und das Bankhalten ward von Tag zu Tag ein wichtigeres Geschäft. Jahrzehnte hindurch deponierten jetzt die Kaufleute ihre Gelder bei den renommierteren Goldschmieden der Lombard-Street, die bedeutenden Gewinn davon zogen. Die von ihnen über die anvertrauten Summen ausgestellten Scheine fanden bald Eingang in die kaufmännische Welt und wurden ähnlich wie Noten von einem Besitzer auf andere übertragen, so daß diejenigen, welche Gelder deponiert hatten, mittelst derselben Zahlungen leisten konnten, ohne ihre Gelder in natura zurückzufordern. Die Goldschmiede sahen sich hierdurch in den Stand gesetzt, die bei ihnen niedergelegten Gelder teilweise wieder zu verwenden, z. B. um Darlehen zu bewilligen, und da sie die einzigen Inhaber großer disponibler Fonds waren, so nahmen auch die Regenten oft ihre Zuflucht zu ihnen, wenn sie Geld brauchten. Sowohl Cromwell wie Karl II. entliehen große Summen von denselben, die sich zu ihrer Sicherheit einen Teil der Steuereinkünfte anweisen ließen.

Die Goldschmiede sollten indes bald erfahren, daß sie ihre Gelder nicht in die königlichen Münzstätten zu tragen brauchten, um sie zu verlieren. Als Karl II. gegen den Willen des englischen Volkes einen höchst kostspieligen Krieg gegen Holland führte, reichten die gewöhnlichen Einkünfte nicht aus. Das Parlament verstand sich nur zu einer Bewilligung von 800000 £. Da gaben einige Berater Karl II. den Rat, die Goldschmiede, welche der Regierung nahezu 1300000 £ gegen Verpfändung eines Teiles der Steuereinkünfte auf kurze Zeit geliehen hatten, nicht zu bezahlen. Die Verhältnisse — so wurde ihnen eröffnet — erlaubten nicht, das Kapital zurückzuzahlen, man werde es verzinsen. Dieser bequeme Behelf, oder vielmehr dieser schmähliche Vertrauensbruch, war der Ruin einer großen Anzahl von Geschäftsleuten, da die Goldschmiede ihre Verbindlichkeiten gegen dieselben nicht erfüllen konnten. Ganz England empfand die Wirkung dieser Bankerotte.

Die Rolle der Goldschmiede als Depositenkassen-Inhaber war nun ausgespielt, aber auch die Regierung mußte ihre Handlungsweise büßen.

Sie fand niemand mehr, der ihr ein Darlehen verschaffen konnte, so daß sie sich zu Ende des 17. Jahrhunderts, wie Anderson erzählt, in ihrer Not an den Gemeinderat von London mit der Bitte um 200000 £ wenden mußte. Aber diese Aushilfe war eben nur ein unzulänglicher Notbehelf.

Dies geschah im Jahre 1694, dem Gründungsjahre der Bank von England.

Nicht nur kommerzielle, sondern großenteils politische Gründe haben den Anlaß zur Entstehung dieses größten unter allen öffentlichen Geld- und Kreditinstituten gegeben. Das Geldbedürfnis des Königs war größer, die Kassen dagegen waren leerer als je, und man hatte keine Aussicht sie zu füllen, wenn nicht durch neue, ganz außerordentliche Hilfsmittel. Zu den bedeutenden, von allen Parteien (England war ja schon damals ein konstitutionell regiertes Land) gebilligten Ausgaben für die Flotte kamen die für ein Heer von 83000 Mann, dessen Wilhelm III. für seinen Krieg mit Frankreich bedurfte. Die Whigs gestanden auch diese Forderungen zu, die Tories aber waren entschlossen, alle ferneren Ausgaben zu verweigern, und fragten höhnisch, woher der König die Unterhaltungskosten einer solchen Armee nehmen wolle. Die Frage war aber auch in der Tat sehr berechtigt. Bei näherer Überlegung über die Aufbringung der nötigen Mittel stiegen die Verlegenheiten von Tag zu Tage. Trotz Heranziehung außerordentlicher Hilfsquellen, wie z. B. der Besteuerung aller Mietkutschen der Hauptstadt, welche beiläufig gesagt unter den Frauen der Kutscher einen förmlichen Aufstand um die Westminsterhalle hervorrief, befand man sich angesichts eines bedeutenden Defizits — und sah sich zu einem öffentlichen Anlehen gezwungen. Dasselbe sollte durch eine neue Abgabe auf Salz und durch andere kleinere Steuern sicher gestellt, zunächst jedoch auf dem Wege einer Lotterie aufgebracht werden, durch welche man vermittelst hunderttausend Aktien von je 10 £ eine Million zu erlangen hoffte. Die Interessen jeder Aktie sollten jährlich 20 Schillinge, also 10%, betragen, und das Kapital nach 16 Jahren rückzahlbar sein, für Kapitalisten — bei der damaligen Unsicherheit der politischen Verhältnisse — freilich keine verlockende Perspektive.

Zum Gelingen erschien deshalb ein besonderes Lockmittel vonnöten, und man glaubte es gefunden zu haben, indem man für jede vierzigste Aktie eine höhere Verzinsung versprach, als für die 39 vorhergehenden. Die Nummern dieser Vorzugsaktien sollten durch eine Lotterie entschieden werden. Ihre Einrichtung ward einem Abenteurer namens Neal anver-

traut, was gerade nicht dazu beitrug, den Manipulationen der Regierung größeres Vertrauen zu verschaffen. Dennoch gelangte man auf diesem Wege zum Ziele und erhielt zu den durch Steuern zusammengebrachten zwei Millionen die dritte. Es war jedoch eine vierte Million erforderlich, um die Einnahmen mit den Ausgaben in Einklang zu bringen.

Es war einer der Leiter der Whigpartei, der später so hervorragende Staatsmann Charles Montague, der im Verein mit dem Schotten Paterson der Regierung das Mittel anwies, nicht nur in diesem, sondern auch in künftigen Fällen die Beschaffung von Anleihen zu erleichtern und zu vereinfachen. Er schlug vor, eine große Bank mit besonderen, hohe Erträge garantierenden Vorrechten zu gründen und deren Mittel vorkommenden Falles dem Staate zur Verfügung zu stellen. Dadurch sollte, da die Anteile des Bankkapitals durch öffentliche Ausschreibung jedermann zugänglich gemacht werden sollten, die Last einer großen Anleihe auf viele Schultern übergewälzt werden, andererseits sollte nicht der König, sondern Regierung und Parlament über solche Anleihen entscheiden und ihre Sicherstellung der Bank gegenüber verbürgen.



Charles Montague.

Der ganze Plan war durchaus nicht ohne Beispiele. Man konnte im Gegenteil auf mehrere festländische Banken hinweisen, und die auf dem Kontinente gemachten Erfahrungen bezeugten die Zweckmäßigkeit und Rentabilität solcher Institute. Seit Jahrhunderten waren vornehmlich vier Banken, die Bank zu Venedig, die Bank St. Georg zu Genua (eigentlich Casa di San Giorgio), die Bank von Amsterdam und die von Hamburg durch ganz Europa berühmt. Auf jenen großen, unfern des Meeres gelegenen Handelsplätzen, den Mittelpunkten mächtiger Republiken, strömten die edlen Metalle und Münzen aus der ganzen Welt zusammen. Die älteste Bank, die zu Venedig, entstand genau infolge derselben Ursache, wie die zu London. Sie war ihrem Wesen nach eine Depositenbank. Obgleich ohne Kapitaleinlagen gegründet, waren ihre Assignationen oder Wechsel doch ohne ein Draufgeld (Agio) kaum zu erlangen, und es waren diese Scheine im Handel und Wandel meist viel gesuchter, als

das umlaufende in seinem Wert vielfach schwankende Geld der Republik. Die Bank von Genua wurde 1407 gegründet. Auch bei ihrer Einrichtung scheint als Bedingung ihrer Zulassung die Beschaffung eines Anlehens gestellt worden zu sein, für welches die Insel Corsica und andere Ländereien als Pfand geboten wurden. Die bei der Bank Beteiligten wählten acht Mitglieder aus ihrer Mitte als Verwaltungsbehörde. Diese Bank soll zuerst Noten ausgegeben haben bis zum Belaufe ihrer Forderungen an den Staat, welcher diese Noten für gesetzliche Umlaufsmittel erklärte. Die Bank von Amsterdam wurde am 31. Januar 1609 gegründet, nicht um den Finanzen des Staats aufzuhelfen, sondern aus kaufmännischen Absichten und nach strengen, diesen entsprechenden Grundsätzen. In Amsterdam, dem damaligen großen Mittelpunkt des Welthandels, liefen die Münzsorten von ganz Europa um, von denen aber viele so abgenutzt und verbraucht waren, daß ihr durchschnittlicher Wert oft viel niedriger stand, als ihr Münzgehalt war. Infolge dessen wurden die Münzen öfters eingeschmolzen und zeitweilig große Mengen exportiert, wodurch der Geldumlauf der Stadt bedenklichen Schwankungen ausgesetzt war. Deshalb beschlossen die Kaufleute von Amsterdam, nach dem Vorbild von Venedig, in ihrer Stadt eine Bank zu errichten, deren Guthabenscheine (Wechsel) ebenso wie in Genua einen festeren Kurs als gemünztes Geld besaßen. Nach dem Muster der Amsterdamer Bank wurde 1619 die Bank zu Hamburg angelegt, welche der Übertragung von Beträgen von der Rechnung eines Konto-Inhabers auf die eines anderen diente. Sie war Depositen- und Girobank und ließ sich niemals mit dem Staate in Geschäfte ein.

Die außerordentlichen Geldmassen, die sich in Verwahrung aller dieser Anstalten befanden, das Vertrauen, weches dieselben einflößten, der Wohlstand, den sie schufen, ihr Feststehen trotz Kriegsschrecken und anderer Heimsuchungen waren glänzende Lockungen für die englischen Kaufleute, Merchant-Adventurers und Staatsmänner. Namentlich war die Bank St. Georg zu Genua das Ideal der Engländer, da sie beinahe ihr drittes Jahrhundert glücklich zurückgelegt. Sie hatte Depositen in Empfang genommen und Anleihen vermittelt, ehe Kolumbus den Atlantischen Ozean durchschifft, ehe Vasco de Gama das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte, als noch ein christlicher Kaiser zu Konstantinopel regierte und ein mohammedanischer Sultan zu Granada, als Florenz eine Republik war und Holland einem Erbfürsten gehorchte. Das alles war anders geworden, neue Länder und neue Meere waren entdeckt, der Halbmond des Türken hatte das

Kreuz in Konstantinopel verdrängt, und in Granada, Florenz und anderen Teilen Italiens herrschten andere Regenten, Holland war eine Republik geworden — aber die Bank von Genua stand fester als am Tage ihrer Begründung. Weshalb sollte in London eine Bank nicht eben so am rechten Platz sein, wie in Hamburg, Genua und Amsterdam? Es war vielleicht neben dem Zwang der Umstände auch ein gut Teil Nationalstolz dabei, wenn trotz des Einspruchs Tausender, namentlich auch der Grundbesitzer, der Plan, der außer der Genehmigung des Königs in beiden Parlamenten vorgelegt werden mußte, schließlich durchging.

Allerdings fand auch jetzt, wie so oft in entscheidenden Momenten der Geschichte, die rechte Zeit den rechten Mann. Schon im Jahre 1691 hatte William Paterson der Regierung den Plan zu einer Nationalbank unterbreitet, der auch von Staatsmännern und Kaufleuten günstig aufgenommen war. Jahre vergingen jedoch, ohne daß etwas hierauf erfolgte, bis im Frühling 1694 die unglückliche Notwendigkeit an die leeren Kassen der Regierung und an die Tore des Parlamentes pochte. Jetzt endlich wurde der beste aller Pläne, welchen der fast vergessene schottische Abenteurer in seiner Genialität kühn entworfen, von einem ebenso kühnen Staatsmann ernstlich aufgegriffen.

Charles Montague sah indessen ein, daß er einen als Finanzgröße und Genie in der City geltenden Kaufmann in das Interesse ziehen müsse, um die Sache durch diesen in der Altstadt von London — im Parlamentshause war er des Sieges sicher — durchzusetzen. Er verband sich zu diesem Zweck mit Michael Godfrey, einem der fähigsten, redlichsten und reichsten Handelsfürsten jener Zeit, der, wie Montague selbst, ein eifriger Whig war und eben so viel Energie wie klaren Verstand besaß.

Die Bank von England wurde gegründet mit der ersten und nächsten Aufgabe, der Regierung für die Fortführung und Beendigung des Krieges mit Frankreich die Summe von 1500000 Pfd. St. zu leihen. Die Subskribenten oder Gläubiger sollten für ihre Einlagen Anteilscheine oder Aktien erhalten, die mit 8% zu verzinsen waren, daneben wurde die Verteilung von Dividenden aus dem Reingewinn in Aussicht genommen. Über 50000 Pfd. St. mußten nach den Statuten die Gouverneure und Direktoren an eigenem Vermögen in das Institut hineinlegen. Vermutlich wollte man ihre persönlichen Interessen mit denen der Bank verknüpfen. Heute pflegt man eher gegenteilig zu verfahren.

Man fürchtete anfänglich zwar, daß bei dem Aufbringen einer Million zu 8% die Beiträge nur langsam gezeichnet werden würden; die

neue Kapitalanlage war indessen von Anfang an so populär, daß am ersten Tage der Einzeichnung 300000 £ unterschrieben wurden, in den nächsten 40 Stunden dieselbe Summe und in weiteren 10 Tagen zum Entzücken aller Freunde der Regierung die Liste für geschlossen erklärt werden konnte. Die ganze Summe, welche die Bankgenossenschaft dem Staate zu leihen hatte, wurde vor dem ersten Einzahlungstermine der Schatzkammer bereits vollständig ausgeliefert. Lord Somers drückte dem Bank-Freibriefe, der mit Übereinstimmung und nach Vorschrift des Parlamentes abgefaßt worden war, freudig das große Siegel auf, und die Bank von England konnte ihre Tätigkeit beginnen. Vorüber waren jetzt die Zeiten, während welcher früher, wenn der Staatsschatz entleert war, die Steuern auf sich warten ließen, dagegen die Matrosen und Soldaten auf den in Rückstand gebliebenen Sold harrten, der Kanzler des Staatsschatzes mit dem Hut in der Hand, begleitet von dem Lordmayor und den Aldermännern, in den Straßen Cheapside und Cornhill demütig auf- und abgehen und 100 £ dort von einem Strumpfwarenhändler, hier deren 200 von einem Eisenhändler gleichsam erbetteln mußte. Die Regierung, die bisher mühselig ihre Hilfsmittel aus unzähligen kleinen Rinnsalen zusammenzuführen gezwungen war, konnte jetzt ihre Bedürfnisse aus jenem ungeheuren Reservoir ziehen, welches von nun an durch diese kleinen Zuflüsse unaufhörlich gespeist wurde.

Die Bill vom 7. Juli 1694, welche die „Bank von England" ins Leben rief, gestattete den Unternehmern, Wechselbriefe und edle Metalle zu kaufen und zu verkaufen, Vorschüsse auf Güter und Waren zu machen, Inkasso zu besorgen, Depositen anzunehmen usw. Das wichtigste Vorrecht aber, welches ihr weiterhin zugestanden wurde, bestand darin, Banknoten ausgeben zu dürfen. Die Direktoren wußten dieses Vorrecht auszubeuten. Sie emittierten gleichzeitig mit dem Schluß der Subskription 1200000 £ Banknoten und legten, um die zugesagte jederzeitige Einlösung der Noten gegen Metall sicher zu stellen, 300000 £ bar in der Bankkasse nieder. In ähnlicher Weise verfuhren sie bei späteren Notenausgaben und bei jeder Vergrößerung des Aktienkapitals. Trotz der bedeutenden Gewinne, welche die Bank dadurch machte, daß sie zinstragende Wechsel diskontierte und den Kaufleuten Banknoten, welche keinen Zins trugen, dafür gab, hatte sie doch anfangs mancherlei Unfälle zu erleiden. Schon zwei Jahre nach ihrer Gründung sah die Direktion sich gezwungen, baren Nachschuß von den Aktionären zu verlangen und einen Teil der Noten gegen sechsprozentige Schuldscheine einzuziehen. Im nächsten Jahre verloren ihre

Noten gar 15%, und alles drängte sich zu den Kassen, so daß der Bankerott nur dadurch abgewandt werden konnte, daß die Einlösung auf 14 Tage, später auf ein Vierteljahr beschränkt wurde. Dies wiederholte sich 1707, als ein Einfall Ludwigs XIV. in Schottland drohte, 1714, als der Tod der Königin Anna Unruhen hervorrief, sowie 1745 bei dem Vordringen der von dem Prätendenten geführten Schotten nach London.

Indessen war das jedesmal nur eine Panik weniger Tage, während deren das Publikum das Zutrauen zu der Zahlungsfähigkeit der Bank verlor. Nur einmal, gegen Ende des 18. Jahrhunderts sah sich die Bank genötigt, ihre Zahlungen förmlich einzustellen. Dies erfolgte 1797 während der langen und kostspieligen Kriege gegen Frankreich, welche der englischen Nation ungeheure Opfer auferlegten. Pitt hatte sich des Kredits bei der Bank in solchem Umfange bedient, daß dieselbe sich außer stande sah, ihre Noten einzulösen. Um sie aus dieser üblen Lage zu reißen, erließ Pitt einen Geheimbefehl, welcher der Bank die Einlösung ihrer Noten bis auf weiteres untersagte, und das Parlament hieß diese Gewaltmaßregel später durch die sogenannte „Restriktionsbill" gut. Nur dem patriotischen Sinne des Londoner Handelsstandes, welcher in einer öffentlichen Versammlung beschloß, die Noten der Bank, welche durch das Guthaben der Bank bei dem Staate vollständig gedeckt waren, nach wie vor in Zahlung anzunehmen, war es schließlich zu danken, daß das Land nicht in unabsehbares Elend gestürzt wurde. Allerdings hörten sie gleichzeitig auf, der Bank bares Geld anzuvertrauen, und da mit Notenausgaben der Regierung, die das Geld außer Landes brauchte, nicht gedient war, so stand es in dieser Zeit schlecht um England, an dessen Geldbeutel nicht nur von der eigenen Armee, sondern auch von den verbündeten europäischen Mächten gewaltige Ansprüche gestellt wurden. Damals ging in England der Stern des Hauses auf, das bald so meteorartig hell strahlen sollte, daß ganz Europa davon geblendet wurde, des Hauses Rothschild. Aber davon später. Vorher müssen wir noch einen Blick tun auf das Anleihewesen in denjenigen Ländern, die sich des Vorzugs einer staatlich begünstigten Landesbank noch nicht erfreuten.

Ihnen blieb eben einstweilen noch nichts anderes übrig, als sich an einzelne Geldgeber oder an Privatbanken zu wenden, die im Kreise der ihnen bekannten, meist im Dunkeln bleibenden Geldleute die gewünschten Summen auftrieben. Billig war Geld unter diesen Umständen nicht zu haben, außer den Zinsen mußten an die Vermittler meist ansehnliche

Vergütungen bezahlt werden. Aber es war für die meisten Staaten der einzige Weg, Geld zu erlangen, und mußte deshalb von vielen Fürsten beschritten werden, denen dieses Herumbetteln nach einer oder zwei Millionen im Grunde ihrer Seele zuwider war.

Wir müssen hier noch von einem Manne sprechen, dessen Charakteristik für das Verständnis des nachfolgenden notwendig ist, weil er bzw. seine Millionen zu dem Fundament gehörten, auf welchem später der gewaltige Bau des Hauses Rothschild sich erheben sollte. Dieser Mann war der Landgraf, später Kurfürst von Hessen, Wilhelm IX., bekannt als der größte Kapitalist seiner Zeit und als Gläubiger einer Menge von Staaten und Potentaten am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts. Wie war dieser Mann zu seinen Millionen gekommen? Er hatte sie zum Teil von seinem Vater, dem 1785 gestorbenen Landgrafen Friedrich geerbt, zum Teil nach dem Vorbilde dieses dunklen Ehrenmannes „erworben". Wir müssen hier eine der dunkelsten Seiten in der Geschichte unseres Vaterlandes aufschlagen, jene fluchbeladene Zeit, wo ein kleiner Fürst den anderen als Handelsmann mit Menschenfleisch verdunkelte. Indem sie ihre Untertanen als Soldaten an fremde Mächte vermieteten oder vielmehr verkauften, gelang es ihnen, ihre oft leeren Säckel wieder zu füllen. Der bedeutendsten Leistungen in diesem fürstlichen Erwerbszweige durfte sich der durchlauchtige Landgraf Friedrich II. von Hessen (1760—1785) rühmen, der England zur Bekämpfung der nordamerikanischen „Rebellen" 16992 Mann stellte, wofür er die geringfügige Summe von beinahe 22 Mill. Tlr. einsackte. Kein Wunder, wenn er seinem Thronfolger, dem vorhin erwähnten Landgrafen Wilhelm IX., ein Privatvermögen von 30 bis 36 Mill. Tlr. hinterließ, so daß derselbe zu seiner Zeit für den reichsten Fürsten galt.

Schon vor seiner Thronbesteigung hatte der Erbprinz Wilhelm selbständig Geschäfte betrieben, als Landesherr der Grafschaft Hanau, die damals noch von Hessen getrennt war, hatte er sogar seit 1776 seinem Vater Konkurrenz gemacht und seine Landeskinder hundertweise nach England verschachert. Die englische Regierung bezahlte ihn wie die übrigen Soldatenlieferanten meist mit Wechseln, die auf London gezogen waren, und zu deren Verwertung der Prinz die Banken von Hanau, Kassel, besonders von Frankfurt a. M. benutzte. Bei diesen Geschäften, später dann auch bei anderen, ist Rothschild mit dem Prinzen in Berührung gekommen. Aus dieser Quelle stammten also die Millionen, deren der Landgraf von Hessen immer einige in dem feuer- und diebes-

festen Schloßgewölbe zu Kassel liegen hatte. Weit größere Summen waren stets in Umlauf, um Zins zu tragen, denn der Landgraf lieh nicht allein deutschen und außerdeutschen Fürsten und Regierungen, sondern in kleineren Beträgen auch „an Privatleute jeder Art, von hohen Offizieren und Staatsbeamten bis herunter zu Bäckern und Schuhmachern".*) Schon als Erbprinz hatte er nicht allein selber gewuchert, sondern auch die Räte in Kassel, welche den Schatz des alten Landgrafen verwalteten, hatten nichts ohne seinen Willen getan. Wie solche Anleihen „unter der Hand" gemacht wurden, dafür nur ein Beispiel. Im Jahre 1784 brauchte der dänische Hof, der schon früher ansehnliche Summen in Hessen geliehen hatte, abermals dringend Geld, und es wurde ein Herr v. Wächter als Unterhändler nach Kassel gesandt. Mit den dortigen Gepflogenheiten völlig vertraut, begab sich Wächter aber zuerst nach Hanau zum Erbprinzen. Seinem Vater, der mit der Habgier eines alten Harpagon eine gehörige Dosis Mißtrauen verband, ganz ähnlich, stellte sich Prinz Wilhelm zunächst schwerhörig, weder Sicherheit noch Zinsen genügten ihm, und neben vielen anderen Gründen hielt er dem Unterhändler auch den alten Erfahrungssatz der Kapitalisten, sich mit großen Herren nicht in Geldgeschäfte einzulassen, entgegen. Wächter erschöpfte sich in Beredsamkeit, aber hier wie in Kassel gab es nur eine überzeugende Sprache, die des Goldes. Als der dänische Diplomat endlich dahinter gekommen war, beeilte er sich, den natürlichen Kindern des Erbprinzen unter der Hand ansehnliche Geschenke zuzusichern, im Falle ihr Vater sein Gesuch in Kassel unterstützen würde. Das erwies sich als die richtige Taktik, Wächter konnte alsbald, mit den besten Empfehlungen des Hanauer Hofes versehen, weiter reisen. In Kassel wiederholte sich dasselbe Spiel. Wächter mußte dort, wie Ehrenberg aktenmäßig nachweist, „sämtliche Mitglieder des für die Sache entscheidenden „Kriegskollegiums", unter denen sich Minister und Generale befanden, einzeln bestechen. Die hierdurch erwachsenden Kosten betrugen nicht weniger als $2^1/_3$% der Anleihesumme." Trotzdem kam diese Anleihe und auch noch manche spätere, schließlich zustande. Es ist begreiflich, daß Wilhelm, besonders später als Landgraf und nach seiner Entthronung und Verbannung als Kurfürst, sich nicht persönlich mit der Hergabe solcher Anleihen befassen mochte, sondern sie durch das Direktorium seiner

*) Rich. Ehrenberg „Große Vermögen", auch als Quelle für viele nachstehende Mitteilungen benutzt.

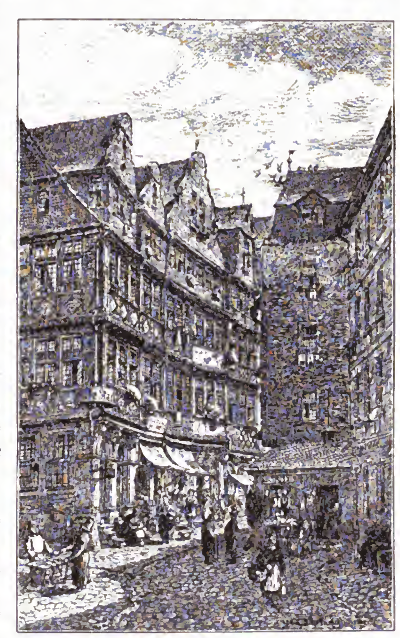
Kabinettskasse besorgen ließ, aber diese Zwischenhändler brachten für beide Teile manche Schwierigkeiten, die später, als sich der Kurfürst Rothschilds bediente, größtenteils fortfielen. So ließen sich die Direktoren der kurfürstlichen Kasse, außer namhaften Geldgeschenken, stets 1% der von ihnen befürworteten Anleihen von dem Schuldner als Provision zahlen, und um dieses glänzende Geschäft möglichst oft zu machen, vermittelten sie am liebsten Anleihen auf kurze Frist, um an demselben Gelde möglichst oft verdienen zu können. Umgekehrt war dem Geldgeber mit diesen kurzfristigen Geschäften gar nicht gedient, da er gegen neue Anleihgesuche stets mißtrauisch war, überhaupt nicht gern sah, daß von seinem Reichtum und seinen Geschäften etwas in die Öffentlichkeit drang, und gute, zinstragende Darlehen gerne längere Zeit stehen ließ. Wie sich unter diesen Umständen die Vermittelung mit der Zeit mehr und mehr auf einzelne Banken und seit 1800 immer ausschließlicher auf die Rothschildsche Bank in Frankfurt übertrug, so daß einerseits der Name des Kurfürsten als Geldgebers gar nicht mehr genannt zu werden brauchte, andererseits die lästige und kostspielige Bestechung der hessischen Beamten vermieden wurde, davon später näheres. Übrigens hatte Wilhelm schon als Landgraf Beziehungen nicht nur zu deutschen, sondern auch zu Londoner und Amsterdamer Banken, die einen Teil seines Vermögens verwalteten, ferner hatte er zwischen 1781 und 1793 allmählich eine Million Taler in englischen Staatsobligationen angelegt, so daß sein Vermögen auf möglichst vielen Karten stand und auch im ungünstigsten Falle immer nur ein Bruchteil davon verloren gehen konnte.

Maier Amschel Rothschild und seine Söhne.

Soviel auch über die Rothschilds in geschichtlicher, novellistischer und Legendenform geschrieben worden ist, so wenig davon ist verbürgt, um so mehr anderseits haben sich von diesen Mitteilungen als freie Erfindungen oder Irrtümer herausgestellt. Die Hauptpersonen, die Rothschilds selber, haben bisher mit wenigen Ausnahmen allen Anregungen widerstanden, über ihre Vergangenheit und die Ursachen ihres Reichtums ausführlichere Mitteilungen zu machen. Erst in der neuesten Zeit sind, zum großen Teil durch das Verdienst Ehrenbergs, zu den älteren Mitteilungen der Zeitgenossen einige urkundliche Belege für die Art des Aufsteigens dieser Familie hinzugekommen. Nach dem Werke Ehrenbergs sind denn auch hier die älteren Erzählungen über das Haus Rothschild, wo es erforderlich schien, berichtigt; trotzdem kann das nachstehende

keineswegs in allen Einzelheiten für unwiderleglich gelten. Immerhin wird zu dem hier Mitzuteilenden die spätere Forschung wohl vieles hinzuzufügen, aber kaum etwas für die Geschichte der Rothschilds wesentliches zu berichtigen haben.

Maier Amschel Rothschild erblickte das Licht der Welt in der Judengasse zu Frankfurt a. M. im Jahre 1743, zu welcher Zeit in den 195, drei Stockwerk hohen und mit hohen Giebeln versehenen Häusern dieses Ghetto, in den kein frischer Luftzug dringen konnte, gegen 4000 Seelen existierten. Der Vater des späteren Millionärs, Amschel Moses, war ein ehrsamer Frankfurter Handelsjude. Die Familie schrieb sich ursprünglich Bauer, wie aus den alten Standesbüchern hervorgeht; erst Maier Amschel nahm den Namen „Rothschild" an, wahrscheinlich nach dem Namen des Hauses des Vaters, das nicht mehr existiert. Von dem alten Amschel Moses weiß man nur, daß er seinen Sohn mit einem Geldsäckchen zu den Bankiers der Stadt herumschickte, um Münzen gegen grobe Geldsorten umzuwechseln. Dies wurde für den letzteren aus dem Grunde wichtig, weil er mitunter auch sehr seltene Geldmünzen eintauschte und weil hierdurch in ihm Interesse für



Die Judengasse in Frankfurt a. M.
Aufgenommen und gezeichnet von Otto Lindheimer.

die Münzkunde erwachte und er ein tüchtiger Münzkenner wurde, was sich später für ihn von großem Nutzen erwies.

Der Vater hatte den Knaben nicht zum Handelsmann bestimmt, sondern ein höheres Ziel für ihn ins Auge gefaßt: er sollte das Gesetz auslegen, d. h. Rabbiner werden. Maier Amschel verlor angeblich seine Eltern bereits in seinem zwölften Jahre. Doch hatten ihm dieselben Mittel hinterlassen, um sich nach Fürth begeben und dort, dem Wunsche seines Vaters gemäß, jüdische Gottesgelahrtheit studieren zu können. Davon kam jedoch Maier Amschel bald wieder zurück, dieweil ihn unwiderstehliche Neigung zum Handel hinzog. Den Handel soll er nach neueren Nachrichten zuerst bei seinem Vater erlernt haben; ist das richtig, so müßte die obige Nachricht von dem frühen Tode desselben falsch sein. Vielleicht gab es mehr als einen Rothschild in Frankfurt, so daß eine Verwechselung vorliegt. Jedenfalls vollendete der junge Maier Amschel, der keineswegs ungebildet war, seine Ausbildung in dem Bankhause Oppenheim in Hannover, wo er sich durch seine Rechtlichkeit, seine Treue und Geschicklichkeit eine sehr gute Stellung erwarb. Gegen Ende der sechziger Jahre konnte er bereits mit einem eigenen kleinen Kapital nach Frankfurt zurückkehren, um sich dort selbständig als Geldwechsler niederzulassen.

In der freien Reichs- und Handelsstadt blühten, seit ihr, schon vor fünfhundert Jahren, Kaiser Ludwig der Bayer einen Gunstbrief verliehen, Handel und Verkehr, und mannigfache Rechte und Freiheiten schützten und hoben die Gewerbstätigkeit. Mitte des 18. Jahrhunderts stand die Kaiserkrönungsstadt in höchstem Ansehen, und ihr Wohlstand war sprichwörtlich. Keinerlei Druck hemmte den Verkehr; zu den damals noch sehr berühmten Messen der südwestdeutschen Handelsmetropole strömten jährlich gegen 50000 Käufer und Verkäufer aus der ganzen Welt. Im Jahre 1770 verheiratete sich Maier Amschel mit einer Frankfurterin, Gudula Schnapper, mit welcher er lange Jahre in glücklicher, durch zehn Kinder — fünf Söhne und fünf Töchter — gesegneter Ehe lebte. Frau Gudula ist erst 1849 im Alter von 96 Jahren in demselben Hause gestorben, das ihr Mann um 1780 gekauft hatte und aus dem sie 37 Jahre vor ihrem Tode den Gatten, welcher den Grund zum Glück der Familie gelegt, nach seiner letzten Ruhestätte hatte bringen lassen. Nichts vermochte die Greisin zu bestimmen, dieses Haus, von wo aus sie ihre Söhne zu einem mehr als fürstlichen Vermögen und dem höchsten Ansehen hatte gelangen sehen, mit einem schöneren zu vertauschen.

Ihr erschien das Aufgeben dieser Wohnung wie eine schwere Versündigung, ja sie glaubte, das Glück könnte von ihrer Familie weichen, wenn sie, sich selbst überhebend, das bescheidene Domizil verlassen würde, in welchem der Grund zu der Wohlfahrt ihrer zahlreichen Nachkommenschaft gelegt worden war.

Wir kehren zu Maier Amschel zurück. In der ersten Zeit seines selbständigen Auftretens widmete er sich den unter seinen Glaubensgenossen üblichen Makler- und Geldwechslergeschäften, dem Tausch, Ankauf und Verkauf von altem Gold und Silber, von Münzen, antiken Geräten, kleinen Kunstwerken und dergl. Seine Umsicht und die unbeugsame Redlichkeit, womit er die von ihm eingegangenen Verpflichtungen erfüllte, lenkten die Aufmerksamkeit reicher jüdischer Geldleute auf den vielgeschäftigen, aber stets verlässigen Mann. Bald wurde er von verschiedenen Kapitalisten und Bankiers zu Frankfurt, Darmstadt und Mainz als Zwischenhändler herangezogen, und da er die ihm übertragenen Geschäfte mit ebenso großer Verschwiegenheit wie Einsicht besorgte, so befestigte er dadurch seinen guten Ruf immer mehr. Nachdem sich hierdurch seine eigenen Mittel gemehrt hatten, betrieb er mit Geschick und Glück den Handel mit Wertpapieren und verwandte Geschäftszweige auf eigene Rechnung und Gefahr. So dehnte sich sein Geschäftsumfang immer weiter aus, aber auch gleichzeitig sein Gesichtskreis. Später betrieb er ein bedeutendes Geschäft in englischen Manufakturwaren im Hause des Lederhändlers Jacobi in der Schnurgasse. Als Kuriosität zeigt man sich noch Empfehlungskarten aus jener Zeit, worauf das Geschäft als in Frankfurt a. M. und Leipzig tätig bezeichnet ist, und zwar in deutscher und hebräischer Sprache. Der Handel in englischen Manufakten war ja, insbesondere während der Zeiten der Kontinentalsperre, sehr gewinnreich. So gab es der Beziehungen und Geschäfte stets mehr, und als Maier Amschels Söhne



Maier Amschel Rothschild.
Der Begründer des Hauses Rothschild.

heranwuchsen, hatte er sie zu tüchtigen Gehilfen ausgebildet, als welche sie ihm auch allzeit getreulich zur Seite gestanden haben.

Es muß etwa um das Jahr 1775, also nicht allzulange nach dem Beginn der eigenen Tätigkeit Rothschilds in Frankfurt gewesen sein, als er in Berührung mit dem oben charakterisierten Erbprinzen von Hessen kam, und zwar, wie der Frankfurter Historiker Kriegh erzählt, auf folgende Art.

Der im Anfange des 19. Jahrhunderts verstorbene hannoversche Generalleutnant Emmerich Otto August Baron von Estorff war als Generaladjutant des Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg im Siebenjährigen Kriege in Beziehungen zu dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel getreten, die sich zu dessen Nachfolgern, Friedrich II. und Wilhelm IX., noch intimer gestalteten. Der Baron, der nicht nur als ein sehr kenntnisreicher Offizier, sondern auch als ein Muster von Gefälligkeit und Uneigennützigkeit geschildert wird, erteilte den beiden letzten Fürsten während einer langen Zeit in rein militärischen Angelegenheiten willig Ratschläge, dagegen schlug er es wiederholt und entschieden ab, sich mit ihren finanziellen Angelegenheiten zu befassen, wofür er dem Erbprinzen Wilhelm IX. jedoch einen „gewissen Rothschild“ in Frankfurt (unseren Maier Amschel) vorschlug. Baron Estorff kannte denselben infolge seiner persönlichen Berührungen mit dem Wechselhause Oppenheim, seinem Bankier in Hannover, mit dem er ebensowohl in seiner militärischen Stellung, wie auch als Großgrundbesitzer, dem die sämtlichen Estorffschen Güter in Hannover gehörten, öfter und meist bedeutende Geldgeschäfte zu erledigen hatte. Hier nun hatte er Maier Amschel als einen ebenso klugen und tätigen, wie streng rechtlichen und zuverlässigen Mann kennen gelernt.

Man erzählt sich nun, der Prinz sei, als Maier Amschel infolge jener Empfehlung zum ersten Male im Schlosse zu Kassel (wahrscheinlich wohl in Hanau) erschienen, gerade von einer Partie Schach in Anspruch genommen gewesen. Die Partie stand für ihn nicht sehr günstig, als sich Rothschild bescheiden die Erlaubnis ausbat, dem Prinzen einen gewissen Zug raten zu dürfen. Dieser Zug ließ den Prinzen die Partie gewinnen und erweckte in ihm ein günstiges Vorurteil für den jungen Geschäftsmann, das sich infolge der anschließenden Unterredung noch günstiger gestaltete.

So wichtig diese Verbindung für das Haus Rothschild auch später werden sollte, war sie zunächst längere Zeit hindurch sehr lose und be-

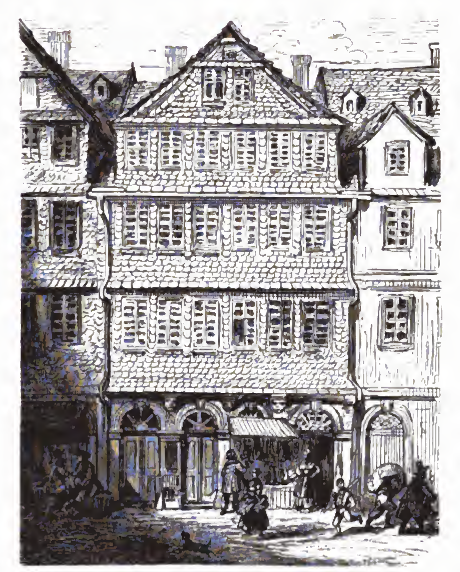
schränkte sich zumeist auf gelegentliche Münzkäufe des Prinzen von Maier Amschel, der ein guter Kenner von alten Münzen war, und dergleichen bei seinen Wechselgeschäften häufig in die Hände bekam. Dann erhielt letzterer von dem Prinzen auch wohl gelegentlich andere Aufträge, wie die Zinserhebung ausländischer Kapitalien, und bedeutend später, als Wilhelm bereits mehrere Jahre Landgraf war, wurde Rothschild auch bei den früher erwähnten Verkäufen englischer Wechsel beschäftigt. Wir müssen diese Wechselgeschäfte hier mit einigen Worten erläutern. Da Gold und bares Geld, wie wir wissen, damals nicht gern exportiert wurde — in den meisten Staaten war die Goldausfuhr einfach verboten, so wurden internationale Verbindlichkeiten häufig durch Wechsel erledigt. So bezahlte z. B. die englische Regierung die von den deutschen Landesfürsten geworbenen oder richtiger gekauften Soldaten fast nur mit Wechseln, die auf das königliche Schatzamt oder die Bank von England gezogen waren, d. h. dort bei Präsentierung bezahlt wurden. Der Landgraf gab diese Wechsel weiter an Banken, die entweder mit England im Verkehr standen oder sie ihrerseits an Kaufleute übergaben, bei denen dies der Fall war. So gelangten die Wechsel schließlich, z. B. bei der Bezahlung englischer Stahl- oder Wollwaren, in englische Hände zurück. Ja als bequemes Zahlmittel im Verkehr mit englischen Kaufleuten waren solche Wechsel sogar gesucht, und wurden zeitweilig über ihren eigentlichen Wert bezahlt, während gewöhnlich ihr Kurs sich nahe an den Betrag hielt, den der Wechsel angab, (19 bis 19½ Sch. für das Pfd. St.) und nur, wenn das Wechselangebot zeitweilig beträchtlich über den Bedarf stieg, niedriger sank. Konnte nun der Bankier die Wechsel um einige Prozent höher verkaufen, als er sie vom Landgrafen bezog, so war mit ihrem Umsatz ein beträchtliches Geschäft zu machen. Mit diesem Geschäft hatten sich aber mehrere Frankfurter Banken schon längst befaßt, ehe Rothschild dazu gelangte. Ihm fehlte eben damals noch das Kapital, die zu übernehmenden Wechsel sofort zu bezahlen, und dadurch war ihm seine Konkurrenz einstweilen voraus. Im Jahre 1789 wandte sich, wie Ehrenberg erzählt, Maier Amschel an den Landgrafen schriftlich mit der Bitte, bei weiteren Verkäufen berücksichtigt zu werden. Er bezog sich dabei auf frühere derartige Geschäfte, die er in Hanau gemacht hatte. Trotzdem zog der Landgraf noch in Frankfurt und Hanau Erkundigungen ein, und es ergab sich, daß Rothschild in Hanau öfters englische Wechsel auf Kredit erhalten, denselben auch völlig verdient und mehrfach die höchsten Preise erzielt habe. Daraufhin erlangte das Geschäft Kredit zunächst bis 800 Pfd.

St., der aber bald erhöht wurde, wenn es auch noch lange dauerte, bis er seine Mitbewerber überflügelte und endlich, wie es scheint, ganz aus dem Felde schlug. So hatte der Landgraf 1794 150000 Pfd. St. Wechsel zu verkaufen, um die sich außer Rothschild sechs andere Frankfurter Firmen bewarben; vier von ihnen erhielten größere Aufträge, Rothschild war aber nicht darunter. Vier Jahre später erhielt er ein Drittel der damals unterzubringenden Wechsel, und bald darauf kaufte er eine größere Partie gegen Barzahlung.

Dies war aber nur eine Art der Geschäfte, die Rothschild mit dem Landgrafen verbanden, und in deren Verfolg er nicht nur mit der Zeit ein vermögender Bankier wurde, sondern vom „Hofagenten" des Fürsten allmählich zum „Hofbankier" und endlich zum „Oberhofbankier" anstelle des Kasseler Juden Feidel David avancierte. Wichtiger und jedenfalls auch einträglicher war seine Vermittlerrolle bei den früher beschriebenen Anleihegeschäften, durch welche der Landgraf allmählich der Gläubiger von halb Mitteleuropa wurde. Diese Beziehungen scheinen erst 1801 begonnen zu haben. Wir müssen hier, um bei der historischen Wahrheit zu bleiben, einschalten, daß es wohl nicht nur die anerkannte und von vielen Zeitgenossen bezeugte Rechtlichkeit des alten Maier Amschel war, die ihn schließlich so eng mit den Geschäften des Landgrafen verband. Bei einem so überaus mißtrauischen und kleinlichen Fürsten, wie Wilhelm IX. war, hätte das allein nicht genügt, er würde stets den Einflüsterungen seiner Umgebung, seiner Kinder, seiner Räte und Vertrauten mehr nachgegeben haben, als der einfachen Empfehlung strenger Solidität und Pflichttreue. Aber Rothschild verband in der Tat mit den biblischen Taubeneigenschaften die „Schlangenklugheit" und wußte sich eben diejenigen zu verpflichten, auf die es hauptsächlich ankam, um das Ohr des Landgrafen zu erlangen. Schon früh scheint er zu einem der ersten hessischen Beamten, ohne dessen Rat der Fürst in Anleihesachen nichts zu tun pflegte, in engen Beziehungen gestanden zu haben. Später wußten Eingeweihte, daß eben dieser Minister mit dem Hause Rothschild so gut wie assoziiert war. Allerdings werden die übrigen Bankfirmen, mit denen der Landgraf arbeitete, in erster Linie Rüppell und Harnier in Frankfurt, das Mittel der Bestechung, das in Hessen so gang und gäbe war, nicht weniger liberal gebraucht haben.

Die Anleihegeschäfte begannen damit, daß dem Bankgeschäft größere Summen, z. B. 1801 160000 Taler, im nächsten Jahre 200000 Gulden gegen billige Zinsen anvertraut wurden, die Rothschild in den Stand setzten, sich an öffentlichen Anleihen zu beteiligen. Wenn von einer

vertrauenerweckenden Seite, von Städten, Landesherren oder Regierungen das Ersuchen einer solchen Anleihe an eine größere Bank — für das deutsche Reich kam Frankfurt in erster Linie in Betracht — herantrat, so suchte sich der Bankier auf der Börse mit anderen Geschäftsfreunden zu einigen, um gemeinsam die erforderliche Summe zu beschaffen. Das



Das Haus Maier Amschel Rothschilds in der Judengasse zu Frankfurt a. M.

persönliche Vertrauen spielte dabei eine bedeutende Rolle. In der Regel hatte man auf beiden Seiten den Wunsch, das Geschäft geheim zu halten, auf seiten der Bank, damit nicht andere Geldgeber sich dazwischen steckten und die Anleihe zu günstigeren Bedingungen anboten, auf seiten des Schuldners, um den für weitere Anleihen erforderlichen Kredit nicht zu schädigen. Das in den Anleihen steckende Geld war natürlich, genau

wie heute, nicht das der Banken selbst, sondern ihrer Klienten, und zwar bei den in Frankfurt vermittelten Anleihen recht oft des hessischen Landgrafen. Seit 1801 also finden wir Rothschild bei solchen Geschäften eifrig beteiligt, er vermittelte Anleihen für Hessen-Darmstadt, für die Landstände in der Pfalz u. a. m. Die betreffenden Behörden stellten für den empfangenen Betrag schon damals nicht einen einheitlichen Schuldschein, sondern solche über Teilbeträge desselben aus, Obligationen, auf denen sowohl der Termin der Rückzahlung als die Zinshöhe und die Art der Verzinsung vermerkt war. Letztere geschah meist durch das die Anleihe vermittelnde Bankhaus. Die Obligationen kamen allerdings noch nicht in dem heutigen Umfang in den öffentlichen Verkehr, aber sie gingen doch zuweilen aus einer Hand in die andere, allerdings kam es auch vor, daß z. B. die preußische oder dänische Regierung ersuchte, die von ihr ausgestellten Obligationen nicht weiter zu geben.

Dänemark war es, mit welchem Rothschild die ersten größeren Anleihen vermittelte. Das geschah — seit 1802 etwa — auf höchst diskrete Weise, ja sogar auf dem Umweg über Hamburg, wo eine dem alten Rothschild offenbar nahe stehende Bankfirma Lawaetz als sein Agent auftrat, ohne ihn überhaupt zu nennen. Das entsprach vielleicht dem Wunsch des Landgrafen, der es nicht gerne sah, wenn er als Kapitalist in den Mund der Leute kam, und der vielleicht fürchtete, daß man, wenn Rothschild eine Anleihe anbot, ohne weiteres auf ihn als den Hintermann riet. Aber wahrscheinlicher ist, daß Rothschild deshalb so im geheimen arbeitete, weil er die Konkurrenz der anderen Frankfurter Häuser fürchtete, von denen besonders das größte, Gebrüder Bethmann, bisher vorzugsweise die dänischen Anleihen vermittelt hatte. Bei einem späteren Geschäft, im Jahre 1804, verriet der Hamburger Vermittler übrigens sowohl seine Auftraggeber als die eigentliche Quelle des angebotenen Kapitals von 200000 Taler, die er dem dänischen Finanzministerium offerierte. „Dieser Darleiher", schrieb nämlich Lawaetz nach Kopenhagen, „ist ein äußerst reicher Kapitalist und dem dänischen Hofe ungemein geneigt; wahrscheinlich sind noch größere Summen zu erlangen." Dann fügte er ganz naiv hinzu, die auszustellenden Obligationen könnten direkt nach Kassel gesandt werden, und die Zinscoupons sollten bei dem kurhessischen Oberhofagenten Maier Amschel Rothschild zahlbar gemacht werden. Er hätte ebensogut schreiben können, beim Kurfürsten von Hessen (das war der Landgraf seit dem vorigen Jahre), denn man wußte in Kopenhagen jetzt ganz genau, bei wem man in der Kreide saß. Mit dieser Anleihe unterbot Rothschild

bei weitem die Gebrüder Bethmann, die Dänemark gleichzeitig einige hunderttausend Taler unter viel schlechteren Bedingungen offerierten.

Warum damals Rothschild und der Kurfürst dem dänischen Hofe das Geld sozusagen an den Hals warfen? Denn bis 1806 gingen noch beinahe zwei Millionen Taler denselben Weg. Wir brauchen nur einen Blick auf die politischen Verhältnisse dieser Jahre zu werfen, um das zu begreifen.

Der eiserne Kehrbesen für die politischen und moralischen Sünden einer tief gesunkenen, zumal im deutschen Reiche tief gesunkenen Zeit, Napoleon der Erste, war eben in voller Arbeit. Ein verheerendes, aber auch reinigendes Gewitter, wühlte und warf er alle Verhältnisse um, und niemand, der heute aufrecht stand, wußte, ob er nicht morgen am Boden liegen würde. Das war auch wirtschaftlich eine trübe Zeit ohne Sicherheit und Stätigkeit. So schwer es damals für schwach fundierte Staaten war, sich Kredit zu erhalten, so schwer war es umgekehrt für die Kapitalisten, ihr Geld sicher anzulegen. Darum einerseits das vergebliche Haschen nach Gold um jeden Preis in Preußen, Österreich, Rußland, den am Kriege mit Napoleon meistbeteiligten Ländern, andererseits die Hast, überflüssiges Gold rechtzeitig dort unterzubringen, wo man es für leidlich sicher hielt. Wie nötig es der Kurfürst in dieser Beziehung hatte, darauf kommen wir noch ausführlich zurück. Vorher wird es notwendig sein, um ein paar Jahre zurückzugreifen, um den Anfängen der späteren Weltherrschaft unseres Hauses, dem Kosmopolitismus der Rothschilds nachzugehen.

Der alte Maier (oder wie er selbst sich die längste Zeit seines Lebens schrieb: Meyer) Amschel war um die hier in Rede stehende Zeit längst nicht mehr auf sich allein angewiesen. Eine Schar herangewachsener Söhne umringte ihn, auf deren geschäftlichen Scharfsinn er sich fast wie auf seinen eigenen verlassen konnte. Der erstgeborene unter ihnen, Anselm Maier, 1773 geboren, war wohl schon in den neunziger Jahren der stille Teilhaber des Vaters und wurde auch bestimmt, das Geschäft nach dessen Tode daselbst fortzuführen. Nur ein Jahr jünger war sein Bruder Salomon, der als geschickter Unterhändler später viel auf Reisen war und an Entschlossenheit des Handelns und weitem Blick dem dritten der Söhne, Nathan Rothschild, am nächsten kam, wenn auch diesen genialsten aller Brüder keiner, weder von ihnen noch aus den späteren Familien erreichte. Von ihm gleich ausführlicheres. Der vierte Sohn Karl Maier wurde 1788 geboren, spielt also gleich dem jüngsten,

dem 1792 geborenen Jakob, zur Zeit unserer Erzählung, nämlich um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, noch keine Rolle. Dennoch und trotz der an Umfang stetig wachsenden Geschäfte wurde es den Brüdern im Vaterhause bereits zu eng.

Es war der dritte und tatkräftigste der Söhne, Nathan Rothschild, der zuerst die Heimat verließ, wahrscheinlich im Jahre 1800. Nach älteren Nachrichten schon 1798, aber damals war Nathan erst 21 Jahre, und so jung hätte ihn der Vater doch wohl kaum mit dem immerhin ansehnlichen Kapital von 400000 M. in die Welt hinausgeschickt. Der Anlaß dazu war übrigens nicht das Bankgeschäft, sondern der Manufakturenhandel, den Rothschild, wie schon früher flüchtig erwähnt wurde, in Frankfurt betrieb. Nathan hat sich später über die Gründe und ersten Erfolge seiner Übersiedelung nach England gegen seinen Freund Sir Th. Foxwell Buxton ausgesprochen, so daß wir wenigstens über diese Epoche des Geschäftshauses eine kurze authentische Mitteilung besitzen. „Es war", so erzählte der damals bereits auf der Höhe seines Glückes stehende Bankier, „in der Stadt nicht genug Raum für uns alle. Ich machte Geschäfte in englischen Waren. Ein Engländer kam herüber, der den Markt ganz für sich hatte; er spielte den Großen und tat, als erwiese er uns eine Gnade, wenn er an uns verkaufte. Ich beleidigte ihn auf irgend eine Weise, er lehnte es deshalb ab, mir seine Muster vorzulegen. Dies geschah an einem Dienstag. Ich sagte zu meinem Vater: ich will nach England gehen. Ich konnte nur Deutsch sprechen, aber am Donnerstag schon reiste ich ab. Je näher ich England kam, desto wohlfeiler wurden die englischen Waren. Als ich in Manchester angelangt war, verwendete ich meine ganze Barschaft zu Einkäufen. Es war ja alles so spottbillig, und ich machte einen guten Profit. Ich fand bald, daß bei dem ganzen Geschäft ein dreifacher Nutzen gemacht wurde: am Rohmaterial, beim Färben und bei der eigentlichen Fabrikation. Ich sagte zum Fabrikanten: „Ich liefere dir Material und Farbe, und du lieferst mir fertige Ware." So zog ich dreifachen Nutzen und konnte billiger als alle anderen verkaufen. In kurzer Zeit verdiente ich mit meinen 20000 Pfd. St. das doppelte, so daß ich 60000 besaß. Mein Erfolg beruhte auf einem einzigen Grundsatze. Ich sagte mir: was ein anderer kann, das kann ich auch, deshalb bin ich dem Mann mit den Mustern gewachsen und allen anderen auch. Ich hatte noch einen weiteren Vorteil, ich war ein Kaufmann aus dem Stegreif. Ich nahm alles mit und schloß immer meinen Handel auf der Stelle ab."

Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß das Warengeschäft zwischen England und Deutschland seit 1800 durch den englisch-französischen Krieg sehr erschwert wurde. Allerdings wurde die Kontinentalsperre erst 1806 erklärt, aber schon vorher war es nicht leicht, englische Manufakturen in großen Posten über Holland oder Hamburg ungefährdet einzuführen. Aber gerade das Schwierige hatte für Nathan Rothschild stets den größten Reiz, nicht gerade deshalb, weil es schwierig war, sondern weil es in der Regel doppelten Gewinn versprach. Es siedelten damals, um diese Chancen auszunutzen, zum Teil wohl auch um den Drangsalierungen der deutschen Geschäftswelt durch Napoleons ewige Kontributionen zu entgehen, auch zahlreiche andere Geschäftsleute nach England und besonders nach Manchester, dem Hauptsitz der gerade aufblühenden Kalikofabrikation, über. Aber nicht einer unter ihnen kam dem geriebenen Frankfurter Juden an Erfolg gleich. Während seine Konkurrenten sich begnügten, entweder Fabrikanten oder Verkäufern zur Hand zu gehen, wußte er nach beiden Richtungen hin zu verdienen und noch dazu als Bankier für alle Branchen. Nach Verlauf von einigen Jahren (1803) siedelte Nathan im Besitz eines Vermögens von 200000 £ von Manchester nach dem Schauplatz des Welthandels über, woselbst seine Geschäfte nach kurzer Zeit zu einer solchen Bedeutung gelangten, daß Levi Barnett Cohen, einer der jüdischen City-magnaten, ihn sich zum Schwiegersohn erkor.

Es wird jedoch erzählt, daß dieser es fast bereut habe, dem jungen Manne, dessen Spekulationsgeist von Tag zu Tag sich kühner erhob, das Schicksal seiner Tochter anzuvertrauen; aber Nathan Maier soll ihn beruhigt haben, mit den Worten: „Ihr habt mir nur eine von Euren Töchtern gegeben; aber, was das anbetrifft, Mr. Cohen, so hättet Ihr kein besseres Geschäft machen können, als wenn Ihr sie mir alle zusammen gegeben hättet.“

Der Ruf seiner Geschicklichkeit in finanziellen Operationen — die Kunst in fünf Jahren sich beinahe eine Viertelmillion Pfund zu erwerben, war damals selbst für London etwas Seltenes — war vor der Ankunft des jungen Rothschild nach London gedrungen und hatte ihm die Wege geebnet. Er fand gleich von vornherein auf der Börse, besonders unter seinen Glaubensgenossen, Gönner, Freunde, Bewunderer. Einige Jahre später versuchte auch er sich auf dem Felde der öffentlichen Anleihen. Hierbei begünstigte ihn ein außerordentlicher Scharfsinn und das ihm fast angeborene Talent, den Stand des Geldmarktes zu jeder Zeit richtig zu beurteilen. Aber bevor wir von seinen ersten großen Erfolgen auf

dieser Bahn erzählen, ist es notwendig noch einmal auf den damaligen Stand des Frankfurter Geschäftes zurückzukommen.

Wir waren bei den dänischen Anleihen stehen geblieben, welche Rothschild in den Jahren 1802 bis 1806 für den Kurfürsten von Hessen vermittelte, und welche er für beide Teile befriedigender als die früheren kurzfristigen Anleihen anderer Banken gestaltete. Rothschild handelte dabei sehr anständig und reell, denn er hätte bei häufigeren Darlehen auf kurze Zeit viel mehr an Provisionen verdienen können. Eine dieser alten dänischen Staatsobligationen, wie sie der Kurfürst damals erhielt, liegt noch jetzt nebst den zugehörigen Zinscoupons im Archiv zu Kopenhagen, die Coupons nach Ehrenberg mit folgendem Wortlaut:

„Den 1. Februar 1806 zahlt der Chur-Hessische Ober-Hof-Agent Meyer Amschel Rothschild in Frankfurt am Mayn für die Obligation No. .... auf 1000 Reichsthaler in Louisdor lautend, datirt den 1. Februar 1805, die Zinsen für das letztverflossene Jahr mit 45 Reichsthaler in Louisdor, jeden Louisdor zu 5 Reichsthaler gerechnet. Königliches Finanz-Collegium zu Kopenhagen, den 1. Februar 1805."

Um diese Zeit fällt der Sturz des Kurfürsten, den er zwar durch eine unentschlossene und zweideutige Haltung gegenüber den Verbündeten einerseits, Napoleon andererseits aufzuhalten suchte, aber nicht verhindern konnte. Im Oktober 1806 mußte der alte Herr, der bis dahin in Kassel wie ein Drache über seinen Schätzen gebrütet, Stadt, Land und Mammon verlassen, um sich selber in Sicherheit zu bringen. Es gehen die rührendsten Erzählungen um, wie er seine Geldkisten vorher zu Rothschild nach Frankfurt gebracht und ihm seinen ganzen Schatz bedingungslos anvertraut habe. Wie der alte Maier Amschel auf Ehre und Gewissen versprochen, dieses Vertrauens sich würdig zu erweisen, lieber sein eigenes Geld zu verlieren, als das Depot seines Herrn zu verraten usw. Wie alsdann, als die Franzosen, von dem Vorgefallenen unterrichtet, die Bank durchforschten, Rothschild in der Tat sein gesamtes Vermögen verloren, aber den wohl versteckten Schatz des Kurfürsten gerettet habe. Es ist wenig unter diesen Geschichten, was nicht erdichtet wäre, am meisten das Märlein von dem Vermögensverluste Rothschilds. Allerdings hatte Frankfurt damals an den französischen Marschall Augereau eine Kriegskontribution von 4 Millionen aushändigen müssen, welche der Stadt unter dem leeren Vorwande „häufigen Verkehrs mit englischen Waren und heilloser Begünstigung britischer Agenten" abgezwungen worden ist; doch sah sich Rothschild davon nicht mehr, als jeder andere Frankfurter Bürger in seiner Lage, betroffen.

Über diesen Gegenstand hat sich unter anderem auch der Historiker Fr. Christoph Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ausgesprochen, der damals in Frankfurt lebte und als Zeitgenosse und hochangesehene Persönlichkeit in Betreff der Vorgänge aus jener Periode wohl unterrichtet sein konnte. Er erzählt:

„Wir alle, die wir damals (1806) in Frankfurt auf Preußen hofften und das Manifest desselben vortrefflich fanden, freuten uns, als den Kurfürsten schon nach vierzehn Tagen, nachdem er sich neutral und nicht am Kampfe gegen Napoleon Anteil zu nehmen erklärt hatte, die Nemesis erreichte, und bedauerten nichts mehr, als daß uns ein Pflichtgefühl verbot, den Franzosen zu sagen, daß sein übel erworbenes Geld in Amschel Rothschilds Keller liege. Dort lag es verborgen in Rothschilds Weinfässern, weil durch ein Dekret des Kaisers Napoelon die Kontinentalsperre gegen England ins Leben gerufen war, und letzteres dagegen Repressalien angeordnet hatte, wonach nichts von deutschen Häfen aus nach England gebracht werden konnte."

Das einzige, was außer der Erwähnung der Kontinentalsperre an dieser Erzählung richtig ist, dürfte der wahrscheinlich allgemeine und aufrichtige Wunsch des Volkes gewesen sein, daß der Kurfürst, der kleine bestgehaßte Absolutist, der „Menschenhändler", bei dieser Gelegenheit sein „übel erworbenes" Geld loswerden möge. Und gerade dieser Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Wenn auch Ein- und Ausfuhr im allgemeinen unterbunden waren, für einen gewandten Kaufmann mit guten Verbindungen war damals eine Sendung nach England keineswegs etwas Unmögliches. Wilhelm hatte seinen Schatz, ungefähr vier Millionen Taler bar, in der Tat dem alten Rothschild übergeben, bevor er sich nach Kopenhagen in Sicherheit brachte, aber nicht, damit Rothschild die Millionen als sichere Beute der Franzosen in seinen Weinfässern verstecke, sondern um sie so rasch und so sicher als möglich unterzubringen oder fortzuschaffen. Rothschild wählte den für ihn bequemsten Weg, er sandte das ganze Geld mit sicherer Gelegenheit nach London an seinen Sohn Nathan. Letzterer selbst hat darüber eine kurze und bündige Mitteilung hinterlassen. „Es war", erzählte er, „keine Zeit zu verlieren. Mein Vater sandte mir das Geld nach England. Ich erhielt plötzlich 600000 Pfd. St. mit der Post, und verwaltete die Summe so gut, daß der Kurfürst mir später seine sämtlichen Vorräte an Wein und Leinen schenkte."

Verwaltete Nathan das Geld gut im Interesse des Kurfürsten, so benutzte er es nicht minder gut zu seinem eigenen Emporsteigen; seit 1806

begann eigentlich der unglaublich rasche Aufschwung des Londoner Hauses Rothschild, welches das Frankfurter Mutterhaus bald ganz in den Schatten stellen sollte. Erinnern wir uns, wie überall damals in England Geschäftsstockungen herrschten, wie knapp infolge des unaufhörlichen Krieges mit Napoleon das Geld geworden war. Gold und Silber waren gleichsam vom Markte verschwunden, England hatte Papierwährung, die Bank war am Ende ihrer Kräfte angelangt, die ersten Firmen, die Goldsmid, Hope, Baring fühlten den Boden unter sich wanken. In diesem Augenblick 600000 Pfd. St. Bargeld in Händen zu haben, war mehr, als wenn man 10 Jahre vorher oder nachher ebensoviel Millionen besessen hätte. Und Nathan Rothschild war nicht der Mann, einen solchen Hebel zur Macht rosten zu lassen. Bald nach dem Eintreffen der Millionen aus Frankfurt, vermutlich im Jahre 1809, machte er ein glänzendes Geschäft, über welches er in seiner abgebrochenen Art an Buxton berichtete: „Als ich mich in London etabliert hatte, ließ die Ostindische Komp. 800000 Pfd. St. Gold verkaufen. Ich kaufte alles, denn ich wußte, daß der Herzog von Wellington es haben mußte; ich hatte eine große Menge seiner Wechsel billig gekauft. Die Regierung ließ mich holen und erklärte, sie müsse das Gold haben. Als sie es hatte, wußte sie nicht, wie sie es nach Portugal senden sollte. Ich übernahm auch das und sandte es durch Frankreich; dies war das beste Geschäft, das ich je gemacht habe."

Gut, aber für den unbefangenen Leser enthält dieser lakonische Bericht beinahe soviel Rätsel als Worte. Warum kaufte Rothschild das Gold? warum mußte es nach Portugal? was gingen ihn Wellingtons Wechsel und die Verlegenheiten der Regierung an?

Wellington stand seit 1808 als Oberbefehlshaber der englischen und portugiesischen Truppen in Portugal den Franzosen gegenüber. Da man ihn von London aus mit Geld nicht genügend unterstützte, zog er fortgesetzt Wechsel auf London, die ihm von spanischen und ausländischen, auf dem Kriegsschauplatz erscheinenden Bankiers zwar zu sehr niedrigem Kurs diskontiert wurden, aber immerhin Geld brachten. Die englische Regierung, die nachher die Wechsel zu ihrem vollen Werte einlösen mußte, verlor daran riesig, war aber machtlos. Diese Wechsel kamen nun in Mengen auf dem Londoner Markte an, wo das Schatzamt außer stande war, sie sofort zu bezahlen. In gewöhnlichen Zeiten hätte das ihrem Werte nicht viel Abbruch getan, sie wären mit etwas höherem Diskont als sonst im Handel geblieben. Jetzt brauchte jedermann bares Geld, der Wechselkurs fiel und Rothschild, der sowohl Geld als Vertrauen in die

Regierung hatte, kaufte zu Spottpreisen. Als dann die Goldernte von Ostindien auf den Markt kam, wird Nathan vermutlich die Millionen des Kurfürsten benutzt haben, um tapfer zuzugreifen, bevor das Schatzamt, das ja ohnehin nur mit Wechseln hätte dienen können, mit dem Ostindien-Hause in Verbindung treten konnte. Da jedenfalls wenig Wettbewerb da war, wird er auch das Gold billig gekauft haben, die Regierung aber, die es viel nötiger gebrauchte, mußte zweifellos um so höher zahlen, als sie es nur in Papier zu tun vermochte. Das war das zweite gewinnreiche Geschäft bei dem ganzen Handel. Endlich mußte Rothschild das Gold nach der Pyrenäischen Halbinsel schaffen, wo es am nötigsten gebraucht wurde, um der Wechselreiterei Wellingtons ein Ende zu machen. Wenn Rothschild dies Geschäft übernahm, das bei der damaligen Unsicherheit zur See mehr als riskant war, wenn er es ganz auf eigene Gefahr übernahm, so tat er das sicherlich nur für eine außerordentliche Provision; das war der dritte Gewinn bei dem Geschäft und vielleicht der größte. — Warum nicht jeder diesen Riesengewinn (der sich möglicherweise auf einige Millionen Mark belief) machen konnte? Es gehörte dreierlei dazu, und nur Rothschild besaß alles zugleich. Erstens Bargeld in großen Mengen, das bekam er rechtzeitig — durch Zufall und das sprichwörtliche Glück der Rothschilds. Zweitens ein unerschütterliches Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Regierung, denn was bei der ganzen Geschichte in seinen Händen blieb, waren Papiere, die ihren Wert verlieren konnten, wenn England unterlag. Drittens aber ein festes Nervensystem und ein ungewöhnlicher Wagemut, nebst außerordentlichen Verbindungen. Nicht jeder andere hätte ruhig geschlafen, während 15 bis 20 Millionen Mark, die das ihm anvertraute Geld, seinen eigenen und vermutlich auch den Kredit seines Vaters in sich bargen, mitten durch Feindesland nach Portugal geschmuggelt wurden.

Die späteren Riesengeschäfte, die Nathan Rothschild in den folgenden Jahren zum bekanntesten und endlich zum mächtigsten Manne der Londoner Börse machten, werden wir im nächsten Abschnitt verfolgen, hier sei zuerst der Geschäftstätigkeit des väterlichen Hauses in den letzten Jahren vor dem Tode des alten Maier Amschel Erwähnung getan.

Nachdem Rothschild das Vermögen seines fürstlichen Gönners in Sicherheit gebracht hatte, wurde es ihm nicht schwer, den Kurfürsten zu bewegen, seinem Sohne auch Vollmacht zur Verfügung über dieses Depot im Interesse des Kurfürsten zu erteilen. Ja er brachte es dahin, daß dem Londoner Hause van Notten, welches bisher die englischen Geschäfte

des hessischen Hofes besorgt hatte, diese Vollmacht zu Gunsten des erst 29jährigen Nathan entzogen wurde. Der letztere wird natürlich einen Teil des Geldes sogleich in sicheren Papieren angelegt haben und so konnte der alte Rothschild, als im nächsten Jahre Preußen bei dem Kurfürsten einen Anleiheversuch machte, mit gutem Gewissen durch seine Vermittler erklären lassen, daß der Fürst zur Zeit gar keine für Darlehn verfügbare Gelder mehr im Besitz habe. Die preußische Regierung brauchte damals, zur Zeit ihrer tiefsten Demütigung durch den Korsen, Geld um jeden Preis, und der König selbst verschmähte es nicht, an den Kurfürsten deshalb zu schreiben. Es blieb aber alles vergeblich. Fürst Wittgenstein, der ebenfalls mit dieser Angelegenheit betraut wurde, schrieb an Friedrich Wilhelm III., die englische Regierung habe „aus Fürsorge für den Kurfürsten“ das in England liegende Vermögen desselben mit Arrest belegt und ließe ihm wohl die Zinsen, aber nicht das Kapital zukommen. Hier war wohl die Hand Nathan Rothschilds mehr im Spiele als die der englischen Regierung. Vielleicht war es aber auch nur die von den Geldgebern bezweifelte Zahlungsfähigkeit Preußens, die das Zustandekommen der Anleihe verhinderte, denn Rothschild war jetzt wohl der Mann, trotz der schlechten Zeiten und auch ohne den Staatsschatz des Kurfürsten einige hunderttausend Taler aufzubringen, wenn er es eben wollte. Wenigstens bot er Dänemark in den folgenden Jahren noch wiederholt größere Summen zu ganz günstigen Bedingungen an. Im ganzen waren seine Geschäfte seit 1806 aber wohl nur noch geringfügiger Natur. Er hatte sich schon ein für seine Zeit bedeutendes Vermögen erworben, wenn es auch nicht, wie Zeitgenossen schätzten, bei seinem Tode 12 Millionen Gulden betragen hat, und er scheute wohl bereits die Last größerer Unternehmungen. Seit 1810 oder 1811 ließ er sich auch nach außen hin durch seine Söhne mit vertreten, und die Firma zeichnete seitdem „M. A. Rothschild und Söhne“. Die wenigen, von dem Begründer der Firma erhaltenen Briefe beweisen übrigens, daß er ein nicht ungebildeter Mann war und ein richtigeres Deutsch schrieb, als die meisten seiner später mit Fürsten und Herzögen verkehrenden Söhne.

Was seinen persönlichen Eindruck betrifft, so hat denselben wohl Ludwig Börne, auch ein Frankfurter Judenkind, der Maier Amschel noch persönlich gekannt hat, am kürzesten und treffendsten geschildert. „Der alte Rothschild“, schrieb er, „war ein frommer Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Er war ein mildtätiges Gesicht mit einem

spitzigen Bärtchen, auf dem Kopfe ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt umher, und beständig umgab ihn wie ein Hofstaat ein Haufen armer Leute, denen er Almosen erteilte oder mit gutem Rate zusprach. Wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten oder vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen." Ähnlich berichten auch andere Quellen, z. B. erzählt Kriegk:

Seine immer wachsenden enormen Mittel wandte Maier Amschel nicht nur zur Vermehrung seines Besitzes an; vielmehr befriedigte er, und je älter er ward, um so bereitwilliger, den ihm angeborenen Hang zur Mildtätigkeit. Die von ihm ausgegangenen Wohltaten sind in seiner Vaterstadt unvergessen. Er war ja zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine bekannte Frankfurter Persönlichkeit, der alte Maier Amschel Rothschild aus der Judengasse, wie er mit dem charakteristischen Hütchen auf dem kahlen Scheitel bei seinen Gängen durch die Stadt Gaben und Almosen, bald hier bald dorthin, spendete. Öfters pflegte er in einer ganz besondern Weise seine freigebige Hand aufzutun. Er hatte nämlich, wie viele andere Juden, den Glauben, Gott belohne diejenigen Wohltaten am meisten, für welche die Spender keinen Dank empfangen. Deshalb ging er zuweilen im Abenddunkel durch die Judengasse und drückte dann einem jeden ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, Etliches, ja wohl selbst einige Sechsbätzner in die Hand — hierauf rasch von dannen eilend. — Seine menschenfreundliche Gesinnung gegen Bedürftige bewies er auch noch in seinem Testamente.

Nathan Rothschild in London.

In den auf den Tod des Vaters folgenden Jahren kommt von den fünf Brüdern Rothschild der dritte, der bereits mehrfach genannte Nathan in dem Maße ausschließlich in Betracht, daß wir der anderen, die vorläufig ihren Wohnsitz in Frankfurt behielten, nur vorübergehend zu gedenken brauchen. Nathan war es, der bereits seit 1808 am meisten an der Hebung ihres Namens und an der Vermehrung ihres Vermögens

arbeitete, dessen Höhe sich infolge der Verschwiegenheit aller Mitglieder des Hauses weder für diese noch für eine folgende Zeit zuverlässig abschätzen läßt, aber sicherlich schon sehr bedeutend war. Wenn dennoch auch Nathan einstweilen noch sichere Kommissionsgeschäfte waghalsigen Spekulationen vorzog, lieber mit fremdem als eigenem Gelde arbeitete, fast gar keine Anleihen nach dem Beispiel der Ouvrard, Baring, David unternahm, bei denen enorm gewonnen, freilich auch verloren werden konnte, so lag das sicherlich nicht an mangelnder Begabung, sondern war völlig zielbewußt und gut überlegt. Rothschild wollte gewinnen, wo und wie es immer möglich war, aber nicht und nirgends verlieren. Er wollte auch auf dem Geldmarkt herrschen, wie die Baring und Hope, aber er wollte es nicht ohne die Sicherheit, auf diesem Boden festzustehen. Dazu waren seine Millionen aber einstweilen noch nicht schwer genug. Er hatte einmal, bei dem Transport der englischen Unterstützung für Wellington auf eigene Gefahr, ein Risiko übernommen, das ihm Hals und Kragen hätte kosten können. Es gelang, aber wir haben nicht gehört, daß er oder einer seiner Brüder dergleichen zum zweiten Male riskiert hat. Es kam noch eins dazu. Im Jahre 1813 bot sich dem jungen Bankier ein Geschäft, welches ihm auf Jahre Gewinn und Arbeit versprach, ohne daß er dabei wesentliches zu riskieren hatte. Nathan griff zu, ja er war es sogar, der eigentlich die Unternehmung ersonnen hatte, und er war nicht der Mann, seine Kräfte zu zersplittern. „Widmen Sie" — sagte er später einmal einem jungen Londoner Kaufmanne — „widmen Sie sich einzig und allein Ihrer Brauerei, und Sie werden der große Brauer von London sein. Wollen Sie aber zu gleicher Zeit ein Brauer und ein Bankier, ein Kaufmann und ein Fabrikant sein, so wird man bald Ihr Ende in den Zeitungen lesen." Und von seinen Kindern sagte er: „Ich will, daß sie sich mit Leib und Seele und Herz und Verstand und mit allen Kräften dem Geschäft hingeben, denn das ist der Weg zum Glück."

Um die Tätigkeit Nathans in den nächsten Jahren zu verstehen, müssen wir abermals einen Blick auf die Lage Europas werfen. Die meisten Länder, besonders die Gegner Napoleons, Rußland, Preußen, Österreich, ja auch Frankreich selber, waren damals durch zwei Jahrzehnte des Krieges und der Ausbeutung ruiniert. Nicht daß es kein Geld gegeben hätte, Geld verschwindet nicht, es wechselt nur seine Besitzer. Aber es war fast ein Menschenalter mehr ans Wehren als ans Nähren gedacht, es war weniger gepflügt und weniger geerntet, und der letzte, der Verzweif-

lungskampf stand noch bevor. Nicht daß es keine reichen Leute gegeben hätte. Aber als in Preußen der Mittelstand seine Söhne, der Adel sein Silber hergab, als die Frauen ihre Haare abschnitten und die Ehegatten sich Trauringe von Eisen ansteckten, da waren diese Kapitalisten nicht zu finden. Das war die Zeit, wo der Kurfürst von Hessen dem preußischen König eine Anleihe von 1 bis 2 Millionen Talern abschlug, und wo den Ministern Hardenberg und Stein, die von der dreifach ausgequetschten Breslauer Kaufmannschaft 18 Millionen Franken zur Bezahlung der französischen Kriegskontribution verlangten, der furchtlose Johann Wolfgang Eichborn*) schrieb: warum man nicht die durch Privilegien groß gepäppelten Berliner Juden stärker heranziehe, von denen mancher allein 4 bis 5 Millionen Taler kommandiere.

Aber diese Kapitalien waren von ihren klugen Besitzern zur rechten Zeit sicher angelegt, und anstatt die eigene, stärkten sie die englische Regierung, indem sie englische Staatspapiere kauften. Während das preußische Ministerium vergeblich um ein paar Millionen Taler bettelte, konnte das englische Schatzamt 600 Millionen Pfd. Staatsschulden machen, die zum größten Teil freilich in England selbst, daneben aber auch in Holland und ganz Europa untergebracht wurden. Kein Wunder, wenn dann den Verbündeten auf dem Festlande das Geld zur Fortführung des Krieges fehlte, und sie sich 1812 und 1813 nur dank den englischen Subsidien auf den Beinen erhielten. Ehrenberg stellt fest, daß England von 1813—1815 im ganzen 300 Millionen Mark Subsidien an seine Verbündeten auf dem Kontinent gezahlt hat, ohne die kolossalen Summen, die seine eigenen Truppen auf dem Festlande gebrauchten. Das war sehr edelmütig und schön, aber auch sehr klug, denn England wußte sehr wohl, daß der ganze Krieg schließlich ein Duell zwischen ihm und Napoleon werden würde, und daß der letztere ohne die Soldaten des Kontinents nicht besiegt werden konnte.

Diese Geldsendungen von England nach allen Teilen des Festlandes, ja zur Zeit, als die Alliierten in Frankreich standen, bis Paris waren es, die Nathan Rothschild beschäftigten. Man hatte sich 1813 beholfen, so gut es ging. Kriegsschiffe hatten Gold- und Silbersendungen nach Hamburg, Holland, nach der Ostsee gebracht, aber es kamen dabei enorme Verluste vor, und das Metall wurde auch in England knapp. Wechsel in ungeheueren Beträgen wurden ausgegeben, aber schließlich war der

*) „Das Soll und Haben von Eichborn & Comp. in 175 Jahren." Breslau 1903.

Markt damit übersättigt, niemand wollte sie kaufen, ihr Kurs sank 20% unter ihren Wert, ja es gab überhaupt nur noch wenig Plätze, wo man sie verwerten konnte. Als England 1813 an Preußen 14 Millionen Mark Zuschüsse bewilligt hatte, konnten gleichwohl Blücher und Kleist ihre Armeen nicht ernähren, weil die Wechsel nicht zu Gelde zu machen waren. Die Berliner Banken versagten ganz, Mendelssohn eilte mit 30000 Pfd. St. nach Breslau und löste dort das notwendigste an Bargeld für Blücher. Als Preußen in London als letzte Rettung eine Anleihe bei Privatbanken versuchte und auf dem Punkte stand, von Baring 400000 Pfd. St. zu Wucherzinsen zu erhalten, streckte sich die Hand eines Ungenannten geheimnisvoll dazwischen und gab das Notwendigste unter günstigen Bedingungen her. Der unbekannte Geber war Nathan Rothschild, der hier zum ersten Male die viel mächtigere Firma Baring aus dem Sattel hob.

Seitdem begann sich Rothschild für die Übermittelung der englischen Subsidien an die Alliierten zu interessieren, und nun ging, da das englische Schatzamt das Anerbieten des Bankiers, der der Regierung schon einmal so gute Dienste geleistet, annahm, mit einem Male alles glatt. Rothschild reiste mit dem englischen Kommissar Herries nach dem Festlande, und auf geheimnisvolle Weise hörte allenthalben, besonders auf den Kriegsschauplätzen, der Geldmangel auf, stieg der Kurs der englischen Wechsel, und war beständig bares Geld, wo man es brauchte. Rothschilds Arbeit bestand dabei aus zwei Teilen. Er mußte bares Geld, und zwar in deutscher, holländischer und französischer Münze beschaffen, und er mußte die englischen Wechsel in gute holländische oder Frankfurter Wechsel umsetzen, die besser standen, weil sie seltener waren. Vermutlich hatte Nathan beträchtliche Goldvorräte von England, und zwar vorschußweise aus eigener Tasche, mitgebracht, er zerstreute zahlreiche Agenten und ließ dagegen kleine, besonders französische Münze eintauschen, die er dann Wellington sandte. Die Hauptursachen seiner Erfolge aber waren ohne Zweifel dieselben, die den Rothschilds immer geholfen haben, die Einigkeit unter den Brüdern und das unverbrüchliche Schweigen, womit sie ihr Tun umgaben. Wir wissen, daß um diese Zeit alle Brüder, bald hier bald dort, in eifriger Tätigkeit waren, der jüngste, Jakob sogar in Paris. Alle handelten im Auftrage Nathans, aber kein Mensch ahnte etwas von ihrem Handeln. Das Frankfurter Haus war damals, wenn auch wenig hervortretend, eine der angesehensten Firmen Deutschlands, man wußte, daß einer der Brüder in London zu den besten Kennern der Verhältnisse gehörte. Wenn Anselm Rothschild in Frankfurt

plötzlich Wechsel auf London zu kaufen begann, so mußte sich das wie ein Lauffeuer erst über die dortige Börse, dann über Europa verbreiten, und Nathan war vorsichtig genug, das Steigen der Preise nicht zu mißbrauchen. Er schlug rascher 700000 Pfd. St. Wechsel zu gutem Kurs los, als die früheren Agenten 100000 zu schlechten Preisen. Als 1814 die Alliierten in Paris standen, brachte er z. B. den Kurs der englischen Wechsel, die niemand zu 18 Frank das Pfund kaufen wollte, auf 21 Frank, indem er durch Beschaffung von Bargeld und Wechseln auf Frankfurt und Berlin das Angebot der Londoner Wechsel verringerte und verstand, sie begehrenswert als Spekulationspapier zu machen.

Rothschild hatte von diesen Kommissionen noch einen viel wichtigeren Vorteil, als die ihm zugestandene, sicherlich nicht kleine Provision. Um die Art der Auszahlung der Subsidien, um die dabei beteiligten Personen wußten außer dem englischen Schatzamt nur er und seine Brüder. Das Steigen und Fallen der Kurse, den übrigen Banken und Kaufleuten ein Rätsel, ihnen war es in seinen Ursachen klar, lag doch der Grund in ihren eigenen Händen. Mit den Wechselkursen aber bewegten sich auch diejenigen der Renten und Obligationen, und längst war es Sitte geworden, diese Kursschwankungen zum Gegenstand des Börsenspiels zu machen, Papiere zu kaufen, wenn sie billig waren, um sie mit Gewinn loszuschlagen, wenn ihr Kurs gestiegen war. Auch die Rothschilds spekulierten, in London so gut wie in Frankfurt und durch Agenten vermutlich auch an anderen Börsen. Aber sie waren meist besser unterrichtet als andere, selbst als größere Häuser, und wenn ihr „Glück“ bald sprichwörtlich wurde, so wissen wir nun, worauf es beruhte, auf guten Verbindungen, auf unbedingter Einigkeit, und unverbrüchlicher Verschwiegenheit. Schon früh wurde Nathans Erscheinung auf der Londoner Börse eine der populärsten, und ohne daß man wußte, nach welchen Grundsätzen er handelte, begann man — ihm nachzuahmen, loszuschlagen, was er verkaufte, zu begehren, was er kaufte — oder zu kaufen schien. Denn man kannte an der Börse oftmals nicht einmal seine Agenten oder Makler. Aber es wob sich, besonders als nach kurzer Zeit des Aufschwunges Napoleon von Elba zurückkam, und aufs neue Depression und Nervosität in den Geschäftskreisen einriß, ein wahrer Legendenkranz um den Mann mit der steinernen Ruhe, der jeden Tag, ob alle Kurse stiegen oder sanken, mit demselben unbeweglichen Gesicht auf der Börse stand und seine Aufträge erteilte, den kein Gewinn aufzuregen und ein Verlust überhaupt nicht zu treffen schien.

In Wirklichkeit war Rothschild während dieser Zeit, der „Herrschaft der 100 Tage", in fieberhafter Tätigkeit. Wie Napoleon sofort nach seinem Eintreffen in Paris sich vor Ouvrard demütigte, um des Geldes willen, so war Rothschild die Hoffnung des englischen Schatzamtes in dem Rattenkönig von Verlegenheiten, den der neue Weltkrieg entfesselte, die Festlandsmächte waren wieder, oder vielmehr noch immer, in der drückendsten Geldnot. Rothschild besorgte zuerst 200000 Pfd. St. für Preußen, da der alte Blücher, wie einst Wellington, in bedrohlicher Weise begann, Wechsel auf London zu ziehen und zu verschleudern, um seine Armee zu erhalten. Nathans Bruder Salomon Mayer, nächst ihm der gewandteste der Brüder, brachte die Summe selbst nach Berlin, begrüßt wie ein Rettungsengel und seitdem bei der preußischen Regierung fast so groß angeschrieben, wie Nathan bei der englischen. Überhaupt blieb Preußen seitdem mit den Rothschilds in Verbindung, was diesen wieder, vermöge der dabei zu erfahrenden politischen Nachrichten, auf geschäftlichem Felde zu gute kam. Auch zu der österreichischen Regierung traten die Brüder damals aus ähnlichem Anlaß in Beziehung. Was sie in dieser Zeit geleistet haben, ist für den Ausgang des gewaltigen Ringens zwischen Napoleon und der halben Welt sicherlich nicht ohne Belang gewesen, wenn sie auch nur als Vermittler (wer weiß übrigens auch noch, wie oft vorübergehend als Darleiher) der riesigen Summen dienten, die England auf dem Festland verbrauchte und in zwei Jahren auf 360 Millionen Mark berechnete. Der englische Generalkommissar für die Auszahlung der Subsidien schrieb später: „Vielleicht bin ich lediglich durch die Vermittelung Rothschilds und seiner Brüder auf dem Festlande in den Stand gesetzt worden, dies Geschäft durchzuführen. Ihnen gebührt die höchste Anerkennung für die Bemühungen, welche sie ausschließlich dem öffentlichen Dienste gewidmet haben, und der ihnen dafür zufließende Lohn ist redlich und rühmlich verdient." (Ehrenberg.)

Nun, wir haben schon hervorgehoben, daß ihr Lohn ein noch größerer war, als Herries vermutete, aber das ändert nichts daran, daß vermutlich neben England, Rußland, Österreich und Preußen die Rothschilds die fünfte Großmacht waren, an deren Widerstand Frankreich zerschellt ist. Wieviel Nathan während dieser Zeit, vornehmlich während des letzten Entscheidungskampfes am Börsenspiel gewonnen, er selber hat sich darüber nie ausgesprochen, aber die über ihn umgehenden Gerüchte, die damals entstanden, sagen genug. Was er tat, taten alle, aber das Entscheidende war eben, daß man niemals wußte, was er tat. Die Verschwiegenheit,



Nathan Rothschild an der Börse zu London.
Nach dem Leben gezeichnet von Rd. Tighton 1817.

die Wahrung von Geheimnissen war ihm schließlich so zur Natur geworden, daß er den Leuten an der Börse selber wie ein Geheimnis erschien. Wie ein Bild von Stein stand er an seinem Pfeiler in der südlichen Ecke des Börsensaales, und wenn die alten Börsenroutiniers ihn den Neulingen zeigten, so mischte sich bei diesen wohl ein leichtes Gruseln mit der Bewunderung für den Mann, der alle Vorgänge des politischen und geschäftlichen Europa 24 Stunden früher als alle anderen erfuhr. „Die Augen“ — so schilderte ein Zeitgenosse seine Erscheinung auf der Londoner Börse — „heißen gewöhnlich die Fenster der Seele. Hier aber möchte man glauben, daß die Fenster falsch sind oder daß keine Seele da ist, die aus ihnen heraussehen könnte. Das Ganze macht den Eindruck einer zum Verkauf ausgestellten Haut, und man wundert sich nur, daß sie aufrecht steht, ohne daß irgend etwas dahinter ist. Allmählich erscheint eine zweite Gestalt. Nun geht er zwei Schritte seitwärts, und aus dem eben noch starren, bleiernen Gesicht kommt ein Blick, so inquisitorisch, wie man nie einen gesehen hat, wie wenn ein Schwert aus der Scheide gezogen würde. Der Besucher, scheinbar zufällig erschienen, bleibt nur wenige Sekunden, in denen Blicke gewechselt werden, deren höchste Bedeutung man empfindet, ohne sie zu wissen. Hierauf werden die Blicke wieder verschleiert, und die Gestalt nimmt ihren steinernen Ausdruck wieder an. Im Laufe des Vormittags kommen viele solche Besucher (Agenten); alle werden ähnlich empfangen und verschwinden auf ähnliche Weise. Schließlich verschwindet auch die Steingestalt selbst, indem sie uns gänzlich im ungewissen läßt über ihre Natur und ihre Bedeutung.“ Man braucht sich nicht vorzustellen, daß auch die alten erfahrenen Börsenbeherrscher Londons sich von dem jungen Ausländer, der Nathan doch schließlich noch immerhin war, auf ähnliche Weise ins Bockshorn jagen ließen. Noch waren die Baring, die Thornton und andere Firmen den Rothschilds weit über, aber auch sie lernten gelegentlich die Tatkraft und Entschlossenheit Nathans kennen und merkten, daß es besser war mit ihm, als gegen ihn zu arbeiten. In großen, weniger eingeweihten Kreisen aber erzählte man sich, wenn wieder eine große Spekulation Rothschilds geglückt war, wunderbare Geschichten von der Taubenpost, die er unterhielt und die ihm täglich die wichtigsten Nachrichten aus allen Teilen des Kontinents vermittelte, oder von dem geheimnisvollen Ritt vom Schlachtfelde bei Waterloo nach Ostende, wo bei stürmischer See ein Fährmann nach Dover für 2000 Franken gewonnen wurde. Eine Million Pfd. St. soll Rothschild damals, als er allein an der Börse um den

Sieg Blüchers und Wellingtons wußte, aber das Gegenteil, einen Sieg Napoleons ausstreuen ließ, durch den Ankauf der unaufhaltsam sinkenden Papiere binnen 24 Stunden gewonnen haben. Ohne Zweifel ist die Geschichte, wie sie Francis Martin erzäht, voll von Erfindungen und Übertreibungen, ob und wo darin ein paar Körnchen Wahrheit stecken, könnten nur Nathans Geschäftsbücher aus jener Zeit erweisen.

Wie dem sei, so war jedenfalls mit dem Friedensschluß die Epoche der Spekulationen vorläufig vorbei; ruhigere Zeiten stellten sich ein und andere Bankhäuser, die wenn auch weniger Geschick, so doch größere Barmittel (oder auch nur mehr Kredit) zur Verfügung hatten, traten für einige Jahre in den Vordergrund. Wir müssen uns vorstellen, in welchem Maße die Finanzen aller großen europäischen Mächte durch 20 Kriegsjahre erschöpft worden waren. Anleihen von großem Umfang und zu möglichst billigen Bedingungen waren jetzt Lebensbedingung für Frankreich, Preußen, Österreich sogut wie für Rußland und England selbst. In vielen Staaten war seit Jahren die Verzinsung der Staatsanleihepapiere eingestellt, in Preußen und Österreich warteten die Beamten auf ihren rückständigen Gehalt, sogar in England stand der Kurs der Staatspapiere sehr tief. Allenthalben waren neben den großen öffentlichen auch noch sogenannte schwebende Schulden, Darlehen von privater Hand auf kurze Zeit, gemacht, deren Rückzahlung jetzt erwartet wurde. Kurz an allen Ecken und Enden Europas schrie alles nach Geld. Aber nicht vergeblich, denn überall entstand auch tatsächlich Geld, als wüchse es auf dem Felde. Mit verdoppeltem Eifer kehrte der Bauer, der den Franzosen aus dem Lande gejagt hatte und die verbündeten russischen „Talgfresser“ los war, zum Pfluge zurück. Gewerbe und Handel blühten, wie stets nach großen Kriegen, rasch und tropisch empor. Kapitalien, von ängstlichen Seelen während der französischen Invasion in Sicherheit gebracht, tauchten jetzt auf, die Riesensummen, die die Kriegslieferanten, die Vermittler, die Banken während des Krieges verdient, standen zur Verfügung, vorher wertlose Papiere stiegen wieder im Ansehen. Kurz der große Strom des europäischen Kapitals, der lange Zeit von der Kriegsfurie aufgesogen wurde, wie das Blut des Körpers von einem Geschwür, kehrte allmählich in das große Arteriennetz des öffentlichen und privaten Lebens und Verkehrs zurück.

Nun wissen wir andererseits, daß England trotz seiner ungeheuren materiellen Opfer doch das Land war, welches von dem Umsatz der Kriegsjahre am meisten profitiert hatte. Holland und die vorsichtigsten

Kapitalisten des übrigen Festlandes hatten dort ihr Kapital deponiert. Das vornehmste Bankhaus von Amsterdam, Hope & Co., war schließlich unter den Ansprüchen des Kapitalbedarfs zusammengebrochen, aber nur um 1814 in der Vereinigung mit Baring, dem ersten englischen Bankhause, wieder aufzuerstehen. Die großen Banken von England machten sich denn nun an die Arbeit, die Kreditverhältnisse Europas zu ordnen, d. h. bei der Vermittelung der unumgänglichen öffentlichen Anleihen den Rahm abzuschöpfen. Wie dabei, soweit es sich um Frankreich handelte, der noch immer mächtige Ouvrard mit ihnen zusammen arbeitete, haben wir im vorigen Lebensbilde auseinandergesetzt. Es ist, obwohl die Rothschilds bei diesen Geschäften nur wenig oder doch meist nur indirekt beschäftigt waren, immerhin notwendig, einen Blick auf die Art und Abwickelung jener großen Anleihen und auf die Leute zu werfen, die im Vordergrunde standen. Es gab in London an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts nur acht bis zehn Bankiers, deren Reichtum für ungewöhnlich galt und sie zum Gegenstande des öffentlichen Interesses machte. Unter ihnen waren die Baring, die Thornton, die Goldsmid, Hope, Denison, Coutts u. a. Die Familie Baring; die mächtigste von allen, stammte gleich Rothschild aus Deutschland. Ein aus Bremen ausgewanderter lutherischer Pfarrer war der Urgroßvater des berühmten Alexander Baring, von welchem Gentz, der fast alle Berühmtheiten Europas im Beginn des 19. Jahrhunderts kannte, sagte, es käme ihm kein anderer unter den Finanziers seiner Zeit an Bildung und Kenntnissen gleich. Sein Großvater John hatte sich als Tuchfabrikant in Devonshire ein bedeutendes Vermögen erworben; von dessen vier Söhnen wurde der zweite, Francis, der Begründer der Weltfirma Baring in London.

Schon er spekulierte in Anlehen für die Regierung und wurde sehr bald der Freund und finanzielle Ratgeber des damaligen Premierministers Lord Shelburne, welcher ihn den „Fürsten der Kaufleute“ zu nennen pflegte. Er starb als Baronet am 12. September 1810 und hinterließ ein Vermögen, das über zwei Millionen Pfd. St., also viermal höher als das des 2 Jahre später gestorbenen Maier Amschel Rothschild, geschätzt wurde.

Nach Sir Francis' Tode stand der zweitälteste seiner Söhne, der am 27. Oktober 1774 geborene Alexander Baring, der in dem Hause Hope zu Amsterdam seine Ausbildung erhalten hatte, an der Spitze des Geschäfts. Als die Hopes infolge der Besitzergreifung Hollands durch die Truppen

des revolutionären Frankreichs, nach England übersiedelten, ging Alexander Baring nach Nordamerika, wo er sich mit Miß Bingham vermählte, deren Vater, William Bingham, damals für den reichsten Mann Amerikas galt, und in der Tat seine älteste Tochter durch eine Mitgift von 900000 Dollar zu einer trefflichen Partie machen konnte.

Das war der Mann, der, nur wenige Jahre älter als Nathan Rothschild, ihm immerhin an ererbtem Vermögen und Ansehen, und als Engländer auch in mancher anderen Beziehung voraus war. Auf dem europäischen Geldmarkte waren beide schon jetzt die bedeutendsten Rivalen, und sie wußten es ohne Zweifel; aber sie waren auch beide zu klug, ihre Kraft in nutzlosen Kämpfen zu zersplittern. In den Jahren 1815 bis 1818 war Alexander Baring weitaus der bekanntere und mehr hervortretende von ihnen, Rothschild hielt sich im Hintergrunde, aber man hat allen Grund anzunehmen, daß er hinter den Coulissen mehr verdiente, sei es auch nur, indem er gelegentlich weniger verlor, als die Hope und Baring. Die Anleihen Frankreichs, Österreichs, Rußlands, bei denen außer den genannten englischen Firmen besonders ein großes Hamburger Bankhaus, die Gebrüder Parish, tätig war, kamen alle nach ähnlichem Plane heraus. Die Großbanken übernahmen eine solche Anleihe zu ziemlich niedrigem Kurs fest, zahlten darauf größere Beträge sofort und verpflichteten sich für den Rest in kurzen Raten. Sie erhielten also beispielsweise bei einer zu 60% übernommenen Anleihe für je 60000 Pfd. St. bar Obligationen über 100000 Pfd., und es war ihre Aufgabe, dieselben dann auf der Börse so unterzubringen, daß sie dabei gewannen. Dieser Gewinn konnte beträchtlich sein, wenn sie es verstanden, den Kurs bald zum Steigen zu bringen, und bis dahin die Obligationen im Portefeuille behalten konnten, aber es konnte auch Riesenverluste geben, wenn die Nachfrage ausblieb und sie genötigt waren, zu niedrigem Kurs zu verkaufen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen. Die meisten großen Banken sind bei diesen Emissionsgeschäften zugrunde gegangen, selbst Baring stand, wie bei der Lebensgeschichte Ouvrards erzählt worden, zuweilen am Rande des Abgrundes (vgl. S. 175).

Rothschild scheint sich auf diese riskanten Geschäfte einstweilen nicht recht eingelassen zu haben, aber man kann annehmen, daß er sich eifrig und mit Glück daran beteiligt hat, die steigenden Kurse der guten Papiere an der Börse auszunutzen. Warum er — nicht immer, aber doch gewöhnlich — gut spekulierte, das war eben die Folge vieler verschiedener Umstände, die seinen Konkurrenten nicht, oder nicht in gleichem Maße, zustatten

kamen. Zunächst die felsenfeste Treue, mit der die fünf Brüder zusammenhingen. Jede größere Operation wurde nach gemeinsamem Plane ausgeführt, in den kleineren unterstützten sie sich durch fortlaufende Berichte. Ihre Kuriere waren die schnellsten, ihre Nachrichten die zuverlässigsten in Europa, ihre politischen Verbindungen die besten. Nathan hatte noch dazu die Eigenschaft, stets rasch und entschlossen zu handeln, ein Geschäft, das etwas versprach, auf der Stelle mit Energie zu betreiben, ein unglückliches, eine verfehlte Spekulation sofort abzubrechen, der erste Verlust war ihm stets der beste. In günstigen Lagen verstand er mehr zu gewinnen, in ungünstigen weniger zu verlieren als andere, letzteres war oft wichtiger als ersteres.

Das erste große Anleihegeschäft der Rothschilds ging 1818 vor sich, es war eine preußische Staatsanleihe von 30 Millionen Taler, bei welcher beide, die Regierung und die Banken, auf ihre Rechnung kamen. Vorher hatte das Frankfurter Haus Rothschild, anscheinend nochmals in Verbindung mit dem Kurfürsten von Hessen, dem preußischen Staat 5 Millionen Gulden zu sehr günstigen Bedingungen geliehen, aber das geschah noch ganz in der alten Weise unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Ferner sollen die Brüder bei der großen französischen 350 Millionen-Anleihe, die Baring, Hope und Ouvrard heraus brachten (vgl. S. 174) ihre Hand im Spiele gehabt haben. Zu der Anleihe selber trugen sie wohl nichts bei, aber sie wurden mit ihrer Auszahlung an die Verbündeten (als Kriegskosten-Entschädigung) betraut, und Ouvrard beschuldigte sie später, sich dabei in wenig lauterer Weise bereichert zu haben. Ouvrard gehörte zu den bittersten Feinden der Rothschilds, und ganz aufgeklärt ist die Geschichte nicht. Es scheint aber sicher, daß die Brüder jene Riesensummen, als sie durch ihre Hände gingen, vorübergehend zu sehr gewinnbringenden Spekulationen in eben den Obligationen benutzten, womit diese Anleihe bezahlt worden war. Zu erwähnen ist auch, daß sie seit 1817 eine beständige Vertretung in Paris, ihrem jüngsten Bruder Jakob oder James anvertraut, unterhielten.

Die große preußische Anleihe von 1818 wurde dagegen von dem Gesamthause Rothschild ganz ohne fremde Hilfe übernommen, sie bedeutet eigentlich den Beginn der Rothschildschen Weltmacht und ist von Ehrenberg genau in allen ihren Phasen behandelt worden. Damals war Wilhelm von Humboldt, der Bruder des großen Naturforschers, preußischer Gesandter in London. Außerdem sandte die Regierung den Oberfinanzrat Rother nach London, einen sehr tüchtigen Beamten und National-

ökonomen, während Nathan Rothschild seinen Bruder Salomon zur Teilnahme an den Verhandlungen nach England berief. Die von Rother und Humboldt über diese Angelegenheit nach Berlin gesandten Berichte gehören zu den interessantesten Beiträgen zur Charakteristik der Rothschilds und ihrer damaligen Stellung, die wir besitzen.

„Wenn die Anleihe (man dachte damals nur an 10 Millionen Taler) hier gelingen soll, so glaube ich allerdings, daß dies nur durch Rothschild zu bewirken ist... Rothschild ist leicht hier jetzt der unternehmendste Kaufmann. Er ist durch seine Brüder mit der Lage des preußischen Staates am besten bekannt, hat wegen derselben Interesse, unserem Hofe gefällig zu werden, und es dürfte also nicht leicht ein anderes Haus hier zu gleicher Bereitwilligkeit gebracht werden können. Der Bankier Rothschild ist auch ein zuverlässiger Mann, mit dem die hiesige Regierung viel Geschäfte macht, er ist dabei, soviel ich ihn kenne, billig, sehr rechtlich und verständig.

„Allein ich muß auf der anderen Seite hinzufügen, daß man ihm ziemlich wird in seinen Ideen folgen müssen. Denn er hat durchaus die Unabhängigkeit, welche der Reichtum und längeres Leben in diesem Lande geben, und er befindet sich in einem Zufluß von Spekulationen und Geschäften, in denen er sich nicht soviel daraus macht, eins zu entbehren. Er will die ganze Anleihe allein übernehmen."

So berichtete Humboldt zu Beginn der Verhandlungen an seine Regierung, und der Brief läßt aufs deutlichste erkennen, daß sich Nathan Rothschild jetzt, im Verein mit seinen Brüdern, auf dem Gipfel der Macht fühlte und entschlossen war, sie nunmehr zu gebrauchen. Er hatte sich, was Geschäfte großen Stils anbetrifft, lange zurückgehalten, nunmehr fühlte er sich stark genug, mit jedem anderen Hause der Welt in die Schranken zu treten. Trotzdem sah er sich genötigt, um das Geschäft in der Hand zu behalten, der preußischen Regierung ziemlich weit entgegen zu kommen. Anfangs dachte er nur 12 Millionen Taler zu 60% zu übernehmen, wobei er ohne Zweifel ein Riesengeschäft gemacht hätte. Aber dieser Plan wurde durch einen sehr geschickten Schachzug des preußischen Unterhändlers veröffentlicht und erregte einen Sturm in der Finanzwelt. Holländische Kaufleute boten Rother Geld an, um die unerwünschte englische Konkurrenz zu verdrängen, und die Berliner Banken zeigten sich bereit, selbst eine Anleihe von 15 Millionen Talern aufzubringen. Ein solches Vertrauen in die preußischen Finanzen war noch niemals erlebt. Rothschild blieb Sieger, aber unter so günstigen

Bedingungen für Preußen, wie kaum jemals eine öffentliche Anleihe sie gefunden. Er übernahm die ganzen 30 Millionen Taler zu einem mittleren Kurs von 72%, dabei blieb ein Fünftel der Obligationen vorläufig in der Hand der preußischen Regierung, so daß diese an dem Gewinn eines etwa noch steigenden Kurses teilnehmen konnte. Rother erhielt während der Verhandlungen in London einen hohen Begriff von der Stellung der Rothschilds, aber auch von ihrer Zuverlässigkeit und schon damals fürstlichen Freigebigkeit:

„Der hiesige Rothschild", schrieb er in einem seiner Berichte, „ist ein sehr schätzenswerter Mensch und hat hier in London auf alle Geldgeschäfte einen unglaublichen Einfluß. Es ist viel gesagt und beinahe doch wahr, daß er den Kurs an der hiesigen Börse ganz dirigiert. Seine Kräfte als Bankier sind sehr groß."

Ein anderer Brief Salomon Rothschilds an Rother, als letzterer auf die ihm anfangs gemachten Vorschläge nicht eingehen zu können erklärte, ist charakteristisch für den Bildungsstand, aber auch die ganze Art der Geschäftsbehandlung bei den Rothschilds dieser Generation. Beide, und noch eine Anzahl weiterer Briefe finden sich bei Ehrenberg.

„Euer Hochwohlgeboren sehr angenehmes Schreiben", lautet das kurze Billet Salomons, „ist mir richtig behändigt worden und mein Bruder den ganzlichen Inhalt mit geteilt, und Einverstandten mit Hochdieselben, wird nichts unternehmen, bis wir daß Vergnügen haben, Sie bey uns gesehen, es soll in nichts voreillig gehändelt werden, da hier nur Freundschafft und Offenhärzigkeit herrscht, und Sie sollen und werden einst Beweise haben, daß nicht der Mund, sondern daß Herz sagt, wir sind Ihre gute herzliche und anhangliche Freunde. In Eile

Gebr. Rothschild."

Rother erhielt in der Tat diese Beweise in vollgewichtiger Münze, ohne daß die Interessen seiner Auftraggeber darunter gelitten hätten. Auch Wilhelm von Humboldt scheint mit dem Hause Rothschild in freundschaftlicher Verbindung geblieben zu sein und erhielt dann allerdings von dem berühmten König der Londoner Börse ein ganz anderes Bild, als die Geschäftswelt, die ihn mit seinen steinernen Mienen und den glanzlosen Fischaugen an dem gewohnten Eckpfeiler des Börsensaales stehen sah. Als der preußische Lotteriedirektor Bornemann, der die Obligationen nach London brachte, bei Herrn v. Humboldt zu Tische war, traf er dort dessen Bruder Alexander, der gerade aus Paris gekommen war, und Rothschild. Er berichtete, daß er diese Hochgestellten

der Politik, des Geistes und der Börse in einem Zustande der harmlosesten Heiterkeit und angeregtesten Unterhaltung angetroffen habe. Man kann sich der Vorstellung nicht erwehren, daß die beiden geistreichen Brüder dabei wohl mehr als einmal auf Kosten des, in dieser Tafelrunde trotz all seiner Millionen armen Nathan gelacht haben mögen. Denn wie schildert ihn der Bericht eines freilich nicht sehr wohlwollenden Zeitgenossen?

„Im Gegensatz zu seiner Kargheit im geschäftlichen Leben liebte Nathan Rothschild seinen Reichtum in luxuriösen Gesellschaften und kostspieligen Festlichkeiten kundzugeben, wozu er freilich lieber die Aristokratie von Rang und Geburt als die des Talents einlud. An seiner Tafel speisten Pairs und Prinzen von Geblüt, Bischöfe und Erzbischöfe verbeugten sich vor ihm, und diejenigen, welche am lautesten gegen den Mammon predigten, waren die vordersten unter denen, welche den glücklichen Vertreter der Macht der Guineen priesen.“

„In seinen großen Gesellschaften — heißt es dann weiter, und das trifft wohl die Wahrheit — verbarg Nathan, der im Grunde ein Mann ohne Erziehung und kaum zu schreiben im stande war, seine Unwissenheit unter der Decke einer zur Schau getragenen Derbheit in Rede und Benehmen, welche vielleicht einige bestach, in den Augen der meisten aber ihn nicht selten lächerlich erscheinen ließ. Er war deshalb oft Zielscheibe der Satiriker des Tages. Die Art seines Auftretens, die nachlässige Haltung, die er annahm, wenn er sich an seinen Pfeiler auf der „Königlichen Börse“ anlehnte, seine Sprache mit ihrem streng markierten jüdischen Accent, bot ergiebigen Anlaß zur Karikatur und überlieferte ihn seinen Widersachern als hilfloses Opfer. Und er zählte der Feinde viel, von denen manche es aus Neid waren; doch die größte Zahl derselben waren Personen, die unter der Überlegenheit seines Spekulationsgeistes gelitten hatten, oder die sich einbildeten, von ihm zu Grunde gerichtet worden zu sein.“

Die große preußische Anleihe war übrigens für ihn und für die Regierung gleich gewinnbringend. Sie wurde an allen Hauptbörsen von Westeuropa eingeführt, und ihr Kurs stieg in wenigen Monaten um 10%, so daß Rothschild daran in kurzer Zeit viele Millionen verdient haben mag. Es war das Jahr, wo der oben genannte Gentz, als der geschickteste und einflußreichste Publizist von Europa eine sehr gesuchte Persönlichkeit, zuerst näher mit den Rothschilds, besonders mit Salomon in Verbindung kam. Obwohl Gentz fast alle bedeutenden Geldmächte seiner

Zeit kannte, ja sie alle seine stets bestechliche Feder schon in Anspruch genommen hatten, sprach er 1818 bereits das große Wort von den Rothschilds: sie sind die ersten in Europa! Das hätte ein Jahr zuvor, angesichts der Baring, Hope, Parish, noch niemand gewagt. Die Brüder Rothschild hatten seit Jahresfrist einen Riesensprung gemacht und während sie durch die Pariser Kommissionen zur Verteilung der Kriegsentschädigungen und durch die preußische Anleihe ihr Ansehen und ihren Reichtum gemehrt hatten, waren gleichzeitig Baring und Hope das Opfer einer falschen Spekulation geworden und hatten dabei, wenn nicht an Geld, so doch an Vertrauen bei den Regierungen stark eingebüßt. Es war damals überhaupt eine kritische Zeit. Die Staatsanleihen waren zu Spekulationszwecken vielfach mißbraucht worden und das minderte ihr Ansehen. Bei einer großen englischen Anleihe von 1819, die Nathan Rothschild in der Höhe von 12 Millionen Pfd. übernahm, verdiente er nichts und hätte vielleicht sogar beträchtlich verloren, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die sinkenden Obligationen rechtzeitig loszuwerden und die unaufhaltsamen Verluste anderen zu überlassen. Dies haben die Rothschilds stets gut verstanden, und ihr Einfluß auf alle größeren Börsen kam ihnen dabei zustatten, aber es konnte auch auf die Dauer nicht verborgen bleiben und erklärt den Haß, der sich an ihren Namen ausgiebig und in allen Ländern, wo sie herrschten, knüpfte. Andererseits befestigte diese schlaue Vermeidung erheblicher Verluste ihren Ruf noch mehr, als Gewinne es tun konnten, und wenn noch 1818 Richelieu als die sechste Großmacht Europas Baring & Comp. bezeichnet hatte, so war zwei Jahre später unbestritten Rothschild in diese Stelle eingerückt.

Die Rothschilds als Weltmacht.

Wir haben in den vorigen Abschnitten das Haus Rothschild bis zur Begründung seiner Weltmachtstellung begleitet und die Geschichte des Geschäfts durch ein halbes Jahrhundert skizziert. Was der alte Maier Amschel in Frankfurt seit 1770 mit seinem kleinen Wechsel- und Tuchgeschäft verdient, in London hatte es den richtigen Boden gefunden, auf dem Weltmarkt war es seit 1820 ein ausschlaggebender Faktor geworden. Der Reichtum der Rothschilds konnte sich seitdem noch vergrößern, ihre Beziehungen konnten sich nicht erweitern, ihre Macht im ganzen konnte nicht mehr wesentlich steigen. Sie hatten im Gegenteil oft all ihre Klugheit und Entschlossenheit nötig, sich auf der erlangten Höhe zu behaupten. „Es erfordert", so äußerte Nathan, „viel Klugheit und Witz, ein

großes Vermögen zu erwerben. Wenn man es aber erworben hat, so erfordert es noch zehnmal mehr Witz, es zu erhalten. Wollte ich auf alle Vorschläge eingehen, die mir gemacht werden, so wäre ich bald ruiniert." Wenn die Rothschilds ein weiteres halbes Jahrhundert nach dieser Epoche ihres raschen Ansteigens noch immer auf der Höhe der Macht standen und erst dann, seit 1870 oder 1880 etwa, nicht zu sinken, aber doch neben den großen Aktienbanken der Neuzeit zu verblassen anfingen, so ist das der Beweis, daß sie jene Portion von „zehnmal mehr Witz" in der Tat besaßen. Nathan und die meisten von seinen Brüdern waren Geschäftsleute und nichts als Geschäftsleute, trotz aller in ihren Briefen betonten „Offenhärzigkeit". Von Nathan sagte ein guter Bekannter: Sein Ehrgeiz war durchaus auf Gelderwerb gerichtet, aber den Nachdruck muß man legen auf Erwerb, nicht auf Geld. Das Geld hatte an und für sich für ihn wenig Wert, denn er hatte gar keinen Sinn für den Komfort im weitesten Sinn des Wortes. Sein Ehrgeiz bestand darin, rascher und wirksamer als andere sein Ziel zu erreichen, aber nicht in dem Ziele selbst. Von den Rothschilds im allgemeinen, ihren Geschäftsgrundsätzen und sogenannten Hausgesetzen schrieb um 1820 Friedrich Gentz:

„Die Frage, wie das Haus Rothschild in so kurzer Zeit alles das, was es wirklich geleistet, unternehmen und vollbringen konnte, hat ohne Zweifel mehr als einen merkantilen und politischen Kopf beschäftigt. Vielleicht aber ist sie weniger schwer zu lösen, als man gemeiniglich glaubt. Wer, ohne bei Zufälligkeiten zu verweilen, Sinn genug hat, um zu fassen, daß der Erfolg in allen großen Geschäften nicht von der Wahl und Benutzung des günstigen Augenblicks allein, sondern mehr noch von der strengen Befolgung einmal anerkannter Fundamentalmaximen abhängt, dem wird bald klar werden, daß es vornehmlich zwei Grundsätze gab, die dieses Haus nie aus den Augen verloren, und denen es, neben einer klugen Geschäftsführung und Benutzung vorteilhafter Konjunkturen, sicher den größten Teil seines heutigen Flors zu verdanken hat.

„Der erste dieser Grundsätze war der, welcher die fünf Brüder bestimmte, ihre sämtlichen Geschäfte in steter und ununterbrochener Gemeinschaft zu betreiben. Das war das Gebot, das der sterbende Vater hinterlassen. Und wenn je ein Glücksstern über ihnen gewaltet hat, so ging er ihnen in dem festen Entschlusse auf, dieser Regel nie untreu zu werden.

„Seit dem Tode des Vaters ward jeder Antrag, von welcher Seite er auch ausgehen mochte, der Gegenstand einer gemeinschaftlichen Beratung;

jede nur einigermaßen bedeutende Operation ward nach einem verabredeten Plane und mit vereinten Kräften geführt, alle hatten ihren Anteil an den Resultaten."

Dies beruht auf Wahrheit und ging soweit, daß selbst im Falle größerer Verluste durch einen von ihnen die anderen ohne weiteres ihren Anteil am Verlustkonto übernahmen, und niemals ein Vorwurf laut werden durfte. Gentz fährt dann fort:

„Der andere Grundsatz, den sie sich zum Augenmerk gesetzt, ist der, bei keinem Unternehmen nach übertriebenem Gewinn zu trachten, jeder ihrer Operationen bestimmte Schranken anzuweisen und, soviel menschliche Vorsicht und Klugheit es vermag, sich von dem Spiel der Zufälle unabhängig zu machen.

„Es ist kein Zweifel, daß sie mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihren Vorteil bei dieser oder jener Operation weit höher treiben konnten. Wenn aber auch die Sicherheit ihrer Unternehmungen dabei nicht gelitten haben sollte, so hätten sie zuletzt doch weniger gewonnen, als durch Verbreitung ihrer Kräfte auf eine größere Zahl immer wiederkehrender, unter mannichfaltigen Konjunkturen erneuerter Geschäfte.

„Der persönliche, moralische Charakter der fünf Brüder hat auf den Succeß ihrer Unternehmungen keinen geringen Einfluß gehabt. Es ist nicht schwer, sich eine zahlreiche Partei zu schaffen, wenn man mächtig genug ist, viele in sein Interesse zu ziehen. Aber die Stimmen aller Parteien vereinigen, und, wie die Volkssprache es ausdrückt, bei groß und klein hoch angesehen sein, setzt nicht bloß materielle Mittel, sondern auch Gemütseigenschaften voraus, die nicht immer mit Macht und Reichtum verbunden sind."

Von hier an verfällt nun der Dithyrambus des alten Diplomaten in ganz gewöhnliche Lobhudelei. Wir haben schon vorausgeschickt, daß die Rothschilds ebenso gut wie alle anderen großen Kapitalisten ihre Neider und Hasser besaßen, und darunter sicher manchen, der sich vollberechtigt glaubte, ihnen zu fluchen. Um Gentz zu verstehen, müssen wir wissen, daß er damals mit den Rothschilds, besonders mit Salomon, in sehr enger Verbindung stand und von ihnen bei jeder ihrer Anleihen zwischen 1820 und 1830 „beteiligt", d. h. auf gut Deutsch bestochen wurde, um von vornherein als geschickter Beherrscher der Zeitungsstimmen für die betreffenden Obligationen zu wirken. Daß er sich daneben auch noch seine Privatansicht über seine Freunde vorbehielt, geht aus seinen vertraulichen Briefen hervor. „Sie sind", schreibt er am 15. Dez. 1818

an Adam Müller in Bezug auf die Rothschilds, „sie sind gemeine, unwissende Juden, von gutem äußeren Anstand, in ihrem Handwerk bloße Naturalisten, ohne irgend eine Ahnung eines höheren Zusammenhanges der Dinge, aber mit bewunderungswürdigem Instinkte begabt, der sie immer das Rechte wählen heißt. Ihr ungeheurer Reichtum ist durchaus das Werk dieses Instinktes, welchen die Menge Glück zu nennen pflegt."



Salomon von Rothschild.

Wir werden später sehen, daß viele Beurteiler dieser zweiten Generation der Rothschilds selbst das abstritten, was Gentz den „guten äußeren Anstand" nannte.

Knüpfen wir einen Augenblick an Früheres wieder an. Wir verließen die deutschen Familien der Rothschilds beim Tode des Vaters, um uns dem Ergehen des Londoner Hauses ausschließlich zuzuwenden, welches zwischen 1810 und 1820 entscheidend für den Aufschwung ihrer Geschäfte war. Inzwischen war von den äußeren Ehren dieser Zeit mehr für die Frankfurter Brüder als für Nathan abgefallen. Anselm als der Leiter des Hauses in Frankfurt, und Salomon als der gewandte Vermittler

mit den Kontinentalmächten waren den Regierungen besonders in Berlin und Wien bekannter geworden als der Londoner Bankier, der doch eigentlich die Seele des Betriebes war. Der Kaiser von Österreich zeigte sich für die Dienste, die ihm die Rothschilds bei der Vermittelung der englischen Subsidien 1814—1815 leisteten, zuerst erkenntlich, indem er die Brüder Anselm, Salomon, Karl und James i. J. 1816 in den Adelsstand erhob. Als sie vier Jahre später zu österreichischen Freiherren gemacht wurden, dehnte der Kaiser diesen Akt auch auf Nathan aus, der indessen ebenso wenig von seinem Adel als seinen Orden Gebrauch machte. Auch an anderen Ehrungen fehlte es nicht. Außer zahlreichen ihnen verliehenen Ordensdekorationen wurden sämtliche Brüder bereits im Jahre 1818 zu königlich preußischen Geheimen Kommerzienräten, im Jahre 1815 zu kurhessischen Finanzräten, von dem letztverstorbenen Kurfürsten zu Geheimen Finanzräten ernannt. Überdies wurde im Jahre 1820 Nathan Rothschild österreichischer Konsul und zwei Jahre nachher Generalkonsul daselbst.

Zu dieser Zeit waren die Brüder bereits über halb Europa verteilt. Nathan beherrschte, wie wir wissen, völlig den englischen Geldmarkt. Anselm blieb dauernd in Frankfurt und beteiligte sich an den großen internationalen Finanzgeschäften am wenigsten. Sein Bruder Salomon, der Weitgereisteste von allen, nahm damals seinen Wohnsitz in Wien, wo er bald für die süddeutschen Kreditverhältnisse eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie Nathan für die englischen. Um dieselbe Zeit ging Karl gelegentlich einer größeren italienischen Anleihe nach Neapel und begründete hier ebenfalls ein eigenes Geschäft, während der jüngste der Brüder schon seit Jahren die Firma: de Rothschild Frères in Paris vertrat.

Soviel Brüder, soviel Länder; es ist begreiflicherweise unmöglich, den weiteren Geschicken aller Häuser bis in die Neuzeit nachzugehen, es muß genügen, den wichtigsten Etappen ihrer ferneren Tätigkeit wenigstens flüchtig zu folgen. Dabei soll noch einmal daran erinnert werden, daß wenigstens bei größeren Geschäften auch weiterhin die Brüder gemeinsam handelten, Glück und Gefahr teilten, bei kleineren sich unterstützten und überhaupt den alten Geschäftsgrundsatz der Fugger sich zu eigen machten: die Verwaltung des Vermögens in der Familie zu lassen, Fremde von ihren Geschäften möglichst auszuschließen. Ja dieser Grundsatz wurde soweit verfolgt, daß sie durch fortgesetzte Ehen unter den Vettern und Basen sogar das Vermögen nach Möglichkeit innerhalb der Familie zu erhalten suchten. Folgen wir nun zuerst in aller Kürze der weiteren Entwickelung des Frankfurter Stammhauses.

Es scheint, daß bis 1816 und 1817, wenn man die Frankfurter Firma in ihrer Wirksamkeit und Kapitalkraft für sich, d. h. ohne die stets bereite Hilfe des Londoner Bruders und Freundes betrachtet, das ältere, schon früher genannte Haus Bethmann hier noch immer in erster Linie stand. Hätte es nur an Anselm Rothschild gelegen, so wäre es vielleicht überhaupt so geblieben, was an Unternehmungsgeist von diesem Hause ausging, hatten wohl Salomon und Nathan mit auf ihrem Kerbholz. Bei der ersten österreichischen Anleihe nach dem Kriege waren neben englischen Firmen und dem Hamburger Bankhaus Parish die Bethmanns beteiligt, Rothschild aber nicht. Der talentvollste der Brüder Parish, David, wurde aber bei dieser Gelegenheit mit den Frankfurter Rothschilds bekannt und hat wohl ihre Verbindung mit der österreichischen Regierung vermittelt. Er beklagte sich später bitter, daß sie ihm dafür schlecht gelohnt, und als er 1826 infolge des großen damals ausbrechenden Krachs sein Vermögen verlor und sich selbst das Leben nahm, gab er Salomon direkt schuld an seinem Ende, allerdings wahrscheinlich mit Unrecht. Im nächsten Jahre wurden dann Salomon und Karl Rothschild an der Verteilung der französischen Kriegsentschädigung beteiligt, und daran knüpften sich mehrere große Geschäfte mit Österreich, an denen das Frankfurter und das nun von Salomon errichtete Wiener Haus sich gleichzeitig mit David Parish beteiligten. Auch die Presse wurde eifrig in Tätigkeit gesetzt, und die Lobreden deutscher und österreichischer Blätter auf die neuen Staatspapiere hatten den Erfolg, daß dieselben eifrig gesucht wurden und Rothschilds ein großes Geschäft damit machten. Aber sobald bekannt wurde, daß der ersten Emission von 21 Millionen Gulden noch eine zweite größere folgte, und nun der Markt mit diesen Papieren förmlich überschüttet wurde, fielen die „Rothschild-Lose“ rasch und tief, viele Käufer und Spekulanten wurden ruiniert, und es entstand zum ersten Male gegen die Rothschilds, die man nicht mit Unrecht für die Anstifter des ganzen Börsenmanövers hielt, eine weitgehende Erbitterung. Man rief sogar nach Gesetzen gegen das Börsenspiel, wobei diejenigen, die es soeben eifrig, aber mit Schaden betrieben hatten, wahrscheinlich die lautesten Schreier waren. In der besseren Geschäftswelt war das Urteil über die Rothichilds und besonders über Salomon stets ein günstiges, so äußerte sich der Chef des Hauses Bethmann, einer der angesehensten Firmen Europas, bei einem Besuche in Wien über dieses österreichische Geschäft sehr anerkennend und ließ dabei einfließen, er habe aus sicherer Hand, daß die Jahresbilanz der Brüder (1819 oder 1820) sechs Millionen

Gulden Gewinn ergeben habe. „Bei ihrer Tätigkeit und Vorsicht“, fügte er hinzu, „ist die Progression des Erwerbs zu erwarten, ja zu hoffen, denn der Umsturz dieses Kolosses wäre schrecklich.“ Von Salomon, dem Chef des Wiener Hauses äußerte er, er habe sich in Frankfurt allgemein beliebt gemacht, „teils durch sein bescheidenes Wesen, teils durch seine Dienstwilligkeit. Niemand verläßt ihn ohne Trost.“ Allerdings war Moritz von Bethmann selber Geschäftsmann, und er wußte auch jedenfalls, daß er mit einem Freunde Rothschilds sprach, denn es war wieder Gentz, der dies Gespräch berichtete.

Einige Anleihen für Preußen, kleinere deutsche Staaten und für Neapel, bei welcher Gelegenheit das dortige Haus begründet wurde, waren die Hauptgeschäfte der 20er Jahre, die wohl meist in Verbindung mit Nathan gemacht wurden. Später kamen unruhige Zeiten, in denen es leichter war zu verlieren als zu gewinnen und in denen vor allem die Rothschilds in Frankfurt und Wien die Fühlhörner einzogen und ihre Geschäfte beschränkten. Am Börsenleben nahmen sie allerdings stets teil, ihre Tätigkeit wurde jedoch anderer Art als früher. Sie beteiligten sich an industriellen Gründungen, Eisenbahnen und ähnlichen Unternehmungen, und gaben denjenigen, die sie ihrer Unterstützung wert hielten, schon dadurch allein einen Anstrich großer Solidität. Sie operierten auch weiter an der Börse und scheinen ihrer Vorsicht und ihrer guten Verbindungen wegen auch jetzt selten Fehlschläge, um so mehr Erfolge gehabt zu haben. Schlug einmal eine größere Operation, z. B. eine exotische Anleihe, wie sie deren auch jetzt noch hin und wieder unternahmen, fehl, so wußten sie sich auch dann nach dem Grundsatz: der erste Verlust ist der beste, vor allzugroßen Einbußen zu bewahren oder sie verstanden es, dieselben mit vielen anderen zu teilen. Dahin gehört folgende, freilich nicht beglaubigte Geschichte, die wir mit den Worten älterer Erzähler wiedergeben.

Durch ein Anleihegeschäft mit der spanischen Regierung hatte vor Jahren das Haus Rothschild einen namhaften Verlust von mehreren Millionen erlitten. Wie immer, so waren auch diesmal viele ansehnliche Firmen den Operationen des berühmten Geschäftshauses gefolgt, da Glück und Vorsicht desselben selten getäuscht hatten. Unter den diesmaligen Leidensgenossen befand sich auch das zu jener Zeit noch wenig bekannte Haus A. M. Als jene mißglückte Spekulation den Rothschilds beträchtliche Verluste verursachte, sahen sich natürlich die Abnehmer der Anleihe auch in Anspruch genommen. Wiewohl das Haus Rothschild & Söhne mit

seltener Großmut nur eine Akkordsumme seiner Forderungen verlangte, welche von den betreffenden Firmen auch gewährt wurde, zeigte sich doch diese Abfindung für manche Geschäfte verhängnisvoll. A. M. war indessen fast der einzige, welcher erklärte, daß er auf einen Nachlaß Verzicht leiste, vielmehr seinen Verpflichtungen gegen seine Gläubiger in vollem Maße gerecht werde, obwohl er dadurch zu Grunde gerichtet würde. Er fügte dieser Erklärung hinzu: „Als Kaufmann geht die Ehre mir über alles; Geld kann ich wieder gewinnen, meine verlorene Ehre gibt mir keine Macht der Welt zurück!“ — Die Antwort der Geldfürsten war eine ihrer würdige: „Sie sollen durch uns nicht ruiniert werden, und wenn Sie es acceptieren, so machen wir Sie zu unserem General-Agenten für dortigen Platz, denn einen ehrenhafteren Vertreter wüßten wir nicht zu erlangen.“ Der gedachte Bankier nahm dieses Anerbieten an und hat längere Zeit das mächtige Großhaus vertreten und dessen Interessen in seinem Operationsbezirk jederzeit mit gleicher Gewissenhaftigkeit wahrgenommen.

Anfangs der 30er Jahre begannen die zahlreichen Familienheiraten, durch welche die Brüder das gemeinsame Vermögen zusammenzuhalten und die Traditionen ihres Hauses in geschäftlicher Hinsicht zu befestigen suchten. Während der älteste der Brüder, Anselm, ohne Kinder starb, hatte Salomon deren mehrere. Seine älteste Tochter reichte ihrem Onkel James in Paris ihre Hand; sein Sohn, der Baron Anselm Salomon, der bis 1871 das Wiener Haus leitete, nahm oder erhielt die älteste Tochter Nathans, die englisch erzogene Charlotte zur Gattin. Nathans Sohn und Erbe endlich, der 1808 geborene Baronet Lionel v. Rothschild, heiratete 1836 die Tochter des Onkels Karl aus Neapel. In demselben Jahre wurden diese Verwandtenehen auf einem großen Familienkongreß zu Frankfurt geradezu zum Gesetz für die künftigen Generationen gemacht.

Starke Erschütterungen brachte allen ökonomischen Verhältnissen und insbesondere den Banken, dem Handel und der Industrie das „tolle Jahr“ 1848, welches den Absolutismus, das Metternichsche System der Vergewaltigung und Verheimlichung verabschiedete und eine neue Generation mit neuen Rechten und Pflichten emporführte. Wie alle Welt, so wurden von den Ereignissen auch die Rothschilds überrascht, aber nicht überrumpelt, selbst am Hauptbrennpunkte der Revolution, in Paris, hielten sie aus. Wie sie die Sachlage ansahen und sich in sie hineinfanden, mag folgende Mitteilung klar legen, deren Glaubwürdigkeit freilich dadurch

etwas Abbruch geschieht, daß Baron Anselm bei aller Schlichtheit seines Wesens allen denen, die ihn kannten, wohl als ein sehr kluger Kopf, aber nicht als ein salonmäßig plaudernder Feuilletonist erschienen ist. Es war zu Anfang des Jahres 1847, als der greise Chef des Frankfurter Hauses in seiner Privatwohnung mit einem an ihn empfohlenen Politiker in lebhafter Unterhaltung sich erging. Das Gespräch drehte sich um die Zeitverhältnisse, die Einsichtslosigkeit der Regierenden sowie anderer Einflußreichen.

„Was würden Sie wohl sagen, Herr Baron", meinte der Fremde, „wenn jemand an den Fuß des Papierturmes, den Sie geholfen haben in der Welt aufzubauen, einen brennenden Fidibus legte?"

Der Baron verzog den Mund zu dem ihm eigentümlichen Lächeln, ließ seine Hand auf die Schulter des Fragenden fallen, und entgegnete:

„Mein lieber Freund, dafür sorgen wir schon, daß kein Fidibus dahin kommt. Soviel kann ich Ihnen unter allen Umständen sagen: Krieg kann der Rothschild nicht führen, aber Frieden kann er halten. . . ."

Das denkwürdige Jahr 1848 war vorüber; 1849 befand sich jener Herr wieder in Frankfurt und machte dem Baron einen Besuch. Er traf ihn zufälligerweise in demselben Zimmer, in welchem das eben angeführte Gespräch stattgefunden. Die erschütternden Ereignisse des Jahres 1848 riefen unwillkürlich die Erinnerung an die vor zwei Jahren vorgefallene Unterhaltung wach.

„Geben Sie nun zu, Herr Baron, daß es doch gefährlich um Ihren Turm gestanden hat?" meinte der Fremde, auf jene Unterredung anspielend.

„Mein Verehrtester", erwiderte der Geldfürst, „was kann ein Vernünftiger dafür, wenn die Leute, die mit ihm in einem Hause wohnen, närrisch werden? Stecken die Narren ihr Zimmer in Brand, so muß selbst der, welcher seine fünf Sinne noch hat, gewärtig sein, daß auch seine Stube mit niederbrennt. . . . Indessen der Turm steht noch", tröstete nach einer kleinen Pause der erfahrene Bankier mit seinem Lächeln, „und auch der Baumeister; sollte der Turm ein paar Risse bekommen haben, die Brandstifter, welche daran schuld sind, die alle werden als Handlanger mit arbeiten müssen, die stattgefundenen Schäden wieder auszubessern." — Und in der Tat, sie haben an der Ausbesserung der Schäden hart arbeiten müssen. Das Haus Rothschild hat die hereingebrochene Katastrophe glücklich überwunden.

Baron Anselm blieb während seines ganzen Lebens Haupt der Familie und Vorstand aller ineinanderlaufenden Geschäfte. Auf ihn

war des Vaters durchdringender Scharfblick fortgeerbt, ebenso dessen Wohltätigkeitssinn und auch manche andere gute Eigenschaften, z. B. ein trockener Witz, von dessen Äußerungen und Erfolgen manche gute Anekdote erzählt, deren Wiedergabe wir uns hier ersparen wollen. Von seiner ausgedehnten Wohltätigkeit machte der alte Herr nicht viel Aufhebens,



Anselm Mayer von Rothschild.

obwohl er sie mit dem Herzen übte und nicht, wie Nathan nur mit dem Verstande. „Mildtätig sein" — äußerte er gelegentlich — „ist nicht schwer, wenn man das Geld dazu hat, aber die gute Laune nicht verlieren, wenn man zu viel Geld hat, das ist schwer, oft sehr schwer ..."

Auch er selber soll sie zuweilen verloren haben, wenn er seines hohen Alters gedachte und nachsann, für wen er seine Millionen, seine 100 Millionen kann man vielleicht sagen, erworben hatte.

Baron Anselm vermachte in seinem Testament 1200000 Gulden

zu einer milden Stiftung für die bedürftigen Israeliten der Stadt Frankfurt a. M., deren Zinsen teils für wöchentliche Almosenspenden, teils für Holzausteilungen an Frankfurter Juden verwendet werden sollen, mit Ausnahme von 750 Gulden, die jährlich an arme Juden aus dem Umkreise von zehn Meilen um Frankfurt zu verteilen sind. Außerdem bestimmte er, daß in dem Hause, worin seine Mutter hochbetagt gestorben war, sogenannte Gebetsversammlungen gehalten würden und zwar an dem Todestage des Testators, seiner Eltern, seiner Gattin und seiner Brüder. Seit dem am 3. Dezember 1855 erfolgten Tode Anselms wurde das Rothschildsche Stammhaus nur noch zu den angegebenen Zwecken benutzt.

Nach dem Tode von Anselm trat sein Neffe, Meyer Karl, Sohn des Baron Karl zu Neapel, an die Spitze des Frankfurter Hauses, (bei welchem speziell der Baron Salomon und Karl beteiligt waren) fußend auf einem Vermögensbestand von 50—60 Millionen Gulden.

Karl selbst, der aus Neapel schon früher nach Frankfurt zurückgekehrt war, ist nach manchen Quellen vor, nach anderen kurz nach seinem Bruder gestorben und seine beiden Söhne, Meyer Karl und Wilhelm oder Willy Karl, traten nunmehr das Erbe in Frankfurt an. Sie paßten wohl beide nicht mehr ganz in die neu gewordene Zeit, aber immerhin führte Meyer Karl bis zu seinem Tode im Jahre 1887 die laufenden Geschäfte mit kräftiger Hand fort, während Willy sich mehr der Gelehrsamkeit ergab. In ihm schien der durch das Geschäftsleben absorbierte Hang des Großvaters, der beinahe Rabbiner statt Millionär geworden wäre, wieder aufzuleben. In seiner Jugend von freierer Richtung und auch den Künsten geneigt, wandte sich Baron Wilhelm seit seiner Rückkehr in das Stammhaus vollständig der strenggläubigen Tradition zu. Eine stets seitdem geübte und keineswegs nur äußerliche peinlich treue Befolgung aller mosaischen Vorschriften gab davon Zeugnis. Neben dem unermüdlichen und äußerst gewissenhaften geschäftlichen Wirken füllten fortan fromme Studien sein ganzes Leben. Baron Willy wurde im Lauf der Jahre ein Talmudkenner von ganz außergewöhnlicher Gründlichkeit. Der ältere Bruder, Karl, war weltlichen Dingen weit zugänglicher, betätigte sich als Kunstsammler, liebte die Geselligkeit und spielte auch im politischen Leben eine Rolle. Gleich nach dem für Frankfurt unglücklichen Ausgange des Krieges mit Österreich wurde Meyer Karl in den Norddeutschen Reichstag gewählt, wo er sich allerdings nur durch sein Schweigen auszeichnete. Nichtsdestoweniger zählte er unter die interessantesten Teilnehmer dieses kurzen und nur einmal berufenen Kongresses, und jeder Tribünen-

besucher war zufrieden, wenn man ihm auf die Frage: wo sitzt Rothschild? die breitschultrige Gestalt des vielfach dekorierten Börsenfürsten zeigte. Später gehörte Meyer Karl dem Herrenhause an. Mit seinem Tode verlor das nun von Wilhelm geleitete Haus ziemlich jede Bedeutung für die Öffentlichkeit. An Titeln und Ansehen fehlte es ja dem Baron nicht, aber die Geschäftslust, der gewaltige Drang des Gelderwerbs begann in dieser Generation zu erlöschen.

Des Barons Amt als österreichischer Generalkonsul verband ihn mit den offiziellen Kreisen. Außerdem gehörte er dem Zentralausschuß der Reichsbank an und war Mitglied des Verwaltungsrats der Pfälzischen Eisenbahnen, der Preußischen Zentral-Bodenkredit-Aktiengesellschaft und der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe. Er erhielt oft den Besuch der Kaiserin Friedrich, der Landgräfin Anna von Hessen sowie mehrerer Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Besonders in seiner Villa zu Königstein wurde dieser Verkehr im Sommer sehr lebhaft unterhalten, und der jetzige englische König Eduard VII. versäumte als Prinz von Wales nie, bei seinem Kurgebrauch in Homburg einen Besuch beim Baron Rothschild zu machen und dort zu dinieren. Seinen im Grunde milden und wohlwollenden Sinn bekundete er durch werktätige Frömmigkeit großen Stils. Alle oder fast alle Institutionen der altisraelitischen Gemeinde in Frankfurt, das Rabbinerheim, die Suppenanstalt, die Waisenanstalt, die Kuranstalt Soden, die Anstalt zur Vorbereitung zum Rabbinerheim, verdanken ihm ihr Bestehen. Die israelitische Religionsgesellschaft dankt ihm ferner die Religionsschule, die Georgine-Sara-v. Rothschildsche Hospitalstiftung, die Thora-Lehranstalt.

Auch Wilhelm Karl hatte seinerzeit, den Familientraditionen folgend, eine seiner Basen geheiratet und mit ihr, Freiin Mathilde von Rothschild, eine lange, aber nur mit Töchtern gesegnete Ehe verlebt; im Jahre 1899 konnte bereits die goldene Hochzeit gefeiert werden. Die früher üblichen Reisen ins Ausland hatte der Baron schon seit längerer Zeit aufgegeben und verbrachte nun den Sommer im Taunus ganz in der einfachen, prunklosen Weise, die ihn trotz seines enormen Reichtums stets ausgezeichnet hat. Als charakteristisch für ihn führte man die Tatsache an, daß Baron Willy die Sabbatheiligung auch im Geschäftsleben mit einer Pünktlichkeit durchführte, als hänge der Bestand des Welthauses davon ab, und man hätte ihn unter keinen Umständen, selbst wenn bei großen Kommissionen Millionen auf dem Spiel gestanden hätten, zu einer Änderung dieses Brauchs bewogen.

In einem anderen wichtigeren Punkte nötigte ihn dagegen die Schwäche des Alters — er starb am 25. Januar 1901 im Alter von 73 Jahren — zu einer Abweichung von den Hausgesetzen seiner Familie. Noch immer ist der strenge Familiencharakter in der Geschäftsführung bewahrt worden, kein Verwandter mit anderem als Rothschildschem Blute hat Teil an der Leitung eines der Häuser gehabt. Niemals haben die Rothschilds auch ihren Geschäftsführern, und wenn sie sich noch so treu und geschickt erwiesen, Prokura erteilt, erst Baron Wilhelm sah sich zuletzt, da er die zahlreichen Unterschriften nicht mehr bewältigen konnte, gezwungen, Prokuristen zu bestellen, was, wie Ehrenberg berichtet, den anderen Häusern ein Dorn im Auge war. Als endlich der Baron die Augen schloß, entstand die Frage, wer das seit 130 Jahren bestehende Haus weiter führen solle. Die Witwe trat entschieden für die Erhaltung des Geschäftes und der Firma ein, aber unter den jüngeren Familien fand sich, wie erzählt wird, nicht eine, die bereit gewesen wäre als Repräsentant des Namens in das veraltete Frankfurter Haus überzusiedeln. Von den beiden Töchtern hatte die eine den Bankier M. B. G. Goldschmidt geheiratet, der als bluts- und namensfremd nicht in Frage kommen konnte, die andere der Inhaber des Hauses de Rothschild Frères in Paris, Baron Edmund. So beschloß denn der Familienrat, das ehrwürdige Stammhaus zu schließen. Die Rothschildschen Stiftungen und besonders die für die kaufmännische und Talmud-Literatur sehr wertvolle Rothschild-Bibliothek werden den Namen, den drei Generationen bis zu ihrem Tode in Frankfurt vertreten haben, dort auch fernerhin nicht aussterben lassen.

Das Jahr 1855, in welchem Karl und Anselm von Rothschild starben, war ein verhängnisvolles. Auch Baron Salomon, der Leiter des Hauses in Wien, wurde in demselben Jahre während einer Reise nach Frankreich in Paris zu seinen Vätern versammelt. Von der Tätigkeit des Wiener Zweiggeschäftes ist wenig zu sagen, es war an den Geschäften des Stammhauses und an den meisten kontinentalen Unternehmungen Nathans und seiner Nachfolger beteiligt. Seinen persönlichen Eigenschaften nach war Salomon von allen Brüdern vielleicht der hervorragendste, er kam Nathan am nächsten an Schärfe der Berechnung und an geschäftlichem Unternehmungsgeiste, aber er war Anselm ähnlich durch seine Güte und Bereitwilligkeit zu helfen. Niemand verläßt ihn ohne Trost, sagte Moritz Bethmann von ihm, und Ehrenberg teilt ein anderes Zeugnis über ihn mit, worin es heißt: „Baron Salomon, der viel Gutes tat, nicht eben

als reicher Mann, um mit seinen Wohltaten zu flunkern, sondern aus der ihm eigenen Güte des Herzens, verteilte seine Spenden ohne Unterschied des Glaubens und der Nation und verstand es, mit seiner Freigebigkeit stets Zartgefühl zu verbinden.“ Nur in geschäftlichen Dingen verstand er, wie alle seines Namens, keinen Spaß. Parish machte ihm in dem letzten Briefe, den er vor seinem Selbstmord an Salomon schrieb, den Vorwurf, die österreichische Regierung, vor allem Metternich zu gunsten der Rothschilds bestochen und ihn, David Parish, verraten und betrogen zu haben. Ja, die Bestechung war damals gerade in Österreich wohl das einzige Mittel zum Ziel zu gelangen, und die Rothschilds haben es, wo es angebracht war, sicherlich mit Meisterschaft gehandhabt. Denn der Trieb zum Reichtum war allen Mitgliedern der Familie, mindestens bis in die dritte Generation, gemeinsam. Bismarck sagte einmal: „Ich habe viele Mitglieder dieses Hauses gekannt. Auffallend ist mir bei ihnen immer das Jagen nach Gold gewesen. Das kommt daher, daß jeder von ihnen immer den Wunsch hat, jedem seiner Kinder soviel zu hinterlassen, wie sein eigenes Erbteil gewesen, und das ist doch ein Unsinn.“

Nach Salomons Tode trat sein Sohn Anselm an die Spitze des Wiener Hauses, welches er bis 1874 leitete. Er war Mitglied des österreichischen Herrenhauses, wo er sich ähnlich wie sein Vetter Karl Mayer im preußischen nur durch seine Schweigsamkeit ausgezeichnet haben soll. Geschäftlich bedeutete er immerhin noch etwas, während nach seinem Tode, mit der Geschäftsübernahme durch seinen Sohn Albert, der jetzt auch bereits in hohem Alter steht, die öffentliche Rolle der Rothschilds auch in Wien zu Ende ging. Sehr möglich, daß einst mit dem Ableben des gegenwärtigen Inhabers auch dieses Haus, wie dasjenige in Frankfurt, erlischt.

Auch der letzte Inhaber des Bankhauses in Neapel, welches gleichzeitig mit der Einverleibung Neapels in das neu entstandene Königreich Italien liquidierte, ist im Jahre 1900 gestorben. Als Karl Rothschild mit seinen Söhnen Meyer Karl und Wilhelm Karl nach Frankfurt zurückkehrte, übernahm das Geschäft in Neapel einer der Vettern, Adolf Freiherr von Rothschild, der mit einer Cousine aus dem englischen Familienzweig verheiratet war. Seit 1868 lebte Adolf in Paris, wo sein schönes Hotel in der Rue de Monceau gleich berühmt wurde als Tempel der Kunst, Sammelpunkt der guten Gesellschaft und — der Pariser Armen. Adolf von Rothschild war mit einem, auf 200 Millionen Frs. geschätzten Vermögen wohl einer der reichsten Männer in Europa, und er hat stets den würdigsten Gebrauch von seinem Reichtum gemacht.

Auch er machte, wie Körner berichtet, beim Geben keinen Unterschied zwischen den Religionen. Viele kleine Gemeinden Frankreichs verdanken ihm den Ausbau oder die Restauration ihrer Kirchen, die Erbauung ihrer Schulen, Asyle und Spitäler. Viel verloren an ihm besonders die Pariser Armen, die jährlich etwa 1 Million Frs. von ihm erhielten. In seinem Hause in der Rue de Monceau wurden täglich über 1500 Frs. Almosen verteilt, und im Bois de Boulogne mußte noch in der letzten Zeit von der Polizei ein besonderer Ordnungsdienst eingerichtet werden, um ihn vor der allzu großen Zudringlichkeit der Bettler zu schützen, die in Haufen herbeiströmten, sobald sie durch ihre „Eklaireure" in Erfahrung gebracht hatten, daß der Freiherr ins „Bois" gefahren war. Ebenso bekannt war die offene Hand Rothschilds in der Schweiz, wo er im Sommer das prächtige Schloß zu Pregny bewohnte, das mit seinen Treibhäusern und seinem prachtvollen Park zu den Sehenswürdigkeiten in der Umgebung von Genf gehört. Die Kaiserin von Österreich war hier als Gast der Schloßherrin von Pregny gewesen, als sie bei der Rückkehr in Genf ermordet wurde. Das Asyl für alte Leute in Pregny erhielt von Rothschild eine Subvention von einer Million Frs. In Genf gründete der Freiherr das nach ihm benannte ophthalmologische Institut, dessen Unterhaltung größtenteils aus seinen Mitteln erfolgte. Seine Kunstliebe und Geselligkeit aber betätigte er vor allem in seinem Pariser Heim, das er bis ans Ende seines Lebens mit kostbaren Gemälden und Kunstgegenständen aller Art bereicherte. Viele Jahre lang waren seine fürstlich ausgestatteten Salons der Zusammenkunftsplatz der großen Pariser und auswärtigen Lebewelt. Hier traf man ebenso Mitglieder der französischen wie der europäischen regierenden Häuser, namentlich häufig auch den König und die Königin von Neapel, die dem Freiherrn und seiner Gemahlin eine dauerende Freundschaft bewahrt hatten.

Es bleiben uns also nur noch die weiteren Geschicke zweier Rothschildscher Häuser zu berichten übrig, des englischen, das Nathan, und des französischen, das Jakob (James) begründete. Knüpfen wir zunächst in London wieder an, wo wir die Erfolge Nathans bis zu der ersten großen Anleihe verfolgt haben, die er für Preußen übernahm. Es folgte eine österreichische Anleihe, die Rothschild mit anderen Londoner Banken, vor allem den Barings, gemeinschaftlich unternahm, und dann eine Reihe ähnlicher Geschäfte, bei denen sich mehr und mehr herausstellte, daß jetzt in der Tat die Rothschilds, nicht mehr Baring, das mächtigste Haus von Europa waren. Über den Anteil, den Nathan an den großen

französischen Geschäften der Jahre 1824 und 1825 hatte, möge unten berichtet werden, dagegen sei noch flüchtig der außereuropäischen Anleihen gedacht, deren Nathan eine Reihe in den 20er Jahren unternahm, und glücklich unterbrachte. Auch dabei begünstigte ihn sein Glück oder sein Scharfsinn, denn als später mehrere dieser exotischen Papiere, wie das noch heute oft der Fall ist, sich als ziemlich wertlos herausstellten, hatte Rothschild sich ihrer längst entledigt. Seine bei den größten und kühnsten Unternehmungen beobachtete Vorsicht ließ ihn den Gewinn überall abschöpfen, den Verlust vermeiden. Einen von fremder Hand ausgestellten Wechsel wußte er förmlich instinktiv zu bewerten. Von gewissen Grundsätzen vermochte ihn nichts abzubringen, auch die Aussicht des größten Gewinnes nicht, so von der Abneigung, mit Leuten, die einmal Pech gehabt hatten, Geschäfte zu machen. „Ich habe sehr kluge, sehr geschickte Leute gesehen", sagte er, „aber sie gingen beinahe barfuß. Nie mache ich Geschäfte mit solchen. Ihr Rat klingt sehr gut, aber das Schicksal ist gegen sie. Sie können selbst nicht vorwärts, sie können sich selbst nicht helfen — wie wollen sie mir helfen?" Das beweist, in welchem Maße er die Menschen als Mittel zum Zweck beurteilte.

Aber solche Grundsätze führten ihn zur Macht. Als nach zehn Jahren eines fieberhaften Aufschwunges, einer Art von Gründerepoche, 1826 die große englische Krisis ausbrach, die rasch gestiegenen Papierwerte noch rascher fielen und Banken über Banken zusammenbrachen, blieb Rothschild unerschüttert, ja er war stärker als die Bank von England und konnte sie noch stützen. Wir wollen aus seinen letzten Jahren nur noch zweier großer Geschäfte Erwähnung tun. Das eine war die Begründung einer großen Seeversicherungs-Gesellschaft, wozu Nathan die uns bekannten größten Banken heranzog. Freilich bestand schon eine inkorporierte Verbindung solcher Versicherungen, und sowohl in Schiffahrtskreisen als im Parlament stieß ihre Verdrängung durch die großen Krösusse auf harten Widerstand. Besonders da man sich erzählte, Rothschild wolle die Gesellschaft bloß gründen, um einem Vetter die Stellung als Direktor zu verschaffen. Aber die Rothschilds und Barings vereint waren eine Macht, der man schlechterdings nicht widerstehen konnte, der Plan ging durch. Das zweite Geschäft war die Übernahme der Quecksilbergruben von Almaden in Spanien, die schon 700 Jahre vor Chr. Geb. ausgebeutet wurden, jetzt aber infolge der zerrütteten Zustände, in denen der lange Krieg mit Frankreich Spanien zurückgelassen, völlig vernachlässigt waren und wenig einbrachten. Wir geben die Sache nach

einer der älteren Rothschild-Biographien wieder, die wenigstens in den Hauptpunkten wohl recht haben wird. Als sich danach Spanien 1831 in noch größerer Geldnot als gewöhnlich befand, wendete es sich mit dem Gesuche einer Anleihe an Nathan Rothschild, indem es sich erbot, ihm die Quecksilberminen von Almaden für eine gewisse Zahl von Jahren als Sicherheit zu überlassen. Der Handel kam zum Abschluß, das Haus Rothschild trat in Besitz dieser Bergwerke. Es begann das Geschäft damit, daß es die Quecksilberpreise verdoppelte. Die über diesen Schritt höchlichst erstaunten Handeltreibenden wandten sich infolge dessen mit ihren Bestellungen nach Idria, und nun stellte es sich heraus, daß die Gruben von Idria gleichfalls ganz im stillen in die Hände der Rothschilds übergegangen waren, die ganz natürlich die Preise des Quecksilbers in Idria ebenso hoch wie jene von Almaden gestellt hatten. Durch dieses Doppelgeschäft gelangte das mächtige Haus in den Besitz des Monopols des Quecksilberverkaufs, und Nathan konnte den Preis dieses Artikels, der für manche Zwecke ganz unentbehrlich ist, ohne Furcht vor irgend einer Konkurrenz an seinem Schreibpulte beliebig festsetzen.

Im Jahre 1836 war, wie schon oben erwähnt, in Frankfurt ein großer Familienrat berufen, hauptsächlich, um die Festlegung des Vermögens in der Familie durch gegenseitige Heiraten durch ein dauerndes Übereinkommen zu sichern. Es sollte dies die letzte Reise und das letzte „Geschäft" des Rastlosen sein.

Nathan war in Frankfurt bereits leidend angekommen. Doch hielt er das Übel, welches die Reise verschlimmert, nicht für bedeutend und überließ sich um so mehr der Freude ob des unbezweifelten Gelingens seiner Kombinationen, wodurch das Haus Rothschild auf dieselbe Grundlage wie die regierenden Familien Europas gestellt werden sollte. Die feierliche Vermählung Lionels von Rothschild mit seiner Base Charlotte fand in der Tat am 15. Juni 1836 in der Synagoge zu Frankfurt statt, nur einen Steinwurf weit von dem alten finsteren Hause in der Judenstraße, der früheren Wohnung Maier Amschels und damals noch von dessen Witwe bewohnt. An demselben Tage jedoch erkrankte der Londoner Börsenkönig, und da er beinahe 60 Jahre alt war, so ward sein Londoner Hausarzt, Doktor Travers, nach Frankfurt berufen. Dieser kam zu spät, und auch die Heilkundigen gleicher Bedeutung, die von allen Seiten heraneilten, konnten nicht mehr helfen. Am 26. Juni stellte sich bei dem Kranken das Delirium ein, er sprach unzusammenhängend, zwei Tage später, am 28., war er eine Leiche.

Mit Nathan starb der erste der fünf Brüder, die den Namen Rothschild in der halben Welt bekannt gemacht hatten. Er war zweifellos der begabteste von ihnen, obwohl ihm mehrere von seinen Brüdern an Charaktereigenschaften überlegen gewesen sind. Die innerliche Unbildung, die ihnen allen eigen war, kam bei ihm in Sprache und Wesen am häufigsten zum Durchbruch. „Das ist meine Musik", sagte er zu dem Musiker Spohr, indem er die Goldstücke in der Tasche klimpern ließ, „das verstehen wir an der Börse." Auch Nathan konnte wohltätig sein, er war es tausende von Malen gezwungen, denn er wurde unaufhörlich, zu jedem Zweck, auf jedem Wege und unter allen Vorwänden angebettelt. Er konnte es auch freiwillig sein, aber er gab anders, wie sein Vater und sein Bruder Anselm. „Ich rate Ihnen", sagte er zu seinem Freunde Buxton, „geben Sie zuweilen einem Bettler ein Goldstück, es ist zu amüsant. Ich tue es zuweilen. Er denkt, ich habe mich vergriffen, und läuft davon, als wenn ihm der Kopf brennt, um über alle Berge zu sein, wenn ich hinter den vermeintlichen Irrtum komme." So spricht der Menschenkenner und Menschenverächter, aber nicht der Menschenfreund. Ob Nathan Rothschild, wenn er abends in den Gassen stand und „sich amüsierend", dem davonlaufenden Bettler nachsah, wohl einmal an seinen Vater dachte, der in den Frankfurter Gassen zwar nicht Goldstücke, aber Sechsbätzner verschenkte und dann selber davoneilte, um die Beschenkten des Dankes zu überheben?

Von Zeitgenossen ist gerade gegen Nathan der Vorwurf der Kleinlichkeit und Herzlosigkeit öfters erhoben. Wenn Parish mit seinem herben Urteil: „Es sind kleinliche, nur für ihren Geldkasten Sinn habende Menschen" bei einem der Brüder recht hatte, so war es vermutlich bei Nathan, dem nachgesagt wurde, daß er zwar mit Millionen freigebig war, wenn es sich um unabhängige, einflußreiche Leute handelte, die ihm nutzen konnten, aber daß er nie einen Bruchteil seiner reichen Gewinne für sein Personal übrig hatte. Indessen sind authentische Mitteilungen hierüber kaum vorhanden, ebensowenig über die Größe des von Nathan hinterlassenen Vermögens, das von manchen auf drei Millionen, von anderen auf sechs, ja zehn Millionen Pfd. St. angegeben wurde. Sein Testament bestätigte, daß die Geschäfte aller fünf Brüder im Zusammenhang betrieben worden waren, und verpflichtete Nathans Söhne, es auch weiterhin so zu halten. Zum Leiter des Londoner Hauses wurde Baronet Lionel ernannt. Seiner Witwe hinterließ Nathan außer einer Residenz in London und einem Landgute eine Jahresrente von 20000 £; jedem seiner Kinder 25000 £, sobald es majorenn würde. Jeder seiner drei

Töchter waren außerdem 100000 £, jedoch unter der Bedingung vermacht, daß sie nur mit der Einwilligung ihrer Mutter und ihrer Brüder sich verheiraten dürften und die Hälfte der ererbten Summe im Geschäfte gegen 4% Zinsen belassen müßten. Im Falle der Weigerung sollten sie gar nichts erhalten. Dieselbe ängstliche Sorge um das Zusammenhalten des Kapitals zeigte sich auch in den übrigen Teilen der letztwilligen Verordnung. Für öffentliche Wohltätigkeitsanstalten, für seine Diener und sein Personal hatte der Millionär nicht einen Penny übrig gehabt.

Nathans ältester Sohn, der im Jahre 1808 geborene Lionel v. Rothschild, stand seit dem Jahre 1836 an der Spitze des Londoner Welthauses. Sein Rang in der Gesellschaft von London war ebenso unbestritten, wie sein Pfeiler in der „Royal-Exchange". Der Achtung, welche er genoß und die er wirklich verdiente (was man nicht von allen Mitgliedern des Hauses Rothschild sagen kann), verdankte es der Baron, daß er seit 1847 von der City regelmäßig zu ihrem Vertreter ins Unterhaus gewählt ward. Doch in Wirklichkeit saß er, der erste Jude, welcher einen Platz unter den englischen Commoners gefunden, seit 1858 erst unter den Gesetzgebern Britanniens. Denn nach langen Kämpfen gelang es erst damals durch eine Änderung des Aufnahme-Eides die Hindernisse zu beseitigen, welche sich bis dahin dem Eintritt eines Israeliten in das englische Unterhaus entgegenstellten. Er soll der einzige von den Rothschilds der dritten Generation gewesen sein, der sich als leidlicher Redner an den Parlamentsdebatten wirklich beteiligte und seine Stärke nicht lediglich im Schweigen bewies. Er war auch der erste der Familie, der schon in den 50er Jahren die gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten, die Stellung und Reichtum ihm auferlegten, ernst nahm und den eine gute Bildung in den Stand setzte, sie zu erfüllen. Auch seine Gattin, eine Freundin des berühmten Disraeli, soll sich durch Geist und Schönheit ausgezeichnet haben, und der Palast in Piccadilly sowie der wundervolle Sommersitz Lionels in Gunnersbury waren Sammelplätze der guten Gesellschaft Londons und der bedeutenderen vom Festlande kommenden Gäste. Aber darunter litt das Geschäft weder unter Baron Lionel, noch unter seinem Stammhalter und Nachfolger, dem 1840 geborenen Baronet Nathanael, der seit 1879 die Zügel ergriff und das Haus noch heute mit fester Hand leitet. Mitglied des englischen Unterhauses, wie sein Vater, wurde er 1885 auch unter die Peers ernannt. Es sind über die jetzige (fünfte) Generation der englischen Rothschilds, über ihre Wunderlichkeiten und Exzentrizitäten viele Anekdoten im Umlauf, von denen schwer zu

beurteilen ist, was und ob überhaupt etwas Wahres an ihnen ist. Der eine von ihnen, heißt es, gibt ein Vermögen aus, um ausländische und überseeische Tiere in England zu akklimatisieren. Ein zweiter beschenkt am Weihnachtstage jeden an seinem Palais vorbeifahrenden Omnibuskutscher und Kondukteur mit einem Paar Fasanen. Wir wollen, anstatt diese Reportergeschichten zu vermehren, lieber das hinzufügen, was Ehrenberg am Schlusse seiner Studie über die Rothschilds vom gegenwärtigen Stande des englischen Hauses sagt. „In London ist die Stellung des Lord Nathanael immer noch eine außerordentlich starke. Außereuropäische Staaten wie Brasilien und Chile hängen finanziell von ihm ab, und ihre Regierungen hören auf ihn auch in anderen Fragen. Im Londoner Kapitalmarkt spielt „Swithies Lane" (wo die Geschäftsräumlichkeiten der Firma sich befinden) noch eine große Rolle, und die City beachtet jeden der Winke, die der Lord den vielen Besuchern, Maklern, Agenten usw. erteilt, wenn sie alle Morgen in unaufhörlichem Zuge an seinem Schreibtisch vorbeidefilieren, nur stehen bleibend, wenn er eine Frage oder einen kurz bemessenen Auftrag für sie hat. Niemand pflegt er sich länger als zwei Minuten zu widmen."

Andererseits ist es nicht bekannt geworden, daß unter den Nachkommen Nathanaels, ebensowenig wie in Paris, unter den jüngeren Rothschilds Persönlichkeiten sich befänden, die willens und geeignet wären, noch länger die Bürden, die ein so großes Vermögen zu seiner Erhaltung und Mehrung erfordert, auf sich zu nehmen. Die Zeit der Riesengewinne ist ohnedies dahin, wohl möglich, daß mit der langsam aussterbenden vierten Generation der Rothschilds (seit Maier Amschel) auch die Zeit des Mehrens und Erhaltens ihrer Millionen dahingeht, und die Epoche der Zerstreuung dieses aufgespeicherten Kapitals anbricht.

Weitaus am längsten von den fünf berühmten Brüdern lebte der jüngste, James, der an der Spitze des Pariser Geschäftes bis 1868 stand. Damit holte er allerdings nur nach, was er im vorigen Jahrhundert versäumt hatte, denn er war erst 1792 geboren und beinahe 20 Jahre jünger als sein Bruder Anselm. Wenn James bis in die 20er Jahre wenig hervortrat und auch dann meist unter der Leitung seiner Brüder, so lag das eben an seiner Jugend, später erwies er sich als ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, der recht gut auf eigenen Füßen stehen lernte. Heinrich Heine sagte von ihm, er besäße eine besondere Gabe, in allen Lebenssphären die tüchtigen Menschen von den untüchtigen zu unterscheiden.

Das erste große Geschäft Rothschilds in Frankreich, das allerdings von Nathan ersonnen und von den Brüdern gemeinschaftlich mit Baring und der großen Pariser Bank Lafitte durchgeführt wurde, war die Einziehung mehrerer Milliarden 5prozentiger französischer Rente und die Ausgabe 3prozentiger dafür. Dieses erste riesige Konversionsgeschäft sollte dem Staate jährlich 20 bis 30 Millionen Frs. an Zinsen sparen. Es war ein verwickeltes Geschäft, bei welchem den Rothschilds nicht nur von Gegnern, sondern sogar von ihren Verbündeten der Vorwurf gemacht wurde, sie hätten auf unloyale Art kolossal dabei gewonnen. Man sagte auch, daß sie, um dies zu ermöglichen, den französischen Finanzminister bestochen oder mit ins Geschäft gezogen hätten. Daß sie sich auf letzteres verstanden, wissen wir ja, und die Art, wie sie das „Schmieren“ in Frankreich betrieben, veranlaßte noch 20 Jahre später sogar den Fürsten Metternich, der von ihnen selber oft genug an ihren Geschäften „beteiligt“ worden war, zu einer charakteristischen Äußerung. „Das Haus Rothschild“, schrieb er, „spielt in Frankreich eine viel größere Rolle, als irgend eine fremde Regierung, mit Ausnahme vielleicht der englischen. Das hat seine natürlichen Ursachen, die ich freilich nicht als gut und noch weniger als moralisch befriedigend betrachten kann: Das Geld ist in Frankreich das große Triebmittel.“

Das Geld war es denn auch, welches das Pariser Haus Rothschild an der gefährlichsten Klippe seiner Entwickelung, an welcher der Thron der Orleans scheiterte, glücklich vorüberführte, an dem Revolutionsjahre 1848. James Rothschild, der den Bourbonen die größten Dienste geleistet und ihren Sturz im Jahre 1830 ohne Schädigung überstanden hatte, wurde in den folgenden 18 Jahren unter dem Bürgerkönig Louis Philipp noch mehr die rechte Hand der Regierung und des selber so geschäftsgewandten Monarchen. Hier wusch wirklich eine Hand die andere. Der König der Börse unterstützte den Kollegen auf dem Thron in seinen politischen Maßnahmen, und Louis Philipp zeigte sich dafür erkenntlich durch Heranziehung des gewandten Finanziers zu allen großen Spekulationen, an denen er selbst sich beteiligte. Gleichzeitig knüpfte sich zwischen der Königin Amélie und der Baronin v. Rothschild ein so enges Band der Freundschaft, daß dasselbe weder durch die Republik noch durch das Kaiserreich unterbrochen, sondern erst durch den Tod gelöst worden ist. Die Baronin war nicht zu bewegen, jemals wieder einen Fuß in die Tuilerien zu setzen, seit die Königin Amélie daraus vertrieben ward. Sie zählte zu den Spitzen der orleanistischen Partei, und Männer ihrer politischen Ansicht sah man häufig in ihren Salons.

Die Eisenbahnunternehmungen Frankreichs eröffneten dem Geiste ihres Gatten, der sich von solchen Anhänglichkeiten an einzelne Dynastien völlig frei wußte, inzwischen ein neues Feld. Unter seiner Garantie erhielten die Gebrüder Pereire die Konzession zum Bau der Strecke Paris-St. Germain; er baute ferner mit denselben die sogenannte Nordbahn von Paris nach Belgien und Aachen mit verschiedenen Abzweigungen und vermehrte dadurch sein Vermögen in rascher Folge.

Aber schon stieg über einer in den oberen Schichten versumpften und feilen, in den unteren Schichten unterdrückten Bevölkerung das Verhängnis herauf. Skandalöse Geschichten über die Gewinnsucht und Bestechlichkeit der regierenden Kreise bis an den Thron reizten das Volk auf, das sich an Revolutionen allmählich gewöhnt hatte, und neben dem Vorzug der Geburt wurde der des Besitzes mehr und mehr zum sicheren Mittel, in den Augen der Bevölkerung verächtlich und gehaßt zu werden.

Als im Jahre 1847 infolge von Mißernten der Mangel, namentlich unter den arbeitenden Klassen von Paris, eine bedenkliche Höhe erreicht hatte, maß man dem Hause Rothschild die Schuld davon bei; zahllose Pamphlets gegen den reichen Bankier wurden verbreitet, der seinerseits sich angelegen sein ließ, die gleiche Menge Lobschriften zu seinen Gunsten veröffentlichen zu lassen. Wie vergeblich das war, offenbarte sich, als am verhängnisvollen 24. Februar 1848 das Schicksal des Hauses Orleans sich entschied und der Haß des Volkes sich gegen die Rothschilds wandte und sich in der Zerstörung ihres Schlosses in Suresnes äußerte. Daß die momentanen Einbußen des Welthauses während jener Periode sehr bedeutend gewesen sein müssen, läßt sich denken, wenn auch über den Betrag derselben eben so wenig wie über den Gewinn bei seinen großen Unternehmungen je etwas Zuverlässiges bekannt werden wird. So groß aber auch die Gefahren gewesen sind, welche zu überwinden waren, Baron James von Rothschild erfüllte aufs pünktlichste alle Verbindlichkeiten, während ein guter Teil der erwarteten fälligen Gelder gänzlich ausblieb. Die Rente fiel auf 40, die meisten Staatspapiere und Aktien waren eine Zeit lang so gut wie wertlos. Dennoch vermochten alle unausbleiblichen Verluste die Stellung des Hauses als erste europäische Geldmacht nicht zu erschüttern. Der Baron harrte, auf den Rat mehrerer Freunde, unter dem speziellen Schutze des damaligen Polizeipräfekten in Paris aus, und er fühlte in sich plötzlich eine große Wandlung, die ihn zum ergebenen Freunde des Volkes machte, wie eine neue ihn drei Jahre später wieder zum gefügigen Diener des Kaiser-

reiches stempelte. Er weinte mit den Hinterbliebenen der Opfer der Februarrevolution und schickte ihnen 50000 Frs. Er illuminierte die wieder eingesetzten Fenster seines Palastes bei den Volksfesten, und alle Zeitungen sangen sein Lob. Natürlich, denn sie aßen sein Brot. Und als wieder Ruhe im Lande war, da war Rothschild nicht ärmer, sondern reicher als zuvor.

Man darf über diese Mittel, die in der Hand des reichsten Mannes im damaligen Frankreich kleinlich und unwürdig erscheinen, weder erstaunen noch sich entrüsten. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß das Kapital, zu gewissen Höhen angeschwollen, zuletzt aufhört, ein Werkzeug seiner Besitzer zu sein, daß es vielmehr ihr Gebieter und Tyrann wird. „Es gehört zehnmal mehr Witz dazu, hatte Nathan Rothschild gesagt, ein erworbenes Vermögen festzuhalten, als es zu erwerben.“ Er hatte ganz recht. Sich der Volksbewegung mit seinen hundert Millionen Frs. entgegenstemmen zu wollen, wäre für James Rothschild so gut gewesen, als sie unter das Volk streuen. Einst hatten die Fugger ihre Millionen an die souveränen Könige verloren, hier war eine Gelegenheit, sie an das souveräne Volk zu verlieren. Wo stak das Vermögen Rothschilds? In den Eisenbahnen, in den Staatsanleihen; was sich in seinen Händen befand, waren Aktien und Obligationen, war jener papierene Turm, von dem im gleichen Jahre Baron Anselm in Frankfurt sprach. Was hinderte die Revolution, die Eisenbahnen zu Nationaleigentum zu machen und mit ihren Einnahmen das Staatsbudget zu bezahlen? Was hinderte das Volk, die Staatsobligationen, die sich in den Händen der wohlhabenden Leute befanden, als erledigt zu betrachten und so mit einem Federstrich eine Milliarde Staatsschulden zu bezahlen? Hatten doch Könige auf diese Weise oft genug ihre Schulden an das Volk bezahlt. Nein, es war entschieden geraten, die wild gewordene Bestie, als welche ein James Rothschild den Barrikaden bauenden Pöbel von Paris ja doch am Ende betrachtete, zu streicheln, als zu reizen, und inzwischen die Entwickelung der Dinge abzuwarten.

Die Geschäfte hatten sich ohnehin bedeutend verschlechtert. Nach 1848 kamen die Regierungen allmählich zu der Einsicht, daß sie ihre Anleihen, an denen die Rothschilds seit 30 Jahren so enorme Summen verdient hatten, auch ohne Vermittelung der Großbanken direkt in der Öffentlichkeit aufbringen könnten. Nicht lange, und der Weg der öffentlichen Ausschreibung von Staats- und anderen Anleihen wurde allgemein und mit beispiellosem Erfolge beschritten. Das Arbeitsfeld der Banken blieben

die kleinen Anleihen, besonders diejenigen tief verschuldeter Länder, denen der öffentliche Kredit nicht mehr recht traute. Immerhin war das für den Unternehmungsgeist und das nach Taten dürstende Kapital der großen Häuser nicht genug, und sie mußten sich nach neuen Objekten umsehen. Vorzugsweise wurden es nun industrielle Unternehmungen, Eisenbahnen, Berg- und Hüttenwerke u. dergl., nicht minder aber auch Geldinstitute, Kreditanstalten, Banken aller Art, woran sie sich beteiligten. Alle Werte dieser Art sind Gegenstände gewinnverheißender Spekulation geworden. Die Rothschilds haben weiterhin in Österreich, Preußen, England und Frankreich ansehnlichen Grundbesitz erworben, gleichwie sie in den 60er Jahren die Konzession zur Errichtung einer transatlantischen Paketboot-Linie von der französischen Regierung erhielten, die sie gemeinsam mit den Reedern von Havre betrieben. Inzwischen wurde dann auch einmal wieder eine Anleihe für Italien und Rußland unternommen, und vor allem pflegte das Haus seit 1851 die Beziehungen zur Regierung des zweiten Kaiserreichs so eifrig, wie es früher den Bourbonen und dann den Orleans gedient hatte. Der Kaiser Napoleon III. hat die Familie mit Ehren überhäuft, die Söhne und Schwiegertöchter des Pariser Krösus nahmen an den intimen Hoffesten teil, der Kaiser selber hat dem Bankier in dessen Schloß zu Ferrières einen Besuch abgestattet.

Über den Chef des Hauses schrieb man in den 60er Jahren: „Baron Jakob gilt für einen ausgezeichneten Geschäftsmann; dagegen ist seine Bildung unverhältnismäßig mangelhaft. Wenn der Stil oder die Ausdrucksform der Mensch selber ist, so genügt es, einmal einer Unterhaltung mit ihm beigewohnt zu haben, um von der Richtigkeit jener Behauptung sich zu überzeugen. Der Baron gilt für einen Kunstfreund. Hierfür spricht wenigstens, daß er sich im Besitze einer großen Anzahl von Kunstschätzen befindet. Einem Millionär kann es nie an Ratgebern fehlen, aber trotzdem ist es ihm nicht gelungen, eine leidlich gute Gemäldegalerie zusammenzubringen oder seine Bauten in gutem Geschmack hergestellt zu sehen."

Im Jahre 1868 starb James und mit ihm der letzte der fünf Brüder, die das Frankfurter Wechselgeschäft zur ersten Weltmacht auf dem Gebiete des Geldwesens gemacht hatten. James ältester Sohn Alfons, acht Jahre zuvor vermählt mit Leonore, der Tochter seines Vetters Lionel in London, bestieg den Thron des Pariser Hauses und hat ihn noch heut inne. Auch ihre Bedeutung hat sich die dortige Bank noch zum großen Teil erhalten, trotz der gewaltigen Konkurrenz

großer Aktienbanken, unter denen der Kredit Lyonnais die einflußreichste ist. Rothschilds selbst hatten, ohne es zu ahnen, der ersten dieser Banken. dem mächtigen Kredit Mobilier in Paris, der Gründung der Brüder Pereire, zum Leben verholfen.

Die Pereires waren Juden portugiesischer Herkunft, deren Vorfahren sich bereits auf mehreren Gebieten ausgezeichnet hatten. In der journalistischen Laufbahn geschult, schlossen sie sich mit Begeisterung der neuen volkswirtschaftlichen Lehre an, die in den 40er Jahren verkündete, daß durch Einigkeit und Zusammenschluß die kleinen Einzelkräfte den größten Mächten des Wirtschaftslebens gewachsen und zu den ersten Aufgaben berufen seien. Durch Eisenbahnbauten, zu denen Rothschild ihnen zum Teil das Kapital vorstreckte, erwarben sie Vermögen und Ansehen. Im Jahre 1852 gründeten sie die Gesellschaft des Crédit mobilier in Paris, welche bald der Spekulation der ganzen Welt einen neuen Aufschwung gab und die Errichtung zahlreicher verwandter Geld- und Kreditinstitute zur Folge hatte. Aus der Reihe der zahlreichen Unternehmungen der genannten Gesellschaft genügt es anzuführen: die Fusion der Pariser Gaskompagnie, der Omnibusgesellschaften, die Erbauung des Hôtel du Louvre und des Grand Hôtel, die Gründung des spanischen Crédit mobilier, die Übernahme einer großen Anzahl von spanischen und russischen Eisenbahnen, den Ankauf der österreichischen Staatsbahnen zum Preise von 300 Millionen, die Anleihen im Interesse der französischen Eisenbahngesellschaften im Belaufe von 1500 Millionen, dazu eine Menge einzelner kleinerer industrieller und finanzieller Unternehmungen — — und alles dies in wenigen Jahren. Zeigten sich auch schon nach wenigen Jahrzehnten die Folgen der unbesonnenen Steigerung des Gründens und Kreditierens, so hatten diese Banken doch bewiesen, was die Assoziation kleiner Vermögen auch ohne Staatshilfe vermag. Die überwiegende Macht des persönlichen Kapitals auf dem Gebiete des Bankwesens war seitdem gebrochen und ist nie wieder, mit Ausnahme einer kurzen Epoche in den Vereinigten Staaten etwa, zum Durchbruche gelangt.



Das Kruppsche Stammhaus in Essen.

Krupp, der Kanonenkönig und Industriefürst.

Die Erfindung des Gußstahls und die Anfänge des Hauses Krupp.

Der Gußstahl, dem die Familie und die Firma Krupp ihre Weltbedeutung verdankt, ist zuerst in England erfunden worden. Und nicht ein Waffenschmied hat das Material ersonnen, welches später dem „Kanonenkönig“ dienen sollte, sondern ein Uhrmacher. Gerade bei den feinsten mechanischen Arbeiten, bei der Herstellung von Uhrfedern u. dergl. machte sich der Mangel eines völlig gleichmäßigen, von allen Beimengungen und Schlacken freien Stahls zuerst bemerkbar. Schon 1750 machte in Sheffield der Uhrmacher Huntsmann die Erfindung, daß Stahl, in kleinen Tiegeln unter Luftabschluß geschmolzen, an Qualität durch das Austreiben aller Schlackenteilchen sehr gewann. Allerdings war das eine schwierige Arbeit, sowohl die hohe Temperatur als das Material der Schmelzgefäße waren nicht leicht zu erreichen, es konnten immer nur kleine Stahlmengen

vor der Stichflamme niedergeschmolzen werden, und schließlich war der kleinste Mißgriff in der Wahl des Rohstoffes ausreichend, um das ganze Resultat zu verderben.

So blieb die Herstellung von Gußstahl bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ein Geheimnis weniger englischer Firmen, und je mehr der Verbrauch dieses Materials, das man für die Anfertigung von Feilen, Werkzeugen, Prägestempeln nicht entbehren konnte, mit der Ausdehnung des Maschinenbaues zunahm, um so mehr war man mit diesem Fabrikat auf England angewiesen.

In diese Zeit hinein fielen die ersten bescheidenen Erfolge des Hauses Krupp.

Die Krupps waren in Essen, das an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts kaum 4000 Einwohner zählte, ein altes, bekanntes und zumeist auch wohl begütertes Geschlecht. Ein Kaufmann ihres Namens wird schon um 1560 genannt, 1664 war ein Matthias Krupp Stadtsekretär, 1703 bis 1734 war ein andrer Ahne namens Arnold Krupp Bürgermeister von Essen. Bald darauf finden wir die Familie sogar schon in einer gewissen Verbindung mit der Industrie, die ihren späteren Mitgliedern soviel verdanken sollte, denn der Stadtsekretär Friedrich Jodocus Krupp wurde 1760 mit der Kohlenzeche „Secretarius" für treue Dienste belohnt. Das Territorium Essen war damals noch Freies Reichsstift, und der Bergbau auf Kohlen wurde dort bereits im 16. Jahrhundert betrieben, während die Eisengewinnung und Waffenfabrikation im 17. Jahrhundert aufkamen. Die Eisenwerke Neu-Essen, St. Antoni und Gute Hoffnung bei Essen gehörten zu den ersten neuzeitlich betriebenen Hüttenwerken auf deutschem Boden. Aber kommen wir auf Friedrich Jodocus zurück, den ältesten, in fortlaufender Reihe bekannten Vorfahren des Alfred Krupp, der später den Weltruhm seines Namens begründen sollte.*)

Der genannte Vorfahr dürfte, als er sich durch treue Dienste für das Gemeinwesen die nach seinem Beruf genannte Zeche erwarb, bereits ein bejahrter Herr gewesen sein. Wir wissen von ihm nur, daß er verheiratet war und einen Sohn, Friedrich Wilhelm Peter Krupp, in guten Vermögensumständen hinterließ. Seine Gattin, Frau Amalie geb. Ascherfeld dagegen dürfte beträchtlich jünger als er und von guter Gesundheit gewesen sein, denn sie überlebte nicht nur ihren Gatten, sondern auch ihren Sohn und wir werden von ihr als der Urgroßmutter des berühmtesten Krupp

*) Wir folgen hier und im Nachstehenden vielfach der Biographie „Alfred Krupp" von H. Frobenius; Leipzig 1898.

noch weiterhin hören. Ihr Sohn scheint um die Mitte der 80 Jahre geheiratet zu haben und erbaute sich und seiner Familie 1791 ein stattliches, mit seinen Initialen und einer um einen Baum sich windenden Schlange geschmücktes Haus. Diese „krupende“ Schlange ist das alte Kruppsche Wappen. Das spätere Geschäftszeichen der Firma Krupp dagegen, drei ineinander geschlungene Reifen, bezieht sich auf die Erfindung der nahtlosen Eisenbahnradreifen, denen Alfred Krupp seinen Wohlstand hauptsächlich verdankte. Friedrich Wilhelm Peter wurde nicht alt, auch er hinterließ nur einen, im Jahre 1787 geborenen Sohn, und dieser, Friedrich Krupp, bildete um 1800 mit seiner Mutter und seiner Großmutter zusammen die ganze Familie. Die Mutter betrieb, vermutlich in dem ihr vom Gatten hinterlassenen Hause, ein ansehnliches Geschäft in Kolonial- und Spezereiwaren, die noch immer sehr tatkräftige und rege Großmutter Amalie dagegen erwarb im Jahre 1800 von ihrem Schuldner Pfandhöfer für 12000 Taler die Gute Hoffnungshütte, deren Leitung sie alsbald selber übernahm und wo sie ihren Enkel, wohl in der Absicht, ihn dereinst zum Besitzer des Werkes zu machen, zu einem tüchtigen Hüttenmann ausbilden ließ. Friedrich Krupp ergriff mit Eifer einen Beruf, der ihn weit mehr anzog als die Kaufmannstätigkeit im Hause seiner Mutter, und bald beschäftigte auch ihn die Aufgabe, die damals so vielen deutschen Hüttentechnikern schweres Kopfzerbrechen verursachte, nämlich die Herstellung eines dem englischen Fabrikat ebenbürtigen Gußstahls.

Inzwischen zogen jene durch Frankreich beschworenen Kriegsjahre herauf, die ein halbes Menschenalter hindurch ganz Europa erschüttern, alle politischen Verhältnisse umwälzen und alle Zweige der Industrie und des Handels gleichzeitig lähmen sollten. Auch die Eisenhütte der Kruppschen Familie wurde durch den allgemeinen Niedergang der Geschäfte schwer betroffen, und in demselben Jahre (1808), als Friedrich Krupp durch die Verbindung mit einem geliebten und tüchtigen Mädchen, Therese Wilhelmi in Essen, zur Begründung einer eigenen Familie schritt, ließ er sich durch ein vielleicht günstiges Kaufangebot bestimmen, die Veräußerung des Werkes zuzugeben, welches an ein Konsortium von später sehr bedeutend gewordenen Hüttenfachleuten überging. Friedrich trat in das Warengeschäft seiner Mutter ein, vielleicht weil er davon einen rascheren und sicheren Verdienst erhoffte, aber er hatte sich in seinen Neigungen getäuscht. Schon 1812 finden wir ihn wieder mit dem Kauf und Ausbau eines neuen Eisenhammers beschäftigt, und gleichzeitig war er zu seinen alten Bemühungen, einen guten Gußstahl zu bereiten, zurückgekehrt. Er

sollte diesen Wunsch verwirklichen, aber die großartigen Erfolge seiner Erfindung zu erleben und zu genießen, sollte erst seinem Sohne nach schwerem und langem Ringen beschieden sein. Demselben Sohne, der ihm just im Jahre 1812 geboren wurde, als er auf dem Grundstück der Walkmühle in Altenessen die Bauten zu seiner bescheidenen Gußstahlfabrik errichtete.

Es wirkten viele Umstände zusammen, um die, wenn auch in kleinem Umfange, so doch mit völlig zureichenden Mitteln begonnene Tätigkeit Krupps länger als ein Jahrzehnt ohne Früchte zu lassen. Sein Gußstahl wurde als gut, ja als dem englischen überlegen sogar von den Behörden anerkannt, für welche er Münzstempel lieferte, aber es waren freilich viele Schwierigkeiten zu überwinden, zahllose Versuche anzustellen, bevor das geeignete Rohmaterial erlangt, die beste Mischung gefunden wurde, und dann mußte Friedrich Krupp bald einsehen, daß zur Herstellung von Gußstahl in größeren Blöcken Hämmer und Walzwerke nötig waren, die er nicht in der erforderlichen Schwere besaß. So war er auf die Unterstützung benachbarter größerer Hütten angewiesen, was sein Produkt verteuerte. Er löste das mütterliche Geschäft auf, um sich mit allen verfügbaren Mitteln auf die Verfolgung seiner offenbar guten Idee zu werfen, aber es reichte alles nicht zu, um aus eigenen Kräften eine Fabrikation im Großen zu beginnen, die auf diesem Gebiet allein lohnen konnte. Dazu kam, daß er, im unerschütterlichen Glauben an seine Idee, in mancher Hinsicht zu großartig begonnen, seine Kräfte zersplittert hatte. In Moers, jenseits des Rheines, sollte eine Feilenfabrik betrieben werden. Im Westen von Essen baute er, ehe noch ein Erfolg des alten Werkes sichtbar wurde, schon 1818 ein neues Schmelzwerk, das mit 60 Öfen den Betrieb anfangen sollte. Das wäre der ersehnte große und lohnende Umfang gewesen, aber dazu hätte es bedeutender Anlage- und Betriebsmittel bedurft. Erstere reichten nicht aus, letztere fehlten ganz. Dabei war Krupp nichts weniger als ein armer Mann, und selbst nachdem ihn ein unglücklicher Patentprozeß um einen Teil seines Vermögens gebracht hatte, war er immer noch der Herr seines gut eingerichteten Werkes. Aber die mangelnden Betriebsmittel drückten ihn zu Boden. Von den 60 projektierten Schmelzöfen konnte er 8 in Betrieb setzen, die täglich höchstens 4 Zentner Gußstahl lieferten. In so bescheidenem Umfang konnte die Produktion nicht lohnen. Er konnte nicht einmal die Bestellungen erledigen, die der tatsächlich guten Qualität seines Stahls entsprechend, reichlich einliefen. Es fehlte an Rohmaterial und Löhnen, obwohl Krupp

sich und seine Familie aufs äußerste einschränkte und zuletzt sogar aus der Stadtwohnung in das mehr als bescheidene Werkführerhäuschen der Fabrik übersiedelte. Seine Verwandten und Freunde hätten ihm leicht helfen können, ihm fehlte nichts als Kredit, um über die schwere Zeit des Anfangs hinauskommen zu können. Aber er stieß ringsum auf Unglauben, Spott, Achselzucken. Man warf ihm vor, das gutgehende elterliche Geschäft aufgegeben zu haben, und Friedrich war wohl der Mann, eine zukunftsreiche Idee mit Beharrlichkeit zu verfolgen, nicht aber, sie anderen überzeugend klar zu machen.

Die Last der Widerwärtigkeiten wurde für den von Arbeit und Sorgen gebeugten Mann endlich zu schwer. Schon 1823 erkrankte er gefährlich, im nächsten Jahre machte ihn eine hochgradige Überanstrengung des Nervensystems für 10 Monate arbeitsunfähig. Es kamen schlimme Zeiten für die Familie. Krupps Gattin mit ihren vier Kindern hatte gläubig und treu mit ihm gekämpft und geharrt, nun wurde es schlimmer statt besser, das schwer Errungene ging wieder rückwärts, alles schien sich gegen den Bedauernswerten verschworen zu haben. Im Frühling 1826 sah sich Friedrich genötigt, den 14 jährigen Alfred, seinen ältesten Sohn, aus der Schule zu nehmen, da er seiner Hilfe daheim nicht entbehren konnte. Vielleicht ahnte er auch, daß er eilen mußte, wenn seine Kunst, an die er nach wie vor felsenfest glaubte, nicht verloren gehen, sondern seinem Nachfolger überliefert werden sollte. In wenigen Monaten lehrte der Vater ihn das Wichtigste, was sich der Hüttentechniker sonst in jahrelanger Lehrzeit aneignet, die Zusammensetzung und Art der Rohstoffe, das Material der feuerfesten Tiegel, die Technik des Schmelzens, genug die Grundlagen der Gußstahlbereitung. Und es war in der Tat die höchste Zeit gewesen. Im Herbst 1826, noch nicht 40 Jahre alt, erlag der geschwächte Körper den Sorgen und der Arbeit, die ihm längst zu schwer gewesen waren. Mittellos bis auf die zum Teil verschuldete Fabrik, in der zuletzt nur noch 3 bis 4 Leute gearbeitet hatten, stand die Witwe, standen vier Kinder, unter denen der 14jährige Alfred der älteste war, einer dunklen Zukunft gegenüber.

Jetzt zeigte sich noch nachdrücklicher als zu Lebzeiten des Vaters der unerschütterliche Glaube der Seinen an den Wert seiner Erfindung und die Richtigkeit des von ihm eingeschlagenen Weges. Noch in demselben Monat erschien in den Zeitungen eine Geschäftsanzeige der Firma „Friedrich Krupp“, in welcher die Witwe den Geschäftsfreunden ihres Mannes mitteilte, daß „durch sein frühes Hinscheiden das Geheimnis der Berei-

tung des Gußstahls nicht verloren gegangen, sondern durch seine Vorsorge auf unsern ältesten Sohn, der unter seiner Leitung schon einige Zeit der Fabrik vorgestanden, übergegangen, und daß ich mit demselben das Geschäft unter der früheren Firma fortsetzen und in Hinsicht der Güte des Gußstahls, sowie auch der daraus gefertigten Waren nichts zu wünschen übrig lassen werde."

Damit aber war auch den Schultern des Nachfolgers eine Last aufgebürdet, wie sie wohl selten ein noch nicht zum Jüngling gereifter Knabe schwerer getragen hat. Mit ganzen zwei Arbeitern stand er, selbst den dritten ersetzend, vom Tagesgrauen bis zum Abend am Amboß oder vor dem Ofen. Dann aber, während die Männer der verdienten Ruhe pflegten, holte er oben in seinem Giebelstübchen die Pflichten des Ingenieurs, des Kaufmanns, des Korrespondenten nach, zu denen ihm der Tag keine Stunde übrig ließ. Dann vervollkommnete er seine unzulänglichen Schulkenntnisse, lernte Sprachen und sann auf neue, lohnende Wege, den Gußstahl zu verwerten. Er selber hat diese harte Schule später einmal mit einfachen Worten geschildert: „Ich sollte laut Testament für Rechnung meiner Mutter die Fabrik fortsetzen, ohne Kenntnis, Erfahrung, Kraft, Mittel und Kredit. Von meinem vierzehnten Jahre an hatte ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, des Nachts Grübeln, wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre hab ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang."

Er war in der Tat nicht nur Arbeiter, Werkführer, Kaufmann und Ingenieur zugleich, er war auch noch sein Reisender, wenn er an schönen Tagen die Enneperstraße durchs Märkische und Bergische Land zog, um fertige Stempel abzuliefern, Geld für den drohenden Löhnungstag einzufordern und neue Aufträge zu sammeln. Aber unter Mühen nnd Sorgen, Schweiß und Entbehrungen ging es langsam vorwärts, 1832 gab es 10 Arbeiter in dem kleinen Stahlwerk, und 1836 fiel in das mühevolle Ringen des jungen Krupp der erste nachhaltige Sonnenstrahl. Er hatte eine gußstählerne Walze zur Herstellung silberner Löffel erfunden und erhielt darauf Patente in den deutschen Staaten, in Österreich, Frankreich und vor allem in England. Der Verkauf des englischen Patentes allein brachte ihm eine verhältnismäßig bedeutende Summe ein, die er zur Abtragung älterer Schulden und zur Betriebserweiterung verwenden konnte.

Damit war endlich die erste schwerste Periode, die Zeit des Ringens um die nackte Existenz vorüber, und ein merkbarer Aufschwung des Geschäftes war die unmittelbare Folge dieser Kapitalzufuhr. Zur Ausnutzung des Patentes in Österreich setzte sich Krupp mit der Firma A. Schöller in Verbindung und begründete daselbst 1844 eine Metallwarenfabrik in Berndorf unter der Leitung seines Bruders Hermann. Die Berndorfer Fabrik hat später durch ihre Alfenide- und Neusilber-Tafelgeräte Weltruf erlangt. Dagegen zerschlugen sich die Versuche, in Deutschland eine ähnliche Fabrik anzulegen, da Krupp fremde Geldgeber zu günstigen Bedingungen nicht fand, sein eigenes Kapital aber ausschließlich auf die Erweiterung seiner Gußstahlfabrik verwenden wollte und mußte.

Dafür aber blühte diese auch um so rascher empor; ihre Arbeiterzahl stieg auf 99 im Jahre 1843, auf 122 um zwei Jahre später, und erst 1848, als alle Gewerbszweige von einer vorübergehenden Depression ergriffen wurden, mußte auch Krupp seine Tätigkeit auf kurze Zeit einschränken. Da er sich auch in den schlechtesten Zeiten nie auf Schleuderpreise eingelassen, sondern stets auf einen angemessenen Preis für seine mustergültigen Produkte gehalten hatte, so erzielte er nunmehr bedeutende Überschüsse, die er stets wieder zur Vergrößerung und Vervollkommnung seines Stahlwerkes verwendete. Der Grund zu der späteren unvergleichlichen Entwickelung des Kruppschen Gußstahlwerkes liegt sicherlich zum großen Teil in dieser merkwürdigen Konzentration des größten Inhabers der Fabrik auf sein eines Ziel: dem Gußstahl die weltbeherrschende Stellung zu verschaffen, die ihm seiner unerreichten materiellen Beschaffenheit nach zukam. Wie Jakob Fugger und Nathan Rothschild auf ihren Gebieten, so war Alfred Krupp auf dem seinigen: Geschäftsmann und nur Geschäftsmann. „Stetig wuchsen“, so schreibt sein Biograph Frobenius, „mit der Eroberung neuer Produktionsgebiete, in deren Auffindung Krupp unermüdlich war, auch die Anforderungen bezüglich Beschaffung der Rohmaterialien, bezüglich der Räumlichkeiten und maschinellen Anlagen, bezüglich der Bedürfnisse für die wachsende Arbeitermasse. Da waren stets dringende Wünsche zu befriedigen, und der Gedanke scheint Krupp nie gekommen zu sein, seine persönlichen Bedürfnisse einmal denen der Fabrik voranzustellen und einen ausführbaren Erweiterungsbau aufzuschieben, um eine Summe für sich und seine Familie zu kapitalisieren. Seine Fabrik erschien ihm stets die beste Kapitalanlage und seine wertvollsten Erfindungen hielt er stets am besten belohnt und verzinst, wenn er sie in den Dienst der Fabrik stellte.“

Krupp hatte noch einen anderen Grundsatz, der zu der Größe seines Hauses ebensoviel beigetragen haben mag. Er verließ sich am liebsten auf sich selbst und auf seine Fabrik, er suchte sich sobald wie möglich nach allen Seiten unabhängig zu machen, ebensowohl was die Rohstoffe wie die Fertigstellung anbetraf. Sein Vater hatte seinen Gußstahl noch in benachbarten Hütten schmieden und walzen lassen, wenigstens wenn es sich um größere Stücke handelte. Alfred richtete stets sein Augenmerk darauf, jedes Werkzeug, dessen er für seine Zwecke bedurfte, in der eigenen Fabrik zu besitzen, so daß er bald an Hämmern, Walzenstraßen, Öfen und anderen Hilfsmitteln die meisten übrigen Hüttenwerke übertraf. Ja, er konstruierte und fertigte die meisten Werkzeuge und Maschinen sogar selber an, wobei ihm sein hervorragendes technisches Talent zu Hilfe kam, und war dann sicher, bei der Verwendung des besten, nur aus seinen eigenen Puddel- und Schmelzöfen stammenden Stahles das beste Werkzeug zu erhalten, das in irgend einer Fabrik gefunden werden konnte. Die Firma Krupp hat dieses Prinzip der Selbstfabrikation aller Werkzeuge und Arbeitsmaschinen bis heute beibehalten und dadurch ungeheure Summen erspart, die sonst anderen Betrieben zugeflossen wären.

Wie vollständig Krupp seine ganze, ungeheure Arbeitskraft in den Dienst seines Geschäftes stellte, sich persönlich für jede Neuerung und jede wichtige Sache einsetzte, dafür könnte man hundert Beispiele anführen. So unternahm er häufige Reisen, so z. B. nach England, um seinen Erzeugnissen neue Absatzgebiete zu erschließen und selbst neue Anregungen zum Weiterstreben zu empfangen. Erst England gab ihm, wie später dem ebenso genialen und Krupp in vielen Zügen ähnlichen Wilhelm Siemens, einen Begriff davon, „welch einen umfassenden Markt eine gute Sache erwerben kann.“ Und gleichzeitig nahm er sich Muße, nach wie vor in der Fabrik selbst mit Hand anzulegen, wenn es etwas Besonderes galt, wobei er sich nur auf sich selber verlassen mochte. So schmiedete er 1843 eigenhändig zwei Gewehrläufe aus seinem Gußstahl, um sie dem preußischen Kriegsministerium einzusenden. Er wußte, daß kein anderes Material der Welt dem Gußstahl an Festigkeit gleichkam, und daß sich derselbe deshalb gerade für Gewehrläufe, die einen gewaltigen Gasdruck auszuhalten haben, am besten eignen müsse. Die Antwort, die ihm zuteil wurde, wäre allerdings für manchen anderen niederschmetternd gewesen. Die beiden Läufe wurden aus Berlin uneröffnet wieder zurück gesandt mit dem Bemerken, „die preußische Waffe sei so vollkommen, daß sie keiner Verbesserung mehr bedürfe.“ Preußen war damals beschäftigt,



Alfred Krupp.

das Dreysesche Zündnadelgewehr, in der Tat die beste der existierenden Konstruktionen einzuführen, aber durch die Annahme des besseren Kruppschen Materials hätte man trotzdem zu einem neuen Fortschritt kommen können, und es wäre gerade damals die beste Gelegenheit gewesen, Krupps unerreichten Stahl und Dreyses vorzügliche Konstruktion zu verschmelzen. Alfred Krupp ließ sich durch die Kurzsichtigkeit der Militär-Bureaukraten nicht entmutigen, dazu war er zu sehr seines Vaters Sohn, der ein Vermögen und seine Gesundheit geopfert hatte, um eine Erfindung durchzusetzen, an die in seiner ganzen Umgebung keine Seele glaubte. Geduld, Beharrlichkeit und ein felsenfester Glaube an den Sieg des Guten und Tüchtigen halfen Krupp über solche Enttäuschungen stets hinweg. So erzählte er später zuweilen, wie er einst beinahe sein ganzes Hab und Gut an eine Erfindung, die oben erwähnte Löffelwalze gesetzt, wie diese dann, der Vollendung nahe, bei den Versuchen zerbrach, er aber nicht verzweifelte, sondern in der festen Überzeugung von der Richtigkeit seiner Idee wieder von vorne anfing, dem Fehler nachforschte und so zum Ziele gelangte. So machte er es auch jetzt. Er schickte die Gewehrläufe nach Paris an den Kriegsminister Soult, der sie alsbald prüfen und dem Hersteller ein ausgezeichnetes Zeugnis darüber ausstellen ließ. Sobald das bekannt geworden, weigerte sich auch die preußische Gewehrkommission nicht mehr, einen Versuch damit zu machen und bezeugte auch bald ihrerseits, daß „es Ausgezeichneteres und Besseres anhero nicht gegeben" als den Kruppschen Gußstahl. Damit hatte der Einsender vorläufig seine Absicht erreicht, mußte aber auch gleichzeitig einsehen, daß auf diesem Felde einstweilen noch keine weiteren Erfolge zu erreichen seien. Eine um so größere Freude hatte er 1844 von der Beschickung der Berliner Gewerbeausstellung. Die von ihm ausgestellten Fabrikate, Gewehrläufe, kugelfeste Gußstahlkürasse und Gußstahlglocken u. a. wurden mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Mit den Gußstahlglocken, die zunächst gar keinen Erfolg hatten, eilte Krupp der technischen Entwickelung beiläufig um ein halbes Jahrhundert voraus, denn damals gar nicht beachtet, haben sich Gußstahlgeläute heutigestags ein bedeutendes Absatzgebiet erworben.

Krupp selber sagte sich schon in den vierziger Jahren, daß ein viel besseres und lohnenderes Geschäft als mit den Gewehrläufen sich würde machen lassen, wenn es ihm gelänge, den Gußstahl für Geschützrohre zu verwenden und einzuführen. Die kleinen Gußstahlbarren, die für Gewehrläufe notwendig sind, konnte man auch in anderen Fabriken herstellen, und so mußte sich auf diesem Gebiete, wie es ja auch später der Fall wurde, ein

unbegrenzter Wettbewerb entwickeln. Dagegen war er damals allein imstande, so große Stahlblöcke zu gießen, daß sich schwerere Geschützrohre daraus formen ließen. Schon 1847 lieferte er ein freilich noch unvollkommenes Rohr aus Gußstahl nach Berlin zum Versuche, dasselbe wurde indessen nicht viel mehr beachtet, als früher die Gewehrläufe, und auf selbständige Versuche in großem Maßstab konnte sich damals Krupp noch nicht einlassen, denn die Konstruktion, der Bau und die Erprobung ganzer Geschütze hätte an sein Kapital Ansprüche gestellt, denen er trotz aller Opferwilligkeit noch nicht gewachsen war.

Noch schleppte er, was die ganze Entfaltung seiner Kräfte anlangte, eine schwere Kette am Fuß, die Verantwortlichkeit für das Vermögen seiner Brüder. Der eine davon war 1844 in die österreichische Metallwarenfabrik in Berndorf eingetreten und hatte sich gleichzeitig mit Alfred auseinandergesetzt. Im Jahre 1848 endlich erfolgte auch die Auseinandersetzung mit dem zweiten Bruder. Das Vermögen desselben gelangte zur Auszahlung, und Alfred Krupp übernahm das Essener Gußstahlwerk von nun an auf eigene Rechnung und Gefahr.

Er selbst hat in späteren Jahren diesen Tag als einen Wendepunkt in der Entwickelung der Fabrik bezeichnet. Bis dahin war er, um das Vermögen seiner Geschwister nicht zu gefährden, an mehr oder weniger sichere Neuerungen gebunden. Sein Geist aber und seine Erfindungsgabe eilten dem damaligen Stande der Technik weit voraus. Und gerade seine geplanten Neuerungen waren umfassender und verantwortungsvoller Natur. Wie oft bedurfte es, um eine Erfindung nutzbar zu machen, nicht nur der Studien und Versuche, sondern auch noch großer und kostspieliger Neueinrichtungen, Maschinen, Gebäude, die große Summen verschlangen, bevor auch nur entfernte Aussicht war, sie wieder einzubringen. Nur ein Mann von felsenfestem Vertrauen auf sich und seinen Weg, und von unerschütterlicher Beharrlichkeit war für diese Arbeiten, Aufregungen und Enttäuschungen, die ihm natürlich nicht erspart blieben, geeignet.

Alfred Krupp, der Kanonenkönig.

Indem sich Krupp auf ein einziges Gebiet des Eisenhüttenwesens, auf den Gußstahl konzentrierte, hatte er nicht allein seine deutschen Nebenbuhler im Laufe von zwanzig Jahren alle aus dem Felde geschlagen, sondern sogar dem weltberühmten englischen Werkzeugstahl scharfe Konkurrenz gemacht. Und er brauchte nur auf dem beschrittenen Wege weiter zu gehen, um seines Sieges in der ganzen Welt sicher zu sein, denn seine

bisherigen Anstrengungen hatten ihm einen Vorsprung gegeben, der so leicht nicht wieder einzuholen war. Sein nächstes Ziel, erweiterter Absatz für den Gußstahl, ließ ihn unablässig darauf sinnen, größere Blöcke reinen, homogenen Stahles in einem Stück herzustellen, und auch in diesem Bestreben wurde er Meister. „Ohne gutes Eisen kein guter Stahl", diesem alten Grundsatz seines Vaters treu, hatte sich Krupp neben dem Bezuge feinen schwedischen Holzkohleneisens stets an das beste Eisen gehalten, das auf deutschem Boden gewachsen war, das Erz des „Müsener Stahlberges" der königlichen Hütte zu Lohe im Siegerland. Noch lange Jahre nach seiner Erschöpfung war der Müsener Stahlberg mit seinen neun übereinander liegenden Sohlen, seinen glitzernden Wänden und Decken ein Gegenstand häufiger Besuche. Der Puddelprozeß, den Krupp in Essen unter seinen eigenen Augen zur größten Vollkommenheit gebracht hatte, wurde auch in der Loher Hütte, die ihm bedeutende Quantitäten guten Eisens lieferte, auf seine Veranlassung und nach seinen Angaben ausgeübt. Aber auch das genügte ihm nicht auf die Dauer, und mit der Erwerbung kleiner eigener Eisengruben schritt Krupp allmählich dazu, sich von den Rohstoff-Produzenten überhaupt unabhängig zu machen.

Das Jahr 1851 brachte der Gußstahlfabrik den ersten großen öffentlichen Erfolg und zwar auf der ersten internationalen Industrieausstellung zu London. Daselbst war auf einem Gußstahlblock von 1000 Pfund Gewicht die Bezeichnung „Monsterpiece" zu lesen. Krupp stellte diesem englischen Erzeugnis einen rohen Gußstahlblock von dem viereinhalbfachen Gewicht gegenüber. Man schmolz den Gußstahl damals in Tiegeln von 20—30 Pfund Inhalt und hatte bis dahin die Erzeugung eines so großen homogenen Stückes für völlig unmöglich gehalten. Krupp hatte es erreicht, indem er, auf ein vortreffliches Tiegelmaterial und eine verbesserte Ofenkonstruktion gestützt, 40 kg Stahl in jedem Tiegel schmolz und Hunderte von Arbeitern an eine so exakte Tätigkeit gewöhnte, daß alle Tiegel ihren Inhalt in gleichmäßigem, ununterbrochenem Flusse in die gemeinsame Gußform entleerten. Das Erstaunen der Engländer ging soweit, daß man bezweifelte, ob der ausgestellte Block überhaupt Gußstahl sei. Krupp ließ ein Stück herausschneiden, schmieden, und erhielt für seine bis dahin unerhörte Leistung die höchste Auszeichnung, die auf der Ausstellung zu vergeben war. Auch Walzen, Federn, Münzgeräte und Maschinenteile, besonders eine Eisenbahnachse, hatte er ausgestellt, um die Verwendungsfähigkeit des Gußstahles zu beweisen. Gerade diese Eisenbahnachsen machten großes Aufsehen und führten dazu, daß die Tätigkeit der Guß-

stahlfabrik sich im nächsten Jahrzehnt vornehmlich dem Eisenbahnwesen zuwandte.

Das war gerade in jener Zeit ein neues, unerschöpfliches Gebiet. Der Eisenbahnbau gewann sich rasch alle Kulturländer und bedurfte, um häufige Unglücksfälle zu vermeiden, des besten Materials. Die Kruppschen Achsen waren in der berühmten Borsigschen Lokomotivfabrik seit 2 Jahren erprobt worden und als das beste, überhaupt erhältliche Material befunden, und nun liefen bald von allen Seiten Bestellungen auf Gußstahlachsen bei Krupp ein. Er konnte die Leistungsfähigkeit seiner Fabrik vergrößern und stellte einen mächtigen Dampfhammer von 2000 kg Fallgewicht auf, um große Blöcke leichter und gleichmäßiger durchschmieden zu können. Denn als Endziel seiner Bestrebungen hatte er jetzt schon die Geschützfabrikation fest im Auge, und dazu mußte er große Stahlbarren von absoluter Gleichmäßigkeit haben. Von den Wagenachsen ging er bald zu Achsen für andere Zwecke, für Maschinen, Dampfschiffe, Förder- und Wasserwerke der rheinländischen Gruben über, und es war bald bekannt, daß Maschinenteile aus Kruppschem Gußstahl zwar teuer im Ankauf, aber durch ihre Haltbarkeit billig im Gebrauch waren. Endlich fiel für Krupp der erste große Wurf, der ihm jahrzehntelang ein Vermögen einbrachte, die Erfindung der ungeschweißten, nahtlosen Gußstahlreifen für Eisenbahnräder im Jahre 1853. Diese Reifen, die die bisherigen häufigen Radbrüche der Eisenbahnwagen auf einen verschwindenden Bruchteil einschränkten, waren eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit. Sie wurden in allen Staaten unter Patentschutz gestellt und bald von allen europäischen und vielen amerikanischen Eisenbahnverwaltungen angenommen. Krupp konnte jährlich 10000, ja bis 65000 Stück davon anfertigen, aber der ganze, reichlich einlaufende Gewinn diente ihm nur dazu, unablässig seine Werke zu vergrößern und sich neue, größere Ziele zu stecken. In einem Jahrzehnt, von 1849 bis 1858, konnte er die Zahl seiner Arbeiter verzehnfachen und stand nun, mit mehr als 1000 Arbeitern und Beamten, in der ersten Reihe der preußischen, ja der europäischen Großunternehmer.

Nun endlich konnte er sich auch mit größerer Muße seinem Lieblingsplan widmen, den Gußstahl in die Geschütztechnik einzuführen. Das erste Dreipfünder-Rohr, das er 1847 nach Berlin sandte, und das als Ersatz der damals üblichen Bronze eine dünne Gußstahlseele mit übergezogenem Gußeisenmantel besaß, war wenig beachtet worden. Auch ein Sechspfünder auf der Londoner Ausstellung 1851 und ein für die braunschweigsche

Artillerie hergestelltes Zwölfpfünderrohr besaßen Gußeisenmäntel mit innerem Gußstahlrohr, und beide bewährten sich bei scharfen Schießproben vorzüglich. Der Leiter der braunschweigschen Artillerie war der erste deutsche Fachmann, der sich öffentlich für die Einführung Kruppscher Geschützrohre an Stelle der älteren Bronzerohre aussprach. In Preußen fielen allerdings diese Empfehlungen noch immer auf sehr unfruchtbaren Boden. Das war insofern von Vorteil, als Krupp sein Rohr inzwischen bedeutend weiter entwickelte, besonders seine Festigkeit und Leichtigkeit dadurch steigerte, daß er es nunmehr ganz aus Gußstahl schmiedete. Ein solches Rohr für eine zwölfpfündige Granatkanone glänzte neben einem Gußstahlblock von 5000 kg im Jahre 1855 auf der Pariser Industrieausstellung und machte den Namen Krupps auch hier in weitesten Kreisen bekannt. Das Rohr wurde von einer Prüfungskommission untersucht und festgestellt, daß es für Feldgeschütze durch seine Leichtigkeit viel empfehlungswerter als das Bronzerohr war, diesem aber auch an Festigkeit und Widerstand gegen die innere Abnutzung bei weitem überlegen sei. Und ähnlich lauteten die Urteile über Krupps zur Probe eingesandte Rohre damals in deutschen Staaten, in Rußland und Österreich, Spanien, Holland und der Schweiz. Aber erst 1856 kam die erste feste Bestellung aus — Ägypten, während eine französische, weit größere Bestellung aus finanziellen und politischen Gründen zurückgezogen wurde. Dagegen konnten 1856 auf direkte Bestellung zwei Gußstahlrohre an die Spandauer Artillerieprüfungskommission geliefert werden und fanden volle Anerkennung. „Der Gußstahl“, berichtete die Kommission Anfang 1857, „ist zur Anfertigung gezogener langer Rohre ein Material, das durch kein anderes zu ersetzen ist.“ Damit durfte Krupp seine Sache als gewonnen betrachten, denn ein solches Urteil mußte zur Einführung seiner Rohre führen. Zwei Jahre noch gingen die Meinungen in der preußischen Heeresverwaltung hin und her, bis endlich der Prinzregent Wilhelm den Ausschlag gab und durch Kabinettsordre vom 7. Mai 1859 nicht nur hundert, wie die Artilleriekommission vorgeschlagen, sondern gleich dreihundert gezogene Gußstahlrohre bei Krupp bestellte.

Alfred Krupp hatte niemals daran gezweifelt, dieses Ziel endlich zu erreichen, denn niemand war so wie er von den Eigenschaften des Gußstahls durchdrungen. Aber auch er hatte wohl nicht geahnt, wie langer Jahre und wie vieler Opfer er bedürfen werde, um dahin zu gelangen, wo er jetzt stand. Seine Fabrik war eine der größten, er beschäftigte 1858 schon 1000, 1860 aber 1690 Arbeiter. Er hatte 1852 endlich das kleine

einstöckige Werkmeisterhaus, wo er so lange mit seiner Mutter gelebt, verlassen und ein daneben erbautes geräumigeres Wohnhaus bezogen, in welches er ein Jahr später, als Einundvierzigjähriger, eine junge Frau als Gattin einführte. Abermals ein Jahr später, und seinem aufblühenden Hause wurde ein Erbe geboren, Friedrich Alfred Krupp. Kurz nach seiner Vermählung, im Sommer 1853 hatte Krupp die Freude, zum ersten Mal den Prinzen von Preußen als Gast seiner Fabrik zu begrüßen. Der spätere König und Kaiser besuchte das Gußstahlwerk gelegentlich einer militärischen Inspektionsreise, als der erste in der langen Reihe fürstlicher Besucher, die in den späteren Jahrzehnten das weltberühmte Etablissement und seinen Schöpfer aufsuchten. Der Eindruck des großen Werkes mit seinen Hunderten von ruhigen ernsten Arbeitern, die beim Stahlguß stumm und sicher wie Soldaten ihre Pflicht taten, der Eindruck des Schöpfers dieser Fabrik selbst mit seiner heiteren männlichen Würde, die bestrickende Liebenswürdigkeit mit einem selbstsicheren Stolz zu verbinden wußte, nahmen den Prinzen sehr ein und haben jedenfalls auch bei seinen späteren Entscheidungen zugunsten Krupps mitgewirkt. Im Jahre 1861, als das Gußstahlwerk bereits mit der Ausführung der bestellten Geschütze beschäftigt war, wiederholte der nunmehrige König seinen Besuch und blieb jetzt der unwandelbare Freund und Gönner des „Kanonenkönigs", ebenso wie sein Enkel, Wilhelm II., den Sohn Krupps, Friedrich Alfred, mehr als einmal ausdrücklich als seinen Freund bezeichnet hat. Die Ernennung zum Geheimen Kommerzienrat und die Verleihung des Roten Adlerordens in dieser Zeit waren sichtbare Zeichen des königlichen Wohlwollens. König Wilhelm wurde bei dieser Gelegenheit Zeuge der Arbeit eines neuen, gewaltigen Werkzeuges, welches Krupp eben seiner Fabrik eingefügt hatte, des riesigen Dampfhammers „Fritz". „Der Krupp ist verrückt", soll ein rheinischer Hüttenfachmann und Großindustrieller gesagt haben, als man zuerst von der Absicht Krupps hörte, einen Dampfhammer von 50000 kg Fallgewicht zu bauen. „Der Krupp" aber sah wieder einmal, wie schon so oft, weiter in die Zukunft, als alle seine Kollegen und Rivalen und er baute und konstruierte den kolossalen Hammer, mit dem er später die Riesengeschütze, die der deutschen Kriegsmarine und Küstenverteidigung dienen sollten, ausschmieden konnte. Mochte die ganze Welt zweifeln, daß es gelingen werde, eine Eisenmasse von 1000 Zentner dem Druck des Fingers am Dampfhahn zu unterwerfen, er zweifelte nicht, und er war der Einzige, der am Amboß ruhig stehen blieb, als der Hammer zum ersten Schlag niedersauste und das ganze

Hüttenwerk erdröhnen ließ. Dieser Riesenhammer wurde dem König vorgeführt, als er am 9. Oktober mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem Kriegsminister von Roon das Stahlwerk besuchte und volle vier Stunden in den Räumen der Fabrik weilte. Vor dem großen Hammer wurde dem Könige das Ausschmieden eines Stahlblocks von 7500 kg Gewicht und 5 Meter Länge gezeigt. Ein noch größerer Stahlblock von 9000 kg wurde alsdann in der Stahlgußhalle gegossen, wozu ungefähr 300 Tiegel ausgeleert werden mußten. Der König hielt mit seinem Erstaunen und seiner Bewunderung der Entwickelung, die die Fabrik seit seinem ersten Besuche durchgemacht, nicht zurück. „Seine vor acht Jahren gehegten Erwartungen", sagte er, „sehe er jetzt weit übertroffen, wie es sich denn überall zeige, wo das Herz auf dem rechten Fleck sitze, da bleibe der Segen nicht aus." Dies königliche Wort zielte sicherlich nicht allein auf Krupps unbestreitbare geschäftliche Tüchtigkeit, sondern auch auf den edlen, menschenfreundlichen Grundzug seines Charakters, der sich nun, wo dem Fabrikherrn die Hände nicht mehr durch Geldsorgen gefesselt waren, mit Macht Bahn zu brechen begann.

Krupp hatte damals, im Herbst 1861, über 2000 Arbeiter in seinem Betrieb, mit ihren Familien waren das über 6000 Seelen, deren Wohl zum großen Teil von ihm abhing. Essen war noch immer eine kleine Stadt. Die Vergrößerung seit der Geburt Alfreds, wo die Stadt 4000 Einwohner zählte, war größtenteils dem Wachsen der Gußstahlfabrik zu verdanken, teils waren es die Arbeiter und Beamten selbst, die den Zuwachs verursacht hatten, teils die Handwerker und Geschäftsleute, die ihnen nachgezogen waren. Jetzt wollte alles von den Arbeitern der Fabrik leben, an ihnen und ihren Lebensbedürfnissen verdienen. Sie erhielten für teures Geld schlechte Wohnungen, schlechte Waren, schlechte Lebensmittel, nur die Wirtshäuser schossen wie Pilze aus dem Boden. Krupp hielt sich trotz seiner enormen Arbeitslast und seiner hohen Lebensziele nicht für zu gut, sich um das Ergehen des Geringsten seiner Leute zu kümmern. Er selbst, früher ein geistreicher und gern gesehener Gast am Stammtisch unter seinen Freunden, betrat seit seiner Verheiratung fast nie ein Wirtshaus. Er hatte neben der Last seines Geschäftes nur noch Zeit und Neigung für den Familienkreis und die Gesellschaft seiner Freunde im Hause, und sah nun, daß seine Arbeiter ihre Abende großenteils in den Kneipen verbrachten, Schulden machten und sittlich dabei nicht gewannen. Er sagte sich, daß die Schuld nicht an ihnen, sondern an den Essener Lebens- und Wohnungsverhältnissen liege, und begann diese zu reformieren. Er

schuf Konsumanstalten, welche die Lebens- und Bedarfsartikel des Arbeiters nicht nur verkauften, sondern auch selbst erzeugten und ohne Gewinn zum Selbstkostenpreis abgaben. So entstand 1856 die sog. Menage, eine Anstalt zur Verpflegung und Unterbringung von 200 Mann, 1858 eine Konsumbäckerei, später zahlreiche und große Unternehmungen ähnlicher Art, auf die wir im Zusammenhang eingehen, wenn wir in die Zeit ihrer Begründung und Wirksamkeit eintreten werden. Im Jahre 1860 hatte Krupp auch mit der Anschaffung eigener Wohnhäuser, durch Kauf und Bau, begonnen, 1863 legte er die Arbeiterkolonie Westend mit 160 Wohnungen an. Er verlangte gar nicht, daß man diese und seine später tausendfach bewiesene Fürsorge für seine Arbeiter lediglich als einen Zug reiner Menschenliebe betrachte und rühme, ebensowenig, wie er selbst das geringste Aufheben davon machte. Er brauchte für seine Arbeiten einen dauerhaften Stamm erprobter und zuverlässiger Leute und wußte, daß er die nur behalten konnte, wenn ihnen in Essen gute und sichere Lebensverhältnisse geboten wurden. Aber er hielt es auch für eine selbstverständliche Pflicht *jedes* Unternehmers, das Wohl seiner Arbeiter ebenso wie das eigene im Auge zu behalten, und äußerte sich in diesem Sinne sehr häufig. So sagte er einmal: „Meine Fabrik soll wie jedes gewerbliche Etablissement, zunächst das äußere Wohlergehen aller ihrer Angehörigen sichern. Bei so gesichertem Erwerb und Frieden in seinem Hause kann jedermann seines Daseins froh werden."

Wenn es Krupp aber einerseits verstand, seine Arbeiter und Beamten zu derselben strengen Pflichttreue, demselben Fleiß zu erziehen, den er von sich forderte, so gab er deshalb noch lange nicht die unmittelbare persönliche Leitung und Mitarbeit aus der Hand, durch welche er die Fabrik auf ihre nunmehrige Höhe gebracht hatte. Jahrzehntelang hatte er ganz allein, dann mit einem einzigen Vertreter die technische und kaufmännische Leitung besorgt, und während dieser Zeit lastete auf ihm eine Riesenarbeit, unter der er in den sechziger Jahren tatsächlich einige Male zusammenbrach. Die persönliche, selbstverantwortliche Geschäftsleitung, die früher die Fugger und die Rothschild zu ihren Erfolgen geführt hatte, befriedigte auch ihn allein, und als er seit 1862 notgedrungen zur Teilung der Geschäfte schreiten mußte, führte er nach und nach ein System der Arbeitsteilung ein, welches die Chefs der einzelnen Abteilungen in stetem Zusammenhang und gegenseitiger Verantwortung hielt und welches sich seitdem auch bei anderen Großunternehmungen trefflich bewährt hat. Aber obwohl er es, ebenso wie später sein Sohn, immer verstand, die tüchtigsten Fachkräfte

an sich zu ziehen, gab er die Oberleitung niemals aus der Hand. „Tag und Nacht“, berichtet einer seiner Biographen, „beherrschte ihn die Sorge um das Gedeihen seiner großen Schöpfung. Tatsächlich verwandte er bis in die letzten Lebensjahre hinein schlaflose Stunden der Nacht zur Arbeit. An seinem Bette befand sich beständig ein Schreibapparat mit Papier und riesigen Bleistiften. Am anderen Morgen wanderten die Bogen, die seine Fragen, Befehle, Anregungen, Erörterungen in großen, charakteristischen Schriftzügen enthielten, in die Fabrik.“

Aber kehren wir zurück zur Geschützfabrikation, die von nun an das Hauptgebiet der Tätigkeit Krupps werden sollte. Der ersten großen Bestellung vom Jahre 1859 waren bald andere, zunächst ebenfalls von Preußen aus, gefolgt. Ende 1860 wurde die Verdoppelung der gezogenen 9 cm Hinterlader und 1862 die Einstellung von leichteren 8 cm Geschützen aus Gußstahl beschlossen. Daneben wurden immer noch erhebliche Mengen von glatten Bronzekanonen gegossen. Erst der Krieg von 1866 ließ das untaugliche glatte Geschütz völlig verschwinden. Krupp hatte bereits nach den Bestellungen von 1860 und 1862 seine Fabrik erheblich erweitern müssen. Die Arbeiterzahl stieg dann von 2500 auf 4000 im nächsten und auf 6000 im Jahre 1864. Seit 1863 begann auch Rußland Kanonen zu bestellen, und die Geschützfabrikation stieg von 817 Stück (1864) auf 1562 Stück im Jahre 1866, welches vorläufig den Höhepunkt des Aufschwungs darstellte. Die Gewinne dieser Jahre waren enorm, freilich waren ihnen auch ganz außerordentliche Aufwendungen vorausgegangen, und selbst Rückschläge sollten nicht ausbleiben.

Krupp war, seiner stets schöpferischen Veranlagung zufolge, längst nicht mehr bloßer Geschützfabrikant, er war auch Geschützkonstrukteur geworden. Zwar hatte er teils die Kanonen für die preußische Armee nach den Angaben der staatlichen Geschützwerkstätten in Spandau anfertigen müssen, teils sogar nur die bloßen Rohre geliefert, die dann in Spandau fertig gemacht wurden, aber für andere Staaten hatte er schon zahlreiche fertige Geschütze eigener Konstruktion gebaut. Auf der Londoner Industrieausstellung 1862 stellte Krupp unter vielen anderen Gegenständen auch fünf Hinterladerrohre aus und im gleichen Jahre ließ er sich in England einen von ihm erfundenen Keilverschluß für Geschütze patentieren. Dieselbe Ausstellung beschickte Krupp u. a. mit einem Riesenblock von Gußstahl, der aus 600 Tiegeln stammte und 20000 kg wog. Er wußte wohl, daß ihm diese Leistung niemand in der Welt nachmachen konnte, aber auch, daß sie ihm in England niemand glauben würde, wenn

er nicht bewies, daß der ausgestellte Block in der Tat feinkörniger homogener Gußstahl war, aus dem er Schmiedestücke entsprechender Größe herzustellen imstande war. Er hatte z. B. eine kolossale Schiffsachse aus Gußstahl, für den Norddeutschen Lloyd angefertigt, ausgestellt. Die Engländer legten eine Schiffswelle von ähnlichen Dimensionen daneben und gaben sie für Stahl aus, obwohl jeder Fachmann wußte, daß sie aus Eisen bestand. Krupp ließ deshalb den erwähnten Stahlblock, den größten, den er bis dahin gefertigt, durch den Dampfhammer Fritz in zwei Stücke zerbrechen, obwohl er den Gebrauchswert des Stückes dadurch vernichtete. So war aber vor allen Augen bewiesen, was in der Essener Gußstahlfabrik geleistet werden konnte.

Die preußische Militärverwaltung nahm leider den neuen Geschützverschluß, den ihr Krupp zur Anwendung bei den neu bestellten 8 cm Rohren empfahl, nicht an, sondern es wurde angeordnet, den in Spandau verfertigten Wesenerschen Doppelkeilverschluß zu benutzen. Krupp mußte sich fügen und es dann erleben, daß diese fehlerhafte Verschlußkonstruktion für ihn wie für die Armeeverwaltung recht verhängnisvolle Folgen nach sich zog. Im Jahre 1865 wurden die neuen Geschütze in Dienst gestellt, und im nächsten Jahre kam es zu dem lang vorausgesehenen Kriege mit Österreich. Mit ungefähr 900 Kanonen stand die preußische Armee der österreichischen und sächsischen (über 1000 Geschütze) gegenüber. Auf der feindlichen Seite gab es durchweg gezogene Vorderlader vom besten System, auf preußischer Seite neben einigen hundert gezogenen Hinterladern noch zahlreiche glatte Geschütze. Der Feldzug brachte verschiedene Lehren. Vor allem die, daß das glatte Geschütz dem gezogenen überall unterlag, was für den Kruppschen Gußstahl eine große Zukunft versprach, da sich die weiche Bronze wenig für gezogene Rohre eignete. Dann aber zeigte sich eine zweite, zunächst unerklärliche und selbst für Krupps hohes Selbstvertrauen wohl niederschmetternde Erscheinung. Von den neugelieferten Stahlhinterladern waren mehrere ohne nachweisbare Fehler und ohne vorherige Anzeichen während des Gebrauches zersprungen. Die Gegner der Gußstahlfabrik im In- und Auslande hatten auf ein solches Ereignis nur gewartet, um alsbald eifrig gegen Krupp zu wühlen und den Glauben an die Haltbarkeit des Gußstahles zu erschüttern. Krupp selbst war natürlich der Erste, den Ursachen dieses Unglücks, das den ganzen Fortbestand der Geschützfabrikation in Frage stellen konnte, nachzuforschen, und er glaubte sie in dem fehlerhaften Verschluß gefunden zu haben. Es war aber unmöglich, die gegen seinen Rat ausdrücklich

diesem Verschluß angepaßten Rohre umzuändern. Krupp entschloß sich also, alle 300 Rohre der betreffenden Art einfach zurückzunehmen und durch neue zu ersetzen. Das war ein Opfer, wie es nur ein wahrer Industriefürst bringen konnte, dem die Ehre seines Geschäftes über alles andere ging. Frobenius schreibt: „Es wurde früher als ein im Geschäftsinteresse gebrachtes Opfer bezeichnet, daß Krupp die 300 Rohre zurücknahm und durch andere ersetzte. Gewiß war es das! Aber im tiefsten Grunde waren die Motive zu diesem Entschluß doch andere; sie lagen viel tiefer, sie waren nicht einfach berechnender Natur, sondern Krupp war in tiefster Seele so empört über diese Geschöpfe seiner Fabrik, daß er sie aus der Welt schaffen, sie auf jeden Fall beseitigen mußte. Wenn er nur in geschäftlicher Erwägung gehandelt hätte, so würde es nahe gelegen haben, bei der preußischen Regierung vorstellig zu werden, daß es besser sei, die unzuverlässigen Rohre zu verwerfen, und daß er unter billigen Bedingungen erbötig sei zu einem Umtausch gegen neue, obwohl er an der mangelhaften Konstruktion nicht die Schuld trage. Aber von einem solchen Versuche ist nichts bekannt. Es war ein freier, rascher Entschluß, der bei Krupps energischem, vor nichts zurückscheuendem Charakter wohl erklärlich ist. Diese Kanonen hatten seine heiligsten Ideale beleidigt, seine Erfolge in Frage gestellt, die Weltstellung seines Gußstahles ernstlich gefährdet: mit der Schroffheit, welche sein Wille in diesem ihm wichtigsten Punkte anzunehmen begann, sagte er: Weg damit!"

Die Geschützabteilung wurde trotzdem durch das seit 1866 erwachte Mißtrauen auf einige Jahre erheblich zurückgebracht. Noch 1866, als Rußland den Kruppschen Rundkeilverschluß annahm, wurden 1562 Geschütze gebaut, 1867 betrugen die Bestellungen 720, dann 588 und 1869 nur noch 205 Stück. Erst seit 1870 bewegten sich die Ziffern wieder rasch und stetig nach oben. Nicht betroffen wurden von diesem Rückgange die übrigen Fabrikationsgebiete des Gußstahlwerkes, die Herstellung von Eisenbahnachsen und Rädern, Maschinenteilen, Dampfschiffswellen, die Stahlerzeugung zur Schienen- und Plattenfabrikation u. dgl. Ja, schon 1862 wurde ein großes Bessemer-Stahlwerk gebaut, da für die, seitdem in großer Ausdehnung betriebene Schienenproduktion, für Kesselbleche und ähnliche Zwecke der Tiegelstahl zu kostspielig war. Es wurde ferner schon in dem Katalog für die Londoner Ausstellung des Jahres 1862 ein 2000 pferdiges Walzwerk für Panzerplatten angekündigt, zu dessen Ausführung es indessen vorläufig noch nicht kommen sollte. Dagegen wurden zwei Jahre später eine Walzenstraße von 1000 Pferdekräften für Kessel- und Lokomotivbleche und ein Kaliberwalzwerk in Be-

trieb gesetzt. Der Panzerplattenfabrikation indessen sollte sich Krupp erst viele Jahre später, dann allerdings auch mit um so größerem Erfolge, zuwenden.

Krupp blieb auch in diesen Jahren nicht bei der Erweiterung der Fabrikation und des Absatzes stehen, er schritt auch weiter auf dem Wege fort, sich von dem Bezug fremder Rohmaterialien unabhängig zu machen, und verfolgte gleichzeitig mit derselben Energie seine Pläne auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt. Er erwarb bei jeder Gelegenheit gute deutsche Eisengruben und kaufte u. a. ein bedeutendes Eisenwerk, die Sayner Hütte, vom preußischen Fiskus, um sie erheblich zu vergrößern und neue Hochöfen zur Roheisengewinnung zu errichten. Sich selbst gönnte er, als um die Mitte der Sechziger Jahre sein stählerner Körper doch begann, die Folgen einer 40jährigen Überanstrengung zu spüren, etwas mehr Luft und Freiheit, indem er den sogenannten Hügel bei Essen, eine Anhöhe über dem Ruhrtal, kaufte und das dazugehörige Bauernhaus zu einem bescheidenen Heim für seine Familie und seine Gäste umbauen ließ. Hier empfing er 1864 den preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck, hier besuchten ihn im nächsten Jahre König Wilhelm und der Kronprinz, und dann fanden sich nach und nach die meisten preußischen, viele deutsche und europäische Fürsten, Prinzen und Berühmtheiten ein, um den merkwürdigen Mann kennen zu lernen, der sich vom 14jährigen Stahlschmied zum Großindustriellen, zur europäischen Berühmtheit aufgeschwungen hatte. Der Herbst 1866, der für Krupp zu den gewöhnlichen Arbeiten und Anstrengungen noch das niederdrückende Ergebnis des deutsch-österreichischen Krieges und endlich die Vorbereitungen für die zweite Pariser Weltausstellung brachte, stimmte das Nervensystem des unermüdlichen Mannes endlich so herab, daß er zum ersten Male längere Zeit die Aufregungen der Arbeit fliehen und im Süden Erholung und Genesung suchen mußte. Nizza, wo er nach einigen Monaten seine völlige Wiederherstellung fand, wurde ihm seitdem ein lieber und oftmals wieder aufgesuchter Erholungsort.

Das Gußstahlwerk übertraf sich selbst von Jahr zu Jahr, und die Pariser Weltausstellung lieferte dafür abermals einen neuen, auch von Frankreich neidlos anerkannten Beweis. Ein für eine Kurbelwelle bestimmter Stahlblock von 40000 kg Gewicht und eine Riesenkanone von 50000 kg und 35,5 cm Mündungsweite waren die Glanzleistungen. Krupp betrat mit diesem ungeheuren Geschütz die Bahn der Küstenverteidigungskanonen und verfolgte sie mit demselben glänzenden Erfolge, der seine Feldgeschütze begleitet hatte. Eine französische Geschützbestellung hatte

allerdings seine Ausstellung in Paris nicht zur Folge und es ist auch kaum wahrscheinlich, daß eine solche von Krupp bei den politischen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich so kurze Zeit vor dem Kriege noch ausgeführt worden wäre. Denn wenn auch Krupp auf die Meinung und den Absatz im Auslande großen Wert legte, was seine glänzende Beschickung der großen internationalen Ausstellungen genugsam beweist, so würde er doch bei seinem starken patriotischen Empfinden niemals einem deutsch-feindlichen Lande Waffen geliefert haben. Vor dem Auftauchen der gespannten Beziehungen zu Frankreich machte er natürlich der französischen Regierung seine Offerten, wie anderen Regierungen, und wenn es nicht zu großen Aufträgen kam, so lag das mehr daran, daß Krupp den Franzosen zu teuer war, als daß sie seinen Produkten nicht trauten. Auch hat in Frankreich stets mehr als in anderen Ländern das patriotische Streben geherrscht, große industrielle Aufträge innerhalb des eigenen Landes zu verteilen. Um so bereitwilliger erkannte man Krupps Überlegenheit auf dem Felde der Stahlindustrie und des Maschinenbaues an. „In der Schienenfabrikation", schrieb ein großes Pariser Blatt zur Zeit der erwähnten Ausstellung, „in der Herstellung der Reifen, der Räder, der Achsen, in der Herstellung der Teile riesiger Maschinen ist die Superiorität des preußischen Werkes so unbestreitbar, daß nicht nur Rußland, Frankreich, Deutschland seine Produkte um die Wette kaufen, sondern auch England davon bedeutende Quantitäten verwendet für seine Eisenbahnen oder für die ungeheuren Maschinenteile seiner mächtigen Dampfschiffe. Der große Hammer des Herrn Krupp wiegt 50000 kg; Frankreich besitzt einen solchen von 15000 kg bei den Herrn Petin Gaudet, einen von 12000 kg in Creusot; die schwersten Hämmer in England übersteigen nicht 15000 kg." Das schrieb man über Krupp im Auslande vor beinahe 40 Jahren und seitdem hat die Firma kein Jahr aufgehört zu wachsen und zu steigen.

In der, auf den österreichischen Krieg folgenden Zeit lieferte Krupp außer zahlreichen Feldkanonen für Rußland und die Türkei besonders eine Anzahl von schweren Küstengeschützen für die deutschen Nord- und Ostseeküsten. Die erste davon war die gewaltige in Paris ausgestellte Ringkanone. Es wurden 25 Stück Sechsundneunzigpfünder, das Stück zu 30000 Taler, bestellt, ein hübscher Auftrag, der aber Krupp beinahe entgangen wäre, da sich Armstrong erbot, ebenso starke, allerdings eiserne und als Vorderlader veraltete Kanonen für 12000 Taler das Stück zu liefern. Die preußische Geschützkommission beschloß, beide Kanonen zu erproben, und es ergab sich, daß das Armstrong-Geschütz sogar noch etwas

größere Durchschlagskraft entwickelte. Man hatte nämlich den Engländern erlaubt, ihr eigenes, sehr gutes Pulver bei den Schießproben zu verwenden, Krupp dagegen trotz seines Protestes auf das minderwertige gekörnte Schießpulver der staatlichen Fabriken beschränkt. Glücklicherweise war inzwischen dasselbe neunzöllige Geschütz auch in Rußland erprobt und hatte dort mit dem guten prismatischen Pulver der russischen Artillerie viel bessere Resultate ergeben. Krupp setzte im Mai 1868 eine Audienz beim Könige durch und konnte ihm dabei mitteilen, daß Rußland infolge der außerordentlich guten Erfolge 62 solche Geschütze trotz des hohen Preises bestellt habe. Der König gab ihm, wie schon mehrfach, Gehör, und ein neues Vergleichsschießen wurde angesetzt, bei welchem man Krupp nicht allein das prismatische, viel schneller zündende Pulver, sondern auch die Benutzung seiner eigenen neuen Stahlgranaten mit gehärteter Spitze zugestand. Die Folge war, daß Armstrong gründlich geschlagen wurde, und Preußen vor der Anschaffung zahlreicher veralteter und wenig dauerhafter Geschütze bewahrt blieb.

Erfreulichere Resultate als der Krieg mit Österreich, sollte derjenige mit Frankreich für Krupp im Gefolge haben. Die deutsche Artillerie hatte sich der französischen überall unvergleichlich überlegen gezeigt, und wenn auch an diesem Ergebnis nicht bloß Krupps Geschütze teilgenommen hatten, so kam es ihnen doch vorwiegend zu gute. Indessen wurde es ihm auch nach dem französischen Kriege nicht immer leicht gemacht, für Deutschland zu arbeiten. Zwar stand die ausschließliche Verwendung des Gußstahls für die gesamte deutsche Feldartillerie nunmehr fest, dagegen gab es zwischen der Prüfungskomission und Krupp noch lange und schwere Kämpfe über die Konstruktion, die Rohrverschlüsse, Lafetten usw., bis endlich der Kaiser selbst, wie schon mehrmals, eingriff und 1873 die Entscheidung getroffen wurde, die nun auf Jahre hinaus der Kanonenwerkstatt reichliche Beschäftigung bot. Auch mit Österreich schien zu derselben Zeit ein großes Geschäft, 2000 Feldgeschütze betreffend, zustande zu kommen. Es zerschlug sich aber im letzten Augenblick durch die Erfindung der Hartbronze, die endgültig als Material für die österreichische Feldartillerie angenommen wurde. Dem Gußstahl in keiner Weise überlegen, hatte die Bronze sich nach ihrer Verbesserung durch Lavroff, Uchatius und andere Konstrukteure doch als ein durchaus geeignetes Geschützmaterial erwiesen; vor allem bot sie zwei ungeheure Vorteile: Österreich war nicht auf Krupp angewiesen und konnte die vielen Millionen, die die Neubewaffnung kostete, im Lande behalten, andererseits konnte man

die großen in dem bisherigen Geschützpark vorhandenen Bronzevorräte durch Umgießen wieder nutzbar machen. Auch die deutsche Armeeverwaltung verfügte seit dem Kriege über riesige Bronzevorräte aus den eroberten französischen Kanonen, und natürlich hatte die Erfindung der Hartbronze auch hier neue Versuche zur Folge, moderne Bronzegeschütze zu gießen. So sah sich Krupp der Bronze, die er schon endgültig überwunden glaubte, von neuem im Kampf gegenüber, und wer weiß, wie das Ende gewesen wäre, wenn nicht die oben erwähnte Bestellung der deutschen Feldartillerie bei Krupp schon vollendete Sache gewesen wäre. Es kam schließlich zu einer Teilung der Arbeit. Krupp schmiedete die deutschen Feldgeschütze, und die staatlichen Geschützwerkstätten gossen die schwere Belagerungsartillerie aus Hartbronze, bis auf die großen 15 cm Kanonen, die man ebenfalls Krupp überließ. In Österreich wurde umgekehrt die Feldartillerie aus Bronze gefertigt, dagegen bestellte man die großen Kanonen der Kriegsschiffe nach wie vor bei Krupp. So ging denn die Geschützfabrikation in Essen seit 1871 wieder stark in die Höhe und stieg 1874 auf beinahe 3000 Rohre. Seit 1878 wurden u. a. 1800 Geschütze für Rußland bestellt, und der Weltruf des „Kanonenkönigs“, wie Krupp im Volksmunde längst hieß, war trotz des Wiederauflebens der Bronze endgültig befestigt.

Allerdings, ein kleines Königreich war es in der Tat, dem der energische und unerschöpfliche Beherrscher des Gußstahls nunmehr gebot. „Aber das ist ja ein Staat im Staate! Niemals würde man dergleichen in Frankreich zugeben“, hatte schon 1868 der Vetter des französischen Kaisers, Prinz Jérôme Bonaparte, bei einem Besuche der Gußstahlfabrik geäußert. König Wilhelm soll später geschmunzelt haben, als ihm Krupp diese Bemerkung erzählte. Und nun waren (1873) beinahe 12000 Arbeiter in den Essener Werken, tausende von anderen in den Erzgruben und Hüttenwerken beschäftigt, mit ihren Angehörigen eine riesige Menschenzahl. Trotzdem dachte Krupp noch nicht daran, sich mit dem Erreichten zu begnügen. Nach wie vor kannte er für die Überschüsse seiner Fabriken keine andere Verwendung, als die Erweiterung seiner Werke. Die Gußstahlfabrik, die 1852 etwa 15000 Zentner Tiegelstahl produzierte, hatte ihre Leistung 1870 verhundertfacht, um sie dann binnen drei Jahren nochmals zu verdoppeln. Schon 1872 besaß Krupp 414 kleinere Eisensteingruben, jetzt kaufte er noch einen bedeutenden Teil der spanischen Erzlager von Bilbao und sicherte sich dadurch jährlich 300000 Tonnen wertvolles Erz für seine Bessemer-Stahlwerke, die vor allem der Schienenproduktion dienten. An Hüttenwerken kaufte er 1871 die Hermanns-

hütte bei Neuwied, 1872 die Johanneshütte bei Duisburg. Seit 1868 begann er auch, durch Kauf und Pachtung eine Reihe von Kohlenzechen zu erwerben, um sich auch nach dieser Seite unabhängig zu machen. Das kam ihm und seinen Arbeitern zustatten, als im Sommer 1872 der erste große Kohlenarbeiterstreik ausbrach und fast alle Industriezweige stark in Mitleidenschaft zog. Das Gußstahlwerk nebst den zugehörigen Hochöfen, deren Zahl bereits auf 12 angewachsen war, arbeitete ungestört weiter. Auch eine eigene Dampferflotte für den Erztransport aus Spanien ließ Krupp seit 1872 erbauen. So gewaltig und umfassend waren um diese Zeit seine Industriewerke schon geworden, daß er jetzt, wenn mit einem Schlage die gesamte Geschützfabrikation aufgehört hätte, wohl eine große Zahl von Arbeitern hätte entlassen müssen, trotzdem aber einer der größten, ja vielleicht der größte Industrielle des Deutschen Reiches geblieben wäre.

Den Ehrennamen des „Kanonenkönigs“ verdiente er allerdings trotzdem in hohem Maße, denn mochte sein Unternehmungsgeist auch mit der Zeit noch so ungeheure Gebiete überspannen, der Geschütztechnik blieb er treu, und in den Jahren des schweren geschäftlichen Niederganges, die 1874 eintraten, war es hauptsächlich die Kanonenfabrikation, deren Gewinne es ermöglichten, die Arbeiten ohne größere Arbeiterentlassung fortzuführen. Allerdings hatten die letzten Jahre so hohe Anforderungen an sein Kapital gestellt, daß Krupp zum ersten Male seit Gründung des Werkes gezwungen war, mit fremdem Gelde zu arbeiten, weil die laufenden Überschüsse nicht mehr genügten. Er hatte 1873 einen großen Schießplatz bei Dülmen angelegt und 1877, als das Terrain für die gesteigerte Tragkraft der Geschütze nicht mehr ausreichte, ein weit größeres Areal bei Meppen gekauft. Er hatte auch Riesensummen für Wohltätigkeitszwecke, für die Verbesserung der Lage seiner Arbeiter festgelegt. Große Konsumanstalten für jegliches Bedürfnis, eine Dampfmühle, Kaffeebrennerei, Selterwasserfabrik, Bekleidungswerkstätten, Gast- und Bierhäuser waren eingerichtet, Schulen, Bäder, Krankenhäuser, Fortbildungs-, Industrie- und Handarbeitsschulen für beide Geschlechter, endlich Kranken- und Lebensversicherungen wurden begründet, es gab kein auftauchendes Bedürfnis, das in Krupp nicht sofort den verständnisvollen, aufopfernden Helfer gefunden hätte, kaum einen Lebens- und Bedarfsartikel, den seine Arbeiter und Beamten nicht billig und gut erhalten hätten in den eigenen Bäckereien, Fleischereien oder Warenhäusern. Riesensummen erforderte besonders der Bau der Arbeiterwohnhäuser, aber Krupp, der einst 2 Millionen

für den großen Dampfhammer auszugeben hatte, den die technische Welt mit starken Zweifeln betrachtete, zögerte auch jetzt keinen Augenblick, zu tun, was er beschlossen hatte: seine Arbeiter in seinen eigenen Häusern gut und billig wohnen zu lassen. Er war auf jedem Gebiete der Unternehmungstätigkeit sofort zu Hause, wenn nur eine Bedingung erfüllt war, die Sache mußte in Verbindung mit seinem großen Unternehmen stehen, das er als seine wahre Lebensaufgabe betrachtete. „Mein Interesse", schrieb er einmal, „würde mir empfohlen haben, meine Fabriken im Auslande zu errichten, wo ich früher und mehr Anerkennung und Absatz gefunden habe und größere Vorteile haben würde. Aber ich habe das Bewußtsein, daß diese Werke ein Segen sind für das Land und für die Arbeiter!" Und ein anderes Mal, 25 Jahre nach seiner alleinigen Besitzübernahme, schrieb er ein Wort an alle seine Arbeiter und ließ es in dem kleinen, einfachen Elternhause aufhängen, welches als Andenken an die früheren schweren Zeiten inmitten der riesigen Fabrikhallen stehen geblieben war und Krupp als Absteigequartier diente, wenn er fast täglich von seiner Villa auf dem Hügel in die Fabrik kam. „Vor fünfzig Jahren", hieß es in jener kurzen schriftlichen Kundgebung, „war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fern bleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängt hat. Fünfundzwanzig Jahre blieb der Erfolg zweifelhaft". . . . Und dann zum Schluß die schönen Worte: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet."

Diesem Grundsatze treu, hatte Krupp ein bedeutendes Kapital in die Kolonien gesteckt, die er von 1863 bis 1873 für seine Arbeiter anlegte, um ihnen für billige Miete gute und gesunde Wohnungen zu verschaffen. Es waren meist Häuser mit 4 bis 6 geräumigen Wohnungen, die zu 90 bis 200 Mark jährlich je nach der Größe vermietet wurden. So entstanden die Kolonien Westend und Nordhof mit etwa 70 Häusern, Speisehallen, Konsumanstalten u. dgl., dann die kleine Kolonie Dreilinden mit ländlicher Bauart der Häuser und Gärten. Bedeutend größer wurden die Kolonien Schederhof und Kronenberg, die 1872 angelegt wurden, und nach deren Vollendung Krupp seinen Arbeitern 3300 gesunde Wohnungen zu niedrigerem Preise als die private Bautätigkeit bieten konnte. Daneben gab es große Schlafsäle und Speiseanstalten für die ledigen Arbeiter. Es war dem Schöpfer dieser durchdachten und umfassenden Anlagen nicht zu verdenken, daß er ihrer, für die er fünfzig Jahre lang

jeden Überschuß der Fabrik geopfert, nun auch Herr bleiben wollte und in den siebziger Jahren, als die Sozialdemokratie wiederholte Vorstöße auf den inneren Frieden in seinen Betrieben machte, sein Hausrecht sehr energisch gebrauchte. Gegen die auftauchende Lehre von dem Rechte des Arbeiters am Betriebsgewinn wehrte er sich mit Leidenschaft. „Der Arbeiter", schrieb er, „hat die Erfindungen nicht gebracht; wie mein Haus, so ist meine Erfindung mein und die Frucht derselben, sie mag Gewinn sein oder Verlust. In schlechten Zeiten, wo der Arbeitgeber nichts gewinnt,



Arbeiterkolonie Altenhof.

oft viel verliert, behält der Arbeiter immer noch seinen Lohn. Daher ist es notwendig, daß der Arbeitgeber in guten Jahren mehr verdient, als er verbraucht. Wie ich den Verlust allein tragen muß, so ist auch der Gewinn mein von Rechts wegen, denn ich habe ihn erworben mit meiner Kraft und meiner Sorge." Das waren stolze Worte, und nicht jeder Arbeitgeber hätte sie damals, nicht jeder könnte sie heute mit Recht seinen Arbeitern entgegenhalten. Es gab ihrer viele in den Gründerjahren, die den Gewinn der fetten Jahre abgeschöpft hatten und sich nun mit ihrem Vermögen zurückzogen, die brotlosen Arbeiter mit dem Troste abspeisend: hättet ihr in der guten Zeit gespart wie wir, so wäret ihr jetzt auch was!

Ja es war die überwiegende Mehrzahl, die so dachte und handelte, denn wer konnte seinen Arbeitern zurufen wie Alfred Krupp? „Ich war von jeher bedacht, euch ein sorgenfreies Dasein zu verschaffen, auch für die Zeiten, wo ihr nicht mehr arbeiten könnt. Ihr selbst wißt am besten, wie es mit Kranken, Invaliden und ausgedienten Arbeitern bei uns gehalten wird. Ich habe den Arbeitern Wohnungen gebaut, habe Schulen gegründet, Schenkungen verliehen und Einrichtungen getroffen zur billigen Beschaffung von allem Lebensbedarf. Ich habe mich dadurch in eine Schuldenlast gesetzt, die abgetragen werden muß."

Er hatte recht. Als die Überschüsse seiner Fabrik nicht mehr ausreichten, die Erweiterungen und Wohlfahrtseinrichtungen zu vollenden, die er für nötig hielt, hatte er sich keinen Augenblick besonnen, mit fremden Kapital zu arbeiten. Zu schweren Bedingungen hatte er 1874 eine Anleihe von 30 Millionen Mark gegen Verpfändung seiner sämtlichen Anlagen aufgenommen und sich verpflichtet, sie binnen zehn Jahren zu 10% höherem Kurse zurückzuzahlen. Er glaubte soviel nötig zu haben, um den wirtschaftlichen Stürmen zu trotzen, die er voraus sah, und die auch kamen in Gestalt von Geschäftsstockungen, Krisen und Zusammenbrüchen auf allen wirtschaftlichen Gebieten. Nicht in seinem, sondern im Interesse der 40000 bis 50000 Menschen, die von ihm abhingen, wollte er lieber mit Verlust arbeiten, als feiern. Er wußte, daß wieder bessere Zeiten kommen würden und hoffte, daß dann die Treue seiner Arbeiter ihn auch für gebrachte Opfer entschädigen würde.

Das letzte Jahrzehnt von Krupps erfolgreichem Leben wurde vornehmlich durch die Konstruktion schwerster Küsten- und Schiffsgeschütze und ihnen einerseits gewachsener, andererseits sie selber schützender Panzerbefestigungen ausgefüllt. Der riesige und mit allen erdenklichen Einrichtungen der Sicherheit und Zweckmäßigkeit versehene Schießplatz zu Meppen wurde allmählich der Treff- und Sammelpunkt der europäischen und überseeischen Militärbevollmächtigten, die hier die staunenswerten Erfolge der Kruppschen Artillerie bewunderten. Der Mann, den man vor 15 Jahren allenfalls als Rohrlieferanten gelten ließ, war jetzt die erste Autorität des Erdballes in Geschützangelegenheiten. Aber selbst ein Krupp mußte erfahren, daß kein Meister vom Himmel fällt. Er hatte stets geglaubt, gegenüber den von ihm beinahe verachteten Hartguß-Panzern, die Gruson in Magdeburg mit steigender Meisterschaft herstellte, mit seinen Geschützen leichtes Spiel zu haben und auch stets imstande zu sein, jenen Panzern weit bessere aus Stahl an die Seite setzen zu können.

Aber bei gelegentlichen Proben mußte er sich überzeugen, daß der vollendete Hartguß nicht allein ein ebenso großes Maß an Erfahrung und Sorgfalt verlangt, wie der Gußstahl, sondern auch in seiner Art ein ebenso edles und vollwertiges Material darstellt. So kam es, daß sich in der Praxis Gußstahl und Hartguß ganz friedlich vertrugen. Vier ungeheure Küstengeschütze für Italien, die Krupp über Emden zu Schiff dorthin senden mußte, weil die schweizerischen Eisenbahnbrücken der Belastung der Rohre nicht gewachsen waren, fanden ihre Aufstellung und ihren Schutz in Grusonschen



Villa Hügel.

Hartgußpanzertürmen. Erst nachdem beide geniale Techniker, Gruson und Krupp, aufgehört hatten ihren Werken vorzustehen, kam es zur Vereinigung der beiden feindlichen Prinzipien, das Grusonwerk wurde mit der Firma Friedrich Krupp verschmolzen. Krupp hatte Gruson aufgesogen, aber er hat ihn nie überwunden.

Wir können über die letzte Lebenszeit Alfred Krupps schneller hinweggehen. Seit 1864 hatte er die unzulängliche Wohnung in der Fabrik mit dem Hause auf dem Hügel bei Bredeney vertauscht, wo später die schöne „Villa Hügel“, das Ziel so vieler fürstlicher und königlicher Besuche, entstand. Hier verlebte 1877 Kaiser Wilhelm den Sedantag, wenige

Monate später weilte dort der Kronprinz, und 1878 traf der Enkel des greisen Kaisers, Prinz Wilhelm von Preußen, zum ersten Mal in Essen ein, um die Gußstahlfabrik unter der Führung Friedrich Alfreds, des Sohnes Krupps, zu besichtigen, mit welchem den späteren deutschen Kaiser eine herzliche Freundschaft verband.

Zwanzig Jahre hindurch sah man den alten Krupp vom „Hügel" aus fast Tag für Tag den anderthalbstündigen Weg zur Fabrik zurücklegen. Hoch zu Roß, im engen Reitanzug, von elastischer Haltung, und den scharfen Blick mit jugendlichem Feuer über seine Umgebung sendend, glich er mehr dem ländlichen Grundherrn als dem geheimen Kommerzienrat und Fabrikbesitzer. Vor dem kleinen Elternhause stieg er ab, dort war ihm, wie auch seinem seit 1882 in die Leitung eintretenden Sohne ein Bureau eingerichtet, und von hier aus durchwanderte er, allen bekannt und alle älteren Arbeiter seinerseits kennend, die ungeheuren Räume der Fabrik. Über 12000 Arbeiter standen allein in Essen, 20000 im ganzen unter seinem Zepter, gegen 75000 Menschen waren in ihrem Unterhalt von Krupp abhängig, aber nie hat ein Funke von Übermut das Herz dieses Mannes erfüllt, dessen Lebensmaxime nur die war: Das Ziel der Arbeit soll das Gemeinwohl sein. Schon war er einer der reichsten Männer in seinem Vaterlande geworden, wenn auch nach wie vor seine Fabriken und Bergwerke, seine Hochöfen und Schiffe sein ganzer Reichtum waren. Und jetzt waren sie wieder sein Eigentum, denn so reichlich waren die Aufträge der letzten zehn Jahre, daß Krupp die 30 Millionenanleihe bis 1886 vollständig tilgen konnte trotz aller weiteren, inzwischen notwendig gewordenen Neuanlagen. In diesem Jahre wurde auch das Stahlwerk Annen angekauft, welches besonders den für viele Gebiete, z. B. den Maschinen- und Schiffbau, so wichtigen Stahlformguß pflegte. Nach Italien, nach Amerika, nach China, nach Australien gingen große Schienenlieferungen, und England, das bisher die unbedingte Überlegenheit im Eisenexport besessen hatte, mühte sich vergeblich, diesem unwiderstehlichen Gegner Einhalt zu tun.

Nach Überschreitung des siebzigsten Lebensjahres begann die Arbeitskraft des Unermüdlichen allmählich nachzulassen. Noch immer nahm er an der Fabrik, an den Konstruktionen, an dem Ergehen des Personals regen Anteil, aber selten erschien er noch zu Pferde, zuletzt auch nur noch selten im Wagen, persönlich am Platze, um zu raten und zu richten. Er ließ, wenn wichtiges zu besprechen war, die Beamten zu sich nach der Villa Hügel kommen, und langsam schien auch das,

schien die alte feurige Energie des vielerfahrenen Kämpen einzuschlafen. Er fühlte sich selber bereits schwach, als die Bekanntschaft mit Schweninger ihm noch einmal Hoffnung auf Genesung und neue Lebenskräfte gab. Der berühmte Arzt hatte Krupps von Geburt an schwächlichen Sohn Friedrich, der an einem langjährigen asthmatischen Leiden krankte, mit Erfolg behandelt, und der Vater trug kein Bedenken, auch sich selber dem geschickten Therapeuten anzuvertrauen. Von Schweninger zu einer völlig veränderten Lebensweise veranlaßt, folgte er den oft unbequemen Ratschlägen des Arztes mit Gewissenhaftigkeit, denn Krupp hing am Leben mit derselben Energie, wie er an seinem Lebenswerke hing. Es schien auch, als sollte er noch einmal sich wieder verjüngen, er fühlte sich gekräftigt, Arbeitslust und -kraft kehrten zurück, und technische Pläne, u. a. der Bau einer kolossalen hydraulischen Schmiedepresse beschäftigten ihn aufs neue. Aber es war ein letztes Aufflackern der so lange überanstrengten und nun zur Neige gehenden Lebenskraft. Im Frühjahr 1887 fiel der alte Herr sichtlich zusammen; der Frühsommer fand ihn ans Bett gefesselt, und am 14. Juli wurde eines der schönsten und erfolgreichsten Menschenleben der neueren Zeit vom Tode abgeschnitten.

Krupps Tod wurde wie ein nationaler Verlust empfunden. Die Trauerfeier in und an dem kleinen Stammhause, wo man den Industriefürsten aufgebahrt, gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung. Es war ein monumentales Leichenbegängnis inmitten der stumm und wie erstorben daliegenden Fabrik mit ihren schweigenden Rädern und rauchlosen Essen. Unter den Vermächtnissen des Verstorbenen war eine Schenkung von einer Million für die Arbeiter, von einer halben Million zu wohltätigen Zwecken für die Stadt Essen.

Alfred Krupp war in seinem Wesen, bei aller hervorbrechenden Herzensgüte, gerade und knorrig, stolz und schroff, wiewohl im gesellschaftlichen Umgang stets heiter, gewandt und voll natürlicher Liebenswürdigkeit. Den Adel, den ihm der König anbot, lehnte er ab, er hatte sich selber in höherem Grade geadelt, als es selbst der von ihm so sehr verehrte Fürst vermochte. Menschengunst konnte ihn nicht höher erheben, als er sich selber gehoben hatte, der Kanonenkönig und Menschenfreund.

Die neueste Entwickelung der Firma Krupp.

„Alfred Krupp war Einzelunternehmer. Das größte industrielle Privatunternehmen Deutschlands, vielleicht der Welt, ist nicht geschaffen worden durch eine Kapitalgesellschaft, sondern durch das Genie eines einzigen Mannes. Noch mehr, wäre das Kruppsche Unternehmen als Aktiengesellschaft begründet worden, so hätte es sich, wenn überhaupt, jedenfalls nicht in so kurzer Zeit zu seiner jetzigen Bedeutung entwickeln können." Mit diesen Worten Ehrenbergs leiten wir am besten den letzten Abschnitt der Entwickelung des Hauses Krupp ein. Jetzt war der geniale Schöpfer der unvergleichlichen Riesenunternehmung tot, nun mußte es sich zeigen, ob sein Werk von Bestand war durch sich selbst, durch das Organisationstalent seines Nachfolgers, oder ob es auch durch fremde Arbeitskräfte in der bisherigen Weise weiter geleitet werden konnte.

Die Hauptfrage, der Fortbestand der Unternehmung in der bisherigen Weise, ist durch beinahe zwei Jahrzehnte, die seit Krupps Tode verflossen, in glänzender Weise bejaht. Die Festigkeit und Einheitlichkeit der Leitung blieb unverändert. Wir wissen, daß der alte Krupp seit 1862 ein allmählich bis zu sechs gleichberechtigten Mitgliedern erweitertes Prokuristenkollegium, die sogenannte „Prokura", geschaffen hatte. Die Mitglieder, technisch und kaufmännisch verantwortlich, bestanden stets aus den tüchtigsten Kräften, die sich überhaupt gewinnen ließen, und jede wichtige Angelegenheit wurde ihrer gemeinsamen Entscheidung vorgelegt. Wie Alfred Krupp sich durch diese Kollektivvertretung die Arbeit in seiner letzten Lebenszeit sehr erleichterte, so ebnete er dadurch auch seinem Sohne die Wege, ja er band ihn sogar testamentarisch in vielen Entscheidungen an das Votum dieses Direktoriums, in welches übrigens Friedrich Alfred Krupp schon fünf Jahre vor dem Tode seines Vaters selbst eingetreten war. In technischer und kaufmännischer Hinsicht war also für den Fortbestand der Werke Krupps in der besten Weise gesorgt.

Aber nicht Erfindungen und Weite des kaufmännischen Blickes allein hatten das Haus zu seiner imposanten Weltstellung emporgehoben. Es war vornehmlich das tiefe Pflichtgefühl gegen seine Mitarbeiter, die Treue und das Wohlwollen gegen seine Arbeiter, denen Alfred Krupp es verdankte, daß gleich ihm selbst auch der Geringste in seinen Fabriken seine Pflicht tat, daß aus seinen Werkstätten nur gute Arbeit hervorging, wie sie ein alteingesessener, erprobter Stamm von Leuten leisten konnte, daß sein Unternehmen verschont blieb von den Stürmen der Kämpfe zwischen

Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die seit einem Menschenalter die Industrie erschüttert haben. Und auf diesem Gebiete wurde sein Sohn sein wahrer Geisteserbe. Erzogen unter der Maxime des Vaters: „Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein", blieb er ihr so treu wie jener, und das große Werk der Arbeiterfreundlichkeit und Wohltätigkeit, das Alfred Krupp begonnen, führte sein Sohn zu einer Entwickelung, wie sie



Friedrich Alfred Krupp.

wohl in keinem anderen Betriebe, ja in keinem Industriestaate wieder erreicht worden ist. Die Gesetze über Arbeiterwohlfahrt, Alters- und Invaliditätsversicherung, Krankenkassen u. dergl. waren, als sie erlassen wurden, und Deutschland mit ihnen an die erste Stelle auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge trat, in Krupps Betrieben längst überholt. Er ordnete sich dem staatlichen Zwang unter, ohne darum die alten Organisationen fallen zu lassen. Im Jahre 1900 wandte die Firma über 1½ Millionen M.

auf Grund der Arbeiterversicherungsgesetze, etwas mehr als das Doppelte aber in freiwilliger Fortführung der früheren Stiftungen auf. Aus den angesammelten Fonds der Arbeiter-Pensionskasse, zu welcher die Firma jährlich eine halbe Million beisteuert, wurden in demselben Jahre 900000 M. an Arbeiter-, Witwen- und Waisenpensionen bezahlt. Daneben besteht eine Arbeiter- und Invalidenstiftung mit 3 Millionen M. Grundkapital, eine Beamten-Pensionskasse, eine „Krupp-Stiftung" und eine Kaiserin Augusta Viktoria-Stiftung, Gründungen, zu denen die Besitzer mehr als einmal Hunderttausende, ja halbe und ganze Millionen beigetragen haben.

So setzte Friedrich Krupp in dem „Königreiche" seines Vaters dessen „innere Politik" getreu den übernommenen Traditionen und entsprechend seiner eigenen Denkungsweise fort. Aber auch die „äußere Politik" des Riesenunternehmens änderte sich in nichts, dank der gebundenen Marschroute des Direktoriums, und auch dank der eigenen Entschlossenheit Friedrich Alfreds, das Erbe seines Vaters auch in dessen Sinne auszubauen und zu vermehren. Es ist oft gesagt worden, Friedrich Alfred Krupp habe für das Gedeihen der Fabrik fast gar keine Bedeutung mehr gehabt, er habe an der Leitung soviel wie gar nicht teilgenommen u. degl., das trifft keineswegs zu. War auch das Direktorium von seinem Vater mit bedeutenden Vollmachten ausgestattet, so konnte doch keine wichtige Entscheidung ohne seine eigene Zustimmung getroffen werden, und blieb es vor allem stets seine Aufgabe, die richtigen Männer an die Spitze zu setzen, wofür er einen scharfen und weiten Blick besaß. Sich die besten und zuverlässigsten Helfer zu sichern, war überdies für ihn eine weit wichtigere Aufgabe, denn für die Kraft eines Einzelnen war das Unternehmen schon zu Lebzeiten seines Vaters viel zu groß geworden.

Jetzt aber wuchs es ununterbrochen weiter. Die Panzerplattenfabrikation wurde 1890 aufgenommen; durch den Gebrauch des besten Materials und der gewaltigsten Werkzeuge, besonders aber durch wertvolle Erfindungen und unablässige großartige Versuche, deren Kosten in die Millionen gingen, kam die Firma auch auf diesem Gebiete bald in die führende Stellung. Alle Fortschritte in der Panzerplattenhärtung, die in Frankreich, England oder Amerika gemacht wurden, sah man stets in Essen bald überholt. Dies war ein Betriebszweig, der neue ungeheure Aufwendungen verlangte, aber auch entsprechende Gewinne brachte. Inzwischen machten auch die Gußstahlverarbeitung und der Stahlformguß weitere Fortschritte. Von einer Welt- oder Industrieausstellung zur anderen überraschte Krupp immer wieder durch die riesigen Dimensionen und die

unerreichbare Qualität seiner Ausstellungsgegenstände. Die größten Schiffswellen vermochte nur er in solcher Festigkeit herzustellen, daß sie gegen Brüche sozusagen absolut gesichert waren. Die aus Stahl gegossenen Vorder- und Hintersteven und Ruderrahmen, Wellenböcke und andere Teile der großen Kriegsschiffe und Handelsdampfer, die die meisten anderen Fabriken aus Stücken zusammensetzen mußten, vermochte er in einem Stück bei gleicher Festigkeit und leichterem Gewicht zu gießen. Heute wird das allerdings, wie die Düsseldorfer Ausstellung zeigte, auch schon in anderen Werkstätten erreicht. Neben den ältesten Zweigen der Fabrikation, Münzstempel, Achsen, Räder, Stahlschienen, wurden und werden gefertigt Walzen, Bleche in sonst nirgend erreichbaren Größen, Brücken, Gestänge, Schiffswellen, riesige Kurbelwellen, Gußteile, Anker, Panzerplatten, Geschütztürme, Kanonen und tausend kleinere Dinge.

Immer wieder wuchsen die Überschüsse über den Bedarf der notwendigen Betriebserweiterungen hinaus. Es kam die Periode der Ausdehnung durch die Übernahme vollständiger fremder Fabrikbetriebe. Einst hatte Alfred Krupp Millionen leihen müssen, um die erforderlichen Erweiterungen seiner Werke durchführen zu können. Jetzt drängte das wachsende Kapital nach Betätigung über die Grenzen des Unternehmens hinaus. Der Ankauf des Stahlwerkes von Asthöwer u. Co. in Annen hatte die Leistungsfähigkeit der Firma nur auf wenige Jahre absorbiert. Da wandte sich die Aufmerksamkeit der Kruppschen Verwaltung dem Hartguß zu, den Hermann Gruson in ähnlicher Weise zum Spezialgebiet einer langjährigen Tätigkeit gemacht hatte, wie Krupp den Gußstahl. Seit 1855 hatte Gruson so unablässig an der Vervollkommnung seiner Ideen gearbeitet, wie Alfred Krupp an der seinigen, und in dieser Zeit hatte sich auch das Grusonwerk in Magdeburg zu einem ansehnlichen Großbetrieb entwickelt. Den ersten Anlaß zur Konkurrenz zwischen beiden Unternehmungen gaben wohl die Grusonschen Hartgußgranaten, die bei großer Leistungsfähigkeit naturgemäß viel billiger als Stahlgranaten waren. Dann erfolgte der Eintritt Grusons in die Geschützfabrikation, z. B. die Einführung der Gruson-Schumannschen Panzerlafetten, und die Aufnahme der Panzerplattenfabrikation durch Krupp, der dabei von den Schiffspanzern notwendig zur Konstruktion von Landbefestigungen geführt wurde. Auf diesem Felde hatte aber wieder Gruson einen starken Vorsprung mit seinen vorzüglichen und allenthalben eingeführten Hartgußpanzertürmen.

Solche Berührungspunkte gab es noch auf anderen Gebieten. Der Hartguß erwarb sich ein riesiges Absatzfeld, und Grusons Fabrik, die am

Ende der 80er Jahre in den Besitz einer Aktiengesellschaft überging, wuchs zu einem Großbetrieb mit mehr als 2000 Arbeitern heran. Nun wurde endlich durch die Vereinigung der Fabriken jede weitere Konkurrenz beseitigt. Krupp schloß mit dem Grusonwerke, aus dessen Leitung Hermann Gruson 1891 bereits ausgeschieden war, im nächsten Jahre einen sogenannten Betriebsüberlassungsvertrag. Derselbe bestimmte, daß das Werk nur noch auf Rechnung Krupps arbeiten und letzterem die Oberleitung über das ganze Etablissement zustehen solle. Nur ein Jahr dauerte dieser Übergang, dann wurde das Grusonwerk der Firma Krupp vollständig abgetreten, um in derselben Weise wie bisher, aber als Kruppsche Filiale weiterzuarbeiten. Es wurde, um diese Einverleibung durchzuführen, eine hypothekarische Anleihe in Höhe von 24 Millionen M. auf den Grundbesitz des Grusonwerkes aufgenommen. Das Grusonwerk hat übrigens durch diesen Besitzwechsel nur gewonnen, der Umfang der Fabrikation ist gewachsen, und die Arbeiter, deren Zahl auf 3500 gestiegen ist, erfreuen sich all der traditionellen Vergünstigungen, die auf den Kruppschen Werken üblich sind.

Auf diesem Gebiete, dessen Pflege er sich ganz persönlich vorbehielt, während die technische Verwaltung ihn nur in wichtigen Entscheidungen beanspruchte, leistete Friedrich Alfred Krupp womöglich noch mehr als sein Vater. Im Jahre 1889 bestimmte Friedrich Alfred Krupp 500000 M. für Darlehen an solche Angestellte, die sich ein eigenes Haus bauen wollten. Der mäßige Zins auf die erteilten hypothekarischen Darlehen ermöglichte binnen zwei Jahren die Entstehung von 75 Heimstätten. Die eigene Bautätigkeit Krupps im Interesse der Arbeiter schritt inzwischen emsig fort. Neu begründet wurde von ihm die Arbeiterkolonie Alfredshof mit etwa 250 Wohnungen für die Arbeiter der Gußstahlfabrik. Schon vorher hatte er für invalide und pensionierte Arbeiter die Invalidenkolonie Altenhof im Süden von Essen gestiftet, die ein Besucher aus neuerer Zeit mit folgenden Worten schildert: „Altenhof liegt am Rande ausgedehnter schöner Waldungen, die sich bis an die Ruhr hinabziehen, etwa eine halbe Stunde vom Hügel entfernt in der zwischen Bredeney und Essen belegenen Ortschaft Rüttenscheid und ist von Essen aus mit der elektrischen Straßenbahn in ca. 20 Minuten zu erreichen. Jeder, der Essen besucht, sollte nicht versäumen, hinaus nach Altenhof zu wandern. Der Ort gleicht einem Idyll des Friedens und der Ruhe, mitten in dem Lande, dessen Wahrzeichen die rauchenden Schlote, die glühenden Hochöfen und die polternden Dampfhämmer sind. Hier hat sich der letzte seines

Geschlechtes, Friedrich Alfred Krupp, aus edler Fürsorge für seine Arbeiter ein erhabenes Denkmal gesetzt. Er hat hier für die in seinen Diensten ergrauten oder in treuer Pflichterfüllung invalide gewordenen Arbeiter und ihre Familien eine Heimstätte geschaffen, in der sie den Herbst ihres Lebens in stiller Behaglichkeit und Ruhe verbringen können. Unser Bild, Seite 273, zeigt uns eine Straße in Altenhof mit ihren allerliebsten Häusern und dazu gehörigen Gärtchen. Es ist ein herzerquickender Anblick, die alten Leute hier in ihrem Heim und in ihren Gärtchen, die sie alle mit größter Sorgfalt pflegen, schaffen zu sehen. Die Häuser sind für je eine bis höchstens drei Familien bestimmt, und so viele Gebäude es auch sind — zur Zeit 130 mit etwa 190 Wohnungen —, keines gleicht dem anderen, während der ganze Ort im Sommer einen großen Blumengarten bildet. Jedes Haus ist mit Schlingpflanzen berankt, welche, wie auch die Sträucher und Bäume, den Bewohnern von der Gärtnerei der Villa Hügel unentgeltlich geliefert werden."

Die großartigen Gärtnereien auf und am Hügel, deren Pflege sich Krupp mit der Hingabe und dem Verständnis des Naturforschers und Naturfreundes widmete, zählen geradezu unter die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der Essener Umgegend. In Treibhäusern von erstaunlicher Größe und Zahl werden die seltensten Kinder Floras, die erlesensten Früchte, die schönsten Neuheiten der Gartenkultur gehegt und fortgepflanzt. Viele wertvolle neue Arten an Früchten und Blumen sind aus diesen Anlagen hervorgegangen, deren Bearbeitung einer kleinen Armee von Gärtnern obliegt. Auch auf letztere erstreckte sich wieder die unerschöpfliche Fürsorge Krupps für alle seine Untergebenen. Die anheimelnden, schönen Wohnhäuser der verheirateten, die Speisesäle und Schlafzimmer der ledigen Gärtner in der Besitzung Hügel dürften ihres gleichen in keinem fürstlichen Gärtnereibetriebe wieder finden. Oft wurden vom Hügel aus sogar die kaiserlichen Gärten und Schlösser mit kostbaren Sendungen neuer Blütenpflanzen oder Fruchtarten bedacht, wie denn überhaupt der Verkehr zwischen dem Schloßherrn von Hügel und der kaiserlichen Familie ein nahezu intimer war.

Im köstlichsten Blumenflor aus den Gärtnereien von Hügel prangt auch zu allen Jahreszeiten der Kruppsche Begräbnisplatz, der sich, durch ein niedriges Gitter abgeschlossen, hinter dem „alten Friedhof" der Stadt Essen befindet. Es ist eine große, parkartige Schmuckanlage, auf welcher ein mächtiger schwarzer Marmorblock mit den Worten „Alfred Krupp", die Stelle bezeichnet, wo die sterblichen Reste des größten Krupp ruhen.

Die Erweiterung des Kruppschen Besitzes schritt inzwischen unaufhaltsam fort. Schon 1896 hatte das Kruppsche Direktorium mit der Verwaltung der Germaniawerft in Berlin (Tegel) und Kiel einen Vertrag geschlossen, wonach der ganze Betrieb auf 25 Jahre an die Firma Friedrich Krupp überging und dieser auch das Recht zur Vornahme aller erforderlichen Veränderungen übertragen wurde. Die aus kleinen Anfängen hervorgegangene Germaniawerft besaß bei Berlin am Tegeler See eine Maschinenfabrik, wo besonders Torpedobootsmaschinen gebaut wurden, und in Kiel eine Werft mittlerer Größe, die sich im Bau von Kriegsschiffen und vor allem Torpedobooten einen gewissen Ruf erworben hatte. Im Jahre 1902 übernahm Krupp die ganze Anlage käuflich und fügte damit aufs neue Fabriken mit einer Zahl von 2500 Arbeitern seiner Herrschaft ein. Auch bei dieser Gelegenheit wurde übrigens wieder eine Anleihe von 20 Millionen Mark aufgenommen. Der Schiffbau, ganz besonders von Kriegsschiffen, paßte ja so vollkommen in den Betrieb der Firma hinein, daß diese Übernahme sozusagen nur ein natürlicher Erweiterungsprozeß der bisherigen Werke war. Im Guß von Schiffssteven, Rudern u. dgl., im Schmieden von Achsen und Kurbelwellen für Riesendampfer, in der Herstellung der größten Blechtafeln aus Eisen und Stahl zum Bekleiden von Schiffswänden war Krupp längst allen anderen voraus. Für die Herstellung von Schiffsmaschinen und die Konstruktion großer Dampfer hatte er mit einem Schlage ein geübtes technisches Personal und eine zuverlässige Arbeiterschar erworben, die er durch reichliche Ausübung der bewährten Kruppschen Wohltätigkeit und durch seine gewohnte arbeiterfreundliche Politik an sich fesselte. In der Herstellung von Panzerplatten und Kanonen zum Schutze und zur Bewaffnung der Schiffe tat es ihm niemand gleich; seine eigenen Kohlen- und Erzgruben, Hochöfen und Schmelzwerke schufen das erforderliche Eisen und den Stahl, um nötigenfalls seinem Vaterlande eine ganze Flotte zu bauen, wie der Vater ihm eine unüberwindliche Feld- und Küstenartillerie geschaffen hatte. Das alles paßte zusammen, fügte sich ineinander, wie in einem Guß ersonnen und ausgeführt, und doch hatte es einer beinahe hundertjährigen Entwickelung bedurft, um es soweit zu bringen. Nun aber, nach der von Krupp sofort mit aller Energie in Angriff genommenen Erweiterung der Germaniawerft für den Bau der größten Handels- und Kriegsschiffe, bildet dieses ganze, planvoll ineinander greifende und für einander geschaffene Getriebe ein einziges Industriewerk, so riesenhaft und monumental, wie auf der Erde kein zweites mehr ist.

Die Kruppsche Werft in Kiel.

Es gibt das Kohlensyndikat in Deutschland, den Stahltrust in Amerika, das Schiffahrtskartell auf den Meeren, aber nirgend gibt es zum zweiten Male ein zusammenhängendes, einheitlich regiertes Industrieunternehmen im Besitz einer Familie, in dessen Rahmen gleichzeitig so viele Kräfte an so verschiedenen Stellen sich regen, wie es im Dienste Krupps der Fall war, dieses wahrhaft „königlichen Kaufmanns". Auf seinen Wink arbeitete der Kohlenhäuer in den Schächten, der Erzbergmann in den Eisengruben Deutschlands und Spaniens. Seine Eisenbahnen und Schiffe trugen Erze und Kohlen, seine Hochöfen schmolzen das Eisen und den Stahl, für ihn schmiedeten tausend Hämmer, drehten sich Tausende von Maschinen. In seinen Werkstätten walzte man Schienen, goß man Räder, schmiedete man Achsen, preßte man Panzerplatten, bohrte man Kanonen, formte man unangreifbare Türme. Zahlreiche vollständige Maschinentypen können aus den Fabriken in Essen, Magdeburg, Kiel, Annen hervorgehen. Auf Krupps Stapeln erstanden stolze Dampfer, riesige Linienschiffe, schlanke Kreuzer, und seine Geschütze, mehr als 40000 bis jetzt an der Zahl, trugen den Ruhm seiner Fabriken über die Erde. Ein Wille hatte alles gefügt und geleitet, aber wie eine ungeheure, von hunderttausend Armen in Bewegung gesetzte Maschine, kreist das Riesengetriebe nun weiter fort und dreht sich vermöge der ihm einmal erteilten Kraft in den gewohnten, unveränderlichen Bahnen.

Werfen wir noch einen Gesamtblick auf den Umfang des Etablissements, wie es in den letzten Lebensjahren Friedrich Alfred Krupps sich entwickelt hatte. Da war, noch immer an der Spitze stehend, die Essener Gußstahlfabrik mit ihren Annexen, 25000 Arbeiter mit mehr als 60000 Angehörigen beschäftigend. Das Grusonwerk bei Magdeburg mit 3500, die Germaniawerft mit 2700 Personen. Das Stahlwerk in Annen, das große Hüttenwerk nebst Eisengießerei und Maschinenfabrik bei Sayn, endlich vier Hochofenanlagen mit Gießereien gehörten ebenfalls in den Ring der Eisenproduktion und Bearbeitung. Die Arbeiterzahl der gesamten Hüttenwerke übersteigt 6000. Weiterhin besaß Krupp drei große Kohlenbergwerke mit 5800 Arbeitern und beträchtliche Anteile an einem vierten, ebenso hunderte von deutschen und große spanische Erzgruben, darunter zehn umfangreiche Tiefbauten mit vollständiger Maschineneinrichtung und bergmännischem Betrieb — alles das erschöpft noch nicht den Umfang der Kruppschen Werke. Da wäre noch die Reederei in Rotterdam, der Schießplatz bei Meppen und manches andere zu erwähnen. Die Zahl der Arbeiter und Beamten war bereits auf 44000 gestiegen, und einschließlich

der Familien ihrer Angestellten hingen jetzt nahezu 150000 Menschen von diesem Riesenbetriebe ab. Um 22000 Angestellte hatte sich das Werk unter der Leitung Friedrich Alfreds vergrößert. Zu den Betriebserweiterungen seiner Zeit gehört die Panzerplattenfabrikation, die vermehrte Kohlenförderung, der Hartguß, der Schiffbau und der Walzwerksbetrieb in einem großen Hüttenwerk bei Rheinhausen.

Und doch galten seine Lieblingsneigungen ganz anderen, weit abseits liegenden Gebieten. Das eine davon haben wir mehrfach betont und können, um es kurz im Zusammenhange zu schildern, keine eindringlicheren Worte gebrauchen, als die, die der Abgeordnete Dr. Beumer in seiner warmen und schönen Gedächtnisrede auf Friedrich Krupp über seinen Wohltätigkeitsdrang fand: „Auf sozialem Gebiet“, rief er aus, „künden 5500 Familienwohnungen mit 26700 Bewohnern, künden der Altenhof, die Junggesellenheime, die Beamtenkasinos, die Versorgungskassen, die Kirchen und Schulen, die Konsumvereine, die Kochlehranstalten, die Kinderkrippen weithin den Ruhm des Verewigten, der in dieser Tätigkeit von seiner vortrefflichen, gütigen und verständigen Gattin Margarete in hohem Maße unterstützt wurde. Einer Frau, die wie ihr Mann und dessen Vater die Achtung vor kleinen Häusern teilt, und die deshalb namentlich in den Kreisen der Arbeiterfrauen eine große und berechtigte Liebe und Verehrung genießt. Sagte mir doch eine Arbeiterfrau, die ich anläßlich der Anwesenheit unserer Kaiserin in einer der Kruppschen Kolonien nach dem Eindruck fragte, den die Kaiserin auf sie gemacht: „O, das scheint fast eine ebenso liebe Frau zu sein, wie unsere Frau Krupp!“ Herr Krupp — Frau Krupp, unser Herr, unsere liebe gnädige Frau — auf diesem Tone blieb das Verhältnis der Arbeiter zu dem Herrn des größten Industriebetriebes der Erde stehen, selbst als Krupp zuletzt der Mann mit königlichem Einkommen wurde. Zur Exzellenz gemacht, nahm er diese Ehrung an unter der Bedingung, für seine Arbeiter zu bleiben, was er war: Herr Krupp.

Dies war die eine, seine rege wissenschaftliche Tätigkeit die andere Beschäftigung, der er sich ganz mit dem Herzen hingab. Daß seine Fabriken unter diesen Neigungen nicht litten, haben wir genügend hervorgehoben, hier sei es gestattet, auch von Krupp als Mensch, als Privatmann einmal zu reden. Sein Heim, die große, schloßartige Villa Hügel, war ein prächtiges. Friedrich Krupp mit seinem entwickelten Sinn für das Schöne und Künstlerische, das er bis in die Arbeiterwohnungen trug, hatte das väterliche Erbe herrlich ausgestaltet und geschmückt. Das Dach der Villa ist noch immer überragt von den mächtigen Ventilatoren, durch die

der alte Krupp in der Sorge um die Gesundheit des asthmatischen Jünglings möglichst große Mengen frischer Luft in die Wohnräume zu bringen suchte. Von den Tafelgenüssen durch das Machtwort Schweningers fast ganz abgeschnitten, waren der einzige Luxus, den sich Krupp gestattete, die Ausschmückung seiner Wohnungen mit Kunstwerken, seine Reisen und Sammlungen, seine Gastfreiheit und seine Freigebigkeit gegen andere. In Essen errichtete er ein glänzendes Privathotel für die Gäste der Firma. Seiner Gemahlin kaufte er die schöne Villa in Baden-Baden, und die romantische Ruine Saynek am Rhein richtete er als Jagdschloß her. In Kiel schuf er sich und seinen Freunden ein großartiges Heim für die Gäste der Werft „Germania“. Auf dem Gebiete der Wohlfahrtsbauten war er unerschöpflich. Krupp war, wie wir wissen, seit seiner Jugend asthmaleidend. Er kränkelte von Kind auf, und es wurde ihm prophezeit, er würde kein hohes Alter erreichen. Schweninger sagte ihm, er sei überhaupt nicht krank, er brauchte nur eine vernünftige Lebensweise, vornehmlich Bewegung.

Sobald er im Winter mit dem großen Hausball, den er seinen Angestellten zu geben pflegte, die „Hügler Saison“ geschlossen hatte, pflegte sich Krupp in den letzten Jahren seines Lebens nach Capri zu begeben, um seiner Gesundheit und seinen zoologischen Studien zu leben. Wie man ihn dort beachtete, erzählen anschaulich die Erinnerungen Adolf Palms, der selbst mit Krupp bekannt war. „Es war“, so berichtet dieser Gewährsmann, „im März des Jahres 1899, als in unserer Pensione delle Sirene zu Capri des Mittags zum Lunch einer der Gäste erschien mit der Sensationsnachricht: „Krupp von Essen ist hier!“ Des Morgens und Vormittags sah ich ihn damals oft in Gesellschaft des Professors Behring, des Entdeckers des Diphtherie-Serums, der auf dem Monte Tiberio eine Villa besaß, und eines jungen Gelehrten von der Zoologischen Station in Neapel, mit dem er Kahnfahrten auf dem Meere unternahm, um allerhand Wassergeschöpfe zu fischen und zu untersuchen für ein wissenschaftliches Werk, das ihn beschäftigte und von dem er mir die Aushängebogen aus seiner eigenen Druckerei in Essen zeigte. Er hat sich, was hier gleich bemerkt sei, dieses jungen Doktors von der Universität Krakau in seiner gewohnten Weise angenommen; er hat für seine Zukunft gesorgt, wie Krupp es so unendlich oft in großem Zuge getan hat, wenn jemand sein regeres Interesse zu erwecken wußte.

So wenig er es verstand oder Neigung dazu empfand, sich in gewöhnlichem Sinne des Wortes populär zu machen, ebenso gern verkehrte er doch

mit Leuten aus dem Volke und nahm sich ihrer an. Ganz unnahbar war er nur für jene Sorte von Hotelgästen, die sich an eine Berühmtheit herandrängen und Allerweltsbekanntschaften machen wollen, wie es zum Beispiel bei dem Gros der Pagano-Gäste Sitte ist. Da konnte er in einem Grade zugeknöpft sein, daß ich einen schwäbischen Landsmann habe äußern hören: Krupp sei bei der ganzen Fremdenkolonie Capris unbeliebt gewesen, ein unbegründetes, leichtfertiges Urteil, wie es leider so häufig entsteht und weiterverbreitet wird. In Wahrheit war Krupp ein höchst bescheidener, einfacher, fast schüchterner Mann, der andere nach ihrem Geschmack leben und nach ihrer Façon selig werden ließ, und nur ein gleiches Recht auch für sich verlangte, ohne alle Prätension. Er war so ganz anders, als im verzerrenden Spiegel politischer Parteien sein Bild sich darstellt, außergewöhnlich mäßig in seinen Lebensansprüchen, in seinen Lebensbedürfnissen."

Das stimmt vollkommen überein mit dem Urteil eines persönlichen Freundes von Krupp, der ihn mit folgenden Worten wohl ziemlich treu schilderte:

„Exzellenz Krupp war ein mittelgroßer, ziemlich wohlbeleibter Herr, grauhaarig, mit Brille oder Kneifer, von gemütlichem Aussehen, von liebenswürdigem, gewinnendem, verbindlichem Wesen. Er war persönlich in allem und jedem der größten Einfachheit beflissen. Nur wenn er bei Hoffesten erschien, trug er die Fülle der ihm von allen Potentaten der Welt verliehenen hohen Orden und war dann wohl der meistdekorierte Mann der ganzen Hofgesellschaft."

Wie sehr Krupp Capri liebte, geht aus den großen Aufwendungen hervor, welche er seinen dortigen Aufenthalt sich kosten ließ. Die ersten Jahre im Hotel wohnend, erbaute er später die Villa Krupp, die an Lage und Aussicht gleichmäßig hervorragend war. Er war ein eifriger und erfolgreicher Naturforscher und stand mit den meisten zoologischen Museen im Briefwechsel und Sammlungsaustausch. Ganze Tage verbrachte er auf dem Meere mit dem Auffischen der unterseeischen Fauna und in der Tat gelang ihm manch wertvoller Fund. Später ließ er sich für seine Fahrten und zur bequemen Verbindung mit Neapel eine schöne Jacht erbauen, legte neue Wege und Straßen auf der Insel an und entwickelte eine ausgedehnte Wohltätigkeit, die ihm leider von dem verkommenen Gesindel der untersten Volksklassen auf Capri und in Neapel übel vergolten wurde. Die Gerüchte, die dort anfangs leise und allmählich dreister von einem unsittlichen Lebenswandel Krupps in Umlauf

gesetzt wurden, waren erweislich auf Erpressung berechnet. Dann folgten, als Krupp diesen Versuch mit Unwillen zurückwies, versteckte Anklagen in sozialdemokratischen Blättern, und endlich fand auch ein deutsches Blatt den traurigen Mut, auf Gerüchte aus den unlautersten Quellen hin öffentliche Verdächtigungen gegen einen Mann zu erheben, der sich nie etwas anderes hatte zuschulden kommen lassen, als daß er das Erbe seiner Vorfahren im weitesten Maße der Wohltätigkeit dienstbar machte. Aber seine arbeiterfreundliche Politik grub der Sozialdemokratie den Boden ab, und das konnte ihm nicht verziehen werden.

Krupps schwächliche, gegen öffentliche Angriffe von jeher höchst empfindliche Natur war dieser Schmutzflut, die sich gegen ihn anwälzte, nicht gewachsen. Mehrere Schlaganfälle machten seinem Leben am 22. November 1902 ein unerwartetes Ende. Er hinterließ als Erben seines unermeßlichen Vermögens außer seiner Gattin nur zwei Töchter von 16 und 15 Jahren; er selbst war nur 49 Jahre alt geworden. Ein imposantes Leichenbegängnis, an welchem sich der deutsche Kaiser ostentativ beteiligte, um den „Schild der Ehre" über seinen von hinterlistiger Rach- und Schmähsucht dahingerafften Freund zu halten, zeigte, daß die Angriffe gegen Krupp bei dem verständigen und anständigen Teil des Publikums wirkungslos geblieben sind.

Es ist nur natürlich, daß sich die öffentliche Meinung nach dem Tode Friedrich Alfred Krupps lebhaft mit dem weiteren Schicksal seiner Fabriken beschäftigt. Nach testamentarischer Verfügung hat die ganze Unternehmung, wie dies neuerdings mit mehreren großen industriellen Schöpfungen geschehen, die Form einer Aktien-Gesellschaft angenommen, bleibt aber nichtsdestoweniger im Besitz der Erben Krupps.



Elektrische Hochbahn in Berlin: Hochbrücke über die Anhalter Eisenbahn.

Die Siemens, ein Unternehmer- und Gründergeschlecht.

Siemens und Halske, ein Welthaus der Elektrotechnik.

Wenn auch der bekannteste und populärste aller Siemens in seinen Lebenserinnerungen selbst gesagt hat, sein Beispiel beweise, daß man sich auch heute noch ohne Mittel und Gönner aus eigener Kraft aufarbeiten könne, so ist das doch nicht so zu verstehen, als wären er und seine Brüder aus der direkten Armut zu ihrer späteren glänzenden Lebensstellung emporgestiegen. Die Siemens sind schon im 18. Jahrhundert eine verbreitete und verhältnismäßig wohlhabende, vor allem aber angesehene Familie gewesen, unter deren Mitgliedern sich Kriegsräte, Professoren, Gutsbesitzer und andere Männer in den besten Verhältnissen befanden. Auch die Brüder Werner, Wilhelm und Friedrich Siemens, die sich in der Geschichte der Technik und Industrie einen gleich bedeutenden Namen erworben haben, waren aus guter und wohlsituierter Familie, wenn es auch dem Vater nicht möglich war, bei einer Kinderschar von 14 Knaben und Mädchen jedem einzelnen eine abgeschlossene und womöglich gelehrte Ausbildung zuteil werden zu lassen. So entschloß sich denn gleich Werner, als der älteste der Söhne, nach Absolvierung der Katharinenschule in Lübeck, sich der preußischen Armee zuzuwenden, wo bereits damals ein Ingenieurkorps existierte, in welchem er sich auf billigere Weise als

es auf der Bauschule möglich war, zum Techniker auszubilden hoffte. Siebzehn Jahre alt, wanderte Werner im Jahre 1834 aus dem Fürstentum Ratzeburg, wo sein Vater das Gut Menzendorf in Pacht hatte, nach Berlin. Charakteristisch für Vater und Sohn ist das Geleitswort, welches Ferdinand Siemens seinem Ältesten mit auf den Weg gab. „So wie es jetzt in Deutschland ist", sagte der schon damals der Einigung des Vaterlandes sehnsuchtsvoll entgegenschauende Mann, „kann es unmöglich bleiben. Es wird eine Zeit kommen, wo alles drunter und drüber geht. Der einzige feste Punkt in Deutschland ist aber der Staat Friedrichs des Großen und die preußische Armee, und in solchen Zeiten ist es immer besser Hammer zu sein als Amboß." Er ahnte wohl nicht, daß sein Sohn einer der gewichtigsten Hämmer werden sollte, mit denen zwar nicht die nationale Einheit, aber die nationale Größe seinerzeit geschmiedet werden sollte.

Von dem überfüllten Ingenieurkorps zu Berlin wurde Siemens nach Magdeburg gewiesen, wo es ihm unter der Empfehlung des Obersten v. Scharnhorst gelang, die Karriere als Artillerie-Avantageur mit einer guten technischen und mathematischen Ausbildung einzuschlagen. Freilich mußte das Meiste zu der gründlichen wissenschaftlichen Bildung, über welche der spätere Dr. v. Siemens verfügte, der eigenen häuslichen Arbeit überlassen bleiben, in der sich der unermüdliche Forscher und Erfinder bis in sein Greisenalter eine bewundernswerte Spannkraft erhielt. Schon nach einem Jahre wurde er zur Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin kommandiert, und damit öffnete sich ihm die langersehnte Welt der Wissenschaft, deren realistische Zweige, die Mathematik, Physik und Chemie, auf den jungen Offizier eine mächtige Anziehungskraft übten. Siemens' Freundschaft mit einer Reihe der bedeutendsten wissenschaftlichen Größen in Deutschland rührt zum Teil aus den Begegnungen dieser drei in Berlin verbrachten Jahre her.

Inzwischen wuchsen auch die Geschwister heran, zwei der Brüder bildeten sich unter des Vaters Leitung als Landwirte aus, den vierten der Söhne, den später so berühmt gewordenen Wilhelm Siemens, nahm Werner behufs einer geeigneten Vorbildung für den technisch-kaufmännischen Beruf mit sich nach Magdeburg, wohin er selbst im Jahre 1838 versetzt wurde. Als kurz darauf die Eltern starben, übernahm Werner im Verein mit den nächsten Verwandten die Sorge für die verwaiste Familie, und es bildete sich zwischen ihm und Wilhelm ein um so innigeres Verhältnis, als sie nun beide vorwiegend aufeinander angewiesen waren. In mehreren

Garnisonen dem Dienst als Artillerieleutenant obliegend, fand Siemens stets Zeit, sich nebenher allerlei chemisch-technischen Studien hinzugeben und verschiedene Erfindungen zu machen, von denen die eine für seinen und Wilhelms Entwickelungsgang in den nächsten Jahren von entscheidender Bedeutung werden sollte.

Im Jahre 1840 war der jüngere der beiden Brüder in Magdeburg im Begriff, seine Studien auf der dortigen Gewerbeschule abzuschließen, um alsdann in einer Maschinenfabrik den praktischen Teil seines Berufs kennen zu lernen. Eben damals aber saß sein älterer Bruder und sein Vorbild, der kgl. preußische Leutenant Werner Siemens, zu einigen Jahren Festung verdonnert auf der Zitadelle in Magdeburg, und — vergoldete silberne Löffel. Als Sekundant bei einem Duell zwischen zwei Kameraden war Siemens zu längerer Festungshaft verurteilt und verwendete die ihm damit zugefallene freie Zeit mit soviel Erfolg zu elektrochemischen Versuchen, daß ihm als einem der Ersten in Deutschland die elektrolytische Vergoldung mit unterschwefligsauren Salzen gelang. Nach weiteren Verbesserungen wurde das Verfahren in Preußen patentiert, und noch während der Haftzeit des jungen Offiziers erwarb ein Magdeburger Goldschmied von ihm das Recht zur Anwendung der Methode und gab ihm damit die Mittel zu seinen weiteren Versuchen. Im nächsten Jahre wurde in Berlin auf Grund der Siemensschen Erfindung eine Vergoldungsanstalt eingerichtet, und 1842 begab sich der kaum 20jährige Wilhelm mit den Apparaten nach England, um auch dort die Verwertung des Patentes zu versuchen. Das gelang ihm mit soviel Glück, daß er „als verhältnismäßiger Krösus", nämlich mit einem Erlös von 30000 M. zurückkehrte, und die bisherigen Finanzschwierigkeiten der Familie für eine Weile beendet waren.

Dieses verhältnismäßig leichte Geschäft hatte die schwerwiegendsten Folgen. Zunächst hatte Wilhelm Siemens an dem großzügigen englischen Geschäftsleben soviel Gefallen gefunden, daß er zwar zunächst noch in die Gräfl. Stolbergsche Maschinenfabrik in Magdeburg zurückkehrte, aber doch den dauernden Aufenthalt in England schon jetzt ins Auge faßte. Dann aber war der rasche und mühelose Gewinn den beiden Brüdern — Werner war noch immer Soldat — doch etwas „zu Kopfe gestiegen", wie man wohl sagt, und sie gaben sich der Hoffnung hin, auf diesem Wege ihr Glück in kurzer Zeit machen zu können. Wir übergehen eine ganze Reihe der teils von beiden Brüdern zusammen, teils von einem oder dem anderen gemachten Erfindungen, die Wilhelm seit 1844 in England

zu verwerten suchte, und berichten nur, daß diese angestrengten und mit dem größten kaufmännischen Geschick unternommenen Versuche nicht nur Fiasko machten, sondern auch das Vermögen der Brüder vollständig wieder aufzehrten. Die Sachen waren zweifellos gut und wertvoll, aber es erwies sich nur wieder, was schon Tausende von Erfindern haben erfahren müssen, daß nämlich auf eine lohnende und für ihren Schöpfer ausgiebige Neuerung hundert kommen, die ebenso gut, ebenso wichtig sind, aber nichtsdestoweniger keinen Erfolg haben. Weder der Wert der gemachten Erfindungen, noch das Geschick und die Energie Wilhelms, der sich inzwischen als Zivilingenieur in London niedergelassen hatte, konnten verhindern, daß beide Brüder in wenigen Jahren ärmer als früher waren, der eine auf seine Militärstellung, der andere auf seiner Hände Arbeit angewiesen war. Dieser unerwartete Ausgang ihrer glänzenden Träume brachte sie zur Besinnung. „Ich erkannte", schreibt Werner in seinen Lebenserinnerungen*), „daß das Jagen nach Erfindungen, zu dem ich mich durch die Leichtigkeit des ersten Erfolges hatte hinreißen lassen, sowohl mir wie meinem Bruder voraussichtlich zum Verderben gereichen würde. Ich sagte mich daher von allen meinen Erfindungen los, verkaufte auch meinen Anteil an der in Berlin errichteten Fabrik und gab mich ganz wieder ernsten wissenschaftlichen Studien hin."

Freilich, der technische Genius ließ sich nicht bannen. Ein Problem, welches damals in der Luft lag, war die elektrische Telegraphie. Es gab schon einige Arten des Zeigertelegraphen, mit denen Werner durch Zufall bekannt wurde. Sein lebhafter Geist ließ ihn sofort wichtige Verbesserungen daran erfinden, und diesmal hatte er das Glück, einen Helfer zu finden, der seinem Feuertemperament die erforderliche Beharrlichkeit und Ruhe an die Seite zu setzen hatte. Es war der junge Mechaniker Halske, mit welchem Siemens im Jahre 1847 die nach beiden benannte Telegraphenbauanstalt begründete, die sich in wenigen Jahrzehnten einen Weltruf erwerben sollte. Beide Teilnehmer waren ohne eigene Mittel, ein begüterter Verwandter Werners, der Justizrat Siemens in Berlin, lieh das erforderliche Kapital zur Einrichtung und Übernahme der Werkstatt am Anhalter Bahnhofe dar. Werner selbst war noch immer durch sein Dienstverhältnis gebunden, ja er hatte als leitendes Mitglied der preußischen Militärtelegraphen-Kommission alle Aussicht, es zu einer bedeutenden Stellung im Ingenieurkorps zu bringen, dennoch wies er nach einigem

*) Lebenserinnerungen von W. v. Siemens. Berlin 1892.

Schwanken diese Aussichten zurück und nahm im Jahre 1849 seinen Abschied. Vorher hatte er als Leiter der jungen Staatstelegraphie die ersten größeren Telegraphenlinien in Preußen verlegt, für welche Halske bereits Apparate und Leitungen geliefert hatte. „Wir wollen“, schrieb Werner 1847 an Wilhelm nach England, „vorläufig nur Telegraphen, Läutewerke für Eisenbahnen und Drahtisolierungen mittels Guttapercha machen, doch nennen wir uns einfach: Maschinenbauanstalt, um die Hand frei zu behalten. Einige tausend Taler genügen für die Anlage und wir können, wenn wir Glück haben, hundertmal soviel im Jahre umsetzen. Es fehlt eine solche Anstalt bisher gänzlich, wir sind daher ohne Konkurrenz und außerdem durch mein Patent und meinen schon ziemlich bedeutenden Einfluß geschützt.“ Im Dezember schrieb Werner: „Unsere Werkstatt ist jetzt ganz besetzt (man verfügte über 5 Drehbänke und 10 Mechaniker).“ Dagegen konnte er zu Weihnachten 1849 berichten: „Die Werkstatt zählt jetzt 32 Arbeiter, soll aber bald auf 45 gebracht werden. Wir können jetzt 4 Apparate wöchentlich bauen . . . Erhalten wir diese Aufträge, so können wir unsere Leistungen bald bis auf 6 steigern.“ Noch ein Jahr, und Werner konnte mit Recht sagen, daß nach so langen Jahren der Entbehrungen jetzt die Sonne des vollen Erfolges auf sein Werk und auf das Gedeihen der Familie schien. Man konnte bereits mehr Geld als Überschuß auf die Bank legen, als seinerzeit die ganze Anlage gekostet hatte. Schon im Jahre 1848 war Friedrich Siemens, der fünfte der Brüder, der zehn Jahre jünger als Werner und bereits einige Jahre zur See gefahren war, als Gehilfe in die Fabrik eingetreten, und im nächsten Jahr beteiligte sich Wilhelm, indem er in England nach Kräften und mit Erfolg für die Einführung der Siemensschen Apparate tätig war, ebenfalls am Geschäft. Tatsächlich hatte die Firma Siemens und Halske schon 1850 einige bedeutende Aufträge in England unter Wilhelms Leitung auszuführen. Wir werden diese englischen Unternehmungen der Brüder hier indessen nur vorübergehend streifen, da bei der Biographie Wilhelms ohnehin darauf zurückzukommen ist. Auch andere Verbindungen nach dem Auslande stellten sich ein. Schon 1849 hatte die russische Regierung die Apparate für eine Telegraphenleitung zwischen Petersburg und Moskau in Berlin bestellt, und im Jahre 1851 wurde die Siemenssche Beschickung der internationalen Ausstellung zu London mit der Preismedaille ausgezeichnet. In Deutschland gehörte zu den größten Aufträgen, welche die Firma erhielt, die Einrichtung eines Polizei- und Feuerwehrtelegraphen für Berlin mit 50 über die ganze Stadt verteilten Stationen. Bei diesen Leitungen

verwendete Siemens zuerst die bleiumhüllten Drähte, die dann für unterirdische Kabel so lange Zeit gebräuchlich geblieben sind. Er hatte bei den ersten Staatstelegraphenlinien die Erfahrung gemacht, daß die ungeschützt in den Boden gelegten Guttaperchaleitungen vielen Störungen und Beschädigungen ausgesetzt waren, und erfand sofort ein Verfahren zur Bleiumpressung der Leitungen, das sich vollkommen bewährte. Schon jetzt machte Werner bei seinen Unternehmungen zwei Eigenschaften geltend, die ihm stets treu blieben und denen er die ungeheuren Erfolge seines Lebens zum großen Teil verdankte. Mit Leib und Seele sich seinem Geschäft hingebend, wußte er jede auftauchende Schwierigkeit, deren es im Anfange der Telegraphie viele gab, sofort durch ein neues Verfahren, eine Erfindung, einen Gedanken zu besiegen, er wurde nie mutlos und kam niemals in Verlegenheit. Dann aber betrachtete er sein Unternehmen nie engherzig als ein Mittel zum Geldverdienen, sondern stets als Selbstzweck. Anstatt zu sparen und die Arbeit den Betriebsmitteln anzupassen, war er stets bereit, die Fabrik zu vergrößern und das bereits Erworbene in neuen Unternehmungen zu wagen, sobald sich Absatz für eine erweiterte Produktion bot. Wir haben gesehen, daß dasselbe Prinzip das Kruppsche Unternehmen zu seiner weltbeherrschenden Stellung geführt hat. So wurde bereits vier Jahre nach der Begründung der Fabrik ihre Verlegung in größere und geeignetere Räume notwendig. Im Mittelpunkte Berlins erwarben die beiden Geschäftsteilhaber, die sich jetzt bereits als wohlhabende Leute betrachten konnten, ein ausgedehntes Grundstück für den Preis von 50000 Talern, auf welchem sich bald die Räume einer stattlichen Fabrik erhoben, in der einige hundert Arbeiter beschäftigt wurden.

Allerdings blieb diese rasche Entwickelung auch nicht ohne Krisen. Die bisherigen Linien der Staatstelegraphie von Berlin nach Frankfurt, Köln, Hamburg und Breslau waren sämtlich unterirdisch und trotz der Warnungen, die Siemens erhob, mit bloßer Kautschuk- oder Guttapercha-Isolation verlegt. Zahlreiche Schäden durch Verwitterung, Mäusefraß, Verletzungen waren die Folge, und da man auf seiten der Verwaltung geneigt war, alle Schuld auf die Firma Siemens und Halske zu werfen, sah sich Werner genötigt, im Interesse des Geschäftes zu protestieren und auf die viel besseren Resultate der von ihm hergestellten und freilich teuereren Leitungen mit Bleiumhüllung hinzuweisen. Das führte dann zu einem Bruch mit den Leitern der Staatstelegraphie, die nun der Fabrik für einige Jahre alle Bestellungen entzog. Nur der bereits im

Ausland erworbene Ruf ermöglichte es der Firma, trotzdem ihre Arbeiten im gewohnten Umfange fortzuführen. Dabei kam in erster Linie Rußland in Betracht. Zum ersten Male begab sich Werner 1852 nach Petersburg, im nächsten Jahre wurde ebendort bereits eine Tochterfabrik begründet, um bei den vielen für Rußland bestellten Arbeiten die Eingangszölle zu sparen. Auch in London war bereits unter Wilhelms Leitung eine Filiale in Tätigkeit. Das russische Zweiggeschäft wurde unter die Leitung des sechsten der Brüder, Karl Wilhelm, gestellt, der trotz seines noch jugendlichen Alters eine ungewöhnliche Begabung als Geschäftsmann an den Tag legte. Werner schloß bei dieser und mehreren folgenden Reisen nach Petersburg mit der russischen Regierung Kontrakte ab, die ihm nicht nur die Anlage, sondern auch die zwölfjährige Verwaltung eines Telegraphennetzes über alle Teile des Zarenreiches übertrugen, das glänzendste Geschäft, welches die Firma bis dahin gemacht hatte. Besonders eifrig wurde der Linienbau während des Krimkrieges betrieben, wobei es gelegentlich den Russen nicht darauf ankam, den Despoten ein wenig herauszukehren. So wurde Werner, wie er in den Lebenserinnerungen erzählt, eines Nachts geweckt und zur schleunigen Beratung zum General v. Guerhardt befohlen, dem Assistenten des Ministers Graf Kleinmichel, der damals nächst dem Kaiser der mächtigste Mann in Rußland war und sich Siemens stets sehr gewogen gezeigt hatte. Werner erhob sich und fuhr zu dem General. „Der Kaiser", erzählt er weiter, „habe den schleunigen Bau einer Telegraphenlinie nach der Krim bis zur Festung Sebastopol befohlen, und der Graf wünsche Kostenangabe und Vollendungstermin bis zum nächsten Morgen um 7 Uhr von mir zu haben. Meine Bedenken hinsichtlich der Beschaffung und des Transportes der Materialien auf dem allein offenen Landwege von Berlin bis Sebastopol, sowie der Unmöglichkeit eines Linienbaues nach dem Kriegsschauplatze, wo alle Wege und Transportmittel vom Militär in Anspruch genommen wären, wurden durch das »der Kaiser will es!« niedergeschlagen. Und in der Tat bewährte sich das Zauberwort auch in diesem Falle. Die Linie wurde gebaut." Am nächsten Morgen, bevor noch der Überraschte seinen Bericht abliefern konnte, erhielt er den Bescheid, daß Kleinmichel dem Kaiser bereits die Vollendung in 16 Wochen und zu denselben Preisen wie die älteren Linien zugesichert hatte. „Ich erklärte beides für unmöglich . . das half aber alles nichts und wurde kaum angehört. Der Kaiser hatte ja schon gesprochen! Im Laufe des Tages erhielt ich eine offizielle Zuschrift, worin mir mitgeteilt wurde, daß der Kaiser uns seinen Dank

für die bisher geleisteten Dienste und für das Anerbieten des schleunigen Baues der notwendigen Linie nach dem Kriegsschauplatze aussprechen ließe, daß er aber von uns erwarte, wir würden dieselbe in Anbetracht der schweren Kriegszeit billiger als die bisherigen bauen." So mußte denn mit allen Kräften und den Mitteln, wie sie sich in der Nähe der betreffenden Orte eben auftreiben ließen, gearbeitet werden; wie es dabei zuging, darin läßt die Art der Stangenbeschaffung in Nikolajew einen Blick tun, wo sich gerade der Hauptmann Beelitz, zur Siemensschen Firma gehörig, befand. Siemens stürzt in der Nacht an den Telegraphen; Beelitz sendet seine Boten aus und läßt unverzüglich alle jüdischen Holzhändler aus den Betten holen. Bald meldet er, ein Jude wolle die Stangenlieferung übernehmen, verlange aber fünfzehn Rubel pro Stange. „Wirf ihn hinaus!" Rückantwort: „Ist geschehen!" „Ein anderer will es für zehn Rubel tun!" „Wirf ihn auch hinaus!" „Ist geschehen!" — Eine Gesellschaft anderer verlangt sechs Rubel, mit ihr wurde schließlich ein brauchbares Gebot erzielt. — Die Linie wurde rechtzeitig fertig — um den Fall der Festung als sicher in Petersburg zu melden; von dem bisher in Rußland erzielten Gewinn ging freilich mit ihr ein gut Teil wieder drauf. Bald erhielten aber die Unternehmer durch andere Aufträge Gelegenheit, ihre Verluste reichlich wieder auszugleichen.

Inzwischen hatte schon ein neues, großartiges Arbeitsfeld auf dem Gebiete der Elektrotechnik sich aufgetan und beschäftigte neben anderen Ingenieuren auch Werner und Wilhelm Siemens auf das lebhafteste. Im September 1851 war nach mehreren vergeblichen Versuchen das erste dauernde unterseeische Kabel zwischen Dover und Kap Grisnez verlegt worden. Es bestand aus einer Seele von Kupferdrähten mit Guttapercha-Isolation, einer Hanfumhüllung und einem Schutz von umgesponnenen verzinkten Eisendrähten, und es hielt sich infolge dieses Schutzes über 30 Jahre lang unversehrt. Trotzdem wurden später noch viele Kabel ohne äußere Metallumhüllung versenkt, die meistens rasch zugrunde gingen oder infolge von Leitungsfehlern unbrauchbar wurden. Dagegen hatte Werner Siemens schon bei der Verlegung der Petersburg-Kronstädter Telegraphenlinie ein kurzes Kabel mit Eisenarmierung versenkt und kurz darauf so zuverlässige Regeln für die Verlegung und Prüfung von Unterseekabeln veröffentlicht, daß er in Gemeinschaft mit Wilhelm seitdem vielfach beim Auslegen englischer Kabel als Sachverständiger herangezogen wurde. Die größte Firma auf dem Gebiete der Kabelherstellung, Newall & Co. in England, legte bald kein bedeutenderes Kabel

mehr aus, ohne einen der beiden Siemens an Bord zu haben, und so lernten die Brüder das Mittelmeer, Ägypten, das Rote Meer, die Gestade Vorderindiens aus eigener Anschauung kennen, während sich gleichzeitig ihr Ruf als Größen der internationalen Technik befestigte. Im Jahre 1859 übertrug ihnen sogar die englische Regierung die Prüfung ihrer Kabel. Seit 1863 endlich erhielt die Londoner Firma mehrere Aufträge auf selbständige Anfertigung und Verlegung von Kabeln, und damit begann eine neue Epoche in der Entwickelung des Geschäftes. Da an diesen Unternehmungen Wilhelm mehr als Werner Siemens beteiligt war, so mag später des näheren von ihnen die Rede sein, hier nur soviel, daß die ersten, ziemlich gewagten und verlustbringenden Kabellegungen eine gewisse Krisis in den geschäftlichen Beziehungen der Brüder hervorbrachten.

Bisher waren die drei Häuser in Berlin, Petersburg und London als eine gemeinsame Unternehmung betrieben worden. Werner nahm sich, unterstützt von Halske und seinem Jugendfreunde William Meyer, vornehmlich des Berliner Geschäftes an und unterhielt den geistigen Zusammenhang der Brüder. Wilhelm leitete, unterstützt durch Friedrich, das seit 1858 selbständig zur Fabrik ausgestaltete Haus in London, ging aber daneben seinen eigenen, viele andere Gebiete der Wissenschaft und Technik streifenden Wegen nach. Wilhelm hatte sich 1859 verheiratet, während Werner und Karl schon früher zur Familiengründung geschritten waren. Von den übrigen Brüdern waren zwei Landwirte geworden und geblieben, die beiden anderen noch in jugendlichem Alter. Karl, der Leiter des Petersburger Geschäftes, hatte sich dort, wie Wilhelm in England, naturalisieren lassen und umfangreiche Werkstätten errichtet. Als nun die ersten Kabelunternehmungen mit Verlusten statt mit Gewinn abschlossen, sah sich das Berliner Geschäft benachteiligt. „Mein Associé Halske“, schreibt Werner, „fand keinen Gefallen an solchen mit Gefahren und herben Verlusten verbundenen Kabellegungen und fürchtete auch, daß die Unternehmungslust meines Bruders Wilhelm uns in dem großartig angelegten englischen Geschäftsleben in Unternehmungen verwickeln könnte, denen unsere Mittel nicht gewachsen wären. Er verlangte daher die Auflösung unseres englischen Hauses. William Meyer trat als Geschäftsführer der Firma auf Halskes Seite. Obgleich ich die Gewichtigkeit der vorgebrachten Gründe anerkennen mußte, konnte ich mich doch nicht entschließen, meinen Bruder Wilhelm in einer so kritischen Lage im Stich zu lassen. Wir kamen also überein, daß das Londoner Haus vollständig von dem Berliner getrennt und von mir privatim mit Wilhelm über-

nommen werden sollte. Dies geschah, und das Londoner Geschäft nahm seitdem die Firma „Siemens Brothers“ an. Bruder Karl in Petersburg trat demselben ebenfalls als Teilnehmer bei. Zwischen den nun selbstständigen drei Firmen wurden Verträge abgeschlossen, welche die gegenseitigen Beziehungen regelten.“

Gerade diese Teilung der Häuser hat zu der Großmachtstellung des Siemensschen Geschäftes in der Elektrotechnik wesentlich beigetragen. Die Inhaber aller drei Firmen waren jetzt wohlhabende, ja sehr vermögende Leute, sie gehörten zu den angesehenen und allbekannten Spitzen der Industrie in drei Ländern, unterhielten die besten Beziehungen zu den Behörden und konnten sich, vereinigt, an Aufgaben wagen, die einem einzelnen schwerlich gelungen wären. So wurde Werner bereits 1859, nur 12 Jahre nach Begründung der Fabrik, unter die „Ältesten der Berliner Kaufmannschaft“ gewählt, im nächsten Jahre zum Ehrendoktor der Berliner Universität gemacht, und die angesehensten Vertreter der zeitgenössischen Wissenschaft zählten zu seinen Freunden und Bekannten. Von 1864 bis 1867 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses. Längst waren die früheren Beziehungen zwischen der Firma und der preußischen Telegraphenverwaltung wieder hergestellt worden, und so konnte es Werner, gestützt auf den Ruf seines Hauses und seine guten internationalen Verbindungen, wagen, einem Plane von bisher ungeahnter Ausdehnung auf dem Gebiete der Telegraphie näher zu treten, den er im Verein mit seinen Brüdern schon seit Jahren erwogen hatte. Es galt die Herstellung einer internationalen Telegraphenlinie von England quer durch den ganzen europäischen Kontinent und den westlichen Teil Asiens nach Indien. Heute, wo die Verbindung zwischen England und Indien durch das Kabel viel einfacher und sicherer gewährleistet wird, würde man auf eine solche Idee gar nicht mehr verfallen. Damals aber, als die Kabeltechnik noch sehr im argen lag und das erste, von England zur Verbindung mit Indien im Roten Meere versenkte Kabel nach wenigen Jahren dienstunfähig geworden war, konnte man sogar eine durch soviele verschiedene Staaten führende Überlandlinie einer langen unterseeischen Verbindung vorziehen.

Die Aufgabe war nicht leicht, und wenn es damals in Europa ein Geschäftshaus gab, dem ihre Lösung vielleicht gelingen konnte, so war es dasjenige der Brüder Siemens. Wie den Rothschilds bei ihren Finanzunternehmungen, so kam ihnen jetzt bei ihren technischen Operationen ihre Verbreitung über mehrere Länder und ihr fester Familienzusammen-



Werner von Siemens.

hang zustatten. Die Sache konnte nur so gelingen, daß das ganze Unternehmen und zwar Bau wie Betrieb der Linie, als reines Privatunternehmen ausgeführt wurde, denn niemals hätte einer der drei hauptbeteiligten Staaten, Rußland, Preußen und England, von den anderen die Erlaubnis zum Betrieb von Telegraphenlinien auf ihrem Territorium erhalten. Dagegen war die Konzessionierung einer unabhängigen Privatgesellschaft vielleicht nicht ausgeschlossen. Von England erhielt Wilhelm die wohlwollendsten Zusicherungen, da die Kabellinie nach Indien gewöhnlich unbrauchbar war und die Depeschen meist wochenlang unterwegs blieben. In Preußen wurde ebenfalls eine günstige Konzession in Aussicht gestellt, da Preußen mit England schon längere Zeit über die Möglichkeit einer direkten englisch-indischen Verbindung durch Preußen und Rußland unterhandelte. Überdies unterhielten die Brüder zu den Präsidenten der russischen, preußischen und englischen Telegraphenverwaltungen die denkbar besten Beziehungen. Trotzdem dauerte es drei Jahre, bis die Unterhandlungen zu einem endgültigen Resultat führten. Das endlich erzielte Übereinkommen sicherte dem Hause Siemens die Herstellung und Ausrüstung einer neuen Linie von 4500 km Länge, der kleineren Hälfte der ganzen Verbindung. Die andere Hälfte wurde durch das vorhandene preußische und indische Telegraphennetz sowie ein Kabel von Lowestoft über die Nordsee nach Norderney gebildet. Die Ausrüstung dieser Hälfte mit neuen empfindlichen Apparaten wurde ebenfalls Siemens übertragen, ein Auftrag, der im ganzen fast 8 Millionen Mark betrug. Die Linie sollte von London über Norderney, Emden, Berlin und Thorn nach der russischen Grenze, durch Polen und Südrußland nach Odessa gehen, alsdann durchs Schwarze Meer oder an der kaukasischen Küste desselben nach Poti und nun über Täbris und Teheran zum Persischen Meerbusen. Die Strecke von der preußisch-polnischen Grenze bis Teheran war ganz neu zu verlegen. Es war demnach neben den europäischen Kontrakten auch noch ein solcher mit Persien notwendig. Werner sandte dorthin seinen jüngeren Bruder Walter, der schon mehrere Jahre im Auftrage der Firma Siemens Brothers in Rußland gearbeitet hatte, und gab ihm als rechtskundigen Beistand einen jüngeren Vetter, den Assessor Georg Siemens mit, der sich später als Direktor der Deutschen Bank einen weitbekannten Namen machen sollte und uns weiter unten beschäftigen wird. Auch hier gelang es, einen für die Unternehmer günstigen Kontrakt zu erzielen. Preußen wollte die Linie von Emden bis zur polnischen Grenze, eine Doppelleitung auf Stangen, selbst bauen,

willigte aber ein, sie durch die Unternehmer betreiben zu lassen. Endlich gelang es den Brüdern auch, ihre Konzessionen einer zu diesem Behufe gebildeten englischen Gesellschaft abzutreten und damit unter Abschüttelung des späteren Risikos, nur den sicheren Gewinn, nämlich den Bau der Linie, in der Hand zu behalten. An dem Kapital der Indo-Europäischen Gesellschaft blieben sie indessen mit einem Fünftel des Gesamtbetrages beteiligt, und ebenso wurde ihnen für einen ansehnlichen Betrag die Verwaltung und Instandhaltung der Linie übergeben. Nach langen internationalen Verhandlungen konnte endlich das Ergebnis in einem Berichte der „Times“ vom 16. April 1868 dem großen Publikum bekannt gegeben und zur Aktienzeichnung empfohlen werden.

„Ein Prospekt“, hieß es darin, „ist von der Indo-European Tel. Co. veröffentlicht worden, um mit einem Anlagekapital von 450000 Pfd. St. die projektierten Linien zu errichten. Die Konzessionen werden der Kompanie von den Herren Siemens übertragen, wofür denselben ein Fünftel des Mehrgewinns nach Abzug von 12% zugesagt ist; und dieselbe Firma hat sich angeboten, die Linie auf ihrer ganzen Länge bis zum Ende des Jahres 1869 für die Summe von 400000 Pfd. St. zu vollenden.“

Der Erfolg der Empfehlung in der Times war, daß wenige Tage später die ganze Aktiensumme gezeichnet war und der bald darauf von Siemens eingeschickte Kostenanschlag bereits zu Anfang des Juni acceptiert werden konnte. Die Arbeiten wurden so verteilt, daß dem englischen Hause die Herstellung und Verlegung der Kabel im Schwarzen Meer, der Meerenge von Kertsch und über den Dnjepr übertragen wurde, während Werner und Karl sich in die Aufstellung der Landlinien teilten. Das Berliner Geschäft erhielt überdies die Lieferung der Apparate zuerteilt, für welche Werner einen ganz neuen Typus einer automatischen Depeschenvermittelung von Station zu Station erfunden hatte. Es erregte großes Aufsehen in England und wurde als ein noch nie dagewesener Fortschritt angesehen, als nach Vollendung der Linie die Stationen London und Kalkutta über eine Distanz von 10000 Kilometer hinweg so rasch und sicher mit einander sprachen, wie zwei benachbarte Orte des Inlandes. Über die großen Schwierigkeiten, mit denen die Kabelverlegung im Schwarzen Meere und der Linienbau im Kaukasus verbunden waren, mag später bei der Biographie Wilhelms einiges gesagt werden, dessen Leitung diese Arbeiten unterstanden. Die Landlinie stieß auf die meisten Hindernisse in Persien, wohin ein ganzer Stab von Ingenieuren und eine Schar von europäischen Arbeitern und Mechanikern

dirigiert wurden, während die Eingeborenen sich unter Erwarten träge und ungeeignet erwiesen. Schon der Materialtransport stellte hohe Anforderungen. 1500 Kilometer starken Drahtes, 33400 Isolatoren und 11000 hohe Eisenpfosten waren zu Schiff nach Petersburg, auf Flußdampfern über die Newa, das Kanalsystem und die Wolga nach Astrachan zu schaffen. Hier wurde abermals die Umladung auf mehrere Seedampfer erforderlich, die das Material nach den nördlichen Häfen von Persien brachten, und dann blieb der Rest der Arbeit den Menschen und Lasttieren überlassen, da es fahrbare Wege in Persien noch nicht gab. Das Klima, Krankheiten, die allgemeine Unzuverlässigkeit der Landesbewohner erschwerten die Arbeit auf Schritt und Tritt. „Wir haben", schrieb einer der Ingenieure, „alle eine nette Meinung über die Perser bekommen, was Aufrichtigkeit anlangt. Es heißt immer: Morgen, und morgen hat man vergessen, was man heute versprochen hat." An Abenteuern der verschiedensten Art, an Kämpfen mit wenig zivilisierten Volksstämmen fehlte es dabei nicht, zuweilen war es nur unter militärischer Bedeckung möglich, weiter zu arbeiten.

Die Brüder Siemens hatten an der indoeuropäischen Linie, die beiläufig über ein Menschenalter in Tätigkeit gewesen ist und ansehnliche Gewinne abgeworfen hat, noch ein anderes Interesse als das der Erbauung und Einrichtung. Die Russische Regierung hatte der Berliner Firma Siemens schon vor längeren Jahren den Bau und die Überwachung mehrerer Telegraphenlinien in den Brüdern des Kaukasus übertragen, und in Verbindung mit diesen Arbeiten, die Bruder Walter leitete, war eine Filiale des Geschäftes in Tiflis entstanden. Walter hatte bei seinen Reisen im und am Kaukasus Gelegenheit, ein ziemlich ergiebiges Kupferbergwerk bei Kedabeg kennen zu lernen und brachte den Ankauf desselben behufs eigener Produktion des für die Siemensschen Leitungen erforderlichen Kupfers in Vorschlag. Werner und Karl boten ihm die Hand zur Übernahme, es zeigten sich aber beim Betrieb recht große Schwierigkeiten, die besonders aus der weltabgeschiedenen Lage des Bergwerks entsprangen. Die neue Telegraphenlinie führte mitten über den Kaukasus und brachte dem Bergwerk eine wesentliche Verkehrserleichterung, die wohl später auch mit dazu beigetragen hat, daß sich auch dieses Unternehmen trotz der Ungunst seiner weltentlegenen Stellung gut entwickelt und behauptet hat. Die Fähigkeit des Siemensschen Geschlechtes, natürliche Hindernisse durch die Fortschritte der Technik und der Naturwissenschaften glänzend zu besiegen und jede begonnene Unternehmung sogleich auf den

Gipfel des nur Erreichbaren zu führen, hat sich vielleicht nirgend glänzender als dort im fernen Kaukasus bewiesen. Von dem mehr als 1000 m hoch liegenden Bergwerk mußte eine Schmalspurbahn tief in die Wälder und Flußtäler hinab gebaut werden, deutsche Forstbeamte wurden angestellt, um eine rationelle Holzwirtschaft einzuführen; trotzdem waren die Wälder nicht imstande, den enormen Brennstoffverbrauch des Hüttenwerkes, das Kupfer und Silber liefert, auf die Dauer zu decken. Von Baku gehen deshalb lange Naphthazüge bis an den Fuß des Gebirges, und von hier wird das Erdöl durch eine Rohrleitung bis vor die Öfen gedrückt. Eine große elektrische Kraftanlage liefert den Strom zur elektrolytischen Kupferraffinerie und zu anderen Zwecken. Werner selbst machte in den 60er und 90er Jahren mehrere Reisen in den Kaukasus, um sich von dem Fortgang des eine große Arbeiterzahl beschäftigenden Werkes zu überzeugen.

Inzwischen dehnte sich der Geschäftsbereich des Berliner Hauses ununterbrochen aus. Zu dem anfänglichen Spezialgebiet der Telegraphie waren, befruchtet durch die rastlose Erfindungsgabe Werners und seiner Ingenieure, längst andere Zweige der Fabrikation hinzugekommen. Eine einzige Erfindung, die der Dynamomaschine, hätte ausgereicht, einen anderen Namen für immer berühmt zu machen. Für Werner Siemens war sie eine unter vielen, wenn sie auch bei der späteren Entwickelung des Geschäftes eine hervorragende Rolle gespielt hat. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 wurde von ihm die erste große Dynamomaschine ausgestellt. Die Errichtung einer neuen Filiale in Wien, welche später in der Entwickelung der Elektrotechnik für Österreich eine große Rolle gespielt hat, und die gewaltige Zunahme der drei anderen Häuser war das Ergebnis dieser neuen Erfindungen, in vier Ländern spielte nun bereits die Firma Siemens eine ausschlaggebende Rolle auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Halske trat 1868 aus dem Geschäft aus, blieb aber bis zu seinem Tode der Freund seines alten Associés; junge technisch hervorragende Kräfte, wie die Ingenieure Frischen und v. Hefner-Alteneck, traten an seine Stelle. Werner selbst gewann durch die Schulung eines Stabes jüngerer Techniker und Geschäftsleute mehr Zeit für die ihn stets hervorragend interessierenden naturwissenschaftlichen Probleme, ohne dabei auf die Gesamtleitung des großartigen Betriebes zu verzichten. Seit dem Austritt Halskes waren die drei Brüder Werner, Wilhelm und Karl die einzigen Teilhaber des Geschäftes und entschlossen sich, wieder wie früher alle Gewinne und Verluste gemeinsam zu tragen. In England bildeten zu Beginn der siebziger Jahre eine Reihe von Kabellegungen

die Haupttätigkeit, auf die später zurückzukommen sein wird. Sie hoben das Londoner Haus auf eine Stufe mit den ersten industriellen Unternehmungen des Landes, weckten aber den Siemens dort auch viel Eifersucht und Feindschaft, unter der nicht nur Wilhelm, sondern auch Werner zeitweise zu leiden hatte. Wilhelm hatte für die großen Kabelverlegungen auf dem Atlantischen Ozean einen besonderen, meisterhaft konstruierten Dampfer, den „Faraday“ erbaut, der seit 1870 viel und lohnende Arbeit erhielt. Nun war eines Tages im Jahre 1874 Werner Siemens eben im Begriff, seine Wohnung zu verlassen, um vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften, die ihn mit ihrer Mitgliedschaft beehrt hatte, seine Antrittsrede zu halten, da erreichte ihn eine Londoner Depesche. Der „Faraday“ sei nach einer Kabelnachricht zwischen Eisbergen zerquetscht und mit seiner ganzen Besatzung zu Grunde gegangen! „Es erforderte“, so erzählt er später, „nicht geringe Selbstbeherrschung, niedergedrückt von dieser schrecklichen Kunde doch meinen nicht verschiebbaren Vortrag zu halten! Nur wenige intime Freunde hatten mir die gewaltige Erregung angesehen. Freilich hoffte ich vom ersten Augenblick an, daß es ein Liebeswerk unserer Gegner wäre, diese Schreckenskunde in Amerika, woher sie telegraphiert wurde, erdichten zu lassen. Und so stellte es sich bald heraus. Es war nirgends ein fester Anhalt für die Herkunft der Nachricht zu finden, und nach Verlauf etlicher banger Tage meldete sich der „Faraday“ wohlbehalten aus Halifax; er war durch starken Nebel längere Zeit in offener See festgehalten.“

Noch ein wichtiger Fortschritt der Unternehmung ist zu erwähnen, den Werner selbst für einen der Faktoren hielt, die später das unvergleichliche Emporblühen des Hauses begünstigt haben. Es war im Jahre 1872 bei der Feier des 25jährigen Bestehens, als für alle Beamten und Arbeiter der vereinigten Geschäfte ein freigebiges Prämiensystem und eine große Pensionskasse begründet wurde. Nach dreißig Dienstjahren sind seitdem Beamte und Arbeiter der Siemenswerke berechtigt, ihren vollen Gehalt, bei vorheriger Invalidität einen entsprechenden Teil desselben als Pension fortzubeziehen. Diese Maßregel stellte sie den Staatsbeamten gleich und hat viel dazu beigetragen, den Siemensschen Unternehmungen einen großen Stamm fester Arbeiter zu erwerben und sie in Zeiten der Lohnkämpfe und politischen Aufregung unerschüttert zu erhalten. Werner Siemens gab sich überhaupt auf dem Gebiete des geschäftlichen und wirtschaftlichen Lebens ebenso gern seinen Gedanken und Studien hin, als auf technisch-wissenschaftlichem Felde. So verteidigte er

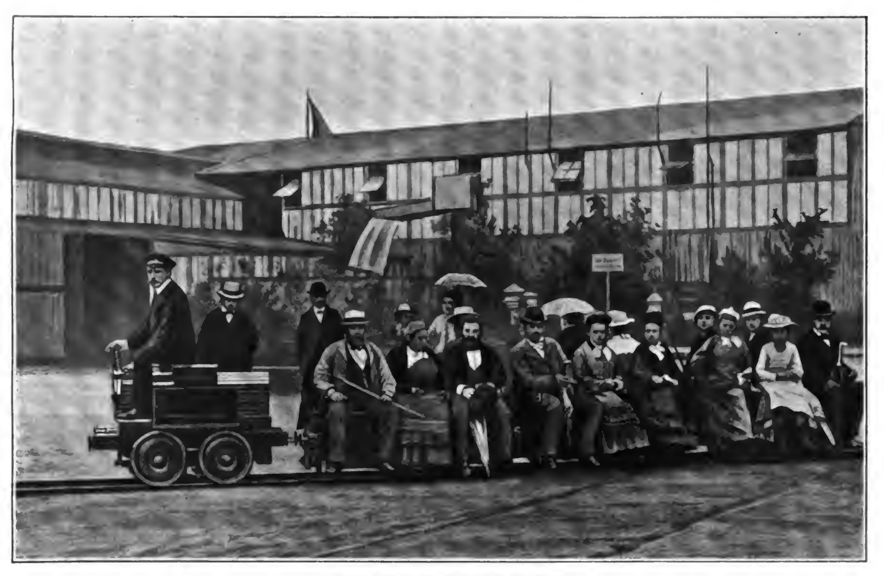
gelegentlich mit Eifer die großen, im Besitz einzelner Familien befindlichen und von ihnen in traditioneller Weise fortgeführten Geschäftshäuser, wobei er wohl außer seiner eigenen Gründung Firmen wie Krupp, Armstrong, Rothschild und andere im Auge hatte. Dem Handwerk gegenüber hielt er solche großen Betriebe überall für nützlich und notwendig, wo es sich um die Entwickelung neuer Industriezweige, um Export und große Unternehmungen handelt. Aktiengesellschaften — meinte er — könnten freilich das erforderliche große Kapital am leichtesten aufbringen, sind jedoch fast immer reine Erwerbsgesellschaften und eignen sich nur zur Ausbeutung von bereits vorhandenen, erprobten Einrichtungen. Die Eröffnung neuer Wege ist dagegen fast immer mühevoll und mit großem Risiko verknüpft, erfordert auch einen größeren Schatz von Spezialkenntnissen und Erfahrungen, als er in den meist kurzlebigen und ihre Leitung oft wechselnden Aktiengesellschaften zu finden ist. Eine solche Ansammlung von Kapital, Kenntnissen und Erfahrungen kann sich nur in lange bestehenden, durch Erbschaft in der Familie bleibenden Geschäftshäusern bilden und erhalten. „So wie die großen Handelshäuser des Mittelalters nicht nur Geldgewinnungsanstalten waren, sondern sich für berufen und verpflichtet hielten, durch Aufsuchung neuer Verkehrsobjekte und neuer Handelswege ihren Mitbürgern und ihrem Staate zu dienen, so sind heutigestags die großen technischen Geschäftshäuser berufen, ihre ganzen Kräfte dafür einzusetzen, daß die Industrie ihres Landes im Wettbewerb der zivilisierten Welt die Spitze einnimmt."

Werner übersah, als er diese Worte in den 90er Jahren niederschrieb, daß denn doch das Wesen der Aktiengesellschaft in den letzten Jahrzehnten große Wandlungen durchgemacht hatte. Schon war neben seinem Hause eine Aktiengesellschaft, die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, zu einer ebenso weltbeherrschenden Stellung und zur größten Rivalin der Firma Siemens und Halske herangewachsen. Schon besaß Deutschland in zwei Aktiengesellschaften, dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, zwei Reederei-Unternehmungen, um welche die Welt es beneidete. Ja, nur sechs Jahre, nachdem er sich so geäußert, wurde das Haus Siemens und Halske selber zur Aktiengesellschaft umgewandelt, im Jahre 1897, dem Jahre des 50jährigen Bestehens der Firma. Werner selbst hatte einige Jahre zuvor die Augen geschlossen, er wäre vielleicht mit dieser Veränderung nicht einverstanden gewesen, obwohl sich das Haus seitdem womöglich in noch glänzenderer Weise als vorher entwickelt hat. Doch kehren wir zum Stande der Dinge in den 70er Jahren zurück.

Siemens' Ansehen war natürlich mit dem Wachsen des Geschäftes gestiegen. Schon in den 60er Jahren war er mit dem Hofe in Berlin häufiger in Berührung gekommen, und wurde besonders zu Vorträgen über wichtige Neuerungen technischer Natur zuweilen ins Berliner Schloß befohlen. Auch das kronprinzliche Paar, der Großherzog von Baden, der König der Belgier und andere fürstliche Personen ließen sich gern von dem großen Förderer der Elektrotechnik über Gegenstände seines Fachs belehren. Die Ernennung zum Kommerzienrat schlug Siemens aus, dagegen wurde er nacheinander zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Berlin, zum Geheimen Regierungsrat, und endlich zum Mitglied vieler gelehrter Körperschaften des Reiches gemacht. Der Adel wurde ihm im Jahre 1888 verliehen.

Das Geschäftshaus mit seinen Filialen hatte sich inzwischen längst zu einem Großbetrieb von mehreren tausend Arbeitern entwickelt. Zu den früheren Unternehmungszweigen war der Bau von Dynamomaschinen, die Pflege der elektrischen Beleuchtung, die Anlage von Zentralen und endlich der Bau elektrischer Bahnen hinzugekommen. Siemens ließ im Jahre 1879 zum ersten Male das Modell einer elektrischen Eisenbahn auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung laufen, aus seiner Fabrik ging auch die erste praktisch brauchbare Bogenlampe hervor. Elektrische Eisenbahnen und Signalapparate, Beleuchtungsanlagen, Telegraphenapparate u. dgl. waren auch das Hauptgebiet der Tochterfabrik in Wien.

Die letzte und größte Phase des Unternehmens datiert seit 1890. Gerade damals zog sich Werner im Alter von 74 Jahren von der Leitung zurück, um seinen Lebensabend ruhiger und unter der Pflege der Wissenschaften, die ihn von jeher am meisten angezogen hatten, zu verbringen. Seine erwachsenen Söhne, Arnold und Wilhelm, blieben die Leiter des Berliner Hauses. In Petersburg waltete immer noch rüstig der Bruder Karl, in London führte nach dem Tode Wilhelms ein jüngerer Verwandter, Alexander Siemens, das Ruder mit geschickter und fester Hand, so daß der Fortgang der Arbeiten in der gewohnten Weise gesichert war. Um den alten Werner hatte sich der Kranz der Verwandten und Freunde stark gelichtet, und ein neues Geschlecht war herangewachsen. Von den Brüdern lebten nur noch vier. Die beiden jüngsten, Walter und Otto, waren im Kaukasus gestorben und ruhten längst in ihrem gemeinsamen Grabe in Tiflis. Früh, im Jahre 1876, war auch der Werner im Alter zunächst stehende Bruder Hans gestorben, der mit Ferdinand zusammen das väterliche Gut bewirtschaftet hatte.



Die erste elektrische Bahn (Berlin 1879).

Aber während Ferdinand bei der Landwirtschaft blieb und später ein schönes Rittergut in Ostpreußen erwarb, regte sich in Hans der Siemenssche Industrie- und Gründungsgeist, er erwarb nach seiner Verheiratung eine Glashütte bei Dresden, die nach seinem Tode durch seinen ihm weit überlegenen Bruder Friedrich zu einer Weltstellung gebracht werden sollte. Werners vertrautester Freund und Lieblingsbruder Wilhelm starb 1883 im 60. Lebensjahre. Sein unerwarteter Tod riß eine tiefe Lücke in die Kette der Familie, um so mehr, als schon vorher auch Werners ältere Schwester Mathilde, die Gattin des Professors Himly in Kiel, gestorben war. Nach und nach schieden auch die alten Freunde und Mitarbeiter aus dem Geschäft, junge Kräfte traten an ihre Stelle und führten das Haus auf neuen Wegen den großen und neuen Aufgaben entgegen, die eine anders gewordene Zeit von ihm erwartete, wenn es sich wie bisher an der Spitze der deutschen Elektrotechnik behaupten wollte. Werner selbst bezeugte seinen Nachfolgern, daß sie sich ihrer schweren und verantwortungsvollen Stellung vollkommen gewachsen zeigten, ja daß sein Ausscheiden, ebenso wie vor Jahren dasjenige Halskes, „der Firma einen neuen jugendlichen Aufschwung gegeben hat.“ Dennoch wird man annehmen können, daß eben der veränderte Zug des Geschäftslebens, der seit 1890 durch die ganze Großindustrie ging, und aus den früher rein produktiven Unternehmungen allmählich Gründungsinstitute mit vorwiegend kaufmännischer Leitung machte, nicht mehr sein volles Verständnis fand und seinen Austritt aus der Leitung beschleunigte.

Und doch ist es gerade diese letzte Entwickelungsphase des Geschäftes, die uns am meisten berechtigt, das Haus, oder wie man sie wohl genannt hat, die Dynastie Siemens mit unter diese Galerie der größten kaufmännisch-unternehmenden Geister, der merchants adventurers, aufzunehmen, wo für Techniker von so eminenter Begabung, wie Borsig oder Stephenson, schlechterdings kein Platz wäre. Denn in den letzten 15 Jahren hat sich dieser großzügige Entwickelungsdrang, das weltüberspannende Element in der Geschichte der Unternehmung, am deutlichsten gezeigt. Freilich, „wagende Kaufleute“ in dem schönen Sinne der spätmittelalterlichen Exporteure und Welterschließer, Männer von freiem, rasch entschlossenem Sinn, von hoher Begabung für das Praktische, Männer von weitem Blick sind die Siemens allezeit gewesen, wenn auch nicht alle in dem Maße wie die drei Vertreter, die wir hier in ihrem Leben und Wirken schildern, wie Werner, Wilhelm und Georg. Trotz aller Gunst der Zeit, trotz des Glückes, das Wernern in ungewöhnlichem Maße treu war, sind

es doch in erster Linie persönliche Eigenschaften gewesen, die seine Riesenerfolge begründeten. Mit einer ausgeprägten, jedes Hindernis überwindenden Willenskraft und einem eminent scharfen, auf das Praktische und Wissenschaftliche zugleich gerichteten Verstand traf in ihm ein Hang zum Träumerischen und zur Phantasie zusammen, dem er sich sehr viel hingab. Aber gerade das bewahrte ihn sicherlich oft vor einer kleinlichen, nur das nächste abwägenden Rechnung und gab ihm den Zug ins Große, der bei allen Unternehmungen weiter hinausblickte, als seine ganze Umgebung. Seine unbedingte Redlichkeit und Treue nach oben und unten, sein Prinzip, nicht um des Erwerbs willen, sondern um der Sache willen, für den Ruf der Firma und die Blüte der heimatlichen Technik weiter und weiter zu streben und die Kraft seines Geschäftes unbeschränkt ins Große zu steigern, haben zweifellos auch das ihre getan, um das Haus Siemens zu einer Schöpfung zu gestalten, wie nur „königliche Kaufleute“ sie vollbringen.

Wir müssen über die neueste Phase in der Entwickelung der Firma schneller hinweggehen. Auch das Haus in der Markgrafenstraße, trotzdem es ein Labyrinth fünfstöckiger Hintergebäude voller Maschinen und Werkstätten umschloß, wurde für den wachsenden Betrieb zu eng. In Charlottenburg entstand eine neue Fabrik, welche den Bau von Dynamomaschinen, Kraftanlagen, Motoren und den gesamten, der Elektrotechnik sich bald so reich erschließenden Maschinenbau pflegte und dem bald auch noch die Lampenfabrikation übertragen wurde, da in der Mutterfabrik der Raum trotz mehrerer hinzugekaufter Nachbarhäuser zu beengt wurde. Heute befinden sich in dem Berliner Werk hauptsächlich die mit der Telegraphie und dem Eisenbahnsignalwesen zusammenhängenden Zweige der Fabrikation, deren Absatz sich über die ganze Erde erstreckt. In Charlottenburg wurde später noch eine Glühlampenfabrik und endlich ein großes Kabelwerk angelegt. Die Ausdehnung der Geschäfte in diesem Zeitraum noch ins einzelne zu verfolgen, ist unmöglich. An der Entwickelung der elektrischen Eisenbahnen, der Kraftübertragung und Beleuchtung, der Elektrochemie nahm die Firma den regsten Anteil, ihre Maschinen und Apparate gingen über alle Meere, und ihre Monteure und Ingenieure wurden in allen Ländern heimisch.

Bis gegen das Ende des Jahres 1892 war es dem alten Werner Siemens noch beschieden, sich dieses neuen Aufblühens mit zu erfreuen. Von seiner regen Anteilnahme zeugt noch der aus seinen letzten Lebensjahren stammende Plan einer elektrischen Stadtbahn quer durch Berlin,

den er in allen Einzelheiten ausarbeiten ließ, der aber erst zehn Jahre nach seinem Tode zur Vollendung kam. Wissenschaftliche Probleme hielten seinen Geist bis zuletzt gefesselt, sein prächtiges und der Geselligkeit stets offenes Haus in Charlottenburg war ein Sammelpunkt der Berliner gelehrten Welt. Am 6. Dezember 1892 erlag er, fast 76 Jahre alt, einer kurzen Krankheit und wurde mit den Ehren bestattet, die einem Fürsten in der Welt des Geistes erwiesen werden. Eins seiner bedeutendsten Werke war die Veranlassung zum Bau und der Einrichtung der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, der sein Freund Helmholtz lange Jahre als Leiter vorstand. Durch die Verheiratung seines ältesten Sohnes Arnold, der 1854 geboren wurde, mit der Tochter Helmholtz' war Werner mit diesem großen Gelehrten auch in verwandtschaftliche Beziehungen getreten. Er hatte noch die Freude, nicht nur seine beiden Söhne zu tüchtigen Geschäftsführern sich entwickeln zu sehen, sondern konnte sogar noch vier blühende Enkel als einstige Erben seines Lebenswerkes begrüßen.

In die Jahre nach dem Tode des Gründers fiel eine, wenn auch seit Jahren sich vorbereitende, so doch erst um 1895 recht erkennbar werdende Veränderung des Geschäftsbetriebes der großen elektrotechnischen Firmen. Die rasche Ausdehnung des elektrischen Eisenbahn- und Beleuchtungswesens hatte ein Jahrzehnt hindurch zu einem so riesigen Bedarf an Maschinen und Apparaten geführt, daß nicht nur die älteren Häuser, besonders Siemens und Schuckert, sich in ungeahnter Weise vergrößerten, sondern auch eine bereits erwähnte neue Riesenunternehmung in der anfangs mit den Patenten der amerikanischen Edison Co. arbeitenden Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft entstehen konnte. Aber es war trotz des bis 1899 immer noch wachsenden Bedarfes vorauszusehen, daß es in dem bisherigen Verhältnis nicht weitergehen würde, daß einmal eine Zeit kommen müsse, wo der Markt mit Erzeugnissen gesättigt war. Andererseits mußte für die rapide erweiterten Fabriken und Arbeitsmaschinen rechtzeitig auf Jahre hinaus Absatz gesichert werden, wollte man nicht die hineingesteckten Kapitalien brach liegen lassen und Tausende von Arbeitern der Gefahr aussetzen, eines Tages zu feiern. Wie in jedem über die Grenzen des Gewöhnlichen weit hinausgehenden Großunternehmen wuchs auch hier die Macht der Verhältnisse endlich über die Kraft der Leiter hinaus. Nicht mehr Lust und Wille der Unternehmer, nein die Macht des Kapitals an sich riß jetzt unaufhaltsam zu neuen größeren Unternehmungen hin. Wie einst in der Zeit der Kabellegungen,

begann man wieder Gesellschaften eigens zu dem Behuf zu bilden, die Produkte der Großbetriebe abzunehmen, so z. B. Gesellschaften für elektrische Straßenbahnen oder elektrische Beleuchtung in vielen in- und ausländischen Städten. Solche Tochtergesellschaften, an deren Kapital die Muttergesellschaft, d. h. die elektrotechnische Großunternehmung, meist bis zu einer beträchtlichen Höhe beteiligt war, gliederten sich besonders an die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in großer Zahl an, aber auch Siemens und Halske konnten sich dieser Art der Geschäftserweiterung auf die Dauer nicht entziehen. Die bekanntesten und großartigsten Gründungen dieser Art sind die von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft ausgegangenen „Berliner Elektrizitätswerke" und die unter der finanziellen Deckung der Siemens-Gesellschaft entstandene „Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin". Letzteres Konsortium übernahm die von Siemens und Halske gebaute und eingerichtete elektrische Stadtbahn in Berlin, deren Herstellung sich einschließlich des Grunderwerbs auf rund 19 Millionen M. gestellt hat. Natürlich erforderten derartige, sich nun häufiger wiederholende Finanzoperationen größere Mittel, als sie einem, wenn auch noch so großen Fabrikationsunternehmen zu Gebot stehen. Während eine Aktiengesellschaft sich bei gut gehenden Geschäften durch Ausgabe neuer Aktien leicht Kapital verschaffen kann, ist ein Privatunternehmen an engere Grenzen gebunden. Solche Erwägungen waren es, die 1897 dazu führten, die bisherige Kommanditgesellschaft Siemens und Halske, deren Hauptteilhaber Arnold und Wilhelm Siemens, sowie Werners Bruder Karl waren, in eine Aktiengesellschaft zu verwandeln. Die bisherigen Inhaber brachten in dieses neue Unternehmen, welches mit einem Kapital von 45 Millionen seine Tätigkeit begann, ihre Fabriken in Berlin, Charlottenburg, Wien und Petersburg mit; durch eine Obligationsschuld von 20 Millionen und eine weitere Ausgabe von 10 Millionen M. Aktien wurde das Kapital im Jahre 1900 bereits auf 75 Millionen M. gebracht, und der Umfang der Unternehmungen um vieles vergrößert. Schon bei der Feier des 50jährigen Bestehens im Jahre 1897 waren es einschließlich der Angehörigen über 12000 Beamte und Arbeiter in Berlin und Charlottenburg, die sich an dem Jubelfeste des Hauses beteiligten, und andere Tausende nahmen in Wien, Petersburg und anderen Zweigniederlassungen der Firma ihren Anteil an dem Tage. Bei der Feier, zu der sich Deputationen aus Charlottenburg, Wien und Petersburg in dem alten Berliner Geschäftshause einfanden, erklärte der 62jährige Karl Siemens als Senior der Familie, daß dieselbe der

stets ausgiebig bedachten Pensionskasse des Geschäftes bei diesem Anlaß aufs neue eine Million zugewendet habe, um das Band des Vertrauens und der gemeinsamen Wohlfahrt noch fester als bisher zwischen der Arbeiterschaft und dem Unternehmen zu knüpfen.

Weiter und höher ging's nun in immer rascherer Entwickelung. Ein jährliches Arbeitspensum von einigen Dutzend Zentralstationen, Eisenbahnen und Kraftübertragungen, Reingewinne in Höhe von 10 bis 15 Millionen jährlich, unablässige Erweiterung der Fabrikanlagen, in denen wenige Jahre später über 10000 Arbeiter und Beamte ihr Brot fanden, so ist die Siemens und Halske A.-G., wie man sie heute bezeichnet, neben der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft die Herrscherin auf dem Weltmarkte geblieben. Ihre größte Gründung nächst der Gesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen war die Aktiengesellschaft „Kraft und Licht" mit 30 Millionen M. Eine gewaltige Stütze fand sie seit vielen Jahren in der deutschen Bank, die unter der Leitung eines Verwandten der Gebrüder Siemens stets eine freundliche Stellung zu dem großen Hause unterhalten und ihm bei seinen umfassenden Gründungs- und Finanzgeschäften tatkräftig zur Seite gestanden hat. Arm in Arm gebieten heute die deutsche Bank und die Siemens und Halske A.-G. über ein Kapital von mehr als 100 Millionen, eine Finanzmacht, wie sie selten ein Bündnis zwischen Industrie und Kapital zustande gebracht hat. Wir werden weiter unten auf das Verhältnis zwischen der Siemens-Gesellschaft und der deutschen Bank noch zurückkommen.

Kein Wunder, wenn in der großen Geschäftsdepression des Jahres 1901, als es auf allen Gebieten krachte, Siemens und Halske und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft die einzigen Häuser der deutschen Elektrotechnik waren, die unerschüttert blieben. Schlimmer erging es der Schuckert-Aktien-Gesellschaft, die als nächste Rivalin der beiden Berliner Riesenunternehmungen des Guten in Gründungen längst zuviel getan und zu gunsten unlohnender Unternehmungen ihren Kredit überspannt, ihre Fabrikanlagen über Maß und Ziel erweitert hatte. Der Leipziger Bankkrach, der größte finanzielle Zusammenbruch in Deutschland seit dem Gründerschwindel der 70er Jahre, zog der Schuckert-Gesellschaft den Boden unter den Füßen weg. Ihre Leiter konnten jetzt Rettung nur noch im Anschluß an eins der übrigen größten Unternehmen hoffen, und es war die Siemens- und Halske-Gesellschaft, welche die Hand zu der ersehnten Vereinigung bot. Seitdem ist das, mit einem Schlage um mehrere tausend Arbeiter vergrößerte Unternehmen

zweifellos wieder, wie einst in den Tagen Werners, das größte Haus der Elektrotechnik in Europa, und selbst in den Vereinigten Staaten dürfte vielleicht die General Elektric-Comp., die eine Reihe der größten Fabriken umfaßt, der Siemens-Gesellschaft an Arbeiterzahl, aber sicherlich nicht an Universalität des Schaffens und Ausgedehntheit des Absatzgebietes gewachsen sein.

Arnold v. Siemens, als dem Hauptvertreter der industriellen und kommerziellen Macht, die ein solches Welthaus ausübt, ist kürzlich ein Sitz im Herrenhause zu Berlin verliehen worden, eine Ehrung, die nur in seltenen Fällen den hervorragendsten Großindustriellen Preußens zu teil geworden ist.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf den heutigen Stand des Welthauses. Seit 1901 sind die Geschäftsräume der Direktionen aller einzelnen Unternehmungen vereinigt in einem großen Verwaltungsgebäude im westlichen Berlin, das nicht weit von der Stelle entfernt ist, wo vor beinahe 60 Jahren Siemens und Halske ihre Telegraphenwerkstätte errichteten. Die Siemens und Halske A.-G. verkörpert jetzt mit 55 Millionen M. Aktienkapital, 30 Millionen Obligationen und einem Reservefonds von 10 Millionen eine Kapitalmacht, die schon auf sich allein gestützt den größten Aufgaben gewachsen sein würde. Sie besitzt Fabriken in Berlin, wo jetzt nur noch Meßinstrumente und Erzeugnisse der Feinmechanik hergestellt werden, in Charlottenburg, wo der Maschinenbau konzentriert ist, in Wien, wo ebenfalls eine Vereinigung mit den Österreichischen Schuckertwerken bevorsteht. In Westend bei Berlin und in Leopoldau bei Wien sind Kabelfabriken angelegt, ersteres mit einem eigenen Drahtwalzwerk vereinigt. Eine Gummifabrik und eine Messinggießerei wurden neuerdings angelegt, um die Fabrik unabhängiger zu machen. Für die neuen Betriebserweiterungen und den ganzen Betrieb des Berliner Werkes, das schon längst wieder unter den unzulänglichen Räumen litt, sind große moderne Fabrikgebäude mit Eisenbahn- und Wasserverbindung am Nonnendamm bei Westend errichtet, so daß von 1905 an alle Berliner Unternehmungen einander benachbart liegen.

Die Vereinigung mit den Schuckertwerken wurde so vollzogen, daß beide Gesellschaften Fabriken und Anlagen im Werte von je 45—50 Millionen in die neu begründete Gesellschaft „Siemens-Schuckertwerke" einbrachten, die nunmehr ebenfalls ein Aktienkapital von 100 Millionen verkörpert. Auch andere Unternehmungen sind mit eigenem Geschäftsbetrieb und eigener Verwaltung abgesondert worden. So wurde mit

dem zunehmenden Absatz elektrotechnischer Artikel für Marinezwecke, besonders für Kriegs- und Handelsdampfer, die „Hanseatische Elektrizitäts-Gesellschaft Siemens und Halske“ begründet. Um den Wettbewerb und die Preisschleuderei auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie einzuschränken, wurde ferner im Verein mit der Allg. Elektrizitätsgesellschaft die „Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ begründet. Alles in allem mögen die in den Siemens- und Schuckertwerken vereinigten und mit ihnen in naher Beziehung stehenden Unternehmungen ein Kapital von 200 Millionen M. verkörpern, eine Finanzmacht, die trotz der äußeren Form einer Aktiengesellschaft doch in wenigen Händen vereinigt geblieben ist, da die Siemens-Aktien stets nur in beschränktem Maße in den öffentlichen Verkehr gelangt sind.

Die Arbeiterzahl der Siemens- und Halske-Aktiengesellschaft dürfte jetzt einschließlich der Beamten zwischen 12000—14000, je nach dem Umfang der Geschäfte, betragen. Die schwere wirtschaftliche Krise von 1901 wurde, wenn auch die Bestellungen sehr zurückgingen und die Dividende auf 4% sank, überwunden, ohne daß größere Arbeiterentlassungen notwendig wurden, und schon vom nächsten Jahre an stellte sich eine erneuerte Aufwärtsbewegung ein, die auch weiterhin angehalten hat.

Wilhelm Siemens und die Firma Siemens Brothers.

In der technischen Begabung und der Tatkraft das Ebenbild seines großen Bruders, ist **Wilhelm Siemens** in vielen Zügen seines Charakters das Gegenteil dessen gewesen, zu dem er in der Jugend bewundernd aufsah, um ihm später an Geist, Erfolg und Bedeutung ebenbürtig zu werden, wie selten zwei Brüder einander gewesen sind. Wilhelm oder, wie nach seiner Naturalisierung in England seine Freunde und seine Gattin ihn nannten, William wurde sieben Jahre später als Werner, im Jahre 1823, in Menzendorf geboren. Er war ein stilles, etwas verschlossenes, aber wo er auf Liebe und Verständnis traf, sehr anhängliches Kind und hat sich von diesen Charakterzügen vieles bis in sein Alter erhalten. Im übrigen war er ein Kind wie andere auch. „Er machte“, schreibt sein Biograph Will. Pole,*) der das Leben Wilhelms mit einer seltenen Gründlichkeit und Hingebung beschrieben hat, „er machte keine Zwerg-Windmühlen und ließ keine Modell-Boote schwimmen, er hat auch die Möbel nicht durch kindliche Schreinerkünste verdorben oder Uhren

*) Pole „Wilhelm Siemens“. Berlin 1890.

auseinander zu nehmen versucht, um sich zu überzeugen, wie das Ding eigentlich gehe; mit einem Worte, nichts ließ in dem Kinde ahnen, daß es einst der Mann sein würde, der einer der hervorragendsten Mechaniker in dem auf dem Gebiete der Mechanik am meisten vorgeschrittenen Lande der Welt geworden ist."

Über Wilhelms Ausbildung haben wir im vorigen Abschnitt einige Worte eingeschaltet und gehen hier sofort auf die Zeit über, als der kaum Zwanzigjährige von seinem Bruder nach England gesandt wurde, um einen Versuch zur Verwertung des Vergoldungspatentes zu machen, das Wernern kurz zuvor erteilt worden war. Wilhelm hatte sich in Magdeburg und Göttingen gute technische und naturwissenschaftliche Kenntnisse angeeignet, und es war sein sehnlicher Wunsch, England, das Land der Technik und Industrie, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. „Sollte die Spekulation", schrieb er von Hamburg aus an seinen Bruder, „dort mißlingen, so ist doch mein sehnlicher Wunsch, England gesehen zu haben, erfüllt." Aber schon in demselben Brief blickt seine Absicht, womöglich für später dauernde Engagements in England zu suchen, durch. Das Reisegeld nach dort hatte er bereits in Hamburg durch einen Licenzvertrag mit einem dortigen Fabrikanten sich erworben. Über seine ersten Tage auf englischem Boden pflegte Wilhelm in späteren Jahren selbst mit einer Mischung von Humor und Stolz zu erzählen.

Ein junger, kaum 20jähriger Göttinger Student, berichtete er, landete ich eines Tages im East-End von London. Allerdings nur mit ein paar Pfd. St. in der Tasche und ohne Freunde, wohl aber mit dem festen inneren Vertrauen auf den Wert unserer galvanischen Vergoldung. In der Hoffnung, ein Bureau für die Ausnutzung von Erfindungen anzutreffen, spazierte ich einmal Finsbury Pavement entlang und sah über einer Tür ein Firmenschild mit der Bezeichnung „Undertaker" (Unternehmer, Besorger, im Englischen Leichen- und Beerdigungsbesorger) in großen Buchstaben. Halt, dachte ich, das wird der lange gesuchte Ort sein, und ich trat hinein. Aber alsbald überzeugte mich der erste Blick, daß ich entschieden zu früh gekommen war, um hier bedient zu werden, und ich trat meinen Rückzug an. Aber keineswegs entmutigt, setzte ich meine Forschungsreise fort und fand endlich meinen Weg zum Patent-Office der Messrs-Poole und Carpmael, die mich nicht nur freundlich empfingen, sondern mir auch ein Empfehlungsschreiben an Mr. Elkington nach Birmingham mitgaben, das größte, damals auf dem Felde der Vergoldung, Versilberung u. dgl. bestehende Geschäft.

In der Tat war Elkington schon selber im Besitze mehrerer Verfahren für galvanische Metallüberzüge, wie dem Schwager Wilhelms, dem Professor der Chemie Himly in Göttingen, wohl bekannt war. Schon vor der Abreise Wilhelms schrieb Frau Himly an ihren Bruder Werner: „Du versprichst Dir viel von diesem Vergolden, doch ist es schon zu allgemein. So, meint Himly, dürfte Wilhelm sich nicht zu viel von großen Städten versprechen, wo die Menschen immer vor sind. So z. B. soll die Elkingtonsche Manier in London so sehr gut sein."

Um so größer war die Freude, als es Wilhelms Geschicklichkeit und Entschlossenheit gelang, dennoch einen verhältnismäßig großen Erfolg zu erzielen. Die Firma Elkington verhielt sich zuerst ablehnend, ja sie war sogar geneigt, Werners Erfindung als eine Patentverletzung ihrer eigenen, geschützten Methode zu betrachten. Wilhelm wußte sie indessen zu überzeugen, daß er nicht nur eine Veränderung, sondern auch eine unzweifelhafte Verbesserung mitbrachte, er nahm in England ein neues Patent auf sein Verfahren und kehrte im Juni 1843 mit einem Ertrag seiner Bemühungen von beinahe 1500 Lstr. nach Deutschland zurück. Die nächsten, nicht durchaus günstigen Folgen dieser Glückswendung sind bereits in der Biographie Werners erzählt, für Wilhelm hatte das Geschäft vor allem den Erfolg, daß er viel früher als beabsichtigt seine Stelle in der Gräflich-Stolbergschen Fabrik in Magdeburg aufgab und im Februar 1844 nach England zurückkehrte, um zunächst die Verwertung eines neuen, von den Brüdern konstruierten Regulators für Dampfmaschinen und eines Umdruckverfahrens, das von dritter Seite erfunden war, an dem sich die Brüder aber beteiligten, zu versuchen. Beides mißglückte, und Wilhelm, dem bei seiner ersten Reise das Glück so unerwartet gelächelt, lernte nun drei Jahre lang die Kehrseiten des Lebens kennen. Geldsorgen, drückende Verpflichtungen, demütigende Abweisungen, nichts blieb ihm erspart. Weder Licenzen und Verkäufe noch die Verwertung in eigenen Werkstätten — nichts wollte glücken, und enttäuscht und verbittert schrieb Wilhelm im Mai 1845 nach Hause: „Ich konnte es nicht länger mehr mit ansehen, wie meine Hoffnungen täglich mehr und mehr vereitelt wurden. Augenblicklich schäme ich mich fast zu sagen, daß ich mit dem anastatischen Druckverfahren etwas zu tun habe." Noch gedrückter klingt es aus einem späteren Briefe: „Ich bin jetzt vollständig mit mir darüber einig, diese eitle, qualvolle Lebensweise aufzugeben und eine wenn auch noch so bescheidene Stellung anzunehmen, wodurch ich mir die für meinen Lebensunterhalt nötigen Mittel verdienen kann."

So geschah es; bereits im Herbst 1845 finden wir Wilhelm als bescheidenen Eisenbahntechniker in Stellung, aber er bedurfte trotz des angestrengtesten Fleißes mehrerer Jahre, um seine drückendsten Schulden wieder los zu werden. Im Jahre 1847 siedelte er nach Manchester über, wo er u. a. für eine große Druckerei wertvolle Neuerungen auf dem Gebiete der galvanoplastischen Vervielfältigung einführte. Auch zahlreiche andere Erfindungen bekundeten in derselben Zeit Wilhelms nie rastendes Konstruktionstalent. Besonders zog ihn die Aufgabe an, die Wärme in Dampf- und ähnlichen Maschinen besser auszunutzen, als es bisher möglich war, und mehrere Patente auf Verbesserungen an Dampf- und Heißluftmotoren wurden schon damals genommen. Dennoch kam er zunächst auf keinen grünen Zweig, so daß er 1848, als Werner in Schleswig als Artillerieoffizier mit der Hafenverteidigung betraut war, sogar Zeit hatte, ihn dort aufzusuchen, und ihn mit den jüngeren Brüdern Friedrich und Karl, die ebenfalls nach Kiel geeilt waren, zu unterstützen. Das Zusammenleben in dieser politisch erregten Zeit hat vielleicht viel zu dem innigen Anschluß dieser vier Brüder an einander beigetragen: jedenfalls sind die späteren großen Erfolge der Firmen Siemens und Halske und Siemens Brothers stark von diesem treuen Zusammenstehen der vier Brüder beeinflußt, die ähnlich, wie einst die Brüder Rothschild, über die wirtschaftlichen und politischen Strömungen ihrer Zeit in verschiedenen Ländern sich stets auf dem laufenden erhielten.

Zunächst warf allerdings das spätere Glück noch keine Strahlen voraus, ja 1849 waren Wilhelm, Friedrich und Karl halb entschlossen, nach Kalifornien zu gehen, wo damals das Goldfieber um sich zu greifen begann. Werner redete nicht viel ab, überzeugt, daß das bei drei jungen Feuerköpfen doch nichts helfen würde. Er wies nur in seiner weitblickenden Art darauf hin, daß man wohl besser mit dem Vorsatz hinginge, kein Gold zu suchen, sondern zu machen. „Bier brauen, Branntwein brennen, Werkzeug machen usw. wird das beste Goldsuchen sein.“ Glücklicherweise wurde nichts aus dieser Idee, die Europa einige seiner besten Techniker und Kaufleute geraubt haben würde. Dagegen erhielt Wilhelm noch in demselben Jahre von der Firma Fox und Henderson in Birmingham, welche eine seiner Erfindungen verwenden wollten, eine feste Anstellung mit 400 Lstr. Gehalt und Gewinnbeteiligung, und auch Friedrich trat vorübergehend in dieselbe Fabrik ein. Jene Erfindung Wilhelms war eine der fruchtbarsten Neuerungen in der Technik, nämlich das sog. Regenerativ-Prinzip, welches entweichende Wärme irgend

welcher Maschinen oder Öfen aufzuspeichern und wieder zu verwerten gestattet und in hundert Gestalten auf den Gebieten der Hüttentechnik, Krafterzeugung, Glasindustrie und anderen zur Anwendung gekommen ist. Der Regenerativ-Apparat, den zwar schon vor Wilhelm Siemens der Engländer Stirling erfunden hatte, den er jedoch als Erster zu einer praktischen Bedeutung brachte, sollte ihm sowohl wie seinem Bruder Friedrich später reiche Früchte tragen, indessen waren dazu mancherlei Erfahrungen und Verbesserungen erforderlich, die das Ergebnis so lange hinauszögerten, daß Wilhelm inzwischen nicht ungern auf den Vorschlag Werners einging, dessen Fabrikate in England zu vertreten. Schon 1850 konnte zwischen den Brüdern ein fester Vertrag vereinbart werden, in dessen Erfüllung Wilhelm der Berliner Firma mehrere bedeutende Aufträge auf dem Felde der englischen Eisenbahntelegraphie verschaffte. Damit waren auch für ihn erhebliche Bezüge verbunden, und er konnte es, auf seine vielseitigen Kenntnisse und Arbeiten gestützt, jetzt endlich wagen, sich von den Verpflichtungen für eine einzelne Firma zu befreien und in London als Zivilingenieur selbständig zu machen. Damit, d. h. seit 1852 begann eigentlich seine glänzende Laufbahn als Techniker, die ihn mit fast allen Gebieten der Industrie in Verbindung treten und auf einigen unvergeßliche Verdienste erwerben ließ. Zugleich begann er jetzt, durch wertvolle Abhandlungen und Vorträge in den technischen und gelehrten Körperschaften Englands die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, was ihn nicht nur mit den hervorragendsten Vertretern der Technik und Naturwissenschaft in Berührung brachte, sondern ihm auch viele Ehrungen, z. B. im Jahre 1853 bereits die silberne Telford-Medaille der Gesellschaft englischer Zivilingenieure eintrug. Dagegen waren seine technischen Erfindungen auch jetzt noch nicht durchweg von Erfolg gekrönt. Gerade die Regenerativ-Dampfmaschine und die Heißluftmaschine, auf welche er so große Hoffnungen gesetzt, raubten ihm mehrere, mit unaufhörlichen Verbesserungen ausgefüllte Jahre und mußten zuletzt doch wegen praktisch unbesiegbarer Hindernisse aufgegeben werden. Um so besser bewährte sich eine von seinem Bruder Friedrich angegebene höchst einfache Verwertung des Regenerativprinzips für industrielle Öfen, die seit 1856 vielfach eingeführt ist und beiden Brüdern große Gewinne gebracht hat. Zur Sicherung der Stellung Wilhelms trug auch die Erfindung eines Wassermessers bei, der seit 1853 in England in vielen Städten eingeführt wurde und ihm bedeutende Einkünfte brachte. Auch begann in diesen Jahren schon die früher gekennzeichnete Tätigkeit Wilhelms und

Werners auf dem Gebiete der Kabelverlegung und Überwachung für die Rechnung englischer Unternehmer, und 1858 kam die Anlage der eigenen kleinen Fabrik hinzu, die Telegraphen-Material, besonders Isolatoren herstellte, Wilhelm aber von jetzt an Gelegenheit gab, seine Erfindungen in eigener Werkstatt ausführen zu lassen.

Diese Unternehmungen hätten vielleicht einem anderen befähigten und fleißigen Ingenieur als Lebensaufgabe und Grundlage des Wohlstandes genügt, für Wilhelm Siemens waren sie nur eine Stufe des weiteren Emporsteigens. Sein Unternehmungs- und Erfindungsgeist war schrankenlos, und dabei blieb ihm stets ausreichend Zeit, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen, Freunde von geistiger Bedeutung wie Semper und Bucher, Richard Wagner, Kinkel und andere Emigranten der 50er Jahre, um sich zu sammeln und Verbindungen mit bedeutenden Männern Englands anzuknüpfen. Die Freundschaft mit einem englischen Gelehrten, Prof. Gordon, hatte endlich im Jahre 1859 die Verheiratung Wilhelms mit Anna Gordon, der Schwester des Professors, im Gefolge. Bald darauf ersann er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Friedrich, der noch immer als treuer Gehilfe seiner Arbeiten in England weilte, eine Verbesserung des Regenerativofens, die sich als Regenerativ-Gasheizung in wenigen Jahren die Welt eroberte und für die beiden Brüder einen Riesenerfolg bedeutete. Dieser Gasofen verdrängte auf dem Gebiet der Glasindustrie und Metallurgie bald jede ältere Heizungsmethode und brachte soviel Vorteile mit sich, daß man bei seiner Einführung mit einer Brennstoffersparnis bis zu 50% rechnen konnte. Die Hitze zum Glas- oder Metallschmelzen ließ sich damit auf eine fast beliebige Höhe steigern, der nur die Haltbarkeit des Ofenmaterials selbst eine Schranke setzte. Von allen Seiten wurde diese Erfindung für eine der bedeutendsten ihres Zeitalters erklärt, sie wurde in allen Vereinen besprochen und trug besonders Wilhelm die Anerkennung der ganzen wissenschaftlichen und technischen Welt ein. Seine größte Freude war es aber, als der alte Faraday, der größte Vertreter der Naturwissenschaften in England, ihn aufforderte, ihm die wissenschaftliche Basis des neuen Verbrennungssystems persönlich zu erklären, und alsdann über die Erfindung einen seiner berühmten Vorträge in der Royal Institution hielt. Faraday fuhr mit Wilhelm zusammen nach Birmingham, um den Ofen zu besichtigen, und Wilhelm hat die zwei Tage, die er in Gesellschaft des greisen Gelehrten zubringen durfte, stets unter die schönsten seines Lebens gezählt. Binnen wenigen Jahren war ein ganzes technisches Bureau nur mit dem Entwurf

der Öfen für englische und festländische Glashütten und Eisen-, Kupfer- oder Bleihütten beschäftigt. Auch der Hochofenbetrieb machte sich das Regenerativprinzip für die Winderhitzung mit großem Vorteil zu eigen. Der wichtigste Fortschritt endlich war der 1866 mit Hilfe der französischen Hütteningenieure Martin gelungene Bau eines Ofens, in welchem Rohstahl niedergeschmolzen und zu Gußstahl veredelt, sowie aus alten Eisenabfällen feiner Stahl gewonnen werden konnte. Letzteres besonders rief eine wahre Umwälzung in der Stahlindustrie hervor und würde allein genügt haben, Wilhelm zum vielfachen Millionär zu machen, wenn er wie bei seinen früheren Erfindungen sich begnügt hätte, Licenzen auf die Benutzung oder Herstellung des Stahlofens gegen jährliche Abgaben zu erteilen. Aber diesmal erstrebte er, nicht zufrieden mit dem Guten, unbedingt das Beste und schritt selber zur Errichtung eines Muster-Stahlwerkes, welches infolge seiner kostspieligen Einrichtungen später, als die Stahlpreise unaufhaltsam sanken, einen großen Teil der Gewinne wieder verschlang.

Von dem großen Blick Wilhelms zeugt u. a. die Art, wie er seinen Stahl in die Praxis einzuführen wußte. Er verfiel auf den Gedanken, daß die Eisenbahnen einen ungeheuren Nutzen davon haben müßten, wenn sich die alten abgenutzten Schienen einschmelzen und zu neuen wieder auswalzen ließen. In Swansea verschaffte er sich eine Waggonladung alter Schienen der Great Western-Bahn und schmolz sie in seinem Stahlwerk in Birmingham zu Barren um. Diese sandte er in ein benachbartes Walzwerk und ließ Schienen nach dem Modell der genannten Bahn daraus anfertigen. Die Schienen sandte er alsdann unter Angabe ihrer Entstehungsart an die Eisenbahngesellschaft mit dem Ersuchen, sie zu prüfen. Der Erfolg war, der hervorragenden Qualität dieses Schienenstahls entsprechend, ein ungeheurer, das Verfahren, aus altem Eisen neuen Stahl von bester Beschaffenheit zu machen, wurde allgemein, und auf jedem Eisenwerk entstanden Siemens-Martin-Öfen zum Stahlschmelzen.

Es zeugt von einer gewaltigen Arbeitskraft, wenn der Leiter und Urheber aller dieser Unternehmungen, die fortlaufende Unterhandlungen, Entwürfe, Reisen, Gutachten, eine Riesenkorrespondenz zur Folge hatten, wenn er, der gleichzeitig als Teilnehmer und sehr tätiges Mitglied vieler gelehrter und praktischer Vereine zahlreichen Vorträgen und Reisen einen Teil seiner Zeit opfern mußte, daneben noch die Interessen seines Bruders Werner und ihres gemeinsamen Telegraphengeschäftes in vollem Umfange

wahrnehmen konnte. Die Überwachung der Kabelverlegungen, die von anderen englischen Unternehmern vollzogen wurden, beschäftigte ihn oft für Monate. Bruder Werner hatte schon 1857 eine bedeutende Kabelverlegung der Drahtseilfabrik von Newall & Comp. im Mittelländischen Meere als technischer Berater und leitender Elektriker mitgemacht. Auch ein anderes Mittelmeerkabel, welches dann durch das Rote Meer bis Aden verlängert wurde, wurde unter Siemensscher Kontrolle verlegt, und im Beisein beider Brüder ein neues Mittelmeerkabel von Malta über Tripolis nach Alexandrien. Endlich im Jahre 1863 schritten die Brüder zwischen Oran und Karthagena zu einer eigenen Kabelverlegung auf Rechnung der französischen Regierung, die sich auf diesem Wege durch Spanien mit Algier verbinden wollte. Diese Legung mißglückte allerdings und endete mit schweren persönlichen Verlusten für die Brüder. Sobald das 250 km lange Kabel in der Londoner Fabrik vollendet war, machten sich die Brüder, Werner von Petersburg, Wilhelm mit seiner Gattin von London, gleichzeitig auf den Weg und trafen kurz vor Neujahr in Madrid zusammen. Der Winter war im Süden so kalt, daß Werner auf der fünftägigen Reise von Petersburg nach Madrid kaum eine Zunahme der Temperatur bemerken konnte. Über Aranjuez und Valencia reisten sie nach Karthagena, wo das von England mit dem Kabel abgefertigte Schiff erst einige Tage später eintraf und wo es so kalt war, daß Frau Anna Siemens später behauptete, nur der Pelz, den ihr Schwager Werner aus Rußland mitgebracht, habe sie in Spanien — vor dem Erfrieren geschützt. An Bord des alten, für eine Kabellegung wenig geeigneten Schiffes setzte man dann nach Oran an der algerischen Küste über und begann von hier aus das Kabel zu versenken. Die ganze Verlegung wurde eine fortlaufende Kette von Hindernissen und Unglücksfällen, die damit begannen, daß das für diese bedeutenden Meerestiefen zu leicht angefertigte Kabel brach, und damit endeten, daß ein Sturm und eine Wasserhose das Schiff dem Untergange nahe brachten, und die Teilnehmer mit Mühe das nackte Leben retteten. Mehrere nachfolgende Versuche, ein neues Kabel zu verlegen, scheiterten an der schwierigen Beschaffenheit der Uferstrecken, wo die Meerestiefe ganz steil um einige tausend Meter sank. Die Firma geriet dann in einen langwierigen Prozeß mit der französischen Regierung, den erst der Krieg von 1870 beendigte.

Das Jahr war für die Häuser in Berlin und London ein verlorenes, und Wilhelm äußerte sich am Ende desselben gegen seinen Bruder in sehr begreiflichen Klagen und Selbstvorwürfen. Werner aber wußte, wie

immer, zu trösten: „Du hast recht, das vorige Jahr hat harte Schläge gegeben, aber sie waren erträglich und haben, was die Hauptsache ist, deinen Mut und deine Tatkraft nicht geschwächt. Ist das aber nicht der Fall, so sind die materiellen Verluste untergeordneter Bedeutung.“ Sie blieben in der Tat von untergeordneter Bedeutung. Schon die nächsten Jahre sahen ein neues, kräftiges Aufblühen nicht nur des gemeinsamen Hauses, sondern auch der Privatunternehmungen Wilhelms, und in den sechziger Jahren finden wir ihn in allen Teilen Europas, hier beschäftigt, Telegraphenleitungen anzulegen, dort Kabel zu überwachen, hier Eisen- und Glashütten einzurichten. Ebenso hatte Friedrich in England starke Beschäftigung mit der Einführung des Regenerativofens, während Werner in Deutschland und Frankreich, Karl in Rußland ihre großen Pläne und Unternehmungen weiter verfolgten, der von der Landwirtschaft zur Technik übergegangene Hans Siemens in Dresden eine große Glashütte mit den neuen von seinen Brüdern erfundenen Schmelzöfen betrieb und der junge Walter im Kaukasus das früher erwähnte Kupferbergwerk einrichtete. Besonders als im Jahre 1869 der Bau der Indo-Europäischen Telegraphenlinie die Ingenieure der Firma in England und Preußen, in Rußland und Persien, im Kaukasus und Indien gleichzeitig beschäftigte, war wohl in ganz Europa kein zweites Haus, dessen Unternehmungen so viele Länder und Gegenstände gleichzeitig umspannten. Der schwierigste Teil der Arbeit war auch hier wieder die von Wilhelm ausgeführte Kabelverlegung im Schwarzen Meere. Wilhelm machte auch diese Reise in Gemeinschaft seiner Gattin über Wien, Budapest und Konstantinopel, und das Kabel wurde auch trotz der sehr ungünstigen Ufer- und Grundverhältnisse an der kaukasischen Küstenstrecke des Schwarzen Meeres glücklich verlegt. Aber nach wenigen Monaten bereits wurden durch ein Erdbeben große Teile des Kabels verschüttet und zerrissen und dadurch eine Neuverlegung der Linie auf dem Landwege durch den Kaukasus notwendig. Die Reiselust, der häufige Ortswechsel, ja das Bedürfnis, öfter einmal Europa von einem Ende bis zum anderen zu durchfliegen, scheint übrigens allen Brüdern gemeinsam gewesen zu sein, und so fanden denn ihre gelegentlichen Zusammenkünfte keineswegs immer in Berlin oder London, sondern ebenso häufig in Paris, Wien oder an anderen Punkten statt. Bei einer derartigen Gelegenheit, als Wilhelm mit seiner Gattin von einer italienischen Reise über Wien und Dresden zurückkehrte, trafen nach der Erzählung seines Biographen Pole in Berlin fünf Brüder, nämlich Werner, Wilhelm, Friedrich, Karl und Walter,



Wilhelm Siemens.

zusammen, und die großartigen Pläne, die bei dieser Zusammenkunft zu Tage traten, waren nach der Aussage eines Augenzeugen erstaunlich anzuhören. Bald danach, im Jahre 1867, starb Hans Siemens in Dresden, und Friedrich übernahm sofort die dortige Glashütte, um sie durch seine Unternehmungslust und sein Erfindungstalent zu dem weltberühmten Musterinstitut für Glasindustrie zu machen, als welche sie heute bekannt ist. Friedrich Siemens ist am 26. Mai 1904 als einer der angesehensten unter den deutschen Großindustriellen gestorben.

Die Hauptunternehmungen Wilhelms um das Jahr 1870 waren sein großes Stahlwerk in Landore, welches u. a. viel Stahl für den

englischen Kriegsschiffbau geliefert hat, und das Telegraphenwerk in Charlton bei Woolwich, welches 1862 gegründet worden war und sich inzwischen mächtig entwickelt hatte. Die Fabrik lag sehr günstig an der Themse, was besonders für die Kabelfabrikation wichtig war, insofern die Kabel sofort aus den Werkstätten in die Seedampfer verladen werden konnten. In späteren Jahren wurden dort auch die neueren Zweige der Elektrotechnik, Beleuchtung, Kraftübertragung u. dgl. gepflegt. Das Werk beschäftigte 2000 bis 3000 Arbeiter, und allein das Kabel-Departement war in der Lage, bis 100 Kilometer Unterseekabel täglich herzustellen. Wilhelm selbst hatte dieser Fabrik zuliebe bereits seinen Wohnsitz von dem ländlichen Twickenham nach London verlegt, womit das häufige Reisen für ihn noch mehr als früher eine Notwendigkeit wurde, um seiner aufreibenden Alltagsarbeit als Gegengewicht zu dienen. Auf dem höchsten Punkte von West-London, dem Campden Hill, stand in den Jahren 1862 bis 1870 sein gastliches Haus als Mittelpunkt eines gelehrten und glänzenden Kreises von Freunden und Verehrern. Von 1870 bis zu seinem Tode bewohnte er eine schöne Villa am Kensington-Park, welche durch ein Gewächshaus mit einem zweiten ähnlichen Hause verbunden war, welches sein Bruder Karl damals bewohnte. Karl war nach dem Tode seiner Frau von Petersburg nach Deutschland und dann auf die Bitte Wilhelms nach England übergesiedelt, um hier den verlassenen Posten seines Bruders Friedrich einzunehmen, oder doch durch Übernahme der geschäftlichen Leitung von Siemens Brothers Wilhelm soweit zu entlasten, daß er sich seinen vorwiegend wissenschaftlichen Neigungen mit größerer Muße hingeben konnte. Wilhelm erwarb außerdem in seinen letzten Lebensjahren noch das schön gelegene Landgut Sherwood, dessen er sich leider nicht mehr lange erfreuen sollte. Von seiner Arbeitslast und -kraft in diesen Jahren gibt folgende Schilderung einen Begriff, die von einem seiner Mitarbeiter stammt.

„Sein Sekretär", heißt es da, „war fast jeden Wochentag um 9 Uhr Morgens bei ihm; da gab es zunächst Arbeiten für wissenschaftliche Vereine zu erledigen, dann waren Korrekturen von Auszügen der Institution of Civil-Engineers zu lesen, Briefe und Ansichten über wissenschaftliche Gegenstände, neue Erfindungen usw. zu diktieren. Darauf folgte der Spaziergang durch die verschiedenen Parks fast im Laufschritte bis nach Westminster; da gab es wiederum Geschäfte für die Landore Siemens Steel Co. und Siemens Brothers, dann Arbeiten in Verbindung mit seinen Öfen und metallurgischen Verfahren, dann wurden Besucher und

Auskunft Suchende vorgelassen. Nachmittags nahm er an Vorstands- oder Direktoren-Sitzungen seiner Vereine und Gesellschaften teil, und die Abende wurden in wissenschaftlichen Vereinen zugebracht. Das gibt eine schwache Idee von der Art und Weise, wie Sir William Siemens seine Wochen, Monate und Jahre verbrachte. Wenn ein Mann in dem kurzen Zeitraum einer Stunde so verschiedene Gegenstände wie z. B. die der Telegraphie und Metallurgie zu behandeln, wenn er in diesem



Friedrich Siemens.

Augenblick Arbeiter und Löhne, im nächsten Licenzen oder Patentschriften von Erfindungen in Erwägung zu ziehen hat, wenn stets ein halbes Dutzend Personen im Vorzimmer zu gleicher Zeit auf ihn warten, von denen jede denkt, daß ihre eigene Angelegenheit die wichtigste ist — dann muß es fürwahr wunder nehmen, daß er solange imstande war zu arbeiten."

Nun, Siemens hatte nicht nur Zeit zu arbeiten, sondern auch zu reisen, zu leben und in weitestem Maße der Geselligkeit und Gastfreiheit zu huldigen, die ihm mehr und mehr zum Bedürfnis ward. So gab er z. B., als 1879 in London die „Internationale Telegraphen-Konferenz" abgehalten wurde, deren Mitglieder natürlich auch die Siemensschen

Kabelwerke zu Charlton besichtigten, dieser ganzen Gesellschaft und gleichzeitig den Spitzen der Londoner Welt ein glänzendes Gartenfest auf seinem Landsitze Sherwood. Ein Extrazug der Südost-Bahn beförderte die 200 Gäste hin und zurück, und das Siemenssche Ehepaar hatte die Freude, für einen Abend nicht nur die meisten technischen Berühmtheiten von Europa, sondern auch die bedeutendsten Vertreter der englischen Wissenschaft, Kunst und Politik bei sich zu Gast zu sehen. Es war eine selbst für London seltene Vereinigung von bedeutenden und glänzend aufgenommenen Gästen. Aber die Haupterholung des unermüdlichen Mannes blieben stets seine großen, alljährlich wiederholten Reisen. Sah er in dem einen Jahre die Ufer des Mittelmeeres, Spanien, Ägypten, Konstantinopel oder das Schwarze Meer, so fesselten ihn im nächsten Rhein und Mosel, Wien, Prag oder Schottland. In den Alpen erstieg er den Montblanc, in den Vereinigten Staaten besichtigte er die Niagarafälle und sprach als Erster die Vermutung aus, daß einst ein großer Teil dieser ungebändigten Naturkraft auf elektrischem Wege dem Menschen dienstbar gemacht werden würde. Damals, vor dreißig Jahren, gab es in den gelehrtesten Gesellschaften nur ein Lächeln des Unglaubens für diese Behauptung, die heute durch die Gewinnung von 200000 Pferdekräften aus den Niagarafällen so glänzend gerechtfertigt ist.

Die Hauptunternehmungen der Firma Siemens Brothers waren zwischen 1870 und 1880 eine Reihe großer Kabelverlegungen im Atlantischen Ozean. Wir wissen, daß die Brüder gerade auf diesem Gebiete schweres Lehrgeld hatten bezahlen müssen. Die beiden ersten Kabel, die in Charlton angefertigt und von Wilhelm im Mittelländischen und Schwarzen Meere verlegt waren, waren verloren gegangen, und schließlich bewirkte die Abneigung Halskes gegen derartige kostspielige und wagehalsige Unternehmungen die Loslösung des Zweiggeschäftes in London von dem Mutterhause, was freilich die Eintracht und die ständige Verbindung der Brüder selbst nicht in Mitleidenschaft zu ziehen vermochte. Werner widmete seine persönliche Kraft nach wie vor dem alten Geschäft in Berlin, blieb aber an den Unternehmungen der Häuser in London und Petersburg stets beteiligt. Er nennt die Periode dieser ersten mißglückten Kabellegungen ihre „eigentlichen Lehrjahre für derartige Unternehmungen. Statt des gehofften Gewinnes haben sie uns viel Sorgen, persönliche Gefahren und große Verluste gebracht, aber sie haben uns den Weg geebnet für die Erfolge, die unsere Londoner Firma später bei ihren großen und glücklich durchgeführten Kabelunternehmungen gehabt hat“.

Diese großen Unternehmungen aber sollten nicht lange auf sich warten lassen. Nachdem einige Kabel zwischen England und Kanada mit Erfolg, wenn auch wegen ihrer mangelhaften Isolierung von beschränkter Lebensdauer, verlegt worden waren, bildete sich 1873 unter Wilhelm Siemens und dem General von Chauvin, dem früheren preußischen Telegraphendirektor, eine Gesellschaft zum Zweck der Verlegung eines direkten Kabels von Irland nach den Vereinigten Staaten. Da die bisherigen Kabel alle in der Hand einer englischen Gesellschaft vereinigt waren, so wurde dieser Versuch, den „Kabelring“ zu durchbrechen, in England natürlich mißgünstig betrachtet, und Siemens fand für seinen Plan nicht nur kein Geld, sondern man brachte auch die einzige Fabrik, die damals gute gereinigte Guttapercha zur Isolation liefern konnte, dahin, dem Siemensschen Kabelwerk ihr Produkt zu sperren. Werner und Wilhelm ließen sich dadurch nicht im geringsten stören. Sie legten alsbald eine eigene Guttaperchafabrik an und brachten das Kapital der neuen Kabelgesellschaft — 26 Millionen M. — mit Leichtigkeit auf dem Festlande zusammen. Dann machte Wilhelm, dessen großartiges Konstruktionstalent jeder Aufgabe gewachsen war, sich an den Bau eines neuen großen Dampfers, der in seiner Einrichtung lediglich auf das Verlegen von Meereskabeln berechnet war und sich länger als 20 Jahre bewährt hat. Bisher hatte man zu diesem Geschäft meist große Transportdampfer, anfänglich den berühmten Great Eastern, gemietet, aber Werner und Wilhelm hatten im Mittelländischen Meere mit einem ungeeigneten Fahrzeug so schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie ihr erstes großes Kabel nur einem unzweifelhaft tüchtigen, eigenen Schiffe anvertrauen wollten. Wilhelm gab dem schönen und viel bewunderten Dampfer den Namen seines Freundes Faraday. Inzwischen war das Kabel selbst, von größerer Länge und besserer Isolation als irgend eins der bestehenden, fertiggestellt worden, und im August 1874 war der Dampfer zum Auslaufen bereit. Schon vorher hatte dasselbe Schiff die Küstenstrecke und die Landverbindungen auf der amerikanischen Seite hergestellt und sich dabei als vollkommen seetüchtiges, seinen Aufgaben gewachsenes Fahrzeug bewiesen. Bruder Karl, der inzwischen von Petersburg nach London übergesiedelt war, übernahm die Verlegung sowohl bei der ersten als bei der zweiten Ausfahrt selbst, und Werner blieb während derselben auf dem Ausgangspunkte der zu schaffenden Linie, an der irischen Küste, zurück. Die Legung ging gut von statten, man befand sich schon auf hoher See, als die fortlaufenden Depeschen des Schiffes den Zurückge-

bliebenen einen ganz geringfügigen Isolationsfehler verrieten. Man hätte ihn unberücksichtigt lassen können, doch der Ehrgeiz verlangte eine ganz tadellose Leitung, und so begann man das letzte Stück aus der Tiefe von 6000 Meter emporzuwinden. Mit Spannung verfolgten die Zurückgebliebenen das heikle Stück Arbeit am Galvanometer, dessen Zuckungen ihnen die Vorgänge auf dem Schiffe verrieten. Da — „plötzlich flog die Nadel unseres Galvanometers aus dem Gesichtsfelde — das Kabel war gebrochen! Gebrochen in einer Tiefe, aus der das Ende wieder aufzufischen ganz unmöglich erschien". Das war ein harter Schlag, um so härter, als man wußte, wie viel hämische Neider in England ihn laut und heimlich bejubelten. Zwei bange Tage vergingen in ununterbrochener Beobachtung des Galvanometers, denn Werner war überzeugt, daß sein Bruder nicht zurückkehren würde, ohne das Wiederauffischen des verlorenen Kabels wenigstens versucht zu haben. Eine Pause peinvollster Ungewißheit, die nur durch zeitweise Spiegelschwankungen am Apparat, wenn der Suchanker das Kabel berührte, nervös unterbrochen wurden. Dann aber, endlich, starke Spiegelschwankungen, offenbar durch Schiffsstrom, „die mit nicht enden wollendem Jubel des Stationspersonals begrüßt wurden. Das Unglaubliche war gelungen. Man hatte aus einer Tiefe, die die Höhe des Montblanc über dem Meeresspiegel übertraf, in einer einzigen Operation das Kabel gefunden und, was noch viel mehr sagen will, ungebrochen zu Tage gebracht . . . . Bruder Karl bekannte mir aber später, daß er während des ununterbrochenen Niederlassens des Suchankers, der sieben Stunden brauchte, um den Meeresgrund zu erreichen, doch die Hoffnung auf guten Erfolg schon verloren hatte."

Der „Faraday", das Siemenssche Kabelschiff, bekam später noch viel Arbeit. Sechs atlantische Untersee-Linien sind im ganzen durch Siemens Brothers verlegt worden, und sicherlich hatte an diesem Erfolg die peinliche Sorgfalt, mit welcher das erste Kabel angefertigt und versenkt wurde, den meisten Anteil. Sir William Thomson, die größte Autorität Englands auf elektrischem Gebiet, prüfte das erste direkte Kabel und bezeugte, daß es eine bisher unerreichte Isolation und Sprechfähigkeit besaß. Der englische Kabelring zögerte nicht lange, es anzukaufen, um der durch die neue Linie drohenden Konkurrenz zu entgehen, aber die Folge war nur, daß alsbald eine französische Gesellschaft ein neues Kabel bei Siemens Brothers bestellte. Als der Ring auch dieses ankaufte, ließ ein bekannter amerikanischer Großkapitalist und Eisenbahnmagnat, Jay Gould, bei Siemens zwei gleichzeitig zu verlegende Kabel herstellen,

und zwar gab er diese Bestellung bei Wilhelm Siemens durch ein Telegramm auf, wie man wohl einen Anzug oder ein Gericht Fische bestellt. Als Siemens dem bekannten Eisenbahnkönig — es war im Jahre 1881 — einen bevollmächtigten Geschäftsführer zur Verhandlung und zum Kontraktabschluß nach Amerika senden wollte, erklärte Gould das für ganz überflüssig, da er volles Vertrauen in die Firma setze, und wies gleichzeitig in London eine Anzahlung für Siemens Brothers an, welche jedes Bedenken verscheuchte. Werner schreibt dazu: „Es war dies um so bemerkenswerter, als Mr. Gould als sehr vorsichtiger und scharfer Geschäftsmann in Amerika bekannt war und es sich hier um viele Millionen handelte. Jedenfalls hatte er aber richtig spekuliert, denn sein unbeschränktes Vertrauen nötigte meine Brüder zur Stellung möglichst günstiger Bedingungen und zur besten Ausführung." Der Ring verschlang binnen kurzem auch diese Kabel, und das war völlig im Interesse der Brüder Siemens, bei denen schon 1884 von zwei Amerikanern wiederum zwei neue Kabel zwischen England und New York bestellt wurden.

Übrigens brachte auch diese spätere Periode der Kabelverlegungen nicht ausschließlich Gewinne und Sonnenschein. Besonders das 1874 unternommene südamerikanische Küstenkabel brachte viele Aufregungen und große Verluste mit sich. Es war von der „Brasilianischen und La Plata Tel. Ges." bestellt, sollte zwischen Rio-Janeiro und der Küste von Uruguay verlegt werden und war einschließlich einiger Landstrecken beinahe 2000 km lang. Der Dampfer „Gomos" wurde mit einem Teil des Kabels zuerst ausgesandt und verlegte ungefähr die Hälfte davon, strandete aber dann während einer stürmischen Nacht bei Rio Grande do Sul und wurde vollständig zum Wrack, wobei 200 Seemeilen Kabel verloren gingen. Da der „Faraday" damals mit der Verlegung des transatlantischen Kabels beschäftigt war, mietete die Firma den Frachtdampfer „La Plata", der im November 1874 mit beinahe 2000 Seemeilen Kabel und 75 Personen an Bord nach Südamerika abging. Nach drei Tagen scheiterte das Schiff in der Bai von Biscaya, wobei von der ganzen Besatzung nur 17 Menschen gerettet wurden. Wilhelm nahm sich diesen Unglücksfall sehr zu Herzen, besonders da die vielen Neider des Geschäfts in England alsbald Gerüchte ausstreuten, als hätten die Unternehmer durch die Entsendung eines alten und untüchtigen Schiffes das Unglück selbst provoziert, um an der Versicherung zu gewinnen. Die Brüder veranlaßten sofort eine gerichtliche Untersuchung auf Grund der Zeugenaussagen der Schiffsreeder, der Sachverständigen und der Überlebenden beim Schiffbruch, und sie

gingen aus den Verhandlungen glänzend gerechtfertigt hervor. Ja es wurde bewiesen, daß sie in der Vorsorge für das Wohl und die Sicherheit der Besatzung noch über das vorgeschriebene Maß hinausgegangen waren. Trotzdem, und obwohl er die Hinterbliebenen der Verunglückten reichlich unterstützte, ließ sich Wilhelm, den die Sache nebst Karl am nächsten anging, diesen Unglücksfall doch übermäßig zu Herzen gehen. Er alterte seitdem, wie sein Biograph schreibt, zusehends, und die Nachwirkungen jenes Ereignisses waren an ihm noch lange bemerkbar. Ja es ist fraglich, ob er später seine alte Heiterkeit und Lebhaftigkeit je wieder gewonnen hat. Das Brasilianische Kabel wurde erst im nächsten Jahre mit Hilfe einer dritten Schiffsexpedition glücklich vollendet.

Längst nicht mehr darauf angewiesen, um der Vergrößerung seines Einkommens willen zu arbeiten, ließ sich Wilhelm in seinen letzten Lebensjahren, besonders seit 1879 oder 1880, mehr von rein wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben, als von den Anforderungen seiner Unternehmungen beschäftigen. Gleich seinem Bruder Werner hatte er, obwohl kinderlos, es verstanden, sich tüchtige Helfer heranzubilden, so daß er nach und nach die Fabriken und Bureaus jüngeren Kräften überlassen konnte. Das Kabelwerk wurde überdies schon 1880 in eine Aktiengesellschaft verwandelt, der die Brüder allerdings als Hauptteilhaber angehörten. Wilhelm selbst fuhr indessen fort, der Technik neue Gebiete zu erschließen, wobei ihm oftmals die von seinem Bruder in Berlin und dessen Helfern gemachten Erfindungen als Ausgangspunkt dienten. Die elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung, die elektrische Eisenbahn, der elektrische Schmelzofen u. a. Neuerungen erfuhren durch ihn eine ausgiebige Befruchtung, und der Fabrik in Charlton, die sich jetzt mit dem Bau von Dynamomaschinen und elektrischen Lichtanlagen beschäftigte, wurden dadurch zahlreiche Aufträge zugeführt. Ja noch kurz vor seinem Tode, im Herbst 1883, war Wilhelm bei der Einweihung der ersten öffentlichen elektrischen Eisenbahn des Königreiches zugegen, die nach seinen Plänen bei Portrush im Norden von Irland ausgeführt worden war.

In seinen letzten Lebensjahren häuften sich auf Wilhelm alle Ehren, die sein neues Vaterland überhaupt zu vergeben hatte. Es gab kaum einen angesehenen Verein auf naturwissenschaftlichem Gebiet, dem er nicht in hervorragender Stellung, vielen gleichzeitig als Vorsitzender angehört hätte. Die Doktorwürde trug er längst, mit allen möglichen Medaillen und Orden war er ausgestattet, und endlich erhob ihn die Königin von England im Jahre 1883 in den Ritterstand.

Seiner Reiselust blieb Wilhelm, fast stets in Gesellschaft seiner Gattin, bis zuletzt treu. So finden wir ihn im Jahre 1880 im Frühling in Neapel, im Sommer in Düsseldorf und im Herbst in Goslar auf einem der großen Familientage, welche die Siemens alle fünf Jahre einmal abzuhalten pflegten, um das starke Zusammengehörigkeitsgefühl ihrer Familie zu erhalten und zu stärken. Im nächsten Jahre reiste Wilhelm nach Cannes, Marseille und endlich nach Algier; das Jahr 1882 brachte verschiedene Reisen nach Irland und Schottland. In seinem letzten Lebensjahre gehörte Wilhelm, ebenso wie Werner Siemens, zu den angesehensten Besuchern der Elektrizitätsausstellung zu Wien, wo kein Name häufiger als der ihrige genannt wurde. Am 1. November trat Wilhelm die Heimreise an, wenige Tage später tat er in London beim Ausgehen einen Fall, der ein seit längerer Zeit bestehendes Herzleiden zum akuten Ausbruch gebracht zu haben scheint. Er verließ zwar noch einige Male das Haus und erledigte zahlreiche Briefe geschäftlicher und persönlicher Natur, aber es entwickelte sich rasch eine gefährliche Krankheit, die nach zwei Wochen, am 19. November 1883, sein arbeitsreiches Leben zum Abschluß brachte. Die Teilnahme der ganzen Welt begleitete seinen für die Wissenschaft und Technik viel zu frühen Tod. Seinem Bruder Werner und seiner Witwe gingen aus allen Ländern Europas Beileidskundgebungen zu, England ehrte die Verdienste seines großen Adoptivsohnes durch eine Leichenfeier in der Westminsterabtei und ein zu seinem Andenken daselbst angebrachtes Glasfenster.

Das Privatvermögen Wilhelms, über das er in seinem Testament verfügte, wurde auf 7 bis 8 Millionen Mark abgeschätzt, aber es bildet nur einen geringen Bruchteil des reichen Lohnes, den seine Arbeit ihm eingebracht hatte. Er hatte nie sparsam gelebt, hatte sicherlich mehr Millionen verausgabt als hinterlassen. Von einem seiner Freunde wurde behauptet, er habe drei Vermögen erworben; eins davon habe er verloren, eins verschenkt und eins behalten. Wilhelm hatte sich in der Tat stets durch Freigebigkeit und Großherzigkeit ausgezeichnet, die Zahl der von ihm gemachten oder unterstützten Stiftungen war eine sehr große, er kargte nie, weder für sich selbst noch für andere. Seine Wohnsitze gaben stets ein Bild des Wohlstandes, ja des Überflusses, nie aber des zur Schau getragenen Luxus. Wohl waren seine Häuser mit den feinsten Kunstwerken geschmückt, Gemälde, Skulpturen, Altertümer zierten seine Räume, doch ging er nie über den Rahmen des guten Geschmacks hinaus, wie auch die von ihm, besonders in Sherwood, veranstalteten Feste stets

mehr den Anstrich feingeistiger Zusammenkünfte, als luxuriöser Gesellschaften hatten.

Sein persönliches Wesen umfaßte alles, was man unter Liebenswürdigkeit im besten Sinne versteht. Von ganzem Herzen, wie bei der Arbeit, war er auch bei der Erholung. Im Theater war er der Aufmerksamste, und im Lustspiel „leuchtete sein Gesicht fast vor kindlichem Vergnügen“. Er hatte nichts von Blasiertheit, von Steifheit oder Vornehmheit und würde der heutigen Begriffe von Korrektheit und Würde gespottet haben, die es für guten Ton halten, über nichts Erstaunen, Freude oder Betrübnis zu zeigen. Einer seiner besten Freunde schilderte ihn mit folgenden Worten: „Im Privatleben war Sir William mit seinem lebhaften hellen Verstande, der stets wußte und bemüht war, seiner Umgebung Aufmerksamkeiten und Vergnügen zu bereiten, ein höchst liebenswürdiger Mann, ausnehmend uneigennützig und stets voll Teilnahme und Sorge für andere.“ Und von Werner Siemens wird berichtet, daß er am Grabe des acht Jahre jüngeren und trotzdem über zehn Jahre vor ihm gestorbenen Bruders in die Worte ausbrach: „Ein so volles Leben! Ein so schöner Tod! Und eine solche Anerkennung! — Ich könnte ihn beneiden . . .“

Georg v. Siemens und die Deutsche Bank in Berlin.

Wir haben im Verlaufe der Entwickelung des Hauses Siemens und Halske eines jungen Verwandten von Werner Siemens Erwähnung getan, den der berühmte Techniker im Jahre 1869 nach Persien sandte, um dort im Interesse des indischen Überlandtelegraphen zu arbeiten. Dieser junge Mann, damals gerade 30 Jahre alt und seiner Stellung nach preußischer Gerichtsassessor, war Georg Siemens, der später weltbekannt gewordene Leiter der Deutschen Bank in Berlin.

Georg Siemens entstammte einer begüterten und angesehenen Familie im Kreise Schweinitz, in deren Besitz das Rittergut Wendisch-Ahlsdorf war, und aus der sich schon mehrere Mitglieder im Verwaltungsfache ausgezeichnet hatten. Auch Georg ergriff diese Laufbahn. Er besuchte die Universitäten Heidelberg und Berlin und arbeitete dann mehrere Jahre beim Kreisgericht in Berlin; 1864 wurde er Gerichtsassessor. Daß er im Kreise der Verwandten, über deren treues Zusammenhalten früher gesprochen worden ist, für einen fähigen Kopf und energischen Charakter angesehen wurde, beweist seine Wahl zum Unterhändler mit der persischen Regierung über die anzulegende Telegraphenlinie. Wenn auch Werners

Bruder Walter der leitende Teil dieser Expedition war, so gingen ihm doch juristische und vermutlich auch Sprachkenntnisse ab, so daß er auf den jüngeren Vetter stark angewiesen war. Georg führte auch seinen Auftrag zur vollen Zufriedenheit seiner Vettern aus, es gelang ihm, einen günstigen Vertrag über die zu bauende Linie abzuschließen, und auch für ihn selbst war diese erste Reise in den Orient, wie er später mehrfach betont hat, von großer Bedeutung. Fast ein Jahr von Hause abwesend, lernte er Südrußland, Kleinasien, Mesopotamien und Persien kennen, ohne zu ahnen, daß er noch einmal in so nahe Beziehungen zu allen diesen Ländern kommen sollte. Aber die Reise vergrößerte seine Sprachkenntnisse, erweiterte seinen Blick und trug viel dazu bei, seiner späteren Tätigkeit die entscheidende Richtung zu geben.

Es wird die Aufgabe eines künftigen Biographen Georg Siemens' sein, die ersten Anfänge der Deutschen Bank und die Rolle des eben aus dem Orient zurückgekehrten Assessors Siemens bei ihrer Gründung genauer klar zu legen. Hier nur soviel, daß eben zur Zeit seiner Ankunft in Berlin der Plan einer Bank mit anderen als den bisher vertretenen Geschäftsgrundsätzen ernsthaft erwogen wurde, und daß sich die Blicke sogleich auf Siemens als einen ihrer zukünftigen Leiter richteten. Wir haben über die Tätigkeit der Banken und die Verzweigungen des Bankgeschäfts schon früher einige Angaben gemacht, die wir hier mit kurzen Worten ergänzen müssen, um die Rolle der Deutschen Bank richtig zu verstehen.

Noch immer war die Haupttätigkeit der meisten Banken das Aufbewahren oder die nutzbringende Verwendung der von ihren Kunden angelegten Beträge, das Giro- und Depositengeschäft, daneben das Beleihen (Lombardieren) von Werten oder Wertpapieren, der Ankauf oder die Diskontierung von Wechseln und ähnliche Geschäfte. Der Giroverkehr und in seinem Gefolge das Scheckwesen hatten besonders in England einen ungeheuren Umfang erreicht, seit die Banken zum Verkehr unter sich die Ausgleichstellen (Clearinghäuser) begründet hatten. Damit war ermöglicht, daß jeder Geschäftsfreund einer beliebigen Bank Akzepte oder Zahlungsanweisungen nicht nur mit den Depotinhabern derselben, sondern auch anderer Banken austauschte, das Geld als Zahlungsmittel trat im Großgeschäft immer mehr zurück gegenüber dem Scheck, der Bankanweisung, dem Wechsel. Dadurch wurden in den Tresors der Banken große Mittel flüssig, die zu anderen Geschäften, besonders Anleihen, sicheren Wechseln u. dgl. verwendet werden konnten. In Deutschland hat der Giroverkehr

weniger Umfang erreicht. Die Depositenkassen und Zettelbanken spielten hier eine verhältnismäßig größere Rolle. Die Zettel- oder Notenbanken, welche eigene Banknoten in Umlauf setzen dürfen, sind allerdings seit der Gründung des deutschen Reiches unter dem übermächtigen Wettbewerb der Reichsbank rasch auf wenige zusammengeschrumpft, die Depositenbanken dagegen haben einen ungeheuren Umfang angenommen und treiben heute neben ihrem eigentlichen Beruf nahezu alle Geschäfte, die überhaupt das Bankwesen berühren. Allerdings dürfen die Banken zu solchen Geschäften die sog. verschlossenen Depots gar nicht und die offenen und ihnen zur Verwaltung übergebenen, daher in der Regel verzinslichen Depositen nur mit Vorsicht heranziehen, um nicht die Grundlage ihres Bestehens, d. h. ihre jederzeitige Zahlungsfähigkeit zu gefährden. Endlich war früher auch schon von den sog. Mobiliarbanken die Rede, die nach dem Beispiel des Crédit mobilier in Frankreich, allenthalben zur Begründung von industriellen Unternehmungen aller Art, von Aktiengesellschaften, genug zu Geschäften gewagterer Art entstanden.

Auch in Deutschland waren Bankgründungen in großer Zahl vollzogen, doch fehlte es noch vollständig an Instituten, die in großzügiger Art die Interessen des heimischen Kapitals vertraten und ihre Geschäfte auch über die Grenzen der deutschen Länder ausdehnten. Als einzige Ausnahme wäre die 1853 durch den älteren Hansemann auf Aktien gegründete Diskontobank zu nennen, die sich sofort in größere Bergbau- und andere Unternehmungen verwickelte, aber gleich zu Anfang so große Einbußen erlitt, daß sie mehr abschreckend wirkte, als zur Nachahmung aufforderte. Und doch war ein Bedürfnis dieser Art vorhanden oder vielmehr es begann sich eben zu regen, sowie die gewerbliche Tätigkeit, die Großindustrie, das Eisenbahnwesen und der Handel sich zu rühren begannen. Der Krieg mit Österreich hatte Preußen als Großmacht bewiesen und ihm die Stellung an der Spitze von Deutschland gegeben. Die Industrie und der Handel hatten internationale Beziehungen angeknüpft, und wir wissen, daß die älteren Siemens auf diesem Wege unter den ersten waren. Auch Unternehmungen im großen Stil, Eisenbahnbauten, Telegraphenlinien, Kabellegungen, wurden häufiger, und der gesteigerte Geldbedarf für solche Zwecke machte ein Institut wünschenswert, das sich diesen und ähnlichen Aufgaben widmen könnte. Ob Werner Siemens oder seine Brüder bei der Gründung der Deutschen Bank irgendwie ihre Hand im Spiele hatten, ist uns nicht bekannt. Vielleicht war es Zufall, daß sich die Augen der mit diesen Plänen beschäftigten

Männer, neben anderen befähigten Leitern, auch auf Siemens richteten, und daß er zur Leitung der juristischen Arbeiten mit an die Spitze der neuen Bank berufen wurde. Seine bisherige gute Laufbahn, bedeutende Sprach- und Fachkenntnisse, die frisch aus dem Orient mitgebrachten Erfahrungen mochten dabei in die Wagschale fallen.

Da, als die Verhandlungen ihrem Abschluß nahe waren, brach der Krieg mit Frankreich aus, und Georg Siemens trat als Reserveoffizier wieder in die Armee ein. Als Premierleutnant im 4. Brandenburgischen Infanterieregiment rückte er aus. Im Januar 1871 machte er den denkwürdigen Marsch der Avantgarde der dritten Armee von Orleans nach Le Mans mit, als Kompagnieführer nahm er an dem Sturm auf Le Mans teil und erhielt die Auszeichnung durchs Eiserne Kreuz. Übrigens hatte Siemens auch die beiden vorhergegangenen Feldzüge mitgemacht.

Als er nach Berlin zurückkam, fand er sich unter den Leitern der inzwischen ins Leben gerufenen Bank, deren Ziele nunmehr, bei dem unvermeidlichen Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens im geeinigten Deutschland, größere und nähere geworden waren, als man vor dem Kriege annehmen konnte. In den Statuten der „Deutschen Bank“ wurde als Zweck ihres Bestehens hervorgehoben „der Betrieb von Bankgeschäften aller Art, insbesondere Förderung und Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den übrigen europäischen Ländern und überseeischen Märkten.“ Daran, an die Ausdehnung der Beziehungen einer Bank über die Landes- und Reichsgrenzen hinaus, hatte bisher in Deutschland noch keine Bank als solche gedacht. Natürlich machte man Geschäfte mit dem Ausland, aber das war Sache der Kaufleute, denen die Banken dabei wohl von Fall zu Fall erhebliche Dienste leisten konnten. Aber ausdrücklich eine Bank gründen, um Geschäfte mit dem Orient, der Neuen Welt, ja wer weiß wohin am Ende noch zu machen — das war denn doch noch nicht dagewesen. In Berliner Finanzkreisen, wo damals die Männer der alten Schule, die Bleichröder, Hansemann, Mendelssohn und Rothschild, die führende Stimme hatten, entstand viel Kopfschütteln, als die neue Bank, vorläufig mit dem bescheidenen Grundkapital von 15 Millionen Mark, ihre Tätigkeit begann, und man prophezeite einem Unternehmen, das neue und unerprobte Wege wandele, neben dem Geldgeschäft den Handel und die Unternehmertätigkeit pflegen wollte, ein rasches Ende. Aber die Gründer der Deutschen Bank wußten genau, was sie wollten, sie wußten, was die großen Mobiliar- und Gründungs-

banken in England und Frankreich, trotz vereinzelter Fehlgriffe und Übertreibungen geleistet hatten, und sie sahen voraus, daß das geeinigte Deutschland auch auf wirtschaftlichem Gebiet neue Wege würde einschlagen, neuer Hilfsmittel sich bedienen müssen. Der Zweifel hielt an, auch als die Deutsche Bank noch im gleichen Jahre zur Verdoppelung ihres Aktienkapitals schreiten mußte. Spottend wurde gemutmaßt, daß diese Kapitalserhöhung wohl mehr der Dekoration wegen, als aus innerem Bedürfnis geschehen sei, „selbst wenn es sich bewahrheiten sollte, daß die Bank bei den Rifpiraten, Kaffern und Schwarzfußindianern Kommanditen errichten wolle."

Inzwischen verfolgten die Leiter des Unternehmens ruhigen Blickes ihren Weg. Siemens nahm unter ihnen, ohne sich je vorzudrängen, ja gerade mit Hilfe seiner Zurückhaltung, seiner ruhigen Energie, seiner Gabe andere anzuhören, zu verstehen und zu benutzen, bald die führende Stellung ein. Seinen ersten großen, die Tätigkeitsrichtung der Bank kennzeichnenden Streich führte er gleich nach dem Kriege. Das Comptoir d'Escompte, die größte überseeische Bank Frankreichs, entließ nach dem Frieden sämtliche deutsche Angestellte ihrer wichtigen Filialen in China und Japan. Es war das ein aus dem verletzten Nationalgefühl des Unterlegenen verständlicher Schritt, der indessen dem französischen Institut vielleicht mehr als den betroffenen, großenteils sehr tüchtigen Beamten schadete. Siemens besann sich keinen Augenblick, diese im ostasiatischen Handelswesen erfahrenen Männer für die Deutsche Bank zu engagieren und errichtete gleichzeitig Zweigstellen in Schanghai und Yokohama. Bald wurde auch die deutsch-belgische La Plata-Bank, die in Montevideo und Buenos Aires Niederlassungen hatte, der Deutschen Bank angegliedert, die so mit der Zeit in den verschiedensten Ländern, wenngleich nicht „bei den Kaffern und Schwarzfußindianern", ihre Niederlassungen gewann.

So griff Siemens an seinem Teile gleich im Anfang fest zu, wo er eine Gelegenheit sah, das Programm des jungen Unternehmens mit Vorteil zu vertreten. Er war kein gelernter Kaufmann, er hatte nicht von der Pike auf gedient, keine Bücher liniiert und kopiert. Seine ersten Jahre an der Spitze der Bank waren gleichzeitig seine Lehrjahre, aber Lehrjahre, die ihn rasch zur Meisterschaft führten. Vielleicht war es gut, daß er mit freiem, weiten Blick, unbelastet mit dem Kleinkram der kaufmännischen Subalternlaufbahn, in das Geschäft eintrat. Für die innere Verwaltung gab es tüchtige Kräfte genug, und sein im Leben und in



Georg Siemens.

der Fremde geschärftes Verständnis für die Aufgaben der Welt- und Volkswirtschaft wog wohl einige Mängel im kleinen reichlich auf. Dabei war er als Kaufmann, wie später als Politiker ein strenger, nüchterner Realist, sein Blick auf das Große blendete ihn nie soweit, daß er nicht das Praktische und Erreichbare zuerst ins Auge gefaßt hätte.

Übrigens beschränkte sich die Bank keineswegs auf ihre ausländischen und überseeischen Beziehungen, sondern ihrem Programm treu, pflegte sie alle das Bankwesen irgend berührenden Geschäfte. Während unermüdlich neue Zweigstellen in Bremen, Hamburg, London, in Rußland, Italien, Spanien, in Nord- und Südamerika, in Vorder- und Hinterasien eingerichtet wurden, wandte man in der Heimat den hergebrachten Zweigen des Bankwesens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu, wie irgend eine der älteren Banken. Das Depositengeschäft pflegte Siemens sogar mit besonderem Interesse, weil er sich sagte, daß bei richtiger Benutzung der in den Depositen einer Bank zur Verfügung gestellten Mittel weit größere Ziele als mit dem bloßen Aktienkapital erreichbar waren. Von 4½ Millionen Mark im Jahre 1877 vermehrte sich das Depositenkapital der Deutschen Bank auf 138 Millionen im Jahre 1901, als Siemens die Leitung der Geschäfte aus der Hand legte. In derselben Zeit hatte sich auch das Aktienkapital auf 150 Millionen, das Zehnfache des anfänglichen Kapitals, gesteigert. Es sind oft Einwände dagegen erhoben, daß eine Bank das ihr zur Aufbewahrung, zum Schutz anvertraute Kapital zu ihren Geschäften heranzieht. Siemens selbst ist von Anfang an stets dafür eingetreten, sich der Depositen zu sicheren Bankgeschäften zu bedienen, und hat aus dieser seiner Ansicht nie ein Hehl gemacht. Tatsächlich sind die Bankdepots stets und überall in Zirkulation gesetzt worden, wo und wann es immer Banken und Leute gegeben hat, die ihnen Geld anvertrauten. Wenn von 1000 Leuten, die je 10000 M. bei einer Bank deponieren, erfahrungsmäßig nur der zehnte oder zwanzigste Teil dieser Summen zu gleicher Zeit beansprucht wird, so wäre es, volkswirtschaftlich betrachtet, eine unsinnige Verschwendung, die niemals verlangten neun Zehntel nutzlos in den Stahlkammern der Bank rosten zu lassen. Allerdings muß der Barvorrat stets beträchtlich größer sein, als der erfahrungsmäßige Durchschnitt der verlangten Summen, um bei einem plötzlichen Ansturm auf die Kassen, wie eine Krisis, schlechter Geschäftsgang und andere Ereignisse ihn zuweilen veranlassen, gerüstet zu sein. Andererseits halten aber die Banken auch immer einen größeren Posten rasch verwertbarer Effekten, Wechsel und dergleichen Papiere, die ein-

tretenden Falls leicht veräußert werden können, und dann pflegt ein durch irgend eine Panik erzeugter Sturm auf die Bankkassen niemals lange zu dauern, im Gegenteil sich alsbald zu beruhigen, wenn die ersten paar hundert Ängstlichen ihre Depots anstandslos zurückerhalten haben. Natürlich muß sich die Verwertung der Depositen in den Grenzen des durchaus sicheren Geschäftes halten, d. h. man wird damit wohl gute Wechsel diskontieren, sichere Anleihen machen, lombardieren usw., aber nicht ungewisse Gründungen und Spekulationen machen. So betrachtet, stellt sich die Großbank nur als ein Reservoir für die aus tausend Quellen fließenden, zur Zeit ihren Besitzern entbehrlichen Geldströme dar, worin die letzteren, ohne ihren Besitzern verloren zu gehen, einstweilen auf tausend Mühlenräder geleitet werden können, um in der Zwischenzeit Dienste zu verrichten, ohne die unser heutiges Gewerbe- und Handelsleben gar nicht mehr denkbar ist. Wenn eine Bank, die 150 Millionen Mark Aktienkapital hat, wie die Deutsche Bank, im Ein- und Ausgang einen täglichen Umsatz von beinahe derselben Höhe (125 Millionen im Jahre 1897) hat, so ist es begreiflich, daß sie Geschäfte dieses Umfangs nicht mit ihrem bloßen Aktienkapital machen kann, sondern ihre gesamten Mittel, Reserven, Wechsel, Depositen u. a. dazu heranziehen muß, nur immer dafür einstehend, daß bei den eingegangenen Geschäften genug verdient werde, um das Kapital angemessen zu verzinsen, und nicht mehr riskiert werde, als den Ansprüchen der Gläubiger, d. h. der Depotinhaber und Aktionäre gegenüber verantwortet werden kann.

Daß die Leiter der Deutschen Bank, wenn sie auch von Anfang an scharf ins Zeug gingen, diese Sicherheit im Auge behielten, zeigte sich, als nach den Gründerjahren eine noch nie erlebte Geschäftsdepression den heimischen Markt erschütterte und neben ungezählten Privatunternehmungen auch viele Banken zu Falle kamen. Die Deutsche Bank hielt sich, wenn auch ihr Geschäftsumfang in den Jahren der Krisis sich nicht vergrößerte, sie behielt das Vertrauen ihrer Kunden und Geschäftsfreunde, und Georg Siemens selbst wurde eben in dieser Zeit nicht nur in geschäftlichen, sondern auch schon in politischen Kreisen eine bekannte Persönlichkeit. Schon von 1873—1875 gehörte er dem Abgeordnetenhause an, 1874 wurde er auch in den Reichstag gewählt, was in jener Zeit weit mehr als heute eine hohe Auszeichnung bedeutete. Ohne ein eleganter Redner zu sein, machte er sich doch bald auch auf diesem Boden bemerkbar. Man hörte ihm gern zu, denn er sprach selten und nur wenn er es für notwendig hielt, dann aber sicher, markig und überzeugend. Die Volks-

vertreter wußten, daß sie, wenn Siemens sprach, vielleicht nicht immer etwas Angenehmes, sicher aber etwas Gescheites und etwas Neues hören würden, und sie strömten enger in den Saal, wenn sich der Direktor der Deutschen Bank zum Reden anschickte.

Sein Gebiet war die Finanzwissenschaft, der Handel und die Volkswirtschaft im allgemeinen, in der er große Kenntnisse und festbegründete Einsichten besaß. Ihm war auch die Gabe eigen, mit wenig Worten über einen strittigen Gegenstand mehr Licht zu verbreiten, als mancher andere mit langen Reden. „Was ist denn", rief er einst im Streit um die Goldwährung dem Abgeordneten Arendt, dem leidenschaftlichsten Anhänger des Silbers, zu, „was ist denn die Goldwährung? Die Goldwährung beruht nicht darauf, daß man einige Kronen in irgend einer Bank liegen hat. Die Goldwährung beruht darauf, daß alle Warenpreise festgesetzt werden auf der Parität des Goldes, daß alle Lohnkontrakte und alle Gehaltskontrakte abgeschlossen werden auf der Parität des Goldes. Dies ist so unabwendbar, daß ein Land, wenn das letzte Gold aus demselben herausgegangen ist, doch noch immer nach der Goldwährung rechnen muß. Die Frage ist nicht die, wieviel Kronen Sie in der Reichsbank haben, sondern die Frage ist die, welche Grundlage haben Sie für den Abschluß Ihrer Kontrakte, und wie arbeitet Ihre Industrie und namentlich auch, wie arbeitet Ihre Landwirtschaft, meine Herren! Und wenn Sie fleißig sind, so muß die Währung sich halten, und wenn Sie nicht fleißig sind, kann sie sich überhaupt nicht halten."

Die Landwirtschaft als solche hatte an Siemens stets einen eifrigen Förderer, die Landwirte aber, wenn sie sich auf die Staatsfürsorge anstatt auf die eigene Kraft beriefen und nach Schutzzöllen zur Hebung der einheimischen Preise schrieen, fanden in ihm einen scharfen, gefürchteten Gegner. Siemens war selbst Großgrundbesitzer, und als Landmann nicht minder erfolgreich wie als Kaufmann. Das ererbte Familiengut Wendisch-Ahlsdorf arrondierte er bis auf 10000 Morgen und richtete es zu einer Musterwirtschaft ein, in der sich jeder Agrarier, ob in Bezug auf Körnerbau oder Viehzucht, hätte Rats erholen können. Hier trieb er in großem Umfange Moorkultur, um Neuland zu erschließen, hier führte er die landwirtschaftlichen Maschinen ein und erprobte vom Neuen das Beste. Später erwarb er im Kreise Jüterbog das Rittergut Ronneidorf hinzu. Der Vorwurf, den die Agrarier so gern den liberalen Parteien machten, daß sie von der Landwirtschaft und ihren Bedürfnissen nichts verständen, konnte man gegen Siemens nicht erheben, er war

Landwirt und ein erfolgreicher Landwirt, und er sprach aus seiner Erfahrung heraus, wenn er der Landwirtschaft riet, sich durch einen modernen und intensiven Betrieb der Zeit anzupassen, aber nicht zu erwarten, daß die Zeit ihretwegen still stehen würde.

Dabei blieb er im Leben wie im Parlament stets von vornehmer Ruhe. Es überraschte ihn nie, die Zeit für neue Ideen noch nicht reif zu finden, aber er zweifelte so wenig an dem Sieg des volkswirtschaftlich Richtigen und Guten, daß er für die Rückschrittler (Philister pflegte er zu sagen) mehr Mitleid als Zorn hatte. So gewannen seine Reden oft den Stempel echt staatsmännischer Gelassenheit. Es kam ihm auch nicht darauf an, die Philister gelegentlich im eigenen Lager zu finden und mit seinem feinen Spott zu kennzeichnen, seine kraftgenialische Natur kehrte sich an keine Parteirücksichten, wenn die Partei gegen seine Grundsätze ging. So stellte er sich bei den Reichstagsdebatten über die geplante zentralafrikanische Bahn in schroffen Gegensatz zu seinen liberalen Parteifreunden. Mit großer Gelassenheit erklärte er: „Meine Herren, diese Bahn wird gebaut werden, früher oder später, weil sie eine Notwendigkeit ist. Vor 60 Jahren haben alle Leipziger Philister erklärt, daß eine Bahn von Leipzig nach Dresden unmöglich sei, und heute erklären andere Philister, daß diese Sache nicht gemacht werden könne. Diese Dinge werden alle gemacht werden."

Aber kehren wir zurück zum Hauptwerke seines Lebens, zur Deutschen Bank. Nur kurze Zeit blieben die Geschäfte unter dem Druck der Übergründungen nach den Kriegsjahren stehen, dann schritten sie rasch fort, so daß schon zu Beginn der 80er Jahre die Deutsche Bank in der ersten Reihe der Berliner Geldinstitute stand. Schon 1877 konnte Siemens bei der Emission der österreichischen Goldrente der sog. Rothschildgruppe Konkurrenz machen. Später war seine Bank stets unter den Häusern, mit welchen Preußen und das Reich die großen 3prozentigen Anleihen abschlossen, mit deren Hilfe die früheren zu höherem Zinsfuße aufgenommenen Staatsschulden abgetragen wurden. Ungefähr drei Milliarden sind vom Reiche und Preußen seit 1870 zu diesem niedrigen Zinssatze untergebracht, und neben den übrigen Mitgliedern des „Preußenkonsortiums", dem diese Anleihen in der Regel übergeben wurden, hat auch die Deutsche Bank großen Anteil an ihrer Unterbringung gehabt, die gar nicht leicht war, denn das Publikum war von den niedrig verzinsten Staatspapieren gar nicht sehr erbaut und versuchte mehr als einmal zu streiken, indem es Industriepapiere den unrentablen Anleihen vorzog. Die letzte große

Anleihe von 200 Millionen hat ihre besondere Geschichte, in die Siemens eng verwickelt war. Miquel wollte im Jahre 1899 den ihm günstig erscheinenden Zeitpunkt — das Kapital begann sich damals am Ende einer unvergleichlichen Hochkonjunktur langsam wieder vom Industriemarkte zurückzuziehen — benutzen, um eine große Anleihe, eben obige 200 Millionen zu 3% Zinsen, mit gutem Kurs unterzubringen. Das Preußenkonsortium, dem die bedeutendsten Berliner Banken angehörten, schien von den letzten Geschäften dieser Art noch gesättigt und hätte wohl kaum zu einem lohnenden Emissionskurs sich bereit finden lassen. Miquel bot die 200 Millionen der Seehandlung an, die vor mehr als 100 Jahren zur Belebung des Handels begründet, dem Staate oft als bequemes Werkzeug zur Ausführung von Finanzoperationen gedient hatte. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, das Unternehmen schien für die Seehandlung zu groß, und der Minister wurde ungeduldig. Eines Abends ließ er durch einen ihm befreundeten Bankier den Leiter der Deutschen Bank zu sich bitten. Siemens war gerade damals auf ein Jahr von den Geschäften beurlaubt, trotzdem scheint die Angelegenheit zwischen ihm und Miquel nach kurzem Verhandeln erledigt worden zu sein und zwar in einer für den Staat sehr günstigen Weise. Die Deutsche Bank übernahm die ganze Anleihe zu einem unerwartet hohen Emissionskurs. Siemens war niemals alleiniger oder nur bevorrechteter Leiter der Geschäfte, er war stets Direktor neben anderen Direktoren, von denen z. B. Steinthal 27 Jahre mit ihm zusammen am Ruder der Bank saß; er muß sich trotzdem stark als Herr der Situation und seiner Kollegen sehr sicher gefühlt haben, um ein so großes Geschäft unter Bedingungen zu machen, die das Preußenkonsortium nie eingegangen wäre. Er konnte auch wissen, daß die Leiter der übrigen Berliner Großbanken sein isoliertes Vorgehen mit geteilten Empfindungen begleiten würden, und er mußte sich an der Spitze sehr stark fühlen, um die Verantwortung für dies Geschäft auf sich zu nehmen. In der Tat soll eine Verstimmung zwischen der Deutschen und den übrigen Großbanken die Folge des selbstbewußten Vorgehens der ersteren gewesen sein, aber Siemens' Berechnung erwies sich im allgemeinen als richtig. Es war allerdings vorauszusehen, daß die Anleihe zu dem vereinbarten hohen Emissionskurs nicht gleich Abnehmer finden würde und daß man große Mittel darin auf längere Zeit festlegen mußte, aber Siemens wußte, daß eine Zeit des geschäftlichen Rückganges, der Gründungsmüdigkeit vor der Tür stand und daß sich das Privatkapital dann soliden Staatspapieren wieder zuwenden würde und müßte.

Mehr im Programm der Deutschen Bank liegend, aber Gegenstand häufiger und heftiger Angriffe waren die zahlreichen exotischen Anleihen, die sie vermittelt hat, und aus denen das Unternehmen als solches hohe Gewinne gezogen hat. Allerdings war es unvermeidlich, daß beim Börsenspiel mit solchen Papieren zuweilen Übertreibungen und Verluste vorkamen, aber für diese fühlte sich Siemens nicht verantwortlich und lehnte auch öffentlich eine solche Verantwortung energisch ab. „Was sind denn", rief er gelegentlich im Reichstage den Angreifern der Bankpolitik größeren Stils zu, „was sind denn die sogenannten Banken? Wir stehen nicht auf dem Standpunkt, den die konservative Partei uns zuweist, daß wir kleine Effektenhändler und Börsenjobber wären. Wir haben den Standpunkt immer für uns in Anspruch genommen und nehmen ihn weiter in Anspruch, daß wir eine Art Führer des Unternehmungsgeistes der Nation sein wollen."

Als Politiker aber war er der Ansicht, daß ein starker Besitz ausländischer Wertpapiere für einen großen Staat, der etwas auf dem Weltmarkte bedeuten will, eine unbedingte Notwendigkeit sei. Er, der in die finanz- und wirtschaftspolitischen Unterströmungen seines Zeitalters besser eingeweiht war, als die meisten Politiker und Staatsminister es sind, er kannte genau die Wahrheit des Wortes, daß Geld die Welt regiert, daß selbst die letzten Machtmittel der hohen Politik, Flinten, Säbel und Kanonen, stumpf und rostig werden, wenn nicht eine gesicherte Volkswohlfahrt und ein starkes Nationalvermögen dahinter stehen. Den Besitz ausländischer Werte aber hielt er für eine der besten Reserven, die ein reiches und starkes Volk anlegen kann, und mehr aus diesem Grunde, als wegen der paar Millionen Emissionsgewinn begünstigte er solche Anleihen. Gerade an junge, in der ersten Entwickelung begriffene Staaten lieh er mit Vorliebe Geld, da er wußte, daß das unausbleibliche spätere Steigen der Kurse den Wert der billig übernommenen Papiere ohne unser Zutun erhöht. Er konnte darauf hinweisen, wieviel das deutsche, ja überhaupt das europäische Nationalvermögen profitiert hat am Wertzuwachs amerikanischer Anleihen, die einst zu niedrigen Kursen übernommen sind und heute zu hohen Kursen zurückströmen, daß mit solchen Papieren zum großen Teil die 4 Milliarden M. bezahlt werden, die die Vereinigten Staaten jährlich von Europa für ihren Export zu fordern haben. Er konnte auch darauf hinweisen, daß Anleihen exotischer Natur oft gar nicht in das Land, welches sie aufgenommen hat, gelangen, sondern in den Emissionsländern bleiben, um die Schulden des borgenden Staates

zu begleichen. So gewährte Frankreich mehrfach Anleihen für die Donaufürstentümer, um seine eigenen Waffenlieferungen an dieselben zu bezahlen, d. h. es erhielt lohnende Aufträge, deren Bezahlung in Schuldscheinen bestand, die später zu günstigen Kursen präsentiert werden durften. Auch die riesigen russischen Anleihen in Frankreich sind wohl zum großen Teil in französischen Händen zur Begleichung russischer Schulden geblieben. Eine nordamerikanische Eisenbahnanleihe, die die Deutsche Bank seinerzeit unterbrachte, wurde ebenfalls in Deutschland ausgezahlt und zwar an Krupp, der die Schienen jener Bahn geliefert hatte. In einer Reichstagsrede faßte Siemens seine Gründe gelegentlich kurz zusammen: „Der Besitz von ausländischen Anleihen", sagte er, „ist für uns von allerhöchstem Wert zur Aufrechterhaltung unserer Währung. Wir haben jedes Jahr hunderte von Millionen für die Ernährung unseres Volkes auszugeben. Alles das könnte vielleicht unsere Landwirtschaft leisten, aber gegenwärtig kann sie es eben noch nicht. In diesem Wechsel der Geldbewegung, der uns unter Umständen zwingen kann, viel Geld ans Ausland zu remittieren, brauchen wir ein Prellkissen. Wir müssen jetzt das, was unsere Landwirtschaft nicht selbst produziert, vom Auslande kaufen, unsere Industrie muß durch das Geld, welches sie am Export verdient, die Mittel dazu liefern. Wenn aber dieser Export einmal aus inneren oder äußeren Gründen zurückgeht, so brauchen wir alle diese ausländischen Werte zur Aufrechterhaltung unserer Währung und unseres Zinsfußes." Vor allem jedoch wurde er nicht müde zu betonen, daß ein großer Stock ausländischer Wertpapiere eine Kriegsreserve ist, wie keine bessere existiert. Nicht nur daß ihr Verkauf zu Kriegszeiten einem Lande riesige Mittel in die Hand gibt, ohne den eigenen Kredit anzugreifen, schon im Frieden ist ein Staat einem anderen immer überlegen, wenn er sehr beträchtliche Mengen von Wertpapieren, Anleihen desselben usw. in Händen hat, da es in der Hand des besitzenden Teiles liegt, den anderen durch plötzliches Angebot großer Mengen solcher Werte an der Börse kreditlos zu machen. Bismarck hat von diesem Drohmittel z. B. Rußland gegenüber erfolgreichen Gebrauch gemacht.

Siemens hatte überhaupt einen nahezu unbegrenzten Glauben an die Macht des Großkapitals, und seine Erfahrungen gaben ihm recht. In das „Goldene Buch des deutschen Volkes an der Jahrhundertwende" schrieb er folgendes bezeichnende Wort: „Die Kämpfe des nächsten Jahrhunderts werden weniger mit Säbel und Gewehr, als mit kommerziellen und industriellen Waffen ausgefochten werden; die Führung wird daher

seltener bei Diplomaten und Generalität, um so häufiger bei den großen Kapital-Assoziationen liegen. Dorthin haben die Nationen ihre besten Männer zu stellen, wenn sie erfolgreich fechten wollen."

Daß er einer der Besten unter diesen leitenden Geistern war, hat er in dreißigjähriger Arbeit bewiesen. Rastlos tätig, bestand seine Erholung meist nur in einem Wechsel des Gegenstandes, der ihn beschäftigte. Er kannte durch zahlreiche Reisen fast die ganze Welt. Alle Erdteile mit Ausnahme Australiens hatte er gesehen, und in allen hatte er wichtige Beziehungen angeknüpft. Heute in seiner schönen Wohnung am Tiergarten zu Berlin mit wichtigen Konferenzen beschäftigt, war er vielleicht am Abend schon im Schlafwagen unterwegs nach Paris, Wien oder Petersburg. Mit Rußland, Skandinavien, Italien, Spanien, Rumänien, mit der Türkei und Ostasien, mit Nord- und Südamerika in lebhaftem Geschäftsverkehr stehend, dehnte er seit den 80er Jahren die Tätigkeit der Bank auch auf industrielle Unternehmungen aus. Seine persönlichen Beziehungen zu vielen Größen der deutschen Industrie machten ihm das leicht. Er trat in die Verwaltung der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft als Aufsichtsratsmitglied ein, vermittelte große Geschäfte für die Firma Krupp, emittierte Anleihen für ausländische Bahnen, beteiligte sich an der Umwandlung und Erweiterung des Hauses Siemens und Halske, genug er und die Deutsche Bank hatten ihre Hand in den besten und größten Unternehmungen. Allerdings wuchs mit der Beteiligung der Bank an Gründungen welcher Art immer die Verantwortlichkeit der Direktoren gegen ihre Kunden und vor allem gegen die Depotinhaber. Der Ruf der Deutschen Bank war weltbekannt und galt für sicher wie Gold, es hieß diesen Ruf auch bei der Beteiligung an den lockendsten Geschäften bewahren. Siemens suchte ein Gegengewicht gegen das Risiko der Gründungstätigkeit in den ungeheuren Reserven, die er aufspeicherte. Die Gewinne der Banktätigkeit hätten ihm in vielen Jahren noch größere Dividenden erlaubt, als tatsächlich ausgeschüttet wurden, er zog es vor, beträchtliche Teile des Gewinnes aufzuspeichern. Die elf größten Berliner Banken, die 1897 ein Aktienkapital von 770 Millionen repräsentierten, hatten gleichzeitig Reserven in Höhe von 23% dieses Kapitals in Bereitschaft, der Reservenstock der Deutschen Bank, der größten unter ihnen, aber betrug 46 Millionen bei 150 Millionen Mark Aktien, also rund 31% des Kapitals. Damit ließ sich schon etwas wagen, und Siemens war ganz der Mann, mit dem in seine Hand gelegten Pfunde zu wuchern. Die heimische Gründungstätigkeit — er war u. a. auch bei

der Berliner Hochbahn, der Kurfürstendamm-Gesellschaft, der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen und vielen anderen Unternehmungen beteiligt — und die riesige ausländische Finanztätigkeit füllten ihn keineswegs aus. Er begann 1888 auch noch das Riesenunternehmen der Anatolischen Eisenbahnen mit dem Zweck, das ungeheure Wirtschaftsgebiet von Kleinasien dem deutschen Fleiße zu erschließen. Die Gesellschaft für den Bau dieser Bahnen begann 1889 ihre Tätigkeit mit einem Grundkapital von 37 Millionen Mark, wozu noch eine Anleihe in Höhe von 65 Millionen kam. Es gelang Siemens, so günstige Bedingungen für den Bau dieser 1000 km langen Bahn von der Pforte zu erlangen, daß er das Risiko des großen Unternehmens ruhig auf die Schultern der Deutschen Bank wälzen konnte. Es waren damit auch keinerlei besondere Gewinnaussichten verknüpft, die zu dem Geschäfte hätten reizen können, es war einfach wieder der weite politische Blick Georg Siemens', sein wirtschaftliches Führertalent, das ihn in Anatolien zugreifen hieß, solange es noch nicht zu spät war. Er sah damals schon die „amerikanische Gefahr" aufdämmern, die heute alle sehen, die ungeheure industrielle Expansion der Vereinigten Staaten, die der ganzen Welt den Krieg erklärt. Wenigstens Westasien wollte er zum Teil für Deutschland retten, und deshalb ruhte er nicht, bevor er zu der Anatolischen Eisenbahn nach heißem Ringen die Konzession der Bagdadbahn hinzugefügt hatte. Der vorläufige Vertrag über diese Bahn wurde zwischen Dr. Siemens und dem türkischen Handelsminister Weihnachten 1899 in Konstantinopel abgeschlossen.

Die Erhebung in den Adelsstand lohnte Siemens' Bemühungen um diese Tat deutschen Kulturfortschrittes. Denn um eine solche handelt es sich viel mehr, als um einen mehr oder weniger schwierigen Eisenbahnbau, wie ihn z. B. die wirtschaftlich so verfehlte Venezuelabahn, das Sorgenkind der Diskonto-Gesellschaft, verkörpert. Nicht die Bahntrace schwebte dem Urheber des großen Planes vor, sondern die Wiederbelebung des riesigen, einst so fruchtbaren Stromlandes von Mesopotamien, wo noch vor tausend Jahren, als schon die Hälfte des Landes zur Wüste gemacht worden war, hunderte von Millionen durch den Ackerbau gewonnen wurden. Der Wiederaufbau der Kanäle, die Erschließung der Erdöl- und sonstigen Bodenschätze, die Urbarmachung des Landes mag Generationen in Anspruch nehmen, ist aber zweifellos ein Ziel derselben Anstrengungen wert, die England für Ägypten gemacht hat.

Es ist erklärlich, daß ein Mann, der so viele weltumspannende Unternehmungen leitete und ersann, der eine Macht ausübte nicht über Millionen,

sondern über hunderte von Millionen, daß ein solcher Mann mit seinen Aufgaben auch persönlich wuchs. Es war selten, daß Georg v. Siemens aus der Rolle des einfachen, ja bescheidenen Geschäftsmannes heraustrat, aber es gab Momente, wo sich die Selbstherrlichkeit seiner Natur, der Natur eines echten „Königlichen Kaufmanns“, auch nach außen schroff bemerkbar machte. Es war ja eine ungewöhnliche Mischung von Talenten und Kenntnissen nötig, um einem so riesenhaften Institut seine neuen Wege zu weisen und es so fest darin zu leiten, daß es auch nach dem Tode des Schöpfers sicher und unerschüttert dieselben Bahnen weiter wandeln konnte, ja mußte.

„Georg Siemens“ — wir folgen hier einem Nachruf seines Parteifreundes Th. Barth — „war durch ungewöhnliche Willenskraft und eindringenden Scharfsinn befähigt, eine solche Stellung; gleichsam als Premierminister eines Bankstaates, zu bekleiden. Er selbst wuchs mit diesem Staate und der Staat durch ihn. In der vernünftigen Ausübung der in seiner Bank ruhenden Geldmacht, darin lag für ihn der höhere Reiz seiner Stellung. Das Geldverdienen an sich, die bloße Plusmacherei, war ihm eigentlich langweilig; und das Börsenjobbertum verachtete er. Eine bei ihm stark entwickelte Neigung zur Paradoxie verleitete ihn nicht selten zu Äußerungen, die wie Bekenntnisse einer kraß materialistischen Weltanschauung klangen, aber er war viel besser, als er sich selbst machte, von einer stolzen Rechtlichkeit, die sich degradiert gefühlt hätte, wäre sie im Gewande kleinbürgerlicher Moral erschienen. Seine ganze Auffassung vom geschäftlichen Leben hatte etwas Großzügiges. Keine Sentimentalität, keine Kleinlichkeit, keine Ängstlichkeit und keine Pfennigfuchserei. Die large Manier, die er als Bankdirektor zeigte, betätigte er auch als Privatmann. Es war auch nicht die Spur von einem Geldprotzen in ihm. Seine reiche Freigebigkeit verlangte keinen Dank, und sein klares Urteil konnte durch keine Schmeichelei bestochen werden.“

Man glaubte besonders beim Ausscheiden Miquels aus dem Posten des preußischen Finanzministers mit Sicherheit, daß Siemens sein Nachfolger werden würde. An offiziöser Stelle wurde damals geantwortet: „Mit Herrn von Siemens ist niemals über die Übernahme eines Ministeriums verhandelt worden, es ist ganz bekannt, daß er ein Portefeuille nicht annehmen würde.“ Solange Siemens die Leitung der Deutschen Bank in der Hand hatte, konnte allerdings seine Stellung wohl als wichtiger angesehen werden, denn die eines preußischen Ministers, der für die Entwickelung der Volkswirtschaft nur in seltenen Fällen etwas zu

tun Gelegenheit findet. Als er aber austrat, um sich ganz seinen vielen öffentlichen Ämtern zu widmen, es war im Jahre 1900, da war es zu spät. Nur ein Jahr sollte der Unermüdliche noch wirken. Fast gegen seinen Willen übernahm er noch den Vorsitz des Handelsvertragsvereins, der seine Spitze gegen den Bund der Landwirte richtete. Er hatte noch die Freude, zu erleben, wie seine Schöpfung, die Deutsche Bank, die Stürme des Krisenjahres 1901 siegreicher als ein anderes der großen Geldinstitute überstand.

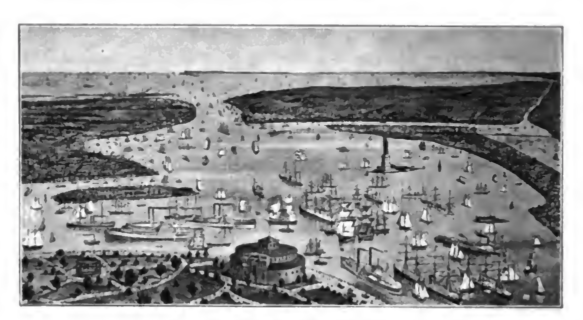
Es war bekanntlich der durch die Trebergesellschaft herbeigeführte Zusammenbruch der stets für unantastbar gehaltenen Leipziger Bank, der das längst volle Maß der Übergründungen in Deutschland zum Überlaufen brachte. Die Panik der Interessenten der Leipziger Bank, von denen viele zu Bettlern wurden, andere Selbstmord begingen, pflanzte sich fort, und es begann jener allgemeine Sturm auf die Depositenkassen der Banken, unter dem selbst die größten Institute erzitterten. Auch die Dresdener Bank in Berlin, die mächtigste und strebsamste Nebenbuhlerin der Deutschen Bank, wurde stark in Mitleidenschaft gezogen. Sie verlor zuerst in Sachsen, dann, als das bekannt wurde, infolge der blind sich fortpflanzenden Panik wohl auch in Berlin tausende von Depositen-Kunden. Es sollen damals gegen 50 Millionen Mark Depots abgehoben sein. Die Bank hielt sich, vermochte aber natürlich nicht, in Leipzig einzugreifen. Die Deutsche Bank machte sich den dortigen Krach zunutze, errichtete Zweigstellen und gewann die meisten Kunden der zusammengebrochenen sächsischen Häuser. Nur sie und die Diskonto-Gesellschaft gingen aus jenem Jahre des Unheils ganz ungeschwächt hervor. Letztere hatte von jeher einen relativ kleinen Depositenbestand, erstere stand geradezu in dem Rufe, die einzige völlig sichere Bank in Deutschland außer der Reichsbank zu sein. Sie war unermüdlich bemüht, die soliden Schwesterinstitute zu stützen und ihnen über die Zeiten der Verlegenheit hinwegzuhelfen, denen damals die solidesten Geschäfte ausgesetzt waren.

Die Macht und der Umfang der Deutschen Bank sind auch in den letzten Jahren ununterbrochen gewachsen. Georg von Siemens starb am 24. Oktober 1901 nach unerwartetem, kurzen und schweren Leiden, aber während seinen Leib zu Gotha die Flammen verzehrten, blieb sein Werk unerschüttert bestehen. Es änderte sich vielleicht einiges in den Prinzipien der Leitung, es verschwand vielleicht und mag noch weiter verschwinden jener hohe politische Zug, den Siemens ihr einzuhauchen wußte. Aber ihre Macht blieb bestehen, ja sie erweiterte sich, und der innere Druck dieses im Rollen begriffenen Kapitals von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Milliarde, über

welche die Bank verfügt, wird dafür sorgen, daß auch fernerhin kein Stillstand eintritt. Über 1625 Angestellte, gegen 80 Kassen, Zweiggeschäfte und Niederlassungen, 54000 Konten und 44 Milliarden Mark Umsatz verfügte die deutsche Bank im Jahre 1899, inzwischen sind diese Ziffern weiter gewachsen, und es hat fast den Anschein, als sollten sie wachsen, bis der letzte „kleine Bankier" verschwunden ist, und wenige, mit Milliarden arbeitende Häuser die Finanzoperationen eines ganzen Landes leiten.

In den Händen der Hauptbankdirektoren, ruft angesichts dieser Verhältnisse einer der besten Kenner des Bank- und Börsenwesens aus, in ihren Händen häuft sich eine ins Märchenhafte wachsende Macht. Nicht nur ihr Aktienkapital, nein ganze Industriezweige beherrschen sie und können die deutsche Produktion kontrollieren und regulieren. Wie klein erscheinen neben solcher Machtfülle unsere Minister! Kein Siemens hätte als Minister das System zu ändern vermocht und kein Ballin könnte es, wenn er morgen Exzellenz werden würde, das System wäre stärker als sie und zwänge sie, ihm zu dienen. Der Bankdirektor aber ist ein freier Mann. Er beschließt, wo und wann es ihm paßt, innere Kolonisation, baut Bahnen, wo er Gewinne wittert, und läßt soviele Schiffe vom Stapel laufen, wie er für nötig hält. Er, nicht der Kanzler, treibt Weltpolitik. Was können in solcher Machtstellung Männer leisten, die nicht zuerst bei jedem neuen Plan an die Dividende denken, sondern an die wirtschaftliche Zukunft der Nation!

Nun, Georg von Siemens war ein solcher Mann, und das wird ihm, wenn einst die Geschichte der wirtschaftlichen Entwickelung Deutschlands seit 1870 geschrieben wird, unvergessen bleiben. Er war ein königlicher Kaufmann an einem königlichen Platz.



Der Hafen von New York.

Zwei alte New Yorker Patrizierhäuser.

Die Vanderbilts, eine Herrscherfamilie im Reiche des Verkehrs.

In die Jahre, da auf der New Yorker Schiffswerft von Brown der erste erfolgreiche Passagierdampfer der Welt gebaut wurde und vom Stapel lief, Robert Fultons berühmter „Clermont“, in diese Zeit fallen die Jugenderinnerungen des ersten Vanderbilt, der seinen Namen weltbekannt machen sollte. Ob ihm dieses, für seine Zeit in der Tat außerordentliche Ereignis die Richtung seines späteren Lebens gegeben hat, ob er am 4. September 1807, als der „Clermont“ zur ersten Reise nach Albany den Hudson aufwärts die Schaufeln rührte, mit unter den tausend begeisterten Zuschauern gestanden, weiß von seinen Chronisten keiner zu sagen. Unmöglich ist es wenigstens nicht. Sehr möglich freilich, daß auch ohne die Erfindung Fultons der rege Geist des Knaben sich der Schiffahrt und dem Verkehr zugewandt haben würde, denn er verbrachte wahrscheinlich mehr Tage seiner Kindheit auf dem Wasser, als in der Schule, deren segensreicher Einfluß ihm bis ins Jünglingsalter hinein sehr problematisch blieb.

Den allen Holländern eigentümlichen, unwiderstehlichen Tätigkeitstrieb, der sich bei Kommodore Vanderbilt so frühzeitig entwickelt zeigt und welcher den Grundzug seines Charakters bildet, mag er als Erbteil von seinen Vorfahren überkommen haben, die kurz nach der Gründung

New Yorks von Holland nach Amerika übergesiedelt waren. Sein Vater, der gleich ihm den Namen Cornelius führte, hatte sich in Staten-Island niedergelassen und lebte hier behaglich und beschaulich auf seiner Farm. Um jene Zeit war die Insel in größere Grundstücke abgeteilt, welche, von den Einwohnern fleißig bebaut, ansehnliche Proviantvorräte für die nahe Stadt lieferten. Fortwährender Verkehr mit den New Yorkern wurde den Inselbewohnern demnach zum Bedürfnis; viele unter ihnen besaßen kleine Segelboote, in denen sie ihre Erzeugnisse nach dem unfernen Markte brachten. Als die Bewohnerzahl von Staten-Island sich jedoch mit der Zeit stark vermehrt hatte, machte sich die Notwendigkeit anderer Verkehrsmittel geltend. Vanderbilt der Ältere, nachdem er sein Boot eine Zeitlang auch zur Beförderung fremder Marktwaren verliehen, geriet nun auf den praktischen Einfall, ein Fährboot — ferry-boat — herzustellen, das regelmäßig jeden Morgen nach der erblühenden Großstadt abfuhr und jeden Nachmittag von dort wieder zurückkehrte.

Der kleine Cornelius wurde im Frühling 1794 geboren und hat sicherlich viele dieser Fahrten mitgemacht, bevor ihn der unwiderstehliche Trieb ergriff, das Geschäft nunmehr auf eigene Hand fortzusetzen und sich unabhängig zu machen. Nach einigen Schwierigkeiten — er war eben 16 Jahre — erlangte er vom Vater einen Vorschuß von 100 Dollar. Das war das Anlage- und Betriebskapital, das er in 60 Jahren bis auf 90 Millionen Dollar vermehren sollte. Es ist seitdem mancher Unternehmer und Kaufmann in den Vereinigten Staaten rascher zu einem paar oder einigen Dutzend Millionen gekommen, aber wenige mit soviel selbsteigener Arbeit, soviel Fleiß und Rechtlichkeit, wie Cornelius Vanderbilt.

Ein kleines Segelboot für den Marktverkehr nach New York war die Wiege der Unternehmungen, mit denen der jugendliche Schiffsreeder, Kapitän und Bootsmann zunächst seine Schuldenlast den Eltern gewissenhaft abtrug und dann höheren Zielen entgegenstrebte. Das geduldige Sparen der ersten paar hundert Dollar, das später Carnegie, Rockefeller und viele andere „Multimillionäre“ der amerikanischen Geschäftswelt als die entscheidende Grundlage ihrer Erfolge bezeichnet haben, verstand auch er aus dem Grunde, und gar bald zeigten sich weitere, lohnendere Ergebnisse. Es dauerte nicht lange, und unser Schiffsmann sah sich in Stand gesetzt, sein Transportgeschäft durch Ankauf eines umfangreicheren Fahrzeuges zu erweitern. So ging es ein paar Jahre fort, Cornelius' Mittel vergrößerten sich täglich infolge seiner Sparsamkeit, bis er sich an seinem achtzehnten Geburtstage Miteigentümer und Führer eines

der größten Fährboote im New Yorker Hafen nennen durfte und kurz darauf auch Mitbesitzer von zwei kleineren Booten, die zum Betriebe desselben Geschäftes dienten. Während dieser ganzen Zeit lebte er fast nur auf dem Wasser, damit beschäftigt, Gepäck, Waren und Passagiere zu befördern, letztere zu verköstigen usw. Nicht zufrieden mit der oft harten Tagesarbeit, führte er während des Krieges mit England im Jahre 1812 den beiden Hafenforts am Hudson und bei der Wasserenge „The Narrows" allnächtlich Vorräte zu. Mit den Erfolgen stieg sein Mut, fast bis zur Wagehalsigkeit. Seine Ausdauer und Geschicklichkeit waren überall bekannt, auf sein Wort konnte man sich so blindlings verlassen, daß unwillkürlich sich die Blicke auf „Cornelius, den Bootsmann" richteten, sobald es galt, ein kühnes oder wichtiges Unternehmen durchzuführen. Weder Wind, Regen, Eis noch Schnee konnten ihn an der Erfüllung eines Versprechens hindern. Einmal während des Krieges, es war im September 1813, hatte die britische Flotte trotz eines heftigen Südoststurmes kurz vor Tagesanbruch versucht, in den Hafen zu dringen, war jedoch bei Sandy-Hook zum Rückzuge genötigt worden. Nachdem die Kanonade vorüber war und die Garnison von Fort Richmond sich wieder in ihre Quartiere begeben hatte, schien es von höchster Wichtigkeit, daß einige Offiziere nach dem Hauptquartier eilten, um hier Bericht zu erstatten und die nötigen Verstärkungen gegen einen zweiten Angriff zu erlangen. Der Sturm wütete fürchterlich — doch was machte dies? — das Werk mußte vollbracht werden. Alle wußten, daß nur ein einziger Mensch bereit sei, das Wagnis zu bestehen. Man fragte bei Vanderbilt an. Er erwiderte ohne Bedenken: „Ja, ich will's, aber ich werde die Herren Offiziere eine Zeitlang wohl unter Wasser hinfahren müssen." — Man begab sich an Bord, und in der Tat, als man nach einer Weile glücklich an Ort und Stelle gelangt war, hatte das Unwetter an der ganzen Reisegesellschaft keinen trockenen Faden gelassen. Sie waren wirklich einen Teil des Weges „unter Wasser gefahren."

Als ein Mann des raschen Handelns erwies sich Cornelius Vanderbilt in allen Lebenslagen. Mit 16 Jahren hatte er sich auf eigene Füße gestellt, mit 19 begründete er eine Familie und übersiedelte nach New York. Er mußte in den Kriegsjahren erklecklich verdient haben, denn kurz nach seiner Heirat erwarb er für sich ein neues prächtiges Fährschiff und für seinen Schwager de Forest einen für jene Zeit ungewöhnlich großen Schoner. Noch zwei Jahre harter Arbeit, und er war ein Mann von Vermögen, denn für seine Verhältnisse bedeuteten die 9—10000 Doll.,

die er bisher zusammengespart, wirklich ein Vermögen. Ein größeres Vermögen aber bedeutete sein Name als der des geschicktesten Kapitäns seiner Zeit. Thomas Gibbons, der Unternehmer einer regelmäßigen Dampfschiffahrt zwischen New York und Philadelphia, bot ihm die Führerstelle auf einem seiner Schiffe an, und Vanderbilt, mehr wohl um den Dampferdienst kennen zu lernen, als um des Gehalts von 1000 Doll. willen, nahm an. Er blieb sogar 12 Jahre lang in Gibbons Diensten und wußte die Vorteile des Reeders so gut wahrzunehmen, daß er aus dem anfänglichen Kapitän bald der eigentliche Leiter der ganzen Unternehmung wurde. Nicht nur als Schiffsführer, auch als Konstrukteur, als Hotelunternehmer und Organisator machte er sich unentbehrlich, und so war es schließlich kein Wunder, wenn von dem jährlichen Reinertrag der Linie, der bald auf 40000 Doll. stieg, für Vanderbilt erklecklich mehr abfiel, als sein Gehalt von 1000 Doll.

Endlich hielt der Unermüdliche sein Vermögen und seine Erfahrungen für ausreichend, sich in größerem Umfange selbständig zu machen und jedes Abhängigkeitsverhältnis abzuschütteln. Er war 35 Jahre alt, hatte eine rasch anwachsende Familie — sein ältester Sohn zählte bereits acht Jahre — und teilte 1829 Gibbons seine dahingehende Absicht mit. „Sie dürfen mich nicht verlassen“, erwiderte dieser; „das Geschäft geht ohne Sie keinen Tag.“ Um ihn zu fesseln, bot er ihm eine Erhöhung seines Gehaltes auf 5000, ja noch mehr Dollar an, wenn er es bloß auf Gelderwerb abgesehen habe. Aber Vanderbilt hatte sich wohl überlegt, was er tat. Er wies das Anerbieten von der Hand. Da gestand ihm Gibbons ganz offenherzig, der Betrieb der Dampfschiffahrts-Linie lasse sich ohne Vanderbilts Mitwirkung nicht fortsetzen. „Nehmen Sie, Vanderbilt“, sagte Gibbons, „nehmen Sie die Sache lieber selbst und allein in die Hand. Bezahlen Sie mir dafür nach und nach einen Preis im Verhältnis zum Gange der Geschäfte.“ Auch dieser verlockende Antrag wurde abgelehnt, denn Vanderbilt war nicht willens, sich große Verbindlichkeiten auferlegen zu lassen, wiewohl er die Güte des Antragstellers vollkommen würdigte. Gibbons verkaufte in der Tat die Dampfschiffahrts-Linie bald nachher an andere Unternehmer, doch die Seele des Geschäftes war dahin.

Um so glänzender entwickelte sich nunmehr die eigene Reederei Vanderbilts. Seine Sparsamkeit, die ihn in 20 Jahren ein beträchtliches Vermögen hatte aufspeichern lassen, seine Erfahrungen, seine Verbindung mit allen besseren Schiffswerften, sein Name — alles kam ihm nun in

gleichem Maße zu statten. Zwanzig Jahre lang beschränkte er sich auf die Schiffahrt und rief in dieser Zeit nacheinander Dampferlinien auf dem Hudson, dem Sund und für die Küstenfahrt in nördlicher und südlicher Richtung von New York ins Leben. Er hielt stets darauf, die besten und schnellsten Schiffe zu besitzen, und konnte deshalb leicht jeden Wettbewerb schlagen. Als das Goldfieber in Kalifornien ausbrach, machte er als kürzeste Reiseroute dorthin — Überlandbahnen gab es noch nicht — den Weg durch Nicaragua ausfindig. Er schuf Postdampferverbindungen auf beiden Ozeanen, einerseits von New York, andererseits von San Francisco nach Nicaragua und schloß mit der Regierung dieser Republik im Jahre 1849 einen Vertrag, in welchem ihm und der von ihm zu gründenden Gesellschaft das ausschließliche Recht verliehen ward, Reisende und Waren zwischen den beiden Weltmeeren mittels Eisenbahnen, Dampfbooten oder anderen Verkehrsmitteln zu befördern, wobei aufs bestimmteste der Kanalbau und die Transitbewilligung auseinander gehalten wurden. Am Christtage des Jahres 1850 ging unser Amerikaner auf dem von ihm erbauten „Prometheus“ nach Nicaragua ab. Die Mitglieder der Kommission, welche die Aufgabe übernommen, zum Zwecke des Kanalbaues und der übrigen Gesellschaftspläne das Land zu durchforschen, kamen während dieser ganzen Zeit zu keiner Ruhe. Bald in Tragbahren, bald hoch zu Rosse oder zu Fuß durchwanderten sie die feuchten Niederungen, Sümpfe und Moräste, oder sie mußten durch den unbetretenen Urwald sich Bahn brechen, oder im offenen Boot nach dem geeignetsten Wege suchen. Als passender Hafenplatz an der Küste des Stillen Ozeans ward zuerst Realejo auserkoren, später jedoch entschied man sich für den damals nur wenig bekannten Hafen von San Juan del Sur. Die in Frage kommenden Übergangsrouten von Ozean zu Ozean waren endlich ausgeforscht und kartographisch zu Papier gebracht, und Vanderbilt konnte sich nunmehr ans Werk machen, die festgestellte Linie ins Leben zu rufen. Mit dem kleinen, neugebauten Dampfboote „Direktor“ fuhr er den San-Juan-Fluß aufwärts. Hier ließ er das Schiff bis nach Nicaragua bugsieren und überwachte in eigener Person die Vollziehung der ebenso drängenden wie ermüdenden Aufgabe, das Fahrzeug über die Stromschnellen hinwegzuschaffen. Dies ließ sich erst nach Besiegung einer Menge von Mühsalen bewerkstelligen. — Mittlerweile fand die Gründung der Transitgesellschaft statt, und nach ganz außerordentlichen Anstrengungen konnte endlich im Juli 1851 die Route nach Kalifornien via Nicaragua, zunächst mit 14 tägigen Fahrten, eröffnet werden.

Unter der Leitung Vanderbilts ward die hergestellte Route eine der lebhaftesten zwischen der Ost- und Westküste, und der hohe Überfahrtspreis von New York nach San Francisco konnte bald von 600 auf 300 Dollar herabgesetzt werden. — Vanderbilt baute inzwischen eine ganze Anzahl Routendampfer erster Klasse, sowohl für den jenseitigen wie diesseitigen Verkehr auf dem Weltmeere, und sein Werk gedieh in so erfreulicher Weise, daß ein ansehnlicher Gewinn ihn entschädigte, als er am 1. Januar 1853 seine Dampfschiffe, wie man sagte, mit einem Vorteil von zehn Millionen Dollar, der neu begründeten „Transit-Gesellschaft" überließ. Nachdem er als Agent derselben noch mehrere Monate tätig gewesen, wurde er im Januar 1856 zum Vorstand der Gesellschaft und zum Leiter ihrer Unternehmungen gewählt.

Zu Beginn der fünfziger Jahre sah man Cornelius Vanderbilt für einen der vermögendsten und einflußreichsten Männer seines Vaterlandes an. Aber damit nicht zufrieden, beschloß er jetzt, auch jenseits des Meeres in der Alten Welt Beziehungen anzuknüpfen und neue Wege zur Verwertung seines Reichtums zu erspähen. Er hatte einen neuen, großen Dampfer, den „Nordstern" erbaut und ihn unter seiner persönlichen Leitung als das schönste und prächtigste Schiff einrichten lassen, welches damals die Wellen teilte. Bevor er aber diesen Dampfer dem Publikum überließ, beschloß er selbst damit, unter Ausschluß bezahlender Fahrgäste, eine Vergnügungs- und Erholungsfahrt nach Europa zu machen. Es war wohl die erste große Ruhepause, die er sich in seinem 60jährigen Dasein gegönnt, und er setzte diese Reise mit dem ganzen Reklameapparat des smarten amerikanischen Geschäftsmannes ins Werk. Alle Welt erfuhr von seiner Absicht, und als der „Nordstern" am 19. Mai 1853 mit der ganzen Familie des Millionärs an Bord die Anker lichtete und ostwärts steuerte, wußten bereits in England alle Blätter von dem königlichen Beherrscher der amerikanischen Handelsflotte zu berichten, der ein fürstlich eingerichtetes Schiff aus eigenen Mitteln und für seine eigene Person über das Weltmeer bringen konnte, um auf bequeme Art Europa kennen zu lernen.

In der Tat hätte die Reise eines Monarchen nicht mit mehr Aufsehen gefeiert werden können. Telegraphen verkündeten die Ankunft der amerikanischen Familie und deren Gesellschaft in Southampton, und keiner von allen, welche das prachtvoll ausgerüstete Fahrzeug sahen, vermochte sich seinem imposanten Eindruck zu entziehen.

In Bezug auf die Schiffseinrichtung erzählte der Korrespondent der „Times" am 3. Juni 1853: „Das Innere der Kajüte erregt fortwährend

die Bewunderung aller Besucher; es ist schwer zu glauben, daß eine königliche Jacht mit mehr Luxus und Bequemlichkeit, Geschmack und Eleganz ausgestattet sein könne." — „London Herald" und „London Chronicle" von dem nämlichen Tage berichten: „Der „Nordstern" ist eine der schönsten Dampfjachten, die wir je gesehen. Alles an Bord desselben ist amerikanisch; die Amerikaner stehen uns in der Herstellung nützlicher und eleganter Erzeugnisse nicht nach."

In jedem Lande, das die Reisenden berührten, wurden sie von der Elite der Gesellschaft, von Behörden und Korporationen mit größter Aufmerksamkeit empfangen. In Southampton ehrte man Vanderbilt und seine Begleitung durch ein glänzendes Gastmahl. In Rußland verschmähten es selbst der Großfürst Konstantin und die Admirale der russischen Flotte nicht, an Bord des Dampfers zu erscheinen. Jener erbat sich die Erlaubnis, eine Zeichnung desselben abnehmen lassen zu dürfen. — Nicht minder achtungsvoll, zuvorkommend, ja herzlich war die Aufnahme des vielbewunderten Schiffsherrn in Gibraltar, in Konstantinopel, in Italien, Malta sowie an anderen Orten. — Höchst befriedigt von seiner Rundreise kehrte Vanderbilt nach vier Monaten, am 23. September 1853 nach New York zurück.

Sein Besuch in Europa hatte ihn in der Überzeugung bestärkt, daß es im Interesse des mächtig emporblühenden Handels Amerikas liege, die Schiffahrtsverbindungen zwischen der Alten und der Neuen Welt zu vermehren, zu erleichtern und regelmäßiger zu gestalten. In diesem Sinne machte er nach seiner Rückkehr dem Generalpostmeister zu Washington das Anerbieten, einen geregelten Halbmonatskurs zwischen England und Amerika ins Leben zu rufen, welcher abwechselnd mit der Collins-Linie um den Preis von 15000 Dollar das Postfelleisen und sonstige Postgüter herüber und hinüber befördern sollte. Als jedoch der Postdienst der englischen Cunard-Linie wegen des ausgebrochenen Krimkrieges unterbrochen worden war, schlug Vanderbilt vor, für wöchentliche Abfahrten sorgen und dergestalt die stattgefundene Lücke ausfüllen zu wollen. Obschon dieser Antrag nicht genehmigt wurde, ließ unser Reeder seine Idee nicht fallen, sondern errichtete am 21. April 1855 auf alleinige Rechnung und Gefahr eine Verbindung zwischen New York und Havre. Zu diesem Endzwecke baute er mehrere neue Dampfschiffe, unter andern den „Ariel" und endlich mit einem Kostenaufwand von 800000 Dollar den „Vanderbilt". Das Unternehmen ward mit großer Energie begonnen und mit erheblichem Erfolge fortgeführt. Infolgedessen entstand nach dem Bau

des „Vanderbilt“ ein aufregender Wettstreit zwischen den Fahrzeugen der verschiedenen Linien. Die „Arabia“ und „Persia“ von der Cunard-, die „Baltic“ und der „Atlantic“ von der Collins- und der „Vanderbilt“ von der „Independant-Linie“ traten als Konkurrenten in die Schranken. Vornehmlich suchten sie sich in Bezug auf Schnelligkeit zu übertreffen und leisteten darin wirklich das Möglichste. Der „Vanderbilt“ trug den Sieg über alle davon. Er hatte den Weg in kürzerer Zeit zurückgelegt als je ein europäisches oder amerikanisches Dampfboot vor ihm.

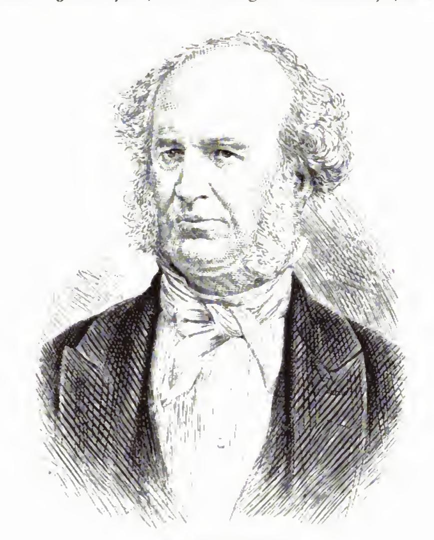
Indessen sollte Vanderbilt doch erkennen, daß es nicht so leicht war, mit der englischen als mit der heimischen Seeschiffahrt in Wettbewerb zu treten. Die englischen Reedereien hatten den Überseeverkehr mit Nordamerika von jeher in der Hand gehabt und hielten ihn auch nach der Losreißung der Vereinigten Staaten und später nach der Einführung der Dampfschiffahrt fest. Als Vanderbilt mit seiner transatlantischen Linie in Wirksamkeit trat, hatte er mit mehreren großen englischen Gesellschaften zu rechnen, die alsbald einen schonungslosen Tarifkampf gegen den neuen Gegner unternahmen. Vielleicht hätte er sich trotzdem behaupten können, wenn nicht der amerikanische Bürgerkrieg, der 1862 ausbrach, die Schiffahrt seines Landes vollständig lahmgelegt hätte. Es ist bekannt, daß die Südstaaten eine ihrer Hauptaufgaben während des Krieges darin erblickten, durch Kaperei die Handelsflotte der Nordstaaten zu vernichten, und daß sich England diese Unterbrechung der nordamerikanischen Schiffahrt so gut zunutze machte, daß es auch nach dem Kriege so gut wie vollständig die Schiffahrtsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten in der Hand behielt. In dieser Zeit, als die Bundesregierung jedes irgendwie brauchbare Schiff ankaufte, um es für Kriegszwecke auszurüsten, machte ihr Kommodore Vanderbilt seinen besten und schnellsten Dampfer, den „Vanderbilt“ zum Geschenk. Er erhielt dafür eine öffentliche Dankesadresse, eine Medaille wurde ihm zu Ehren geprägt, und man sprach von ihm mehr als je. Er konnte das Schiff jetzt entbehren, denn während des Krieges hätte er es für Handelszwecke kaum auslaufen lassen können ohne die Gewißheit, es zu verlieren, und vermutlich war damals sein Entschluß bereits gefaßt, sich nach dem Kriege anderen, nunmehr lohnenderen Geschäften zuzuwenden, seine Flotte aber an andere Gesellschaften zu verkaufen. Jedenfalls führte er diese Absicht während der sechziger Jahre so rasch aus, daß er bis 1867 oder 68 sein letztes Schiff veräußert hatte. Mit derselben Entschlossenheit und Energie, die er in einer günstigen Schiffahrtsepoche auf die Erwerbung einer großen Flotte verwendet hatte, stieß er

diese Werkzeuge wieder von sich, sobald sie drohten, verlustreich oder auch nur minder einträglich zu werden. Gewiß war die rasche Veräußerung seiner Flotte nicht ohne Schaden für ihn, aber wie die Rothschilds sagte er: der erste Verlust ist der beste! und verkaufte, bevor der vollendete Niedergang der amerikanischen Schiffahrt auf den Markt noch schwerer zu drücken begann.

Es werden viele Züge von Vanderbilt berichtet, die auf eine starke angeborene Großmut seines Wesens, eine hohe Lauterkeit seines Charakters schließen lassen. So hoben seine Biographen seine tiefe Anhänglichkeit an seine Mutter hervor, die er bis in ihr höchstes Alter mit rührender Sorgfalt pflegte und ehrte. Andererseits wird er jedoch als ein ziemlich ausgesprochener Haustyrann geschildert, vor dem seine zahlreiche Familie — er besaß 12 oder 14 Kinder — mehr zitterte als ihn liebend verehrte. Als er die oben erwähnte Reise nach Europa auf dem „Nordstern" machte, promenierte er — so wird berichtet — eines Abends mit seinem ältesten Sohn, dem dreißigjährigen William, auf dem Oberdeck hin und her. Beide ihrer Gewohnheit nach gewaltige Rauchwolken von sich stoßend. „Billy", sagte plötzlich der Kommodore in seiner brüsken Art, „ich kann's nicht leiden, wenn du rauchst! Es ist eine abscheuliche Angewohnheit. Ich gäbe 10000 Dollar dafür, wenn du es dir abgewöhntest!" — „Wie", rief der stets fügsame Sohn, „ich wußte das nicht. Aber dazu braucht es keiner 10000 Dollar, ich bin zufrieden, wenn Ihr zufrieden seid!" Warf seine Zigarre über Bord und rauchte nie wieder. Vermutlich hätte er seinem Vater besser gefallen, wenn er den Handel eingegangen wäre, denn es war der größte Schmerz des alten Vanderbilt, daß sein Sohn keinen Geschäftsgeist offenbarte. Lange Zeit enthielt er sich überhaupt, von ihm zu sprechen, und wenn es doch geschah, war es, um ihn für faul und dumm zu erklären. „Der Junge wird niemals aufwachen", pflegte er zu sagen, „er hat weder Verstand noch Ehrgeiz."

Als William Vanderbilt mit 20 Jahren als Kommis einer Bank 1000 Doll. Gehalt bezog, erklärte er seinem Vater, er wolle heiraten und zwar, genau wie der Alte seinerzeit, ein Mädchen ohne Vermögen. „Und wovon" — fragte der Kommodore — „wovon wollt Ihr leben?" „Von 12 Dollar die Woche", antwortete William. „Billy" — sagte sein Vater — „du bist nicht gescheit, ich hab's ja immer gesagt." Wandte ihm den Rücken und kümmerte sich nicht weiter um das junge Paar, das in einer bescheidenen Pension am Broadway recht und schlecht, wie Leute des besseren Proletariats, lebte. Nur einmal griff der vielfache

Millionär helfend ein, als ihm der Arzt sagte, Williams Gesundheit sei nicht ausreichend, um dem Comptoirleben dauernd zu widerstehen, er würde in New York kein hohes Alter erreichen. Vanderbilt kaufte ihm auf Staten-Island, wo einst sein Vater Kohl und Gemüse für den New Yorker Markt gebaut hatte, eine kleine Farm und riet ihm, dasselbe zu



Cornelius Vanderbilt.

tun, da er zum Geschäftsmann ja doch einmal nicht tauge. William fand sich darin, ja er war sehr erfreut, dem New Yorker Leben entrückt zu sein, und bildete sich in wenigen Jahren zu einem so tüchtigen Farmer aus, wie er — nach seines Vaters Meinung — ein schlechter Kaufmann gewesen war. Es war im Jahre 1842, als William Vanderbilt begann, sich auf Staten-Island dem Gartenbau und der Landwirtschaft zu widmen, und 22 Jahre mußte er hier mit kurzen Unterbrechungen, sozusagen in der Verbannung leben, bevor sich sein Vater entschloß, ihn zum Teilhaber

seiner Geschäfte zu machen. Hundert Anekdoten gehen um über das sonderbare Verhältnis dieser beiden Männer zu einander, von denen sich keiner je dazu herbeiließ, dem anderen um Haaresbreite entgegenzukommen, obwohl sie sich zuweilen sahen und ganz freundschaftlich mit einander verkehrten. Selbst als der Kommodore eines Tages von einem seiner Freunde hörte, daß William, dessen Farm sich recht gut entwickelte, 5000 Doll. brauche, um ein günstig gelegenes Stück Land hinzuzukaufen, weigerte er sich, sie ihm zu leihen. „Mein Sohn ist ein Faulpelz und ein Verschwender", sagte er, und ließ es ruhig geschehen, daß sich sein zukünftiger Erbe das Geld von einem seiner Nachbarn lieh. William zahlte es dem Alten gelegentlich heim. Während des Bürgerkrieges betrieb er genau dasselbe Geschäft, das seinem Vater im Unabhängigkeitskriege fünfzig Jahre zuvor viel Geld eingebracht hatte, er lieferte Kartoffeln nach New York und verdiente viel Geld dabei. Als Rückfracht pflegte er den Dung der New Yorker Stallungen mitzunehmen, und es kam ihm nicht darauf an, in der Nachbarschaft seines Vaters, der soeben der Republik ein Kriegsschiff zum Geschenk gemacht, mit seinem Fuhrmann Dünger aufzuladen. Wenn er glaubte, den Alten damit zu beschämen, so irrte er sich allerdings, denn der Kommodore sah diesem nützlichen Geschäft mit Interesse zu. „Wie teuer" — fragte Billy, „verkauft Ihr Euren Stalldünger?" — „Was willst du geben?" meinte Cornelius bedächtig, der sich auf diesem Boden, trotz seiner sonstigen Geschäftskenntnis, nicht ganz sicher fühlte. — „Vier Dollar die Karre." — „Gut", sagte der Alte, der vermutlich an Schiebkarren dachte und glaubte, ein gutes Geschäft zu machen. An einem der nächsten Tage sah er einen gewaltigen, hochbepackten Wagen vom Hofe schwanken. „Du", rief er seinem Sohne nach, „wieviel Karren sollen das sein. Ich hoffe doch dreißig mindestens!" „Nein Papa", erwiderte Billy gelassen, „Karren ist Karren, und Ladung ist Ladung." Er fuhr davon, und der alte Vanderbilt begann zum ersten Male zu glauben, daß am Ende doch etwas von seiner Natur in seinem Erstgeborenen stecken möge. Er hörte mit Wohlgefallen, daß Williams Farm eine Musterwirtschaft sei und seine Pferdezucht die besten Resultate liefere. Vom Farmer war William allmählich zum Großgrundbesitzer aufgestiegen, anstatt seines kleinen Landhäuschens stand ein prächtiges Herrenhaus da, und sein Einkommen wurde auf 10 bis 12000 Doll. geschätzt. Der Kommodore sprach nicht mehr mit Verachtung von seinem faulen und dummen Billy, aber er suchte ihn auf einem anderen Felde zu erproben.

Es war damals eine kleine Lokalbahn auf Staten-Island gebaut

worden, die für den Farmbetrieb der Insel sehr nützlich hätte werden können, aber durch eine schlechte Verwaltung heruntergebracht worden war. Beide Vanderbilts gehörten zu den Aktionären. Der Kommodore machte sich, als die Sache gar nicht mehr gehen wollte und die Aktien sanken, durch Ankauf einer größeren Partie zum Haupteigentümer des Bähnchens und übertrug dann seinem Sohne die Verwaltung. William widmete sich dieser Aufgabe mit derselben Energie, mit welcher er seine Arbeiter zu den leistungsfähigsten und seine Farm zur einträglichsten auf Staten-Island gemacht hatte. Er vervollkommnete die Betriebsmittel, legte neue Züge ein, sorgte für eine Fähre zum Anschluß nach New York, und nach zwei Jahren war die Bahn ein gut rentierendes Unternehmen.

Damit waren Vater und Sohn endlich auf demselben Boden angelangt, denn das große Feld der Eisenbahngründung war es, dem sich Vanderbilt seit dem Aufgeben seiner Schiffahrtsunternehmungen mit seiner ganzen Energie zugewandt hatte. Es bestanden damals schon zahlreiche Eisenbahnlinien, zumal von New York gingen ihrer eine ganze Menge aus, aber die wenigsten davon arbeiteten zur Zufriedenheit ihrer Aktionäre. Vanderbilt suchte sich zunächst eine der heruntergekommensten aus, die Haarlem River-Eisenbahn, deren schlechte Verwaltung und ungenügendes Betriebsmaterial den Aktienkurs auf ein Fünftel des normalen Wertes heruntergedrückt hatten. Er kaufte davon billig soviel, wie nötig war, um sich selbst zum Verwaltungsrat wählen zu können, und ging dann mit William zusammen an die Reorganisation. Die Gleise wurden verdoppelt, die Züge vermehrt, die Einnahmen erhöht, und der Aktienkurs stieg in kurzer Zeit weit über 100. Billig kaufen, durch geeignete Mittel den Stand der Aktien heben und dann teuer verkaufen oder bei sehr gut rentierenden Bahnen die Früchte der Sanierung selbst genießen, das wurde nunmehr das Programm, nach welchem die Vanderbilts eine Bahn nach der anderen in ihre Hände brachten. Zuweilen ging die Aktion ganz friedlich und still vor sich, zuweilen gab es aber auch wilde Konkurrenzkämpfe, in denen die Vanderbilts stets Sieger blieben. Nach der Haarlem-Bahn bemächtigte sich der Kommodore zunächst der Hudson River-Eisenbahn, von deren Aktien er bei sehr niedrigem Kursstand drei Viertel aufkaufen konnte. Im Jahre 1865 machte er einen Vorstoß auf die ebenfalls das Hudsontal verfolgende New York-Zentralbahn, der zu ernsten Kämpfen führte. Die Direktoren der Linie verbündeten sich mit der Hudson-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und begannen gegen Vanderbilts

Hudsonlinien einen Tarifkampf. Der Kommodore war dagegen vorläufig machtlos. Sobald aber die Schiffahrt durch den Frost unterbrochen wurde, war er der Mächtigere, denn es lag nun in seinem Belieben, der Zentralbahn den Anschluß in Albany abzuschneiden, und er machte von diesem Mittel so rücksichtslos Gebrauch, daß die feindliche Bahn in wenigen Tagen den größten Teil ihrer Frachten und Passagiere verlor. Die Aktien sanken unaufhaltsam, und da sich der größte Teil davon in den Händen weniger Großkapitalisten befand, die Aktien der kleinen Teilhaber aber bei niedrigem Kursstand alle von Vanderbilt aufgekauft wurden, so hielten die ersteren es für geraten, mit dem Kommodore Frieden zu schließen. Im Dezember 1867 ging als Generaldirektor der Zentralbahn Cornelius Vanderbilt aus der Wahl hervor. Sein ausführender General in diesen strategischen Feldzügen war meist sein Sohn William, der jetzt der einzige männliche Erbe seines Reichtums war. Von drei Brüdern waren zwei im Bürgerkriege gefallen, der dritte litt an einer unheilbaren Krankheit. Die neun Schwestern waren verheiratet und hatten, wie jedermann wußte, nichts außer einem Pflichtteil zu erwarten, da der große Finanzmann nicht willens war, sein Lebenswerk nach seinem Tode wieder zersplittern zu lassen.

Vanderbilt arbeitete als Diktator des Eisenbahnwesens mit nicht minderem Glück als früher auf dem Gebiete der Schiffahrt. Er legte, einmal in dieses Fahrwasser gekommen, nunmehr auch jeden Dollar in Schienen und Lokomotiven an und widmete sich ebenso rücksichtslos diesem Felde, wie früher dem anderen. So hatte er fünf Jahre nach dem Verkauf seiner Schiffe bereits 25 Millionen Dollar in Eisenbahnaktien angelegt und dabei sein Vermögen, nach dem derzeitigen Kursstande, verdoppelt. Er bemächtigte sich nun, indem er den größeren Teil ihrer Aktien an sich brachte, der Kanadian-Südbahn und der Michigan-Zentralbahn, deren Erträgnisse er dadurch zu heben wußte, daß er eine Reihe von seitlichen Stichbahnen anlegte, die das Zufuhrgebiet der Hauptlinien vergrößerten. Endlich aber krönte er seine Tätigkeit durch ein Werk, das eben nur er, als gleichzeitiger Herrscher über vier große, in New York endende Eisenbahnlinien, unternehmen konnte. Er beschloß, alle diese Bahnen, auf denen täglich 150 Züge ein- und auszulaufen pflegten, in einem gemeinsamen, mitten in New York zu bauenden Kopfbahnhof zusammenzufassen. Es war das bei der Menge von Straßenzügen, die zu unterfahren oder zu überbrücken waren, eine Riesenaufgabe sowohl in

technischer als finanzieller Hinsicht, und Cornelius Vanderbilt war damals ein Greis von beinahe 80 Jahren. Aber er hatte sich diesen Plan einmal vorgesetzt, er erwartete davon — mit vollem Rechte, wie der Erfolg bewies — eine mächtige Hebung des Verkehrs, und so ließ er keine Hindernisse gelten. Meilenweit auf Brücken, in Einschnitten und Tunnels verlaufend, wurden die Gleise bis ins Herz von New York geleitet und hier, zwischen dem Broadway und der Fünften Avenue, erhebt sich noch heute der Zentralbahnhof, den nur der Wille Vanderbilts den natürlichen Schwierigkeiten abgetrotzt hat. Die Kosten beliefen sich auf 6½ Millionen Doll. oder 27 Millionen Mark. Der technische Leiter der Arbeiten war William, der jetzt völlig zum Geschäftsteilhaber erhobene Sohn des Eisenbahnkönigs. Ja mit 81 Jahren zog sich der Kommodore gänzlich von den Geschäften zurück und überließ sie im vollen Umfange seinem Sohne. „Ich habe“, sagte er gelegentlich, „in jedem Jahre meines Lebens eine Million verdient, und was mehr ist, ich hoffe dabei meinem Vaterlande noch größere Dienste geleistet zu haben als mir.“ In gewissem Sinne hatte er recht, das Eisenbahnwesen der Vereinigten Staaten hätte die spätere Stufe der technischen Vollendung wohl kaum erreicht, wenn Kommodore Vanderbilt 10 Jahre früher die Hände in den Schoß gelegt hätte.

Einer seiner Biographen schildert den Eindruck des Achtzigjährigen mit folgenden Worten: „Er war mit 81 Jahren ein unvergleichliches Beispiel geistiger und körperlicher Rüstigkeit. Wo er sich sehen ließ, zog er die Aufmerksamkeit in nicht geringerem Grade auf sich wie der Präsident oder General Grant. Von hoher Statur und vollendetem Wuchs, das große Auge immer noch in jugendlichem Feuer blitzend, drückte er unwillkürlich das Bewußtsein seiner selbsterworbenen überragenden Stellung als der reichste Mann der Vereinigten Staaten aus. Von seinen 10 Kindern und 33 Enkeln umgeben aber bot er den Eindruck eines Patriarchen.“

Cornelius Vanderbilt war so ungebildet wie die Rothschilds der zweiten Generation, denen er auch in der Zugeknöpftheit in Bezug auf alles Geschäftliche glich. Selbst sein Sohn erfuhr stets nur soviel wie nötig war, um die ihm gegebenen Direktiven zu vollziehen. „Nach welchen Grundsätzen er handelte, welches seine Kalkuls eigentlich waren“, sagte William später, „das habe ich nie begriffen. Und wenn er gedacht hätte, sein Rock hätte sie begriffen, er würde ihn augenblicklich zerrissen haben.“ Nach einem zeitigen Frühstück und einer halben Stunde, die er den Morgenzeitungen widmete, pflegte der Kommodore im selbstkutschierten

Phaethon aufs Bureau zu fahren. Dort arbeitete er in zwei Stunden soviel, wie andere in einem Tage, wobei er die erforderlichen Daten meist aus seinem enormen Gedächtnis, den Rest aus einem kleinen Notizbuche entnahm, das er nie von sich ließ. Er schrieb weder Briefe — denn seine Orthographie war unmöglich, noch las er welche. Bei der vierten Zeile pflegte er einen Brief voll Ungeduld seinem Sekretär zuzuwerfen: „Lesen Sie und sagen Sie mir in vier Worten, was er will."

Mit 74 Jahren verlor der alte Vanderbilt seine Frau, die er aufrichtig betrauerte. Ein Jahr später heiratete er von neuem und zwar eine ganz junge Verwandte, die ihn bis zu seinem Tode mit Hingebung und Anhänglichkeit pflegte. Er war, wenn auch nicht geizig, so doch nie eigentlich wohltätig gewesen, er pflegte Armut und Faulheit zu verwechseln, ebenso wie er einseitig die Tüchtigkeit nur nach dem äußeren Erfolg maß. Seiner jungen Gattin aber und einem ihm ziemlich nahestehenden, keineswegs orthodoxen Geistlichen, dem Rev. Deems pflegte er selten etwas abzuschlagen. Der Reverend war es auch, der Vanderbilt zu der einzigen großen Stiftung seines Lebens — wenn wir von der bekannten, wohlüberlegten Schenkung seines besten Schiffes an den Staat absehen — bewog. Vanderbilt hatte in seinen letzten Lebensjahren die Absicht, eine Million Dollar für ein neues Washington-Monument zu stiften, Deems überredete ihn dagegen, die Summe zur Stiftung einer freien Universität zu bestimmen. „Sie, Mr. Vanderbilt", soll er geantwortet haben, als der Kommodore eines Tages seinen Mangel an Erziehung und Schulbildung beklagte, „gerade Sie sind eins der größten Hindernisse der guten Erziehung in diesem Lande." „Wieso?" meinte der alte Eisenbahnkönig. „Denken Sie einmal nach", erwiderte der Geistliche, „wieviel junge Leute zu Ihnen als zu ihrem Heros aufsehen, mit dem Bewußtsein: Seht, das ist der Kommodore Vanderbilt, einer der reichsten Leute in der Welt, und doch hat er nicht studiert, hat kaum eine genügende Schulbildung genossen. Was ist es uns nötig, viel zu lernen, wenn so wenig Wissen zum Erfolg nötig ist?" Die Folge dieser und ähnlicher Unterhaltungen war die Begründung der Vanderbilt-Universität. Es ist bekannt, welche ausgedehnte Nachahmung diese nützliche Anwendung selbst erworbener Millionen unter den späteren amerikanischen Millionären gefunden hat.

Im Januar 1877, nach halbjährigem Siechtum, schloß Cornelius Vanderbilt die Augen. Ganz New York hatte in diesem halben Jahre regen Anteil an seinem Schicksal genommen, aber es war größtenteils der

Anteil der Neugierde, des Interesses an dem reichsten Amerikaner und seinen Millionen, denn der Kommodore hatte in der Tat nicht viel getan, um sich populär zu machen. Er hinterließ ungefähr 105 Millionen Dollar, oder 430 Millionen Mark, wovon er seinem Sohne Billy allein 90 Millionen Dollar bestimmte, um das von ihm erworbene Vermögen in einer Hand zu wissen. Der Rest verteilte sich unter die verschiedenen Verwandten. William soll den Anteil einer jeden von seinen Schwestern, der 250000 Dollar betrug, verdoppelt haben, ohne damit sonderlichen Dank zu ernten.

Ihm selber brachte das ungeheure Erbe, das er antrat, wenig Glück. Er besaß nicht die robusten Nerven und die Gabe seines Vaters, andere als Werkzeug zu gebrauchen. Er war viel gebildeter und vielleicht scharfsinniger als der alte Cornelius, aber mißtrauisch und unfähig, seine Leute selbständig arbeiten zu lassen. So ruinierte er sich, bei mäßigem Lebensgenuß, durch Unmäßigkeit in der Arbeit. Auch wurde sein Leben durch eine Sintflut von Belästigungen aller Art, von Bettel- und Drohbriefen, von Behelligungen auf der Straße und versuchten Attentaten verbittert. Er wurde trotzdem kein Misanthrop, sondern tat sogar, wenn auch im Kleinen von lächerlicher Genauigkeit, im Großen mehr Gutes als sein Vater. Für sich selbst erbaute er einen prachtvollen Palast, für den er gelegentlich seiner Besuche in Europa eine bedeutende Gemäldesammlung erwarb. Für Bilder, die ihm gefielen, konnte er märchenhafte Summen anlegen. Für seine Vaterstadt stiftete er jenen ägyptischen Obelisken, die „Nadel der Kleopatra“ im Zentralpark, dessen Ankauf und Transport ihn eine halbe Million kostete. Auch für Schulen, Krankenhäuser, Wohltätigkeitsanstalten hatte er stets eine offene Hand.

William Vanderbilt war 56 Jahre alt, als er das Erbe seines Vaters antrat. Nur acht Jahre waren ihm vergönnt, es zu verwalten, aber sie genügten, das ihm überlieferte Kapital zu verdoppeln. Er besaß ganz die Tatkraft, den kaufmännischen Spürsinn und die Entschlossenheit seines Vaters. Was er in die Hand nahm, pflegte zu glücken. In dem allgemeinen Geschäftsniedergang der siebziger Jahre behielten seine Bahnen ihren Aktienstand. Bei den Riesenausständen der zu gemeinschaftlichem Vorgehen erwachten Arbeiterschaft blieben seine Arbeiter in ihrer Tätigkeit. Wenn er begann, für eine heruntergekommene Bahn sich zu interessieren, so stiegen die Kurse, denn man wußte, daß sich mit der Einverleibung in das „System Vanderbilt“ auch der reelle Wert des Unternehmens steigen würde. Als William im Dezember 1884 seinem Vater ins Grab nach-

folgte, umfaßte dieses System elf der bedeutendsten östlichen Eisenbahnlinien, das Vermögen aber, das er hinterließ, bewertete sich auf 200 Millionen Doll.

William wurde aufgefordert, auch seinerseits den Hauptteil seines Vermögens wieder an einen seiner Söhne zu vererben, um die Vanderbiltsche Hausmacht in einer Hand zu erhalten. Seine Antwort war charakteristisch für die Summe Glückes, die er aus seinem ungeheuren Besitz geschöpft. „Ich will", erwiderte er, „es nicht verantworten, das Leben eines meiner Söhne gewaltsam abzukürzen." Dementsprechend hatte er sein Testament verfaßt, vielleicht auch noch in der Erinnerung an die Bitterkeit, die des Vaters Verfügungen seinerzeit unter seinen eigenen Geschwistern hervorgerufen. Von Williams Söhnen erhielt der älteste, Cornelius, 80, der zweite 55 Millionen Doll. Je zehn Millionen fielen an die beiden letzten Söhne und die vier Schwestern. Endlich kamen noch 8 Millionen zur Verteilung an verschiedene wohltätige Anstalten, Universitäten und Stiftungen. Die meisten der Erben haben ihr Geld gut verwaltet, denn gegenwärtig soll das Gesamtvermögen der verschiedenen Zweige der Familie sich bereits auf 400 Millionen Dollar belaufen.

Nun sind alle diese Ziffern mit Vorsicht aufzunehmen. Die Vanderbilts haben ihr Geld, auch als das Spekulieren in Eisenbahnwerten unter der Konkurrenz der Gould und Rockefeller begann schwieriger zu werden, niemals in Dollarstücken auf dem Haufen gehabt. Ihre Millionen staken und stecken in Eisenbahnaktien und Obligationen, deren Wert sich je nach der Konjunktur ändern kann. Als die Vanderbilts noch die unbestrittenen Könige des Eisenbahnwesens in Amerika waren, lag es in ihrer Hand, die Kurse und damit den Wert ihres Vermögens in weiten Grenzen zu bestimmen. Heute sind neben ihnen andere Mächte emporgestiegen, die Trusts haben sich des Verkehrswesens bemächtigt, und kein einzelner, und wäre er noch so mächtig, kann alleinbestimmend wie ehemals auf den Gang der Dinge einwirken. So mag auch der reelle Wert des Vanderbiltschen Vermögens in weiten Schwingungen, der geschäftlichen Konjunktur des Landes folgend, sich auf und nieder bewegen.

Eines vermochte der alte Kommodore seinen Nachfolgern nicht zu hinterlassen, seine robuste Gesundheit. William starb mit 64, der nächste Chef der Familie, Cornelius, schon mit 56 Jahren. Er war 1843 geboren, so daß er beim Tode seines berühmten Großvaters schon 33 Jahre alt war, und starb im Herbst 1899. Er soll sich durch einen bemerkenswerten Gewaltstreich in der Erbfolge hervorgetan haben. Von seinen Söhnen

war der Tradition nach der Älteste, wiederum ein Cornelius, berechtigt, den größten Teil des väterlichen Vermögens zu erwarten. Aber er heiratete gegen den Willen seines Vaters ein „armes" Mädchen, d. h. eine Dame aus gutem Hause mit einer Million Doll. Mitgift. Der Chef der Familie, der vielleicht die Augen auf eine englische Prinzessin geworfen



William Vanderbilt.

hatte, war empört. Cornelius wurde sozusagen enterbt, er erhielt 5 Millionen Dollar, was für einen modernen Vanderbiltschen Haushalt allerdings recht wenig war. Er war aber nicht nur damit ganz zufrieden, sondern sogar so bescheiden, an einer der Bahnen seines Bruders eine gute Stellung anzunehmen. Durch eine nicht unwichtige Erfindung, die Kohlenersparnis beim Lokomotivenbetrieb betreffend, hat er kürzlich in technischen Kreisen von sich reden gemacht.

Die Familie Astor.

Der Fremde, der New York durchwandert und den Broadway hinaufgeht, wird auf sein Befragen nach dem Namen dieses oder jenes hervorragenden Gebäudes oder Platzes wiederholt den Namen eines und desselben Mannes aussprechen hören. Bald ist es das Astor-Haus, das Astor- oder Park-Theater, bald der Astor-Platz, worauf er aufmerksam wird. Wendet er sich dann von dem Astor-Platz zu dem Lafayette-Platz, so wird sein Blick von einem großartigen, langgestreckten Bauwerk angezogen, das die Ostseite des Lafayette-Platzes einnimmt. Erkundigt er sich nach dessen Namen und Bestimmung, so sagt man ihm: das ist die öffentliche Bibliothek, die „Astor-Library", zu deren Errichtung Johann Jakob Astor die ansehnliche Summe von 400000 Dollar in seinem Testamente aussetzte.

Nicht weniger bekannt und genannt wie die Vanderbilts, sind die Astors ihnen doch ziemlich in jeder Beziehung unähnlich gewesen und sind es noch. Nicht die unternehmende Kühnheit des alten Kommodore Vanderbilt, der mehr als einmal alles auf eine Karte setzte, sondern Geduld, Zähigkeit und Ausdauer waren die Haupteigenschaften des ersten Astor, der seinen Namen berühmt gemacht hat. Die Unternehmer- und Gründertätigkeit auf industriellem Gebiet war seine Sache nie. Anfangs hat ihn der Handel wohlhabend gemacht und zwar nicht nur, wie man zuweilen lesen kann, der Pelzhandel, sondern der internationale Warenhandel auf breitester Grundlage, und dann beschränkten er und seine Nachfolger sich auf ein einziges Geschäft, bei dem es nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen gab, auf die Bodenspekulation in dem heranwachsenden New York. Wenn man von den Unternehmungen der Vanderbilts mit Recht sagen kann, daß sie ebenso gut das Volksvermögen wie das ihrige vermehrt haben, daß ihre Gründungstätigkeit, wenn auch begünstigt und gehoben durch den Aufschwung des ganzen Volkes, ihrerseits auch wieder zu diesem Aufschwung beigetragen hat — so fallen alle diese Voraussetzungen bei den Astors fort. Der anfänglichen Handelstätigkeit des alten Johann Jakob Astor kann man allerdings das Zugeständnis nicht versagen, daß sie ebenso wie die Flotten des Kommodore Vanderbilt beigetragen hat, die Wohlfahrt der Vereinigten Staaten zu heben, aber weit entfernt, die Gewinne dieser Tätigkeit zur Erweiterung seiner Geschäftsbeziehungen zu benutzen, begann er schon frühzeitig die Boden-

spekulation, die seine Nachkommen dann mit so enormem Nutzen fortgesetzt haben. Sein Verdienst war dabei nichts als der rechtzeitig erkannte Grundsatz, die natürliche Steigerung des Bodenwertes in einer rasch aufblühenden Großstadt für seinen Vorteil auszunutzen. Vermöge der Übermacht, die ihm sein frühzeitig erworbener Reichtum verlieh, ließ er eben den Mehrwert, die steigende Bodenrente, die die gemeinsame Arbeit des ganzen Volkes geschaffen, mühelos in seine Tasche fließen. Er hat für das Gemeinwohl durch Gaben und Stiftungen mehr als der alte Vanderbilt getan — er hatte wohl auch mehr Anlaß, den instinktiven Volkshaß zu beschwichtigen, der sich stets an den rasch erworbenen, am brennendsten aber an den mühelos erworbenen Reichtum heftet.

Johann Jakob Astor, geboren im Juli 1763, stammt aus Walldorf, einem badischen Flecken zwischen Rhein und Neckar gelegen. Sein Vater war Metzger und nebenbei, wie auf dem Lande selbstverständlich, im Besitze eines kleinen Ackers. Die Vermögensverhältnisse scheinen nicht die glänzendsten gewesen zu sein, denn gleichzeitig verließen von den vier Söhnen, deren jüngster unser Johann Jakob war, zwei das väterliche Haus, der eine um nach England, der andere um nach Amerika auszuwandern. Jener, der sich als Instrumentenmacher in London niederließ, wurde vom Glück begünstigt und lud infolgedessen einen seiner Brüder ein, zu ihm zu kommen. Der ältere zeigte keine Lust, die Heimat zu verlassen. Da erbot sich der sechzehnjährige Johann Jakob, welchen es aus den engen Schranken, die ihn umgaben, hinaustrieb in die weite Welt, dem ergangenen Rufe zu folgen. Er nahm kurzen Abschied von den Eltern und machte sich auf den Weg nach Holland, um von da nach England überzusetzen. In London angekommen, trat er als Gehilfe in das Geschäft seines Bruders und arbeitete hier vier Jahre hindurch zur vollsten Zufriedenheit desselben.

Mit der zunehmenden Ausdehnung seines Geschäftes war der ältere der beiden Brüder genötigt, auf weitere Absatzgelegenheiten für seine Produkte zu sinnen. Nach dem Unabhängigkeitskriege zwischen den Vereinigten Staaten und England sah man allgemein in der jungen, nunmehr ganz ungehemmten Republik ein Zukunftsland der kaufmännischen Tätigkeit, und so finden wir den 20jährigen Johann Jakob schon gleich nach dem Friedensschluß, im November 1783, unterwegs nach dem neuen gelobten Lande, wo er zunächst in Baltimore versuchen sollte, eine kleine Ladung musikalischer Instrumente zu besseren Preisen als in der Heimat

loszuschlagen. Die Reise gestaltete sich unerwartet langwierig. Nach mehr als zwei Monaten voll stürmischer Tage und Nächte sah sich das Schiff am Ende des Januar einer mächtigen Eisbarriere gegenüber, die die ganze Chesapeakebai anfüllte und das Einlaufen verhinderte. Es blieb dem Kapitän nichts übrig, als Anker zu werfen, um mildere Witterung abzuwarten: ein Los, das übrigens noch mehrere andere Schiffe teilten. Bis in den März hinein dauerte diese winterliche Quarantäne. Sie erschien ganz dazu angetan, einem jungen, zwanzigjährigen Manne das neue Land zu verleiden. Doch Astor besaß unter anderen zwei treffliche Eigenschaften, und sie sind ihm bis an sein Ende treu geblieben: Geduld und Ruhe. „Keep quiet, keep cool!" darin bestand später seine hauptsächlichste Ermahnung an alle seine Untergebenen. Während andere verzweiflungsvoll die Hände rangen oder düster und gedankenlos vor sich hinbrüteten, verbrachte Astor diese Tage in lebhaftem, belehrendem Gespräche mit einem Landsmann, dem Passagier eines anderen benachbarten Schiffes. Dieser, ein amerikanischer Pelzhändler, kehrte gerade zu derselben Zeit von England zurück, wohin er eine Ladung Pelzwaren verkauft hatte. Astor eröffnete demselben seine Pläne und Aussichten, wurde aber von dem Reisegefährten auf den Pelzhandel als das augenblicklich sicherste und einträglichste Geschäft hingewiesen. Der Pelzhändler riet ihm, einige Zeit in die Lehre eines Kürschners zu treten, um den Wert, die Behandlung der Pelze und die Lage des Marktes kennen zu lernen, und dann zu versuchen, auf diesem zukunftsreichen Boden weiter zu arbeiten.

Astor handelte diesen Weisungen entsprechend. Mit Unterstützung seines früher nach New York ausgewanderten Bruders fand er Unterkunft in einem Pelzwarenhause und lernte in wenigen Jahren die einschlägigen Dinge, Bezugsquellen, Absatz, Behandlung der zum Teil sehr wertvollen Pelzsorten kennen, die damals noch von den Trappern und kanadischen Pelzhändlern direkt auf die Märkte der Ostküste gebracht wurden. Dann ging Johann Jakob mit Vorsicht und Geduld an sein erstes selbständiges Geschäft. Zu einer Zeit, als das Angebot in New York die Nachfrage überstieg, kaufte er soviel als möglich gute Ware und schiffte sich mit derselben nach England ein. Das Glück begünstigte ihn. Es bot sich eine gute Konjunktur zum Verkauf, und er kehrte mit ansehnlichem Gewinne nach New York zurück zur Wiederholung dieser Operation. Seine Warenkenntnis und Zuverlässigkeit, nicht minder sein einfaches, schlichtes Benehmen, unterstützten ihn gleich sehr, und mit jeder neuen Reise mehrten

sich Kapital und Vertrauen. Was aber noch mehr wert war als dies: auch seine Kenntnisse und seine kaufmännische Bildung gewannen mit jedem Jahre. Wie er in Amerika den Ursprungsquellen des Pelzhandels bis in die entlegensten Wildnisse im Westen und Norden nachspürte, die außer dem Mokassin des Indianers nur der Fuß des abgehärteten Biber- und Bärenjägers betrat, so studierte er während seiner Anwesenheit in London die Absatzbedingungen für Pelzwerk in Europa, unterrichtete sich über den Stand der Kontinentalmärkte und deren besondere Verhältnisse, ja wandte noch verschiedenen anderen Branchen des Warenhandels, die vorteilhafte Geschäfte versprachen, Aufmerksamkeit zu. Und nun begann er, statt baren Geldes zuweilen andere Artikel mit nach New York zurückzuführen. Von seinem Bruder in London erhielt er ohnehin regelmäßige Sendungen von musikalischen Instrumenten, deren Absatz den Gewinn mehrte.

Doch waren dies nur untergeordnete geschäftliche Versuche. Unverrückbar behielt er als großes Ziel die Ausdehnung des Pelzhandels im Auge, und hier galt es namentlich, sich nach und nach von den Zwischenhändlern zu befreien und so viel als möglich aus erster Hand zu kaufen. — Um die Tätigkeit Astors besser würdigen zu können, wird es notwendig sein, einen Rückblick auf die Entwickelung des nordamerikanischen Pelzhandels zu werfen.

Von französischen und englischen Kaufleuten, aber unter englischem Schutze, da Ludwig XIV. die Unterstützung des Unternehmens ablehnte, war im Jahre 1670 die Hudsonsbai-Gesellschaft gegründet worden. Die Erwerbung von Pelzwaren aus den Händen der eingeborenen Jäger und die Gewinnung von Neuland für die englische Krone waren der Zweck der Gesellschaft, die ihr Kapital von 10000 binnen 80 Jahren auf 60000 Pfund erhöhte und trotz der scharfen Konkurrenz kanadischer Franzosen, die sich wenig an ihre Privilegien kehrten, eine Art Monopol im Pelzhandel aufrecht erhielt. Während des spanischen Erbfolgekrieges, der seine Wirkungen bis in die englischen und französischen Besitzungen in Nordamerika ausdehnte, wurden die von der Hudsonsbai-Gesellschaft angelegten Forts von den Franzosen besetzt, der Utrechter Frieden gab jedoch 1713 Labrador und New-Wales an England zurück. In der Mitte des 18. Jahrhunderts gelangte dann England in den Besitz von ganz Kanada, was anfänglich für die Hudsonsbai-Gesellschaft den Vorteil hatte, daß die einzelnen kanadischen Händler, die gegen ihre Licenzen verstießen,

nun leichter belangt werden konnten. Aber nach und nach bildeten sich, ebenfalls unter Autorisation der englischen Regierung, auch andere Pelzhandelsgesellschaften, wie die Nordwestkompanie zu Montreal im Jahre 1784, die Mackinaw-Gesellschaft westlich vom Oberen See, und nach wie vor gab es noch eine ganze Anzahl von Einzelhändlern in den Vereinigten Staaten, die ihre Verbindungen mit den Indianern und Trappern unterhielten. Freilich hatte sich auch das Gebiet des Pelzhandels und der Jagd entsprechend ausgedehnt, besonders nahm der Pelzhandel dadurch einen neuen Aufschwung, daß der britische Weltumsegler Cook während seiner letzten Reise große Mengen von Seeottern, deren sammetweiche, tiefschwarze Felle 1725 zum ersten Male in den Handel gekommen und ungemein gesucht waren, an der Nordwestküste Amerikas entdeckte.

So fand Astor die Verhältnisse, und es ist begreiflich, daß er, der einzelne Händler, zunächst einen schweren Stand gegen die drei großen kanadischen Pelzhandelsgesellschaften hatte, die auch nach der Beendigung des Unabhängigkeitskrieges noch eine ganze Reihe von Posten im nördlichen Waldbezirk der Vereinigten Staaten unterhielten und dadurch auf die Trapper einen Druck ausübten. „Wenn diese Posten fallen“, sagte Astor, „so werde ich mein Glück im Pelzhandel machen.“ Und tatsächlich ging es, als 1794 die alten, nicht mehr gültigen Grenzposten aufgehoben wurden, raschen Schrittes mit ihm bergan. Von nun an hatte er nicht mehr nötig, alljährlich nach Montreal und anderen kanadischen Plätzen zu reisen, um dort die Pelze zusammenzukaufen und selbst über Kanada nach London und anderen Märkten zu führen. Die lange angebahnten direkten Verbindungen mit den Händlern, Jägern und Trappern Kanadas wurden rasch festgeknüpft und nach allen Seiten hin erweitert. In den Hudsonsbai-Ländern, in den Regionen des Oberen Sees wie in den Jagdgründen zwischen dem Mississippi und den Rocky-Mountains, nicht minder am Columbiafluß an der Nordwestküste Amerikas etablierte der tätige Mann Agenturen, und bald ward der Name Astor in allen Teilen dieser unermeßlichen Strecken bekannt und geachtet. Von allen Seiten her sammelte sich das Pelzwerk in seinen immer großartiger anwachsenden Lagern zu New York, von wo aus es nach Europa und Asien versandt wurde. Anfangs befrachtete er fremde Schiffe. Als seine Mittel sich mehrten, wurde er selbst Reeder, und neben dem Geschäfte des Exporteurs trieb er auch das des Importeurs in immer steigendem Maßstabe. Seine

mit Pelzwerk beladenen Schiffe kehrten heim mit Seide und Tee, Weinen und ostindischen Waren, sämtlich für eigene Rechnung als Rückfracht von seinen Superkargos in Europa und Asien eingekauft.

Aber seine Pläne zielten weiter, und während er äußerlich der anspruchslose, unter seinen Arbeitern und Lagerhaltern von früh bis spät wirkende Geschäftsmann blieb, entstanden in seinem Innern weltumspannende Entwürfe, die ihn, wenn er ihnen auf die Dauer treu geblieben wäre, zu einem der größten Kaufleute aller Zeiten gemacht haben würden.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, im Alter von 37 Jahren, besaß Astor nach sechzehnjähriger Tätigkeit schon ein Vermögen von einer Viertelmillion Dollar. Im Laufe der nächsten zehn Jahre zählte seine Firma zu den ersten Amerikas. Sein Reichtum und sein Einfluß hoben sich in gleichen Verhältnissen. Die Regierung wandte sich in allen Angelegenheiten, die den Pelzhandel oder die Verhältnisse bei den Indianern betrafen, an den kenntnisreichen Mann, und seine Ratschläge wurden maßgebend für ihre Entschlüsse. Astor verstand es, diesen Einfluß auch zur Förderung seiner großen Pläne zu benutzen. Im Jahre 1811 vereinbarte er mit der amerikanischen und mit der russischen Regierung den Entwurf einer regelmäßigen Schiffahrtslinie zwischen New York und den damals noch russischen Ansiedelungen an der westlichen Küste von Nordamerika. Natürlich hätte der Warenbedarf dieser vereinzelten Siedelungen eine solche Verbindung nicht lohnend gemacht, Astor beabsichtigte indessen, den Kampf mit den englischen Pelzkompanien vorzugsweise im Westen des Landes aufzunehmen und auf dem Stillen Meere zum Austrag zu bringen. Vom Staate New York erlangte er die Genehmigung zur Bildung einer amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft, gegründet mit einem Kapitale von 1 Million Dollar. Diese Gesellschaft war er eigentlich selbst, denn das Kapital schoß er allein ein. Die Direktoren waren von ihm ernannt. Hierauf kaufte er die dritte der englischen Gesellschaften, die Mackinawkompanie, aus und verschmolz sie mit der erstgenannten Gesellschaft zu einer neuen: der Südwestkompanie. Auf diese Weise erlangte er die Kontrolle über die Hälfte der indianischen Posten, welche die Mackinawkompanie in den Vereinigten Staaten besaß; die andere Hälfte sollte nach fünf Jahren übergeben werden. — Jetzt hielt er es an der Zeit, mit seinen Entwürfen offener hervorzutreten. Dieselben bestanden zunächst darin, den Pelzhandel von den amerikanischen Seen bis zum Stillen Meer zu organisieren und zu zentralisieren mittels einer Reihe von

Handelsniederlassungen den Missouri hinauf, von da zum Columbia, und diesen hinunter bis zu dessen Mündung in das Stille Meer. Regelmäßige Schiffssendungen um das Kap Horn sollten die Niederlassungen an der Nordwestküste und das an der Mündung des Columbia zu errichtende Hauptdepot mit allem Nötigen versehen, ebenso die nahen russischen Niederlassungen. Die Schiffe sollten alsdann mit den aufgesammelten Pelzvorräten quer durch das Stille Meer nach China segeln, dort die Waren, die bisher von New York dahin verladen wurden, verkaufen und als Rückfracht chinesische Artikel zurückführen. Wenn möglich, beabsichtigte Astor eine der Sandwichinseln als Station für die zwischen Nordwestamerika und China segelnden Schiffe zu erwerben.

Während die Unterstützung der amerikanischen Regierung, vermutlich weil Präsident Jefferson die Gelegenheit zu neuen Reibungen mit England scheute, dem Unternehmen fehlte, schien Astor mehr Erfolg zu haben mit seinen Versuchen, die beiden englischen Gesellschaften, die sich schon lange mit Erbitterung befehdeten, endgültig zu trennen. Er näherte sich der rührigen Nordwestkompanie, die damals bereits mit einem Kapital von 600000 Dollar arbeitete und ihre Niederlassungen über das Felsengebirge bis an den Oregon und Columbia ausgedehnt hatte. Astor bot ihren Leitern die Beteiligung an seinem Unternehmen bis zu einem Drittel an, aber während sich dieselben Bedenkzeit ausbaten, sandten sie heimlich eine Expedition nach dem Stillen Meer, um die Mündung des Columbia zu besetzen, und lehnten dann seinen Vorschlag ab. Astor gründete nun, den offenen Kampf aufnehmend, die Pelzkompanie vom Stillen Meere und sandte noch im September 1810 die erste Expedition dahin um das Kap Horn ab. Er hatte die vollständige Ausrüstung der Expedition sowie die sämtlichen Kosten während der ersten fünf Jahre bis zum Betrage von 400000 Dollar übernommen. Dagegen sollte auch der Gewinn zur Hälfte ihm, zur anderen Hälfte seinen Partnern und deren Associés zufallen.

Offenbar dachte Astor nicht an unmittelbaren Nutzen, als er das ganze Risiko für die fünf ersten Jahre übernahm. Er war nach zuverlässigen Mitteilungen darauf gefaßt, zehn Jahre lang nur Auslagen zu machen, und hoffte erst in dem folgenden Decennium einen Ertrag; nach zwanzig Jahren aber glaubte er einen jährlichen Gewinn von 1 Million Dollar erwarten zu können. Es sollte ganz anders kommen.

Astor hatte in seine „Pacific Fur Comp." auch eine Anzahl Engländer

aufgenommen, die früher im Dienst der kanadischen Nordwestkompanie gestanden hatten, und deren Erfahrungen er mit Nutzen zu verwerten hoffte. Eben diese Leute sollten sein Unglück werden. Er hatte die erste Expedition unter Kapitän Thorn auf dem „Tonquin“ mit der Weisung abgesandt, zuerst die Sandwichinseln aufzusuchen, wo eine dauernde Niederlage errichtet werden sollte. Von da sollte nach der Columbia-



Johann Jakob Astor.

Mündung gefahren und die Expedition an Land gesetzt werden, während der „Tonquin“ den nördlichen russischen Ansiedelungen einen Besuch machen sollte.

Eine zweite Expedition, hauptsächlich aus Bootsleuten und Trappern bestehend und von Hunt befehligt, dem sich noch der Pelzhändler Crooks und die Engländer Nutall und Bradbury zugesellten, verließ St. Louis im Januar 1811, um auf dem Landwege durch die Prärien nach Columbia zu gelangen.

Dem unermüdlichen Fleiße, womit Astor alle Einzelheiten des großartigen Unternehmens geordnet hatte, entsprach die Ruhe und Geduld, mit der sein rastloser Geist die Erfolge seiner Tätigkeit abwartete. Vom 10. September 1810, an welchem Tage der „Tonquin" absegelte, bis zum Oktober 1811 war von der Expedition keine Nachricht eingetroffen. Unbeirrt expedierte Astor dennoch am 10. dieses Monats sein erstes mit Vorräten für die Niederlassung beladenes Schiff, den „Biber", und mit diesem eine Anzahl amerikanischer Arbeiter, welche die bei der Expedition befindlichen Engländer ersetzen sollten. Abermals vergingen Monate, und noch entbehrte Astor aller Nachrichten. Endlich brachte ein Schiff, das von der Nordwestküste heimkehrte, die Schreckenspost: Kapitän Thorn, M. Kay und die Schiffsmannschaft seien nach verzweifeltem Widerstande von den Indianern der Vancouver-Insel ermordet, der „Tonquin" selbst aber von einem der Mannschaft mit sämtlichen Eingebornen, die der Kapitän unvorsichtigerweise habe an Bord kommen lassen, in die Luft gesprengt worden. Astor fühlte diesen Schlag tief. „Das ist ein Unglück, dessen Tragweite nicht abzusehen ist", äußerte er; doch erging er sich nicht in nutzlosen Klagen.

Noch denselben Abend erschien er im Theater, wie gewöhnlich ruhig, selbst heiter. Als ihn ein Freund, der die unglückliche Nachricht kannte, fragte, wie er heute am Theater Gefallen finden könne, antwortete er: „Was kann ich tun? Soll ich vielleicht zu Hause sitzen und wie ein Kind über das weinen, was nicht zu ändern ist?"

Und wiederum verflossen Monde, ein Jahr verging, noch immer fehlten zuverlässige Nachrichten von der Nordwestküste. Das Jahr 1813 brachte den Krieg mit England und vervielfältigte damit noch die Gefahren der Unternehmung. Infolge der Blockade von New York konnten Schiffe nicht gefahrlos auslaufen, um neue Vorräte nach dem Columbia zu bringen. Außerdem stand die Wegnahme der Niederlassung durch die Engländer zu befürchten, und es war sehr fraglich, ob die Gesellschafter und Diener, in ihrer Mehrzahl englische Untertanen, dem amerikanischen Unternehmer treu bleiben würden. Zum Überfluß endlich traf die Meldung ein, daß die Nordwestkompanie im Begriff stehe, ein Schiff mit 20 Kanonen abzusenden, um eine Niederlassung an der Mündung des Columbia zu errichten. — Astor wandte sich nunmehr an den Staatssekretär, um eine Besatzung von 40 oder 50 Mann für die Kolonie zu erbitten, deren Bedeutung ja nicht bloß eine kommerzielle, sondern auch

eine politische sei. Er fand leider kein Gehör in Washington. Dennoch entschloß er sich, ein drittes Schiff nach dem Stillen Meere auszurüsten, und bereits am 6. März ging die „Lark“ mit einem Superkargo unter Segel. Astor zweifelte nicht, daß Hunt die Mündung des Columbia erreicht habe, und schrieb ihm: „Wäre ich an Ort und Stelle, ich würde allen Gefahren zu begegnen wissen. So aber hängt alles von Ihnen und Ihren Freunden ab. Unser Unternehmen ist großartig und verdient Erfolge. Wäre meine Absicht nur Geldgewinn, so würde ich sagen: Retten Sie, was noch zu retten ist, und kehren Sie zurück! Aber der bloße Gedanke daran ist wie ein Dolchstoß in mein Herz.“

Nur nach und nach sickerten einzelne Nachrichten vom Stillen Ozean, meist auf dem Landwege, bis New York durch, bis endlich Astor im Jahre 1814 die ganze Lage, und den Untergang seiner gesamten Hoffnungen klar übersehen konnte.

Nach mehr als Jahresfrist, nach vielen Beschwerden und Gefahren, aber mit einer ziemlich großen Ausbeute war die über das Felsengebirge gesandte Pelzexpedition im Februar 1812 an der Mündung des Columbia eingetroffen. Hier fand Hunt bereits eine Niederlassung vor, errichtet von einer unter M. Dougals Befehl stehenden, 16 Mann starken Abteilung der Bemannung des „Tonquin“, die vor dem unglücklichen Ende dieses Schiffes hier ausgesetzt worden war. Zehn Monate hatten die Ansiedler bereits hier zugebracht, schon war der Bau eines Forts und Warenmagazins begonnen. Der „Tonquin“ selbst war dagegen in der Tat während seiner Weiterreise auf die früher beschriebene Weise zugrunde gegangen. Man war also mit der Hoffnung auf weitere Verstärkungen und Lebensmittel auf Astors Hilfsexpeditionen angewiesen. Ein Lichtstrahl war, daß die angedrohte Expedition der Nordwestkomp. wenigstens nicht vor dem „Tonquin“ eingetroffen war, und somit die amerikanische Flagge zu Recht über der Columbiamündung wehte. Das erste Ersatzschiff, der „Biber“, traf im Mai, das zweite dagegen überhaupt nicht ein, es war im Stillen Ozean gescheitert. Hunt benutzte den „Biber“, um über Neu-Archangel, wo das Schiff eine Pelzladung für China aufnahm, bis nach den Sandwichinseln mitzufahren und hier die geplante Niederlassung zu begründen. Seine Rückkehr nach „Astoria“ verzögerte sich, da nicht gleich ein Schiff aufzutreiben war, und diese Verzögerung entschied das Schicksal der Kolonie am Columbia. Hier nämlich hatte mittlerweile die Nachricht von dem zwischen England und Amerika aus-

gebrochenen Kriege die größte Verwirrung hervorgerufen. Wie schon früher erwähnt, bestand ein großer Teil der Gesellschaft aus englischen Untertanen. Diese hielten einen sogenannten Kriegsrat und beschlossen, angesichts der Verhältnisse, die eine fernere Verproviantierung der Kolonie von New York aus unmöglich machten, die Kolonie im nächstfolgenden Frühjahr zu verlassen. Der Hauptanstifter dieses Beschlusses war das Gesellschaftsmitglied M. Dougal, ein früherer Teilhaber der Nordwestgesellschaft. Er bewog die übrigen Teilnehmer am 1. Juli 1813, eine Erklärung zu unterzeichnen, worin sie sich verpflichteten, die Niederlassung mit dem 1. Juni 1814 aufzugeben, falls bis dahin keine weiteren Vorräte angekommen wären. Als Hunt sieben Wochen später zurückkehrte, vernahm er mit Schrecken das Geschehene. Er beschloß, so viel als möglich von den Pelzvorräten zu retten, und segelte mit dem „Albatros“, auf dem er die Fahrt von den Sandwichinseln gemacht hatte, nach den Marquesasinseln, um dort ein Schiff zu mieten oder zu kaufen. Doch auch dieses gelang ihm nicht. Erst auf den Sandwichinseln wurde es möglich, eine Brigg zu erwerben, und mit dieser ging er am 22. Januar 1814 nach der Mündung des Columbia unter Segel. Leider kam er zu spät.

Es war zu Anfang Oktober 1813, als sich drei Boote der Niederlassung näherten, zwei unter englischer Flagge, eins unter amerikanischer. Sie brachten eine Abteilung Leute der englischen Nordwestkompanie, auf die Mac Kenzie von der „Astoria“ auf seiner Rückkehr aus dem Innern gestoßen war. Bald folgten acht weitere mit Pelzen beladene Boote, nebst 75 Mann, unter der Führung von Mac Tavish. Diese behändigten M. Dougal einen Brief, worin ihm seitens der Nordwestkompanie die Anzeige gemacht wurde, zwei englische Kriegsschiffe seien im März mit der Ordre abgesegelt, die Faktorei Astoria in Besitz zu nehmen. Es wäre nicht schwer gewesen, diese Absichten zu vereiteln. M. Dougal verfügte über 60 Mann mit Waffen und Munition und befand sich hinter seinen Befestigungen in Sicherheit; die Engländer dagegen waren unbewaffnet. Äußersten Falls, d. h. bei der Ankunft der englischen Schiffe, konnten die Pelzvorräte auf den Booten stromauf ins Innere gebracht werden. Doch M. Dougal, längst heimlich im Bunde mit der Nordwestkompanie, ließ sich in Unterhandlungen ein. Endlich am 22. Oktober 1813 unterzeichnete er die Abtretung von „Astoria“ an die Nordwestkompanie und überließ derselben sämtliche Pelzvorräte für den Ankaufspreis, d. h. für den dritten Teil ihres Wertes, ebenso alle

übrigen Warenbestände. Die Bediensteten der Gesellschaft erhielten ihre rückständigen Löhne und freie Rückreise nach Kanada. Dann wurde die englische Flagge aufgezogen — und „Astoria" war übergeben.

Trotz dieses mißlichen Ausgangs seiner Unternehmung gab Astor nicht jegliche Hoffnung auf. Der Friede gab „Astoria" an die Vereinigten Staaten zurück. Er machte nunmehr der Regierung zu Washington den Antrag, sein Unternehmen unter dem Schutze einer Garnison zu erneuern. Man versprach ihm auch Unterstützung seitens des Gouvernements, es geschah aber nichts. Und so verblieb die Nordwestkompanie im Besitz des Pelzhandels an der Küste des Stillen Meeres.

Übrigens scheinen Astors Anstrengungen in dieser Zeit mehr seinem Namen als der Sache gegolten zu haben. Er hatte nach den Mißgeschicken der letzten Jahre kaum noch große Lust, den Pelzhandel in den bisherigen Bahnen beizubehalten, zumal er längst andere Unternehmungen eingeleitet hatte, die größere und weniger unsichere Gewinne brachten. Gingen doch, besonders während der Kontinentalsperre in Europa, auch die Geschäfte der beiden englischen Gesellschaften so schlecht, daß sie jahrelang überhaupt keine Dividende zahlten und sich erst seit 1821, seit ihrer Verschmelzung zu der „Neuen Hudsonsbaigesellschaft" wieder bemerkbar hoben. Die Unternehmungen der von Astor abhängigen Amerikanischen Pelzhandelskompanie, die die Gegenden des Mississippi und der Großen Seen beherrschte, nahmen andererseits in jenen schlechten Jahren einen guten Fortgang und wogen seine Verluste bei der Expedition nach dem Westen reichlich auf.

Er hatte ja auch genug andere Quellen des Reichtums. Eine davon war seine Sparsamkeit. Fünfzehn Jahre hindurch, während sein Vermögen auf eine Million Mark stieg, hatte er mit seiner Frau, Sara Todd, ein paar Zimmerchen über den Lagerräumen seiner Pelzniederlage bewohnt. Dann erst gestatteten sie sich den Luxus eines eigenen Häuschens. Glückliche Spekulationen in Bundesobligationen warfen Astor in kurzer Zeit weitere bedeutende Gewinne in den Schoß, und diese wurden fast ausschließlich zum Ankauf von Land auf Manhattan-Island (die Insel, auf der die Stadt New York erbaut ist) verwendet. Mit dem Wachstum der Stadt steigerten sich im Verlaufe der Jahre die Bodenwerte von guter Lage zu ungeahnter Höhe, und aus dem vergleichsweise bescheidenen Kapital am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde bis gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das größte in den Händen eines einzelnen Mannes liegende Vermögen Amerikas.

Aber auch Astors Bodenspekulationen waren von eigener, wohlerprobter Art. Er kaufte in den verschiedensten Teilen der aufblühenden Stadt, die von 30000 Einwohnern im Jahre 1790 auf 166000 in 1825 anwuchs, und ging mit seinen Landkäufen immer der weiter hinausgeschobenen Peripherie nach. Heute gibt es keinen Teil von New York, wo nicht Astorsche Grundstücke und Astorsche Häuser zu finden sind. Dabei belasteten er wie seine Nachkommen niemals ihre Grundstücke mit fremdem Gelde. Ebensowenig verkauften sie sie. Jedes Stück Boden wurde, bei nicht übermäßigem Zins, auf 21 Jahre verpachtet, mit der Bestimmung, daß die darauf errichteten Häuser nach dieser Zeit mit dem Boden zugleich an Astor zurückfielen. Die so in seinen Besitz kommenden Mietshäuser hielt er im besten Stande und ebenso ließ er die zahlreichen selbsterbauten Häuser stets aus dem besten Material errichten. Heute sollen mehr als hunderttausend Leute in New York bei den Astors zur Miete wohnen. Ihr Vermögen, immer aufs neue in Bodenwerten angelegt, wuchs allmählich ins riesenhafte. Zu einer Zeit, als der ältere Vanderbilt noch bezahlter Geschäftsführer eines fremden Dampfschiffsunternehmens war, hatte es Johann Jakob Astor auf 20 Millionen Doll. gebracht. Später sollte ihn allerdings der Kommodore überholen.

Auf diese Bau- und Grundstücksspekulationen gestützt, zog sich Astor allmählich von allen anderen Geschäften zurück. Ja auch die laufenden Arbeiten übertrug er nach und nach, als er das sechzigste Lebensjahr überschritten, seinem 1792 geborenen Sohne William, der später als „der Landlord von New York“ eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Weltstadt wurde und gleich seinem Vater ein sehr hohes Alter erreichen sollte.

Die letzten 20 Jahre seines Lebens verbrachte Johann Jakob Astor zurückgezogen im Kreise seiner Kinder und Enkel und in der Gesellschaft gebildeter Männer. Zu seinen besten Freunden zählte der treffliche Washington Irving, sein Testamentsvollstrecker, der auch sein Biograph geworden ist. Wie ihn das Glück bei seinen Unternehmungen mehr als andere Sterbliche begünstigt hatte, so war ihm auch das ungewöhnliche Alter von nahezu 85 Jahren beschieden. In den letzten Jahren vor seinem Tode, welcher am 19. März 1848 erfolgte, erschien wohl seine Gestalt etwas von der Last der Jahre niedergebeugt und seine Körperkräfte waren dahingeschwunden, aber der Geist des seltenen Mannes war ungewöhnlich frisch geblieben. So erhielt er sich einen guten Teil der

ehemaligen Gesundheit und Heiterkeit bis ans Ende seiner Tage, zum Teil sicherlich in dem Bewußtsein, von seinem Reichtum mehr für öffentliche, wohltätige und gemeinnützige Zwecke hingegeben zu haben, als irgend einer von seinen Landsleuten.

Schon bei Lebzeiten dotierte er eine Anzahl öffentlicher Anstalten, wie die German Society und die Gesellschaft zur Unterstützung alter bedürftiger Frauen. In seinem Testamente vermachte er beiden weitere 25000 resp. 20000 Dollar. Den Armen seines Geburtsortes Walldorf hinterließ er 50000 Dollar. Die ansehnlichste Gabe erhielt jedoch die Stadt New York selbst, in welcher er der Reichste geworden war, durch ein Vermächtnis von 400000 Dollar zum Bau einer Bibliothek, die, wie wir schon im Eingange sahen, eine der größten Zierden New Yorks geworden ist. Sein unterm 4. Juli 1836 niedergelegter Wille erklärt, daß diese Schenkung dem Wunsche entsprungen sei, dem Gemeinwohl der Stadt New York zu dienen und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse wie zum allgemeinen Besten der Gemeinde beizutragen. Der Sohn und Erbe Astors machte der Bibliothek später noch ein Geschenk, bestehend aus einer Sammlung von Werken technischen und gewerblichen Inhalts, und erbaute außerdem auf eigene Kosten neben der Bibliothek ein gleich großes Gebäude zu verwandtem Zwecke. Heute ist der Bücherbestand der Astorbibliothek längst über eine Viertelmillion von Werken angewachsen.

Die Erbschaft, die William Astor antrat, wurde auf den Wert von 20 Millionen Dollar beziffert. Wir wissen, daß sie fast ausschließlich in Häusern und Grundstücken bestand, deren Wert ohne jedes Zutun ihres Besitzers weiter und weiter wachsen mußte. Ganz richtig sagt Otto v. Gottberg in einer Studie über die amerikanischen Multimillionäre: Die Astors haben den Stein der Weisen entdeckt, sie bauen keine Bahnen, sie handeln nicht, stehen der Börse fern und — werden täglich reicher. William Astor lebte bis 1875 und hinterließ einen Besitz von 50 Millionen, nach anderen von weit höherem Werte. Die Hauptmasse davon erhielt dessen ältester Sohn, da auch bei den Astors das vererbte Prinzip herrscht, den Familienbesitz ungeteilt zu lassen. Die jüngeren Geschwister werden mit Legaten abgefunden und müssen ihren Besitz meist auch noch von dem Majoratserben verwalten lassen. Nach dem Tode des Enkels von Johann Jakob, im Jahre 1890, trat der gegenwärtige Besitzer des Vermögens, Mr. William Waldorf

Astor, die Erbschaft an. Er war ein Mann von hoher Bildung, verfeinerter Lebensweise, und litt unsäglich unter der Roheit der öffentlichen Kritik, die den Millionenfürsten der Vereinigten Staaten in erstaunlichem Maße zu teil wird. Die Volksstimmung in Amerika, schreibt Gottberg ganz richtig, ist den Multimillionären gram. Sie kichert mit dem Reporter, der erzählt, daß Rockefeller nach Haarwuchsmitteln suche und freut sich, daß er trotz all seines Reichtums sich nicht satt essen kann. Die Witzblätter karikieren seine körperlichen Gebrechen. Die Tageszeitungen machen die Millionäre verhaßt und lächerlich. Sie säen den Wind des Klassenhasses und werden einst den Sturm der Revolution ernten. Wenn man aus diesem Gesichtswinkel jene Schenkungen und Stiftungen betrachtet, dann gewinnt das Bild pathetischen Anstrich, denn sie erscheinen als Versuch, die öffentliche Meinung zu versöhnen. Deren Haß freilich läßt sich schließlich tragen. Nicht verargen aber kann man den wirklichen Gentlemen unter den Multimillionären, daß jene Neugier sie anwidert, die ihnen auf der Straße folgt und durch Türritzen in Küche, Keller und Schlafgemach späht. Sie war es, die Mr. W. W. Astor den Ausruf entlockte: „Amerika ist kein Land, in dem Gentlemen leben können!“ und ihn seiner Heimat den Rücken kehren ließ. Er leistete den britischen Untertaneneid. Da offenbarte sich ein prächtiger Charakterzug der Nation. Die Volkesstimme erklärte ihn in Acht und Aberacht. Er ist der dem Yankee verhaßteste Mensch. Nicht weil er jenen Ausspruch getan oder weil er seine Millionen ins Ausland getragen. Das tat ja manche Erbin um einer Grafenkrone willen. Aber — daß er dem Sternenbanner abschwören konnte, war unverzeihlich. Kein Schimpfwort war zu niedrig, um es seinem Namen voranzusetzen, und um mit diesem nicht ihre Spalten zu beschmutzen, nannte ihn die Presse den Unaussprechlichen.



Panorama von New York.

Zwei moderne Handelsfürsten der Vereinigten Staaten.

Andrew Carnegie, der Stahlkönig und Philanthrop.

Unter allen den vielbewunderten und vielgeschmähten „Multimillionären" des neueren Amerika verdient ohne Zweifel der neuerdings so viel genannte Andrew Carnegie den Ehrenplatz. Carnegie, der ehemalige Stahlkönig und gefürchtetste Großindustrielle der Neuen Welt neben Rockefeller, ist ein weißer Rabe unter den Dollarkönigen. Er ist nicht durch seine zweifellos große Menschenkenntnis verbittert, sondern traut allen Leuten das beste zu und ist bemüht, alle auf den besten Weg zu leiten. Er ist ein vergnügter und lachender Multimillionär und versteht zu leben und andere leben zu lassen. Er hat zweifellos viele Existenzen zu Grunde gerichtet, aber er hat auch viele Existenzen begründet und ist seinen Arbeitern kein Ausbeuter, sondern ein gerechter Herr, wenn auch allerdings ein unbeugsamer Herr gewesen. Wenn er gab, gab er nicht tropfenweise, sondern mit vollen Händen, und als er sich am Ende seiner produktiven Laufbahn dessen erinnerte, daß er seine 250 Millionen Dollar ohne Mithilfe seiner Arbeiter trotz aller Energie und allen Fleißes nicht hätte erringen können, da setzte er den Arbeitern der Stahlwerke, von denen er schied, gleich 4 Millionen Dollar mit einem Schlage aus. „Diesen ersten Gebrauch von meinem Überschuß an

Reichtum", schrieb er gelegentlich dieser Millionenschenkung, „mache ich in Anerkennung der großen Schuld, welche ich den Arbeitern gegenüber habe, die soviel zu meinem Erfolg beigetragen haben." War das derselbe Mann, von dem ein gerechter und unterrichteter Beurteiler, wie Gottberg, die folgende kurze Schilderung gegeben hat? „Klein aber gedrungen, mit einem Stiernacken und von eiserner Willenskraft, verrichtete er die Arbeit von drei Menschen. Oft im Eisenbahnwagen denkend, diktierend, dekretierend, essend und auch wohl schlafend — doch kurz nur und selten — so fuhr er, ein Feldherr des Handels, durchs Land. Städte entstanden auf sein Geheiß. Sein Finger zog auf der Landkarte die Grenzen der Interessensphäre der Stahlindustrie. Aber er überschritt sie auch lachend und fiel in fremdes Gebiet ein. Er konnte ein großherzig freigebiger Freund, aber auch ein guter Hasser sein. Jovial verstand er einem Widersacher auf die Schulter zu klopfen und allen Haß aus ihm heraus zu lachen, aber auch rücksichtslos einen Gegner zu Boden zu werfen. Nach Rockefellers Vorbild machte er sich zunächst die Bahnen und mit ihrer Hilfe die Konkurrenz gefügig. Die Lippen der Angestellten seiner Gegner wußte er geschickt zu öffnen. Die Stahlindustrie kannte kein Geheimnis vor ihm."

Und derselbe Mann, der mit der ganzen Energie seiner Herrschernatur um Geld und Macht kämpfte, der wurde gegen das Ende seines Lebens mit einmal zum Philosophen, zum Geber, zum Verbreiter von Volksbildung und prägte als Motto für seinen ferneren Lebenszweck, eine Milliarde Mark nutzbringend zu verausgaben, das Wort: who dies rich, dies disgraced. (Wer reich stirbt, stirbt entehrt.)

Geben wir in kurzen Zügen den Lebensgang, das Werden und Wollen dieser seltsam zusammengesetzten Natur wieder.

Auch über Carnegie wird die von so vielen Finanzgrößen umgehende und für eine ganze Anzahl von ihnen bereits widerlegte Geschichte erzählt, daß er bettelarm zur Welt gekommen sei. Ganz so schlimm war es auch in diesem Falle nicht, wenigstens in seiner frühen Kindheit hat er bessere Tage gesehen, als es später dann allerdings eine Reihe von Jahren der Fall war. Sein Vater William galt in dem schottischen Städtchen Dunfermline, beiläufig einer der ältesten Städte des Landes, wo Andrew im Jahre 1837 geboren wurde, keineswegs für einen mittellosen Mann. Er besaß vier Damastwebstühle, beschäftigte mehrere Lehrlinge, und wurde erst in eben diesen Jahren durch die immer mehr umsichgreifende Maschinenweberei und die Fabriken so in seinem Handwerk beeinträchtigt,

daß er endlich im Jahre 1848 sich entschloß, den hoffnungslosen Kampf aufzugeben. Die Familie, die bereits früher ausgewanderte Verwandte in Pittsburg besaß, wurde dahin einig, es ebenso zu machen und auch eine neue Existenz in den Vereinigten Staaten zu begründen. Sie verkauften Haus, Geräte und sonstige Habe und schifften sich ein; besonders auf den 12jährigen Andrew machte der Abschied von der geliebten Heimat einen unauslöschlichen Eindruck.

Alleghany City, ein junger Ort mit kräftig aufblühender Baumwollindustrie, gegenüber dem größeren Pittsburg, war der erste Wohnort der Familie auf amerikanischem Boden. Vater und Sohn fanden alsbald Arbeit in einer der Spinnereien, und der kleine Andrew verdiente als Klöppelboy an der Spulmaschine sein erstes Geld. Es waren schwere, harte Jahre; von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang unablässige, rastlose Arbeit, unterbrochen nur durch 40 Minuten Mittagspause, aber die fünf Schilling Wochenlohn ließen den kleinen Andy die Anstrengungen des Berufes vergessen, und seine kräftige Natur bewahrte ihn vor den häufig auftretenden Schädigungen solcher frühzeitigen Überarbeitung. Erst nach zwei Jahren besserte sich seine Lage durch die Anstellung als Dampfkesselwärter in der Spinnerei eines Schotten, der seine Webstühle mit Dampf betrieb. Der junge Carnegie, schon jetzt ein Muster an Pflichttreue und Ehrgeiz, sowie von unbegrenzter Hingabe an jedes ihm übertragene Amt, litt auf diesem Posten schwer unter der ihm so zeitig aufgebürdeten Verantwortung. „Das Heizen“, erzählte er später in seiner kurzen, für eine Jugendzeitung niedergeschriebenen Selbstbiographie, „wäre noch angegangen, allein die Verantwortlichkeit, sowie die Furcht, durch einen Fehler die ganze Fabrik in die Luft zu sprengen, verursachte mir eine derartige Überanstrengung, daß ich selbst in meinen nächtlichen Träumen die Dampfdruckmesser zu prüfen pflegte.“ So konnte er es als eine Befreiung betrachten, als ihm nach einiger Zeit in derselben Fabrik ein kleiner Schreiberposten übertragen wurde, der an seine Kräfte weniger Anforderungen stellte und ihm etwas mehr freie Zeit ließ.

Es fand sich alsbald eine prächtige Gelegenheit, diese wenigen Freistunden nutzbringend anzuwenden. Ein in Alleghany City wohnender Hauptmann, namens James Anderson, machte damals bekannt, daß er seine Privatbibliothek den Arbeitern und Knaben der Stadt zur freien Benutzung öffnen und jeden Sonnabend an dieselben Bücher ausleihen wollte. Unter denjenigen, welche von diesem edlen Anerbieten Gebrauch machten, befand sich auch der allzeit lernbegierige Carnegie. Zu arm, um

selbst Bücher kaufen zu können, nutzte er die sich nun darbietende Gelegenheit, gute Werke zu lesen, aufs fleißigste aus. „Anderson", so schrieb Carnegie später einmal, „besaß zwar nur etwa 400 Bücher, aber ich bezweifle, daß eine so geringe Zahl jemals so viel Nutzen und Freude verursacht hat. Nur derjenige, welcher wie ich sich nach der Wiederkehr des Sonnabends sehnte, wo die Quelle des Wissens sich aufs neue öffnen würde, kann ermessen, was Anderson für mich und andere Knaben der Stadt, von welchen mehrere später zu Bedeutung gelangten, tat."

Wohl möglich, daß der Hochgenuß, den die Lektüre dieser Bände dem armen Jungen bereitete, noch in dem Stahlkönig nach vierzig Jahren so stark nachwirkte, daß er dadurch bewogen wurde, einen großen Teil seiner vielen Millionen auf die Gründung und Unterstützung von Volksbibliotheken zu verwenden.

Wir müssen uns nicht vorstellen, daß es um diese Zeit allzu ärmlich bei den Carnegies ausgesehen habe. Das kleine, aus Europa gerettete Vermögen hatte noch ausgereicht zum Ankauf eines Häuschens, welches später dem jungen Andrew bei seiner ersten kapitalistischen Transaktion von großem Werte werden sollte. Solange auch der Vater lebte, zwei Mitglieder der Familie verdienten, und die fleißige und hingebende Mutter, die Andrew bis an ihr Lebensende vergötterte, im Hause schaffte, ging es sicherlich in der Familie ganz behaglich her. Unablässig nach besseren Gelegenheiten zum Geldverdienen umherspähend, warf sich Andrew in seinem vierzehnten Lebensjahr wiederum auf ein neues Geschäft. Ein Bekannter seiner Familie nahm ihn mit nach Pittsburg und verschaffte ihm dort eine Stellung als Depeschenausträger mit 10 Schilling wöchentlichem Gehalt. Wieder begann in dem Gehirn des ehrgeizigen Knaben der Kampf mit der stetigen Besorgnis, ob er seinen Posten auch werde ausfüllen können. Die Straßen der Stadt waren ihm fremd, aber er ruhte nicht, bis er durch fleißiges abendliches Umherstreifen sich jeden Winkel von Pittsburg eingeprägt hatte. Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Hingabe an das Geschäft mit Leib und Seele, die Eigenschaften, die er später nicht müde wurde allen jungen Geschäftsleuten als das ABC des Erfolgs zu empfehlen, besaß er selbst als Knabe in hohem Grade. So sehen wir ihn morgens vor dem Dienst auf dem Bureau bemüht, die Telegraphie selbst zu erlernen, und bald vermochte sein scharfes Gehör das Klappern der verschiedenen Signale zu unterscheiden. Ein gefälliger älterer Kollege unterwies ihn und schrieb später in einer von ihm verfaßten „Geschichte des Telegraphen": „Mir gefiel der Junge und ich sah

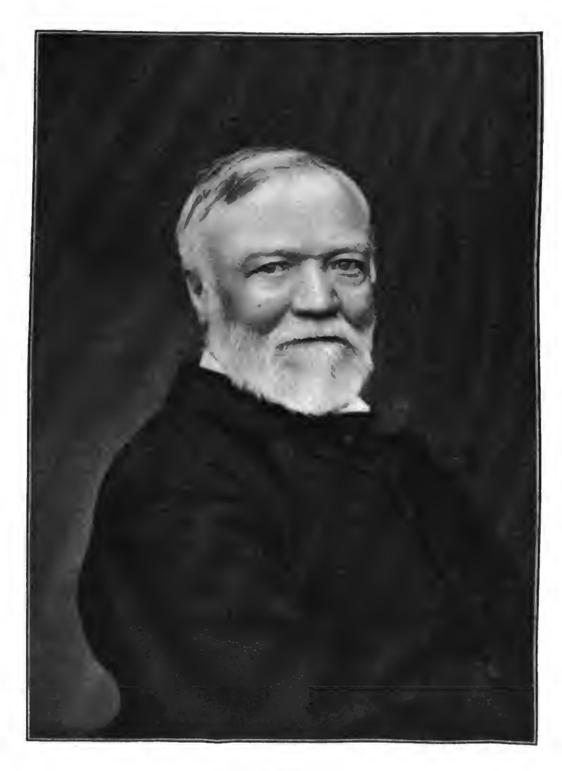
sehr bald, daß er, obgleich klein, voller Geist war. Er war kaum einen Monat in meinen Diensten, als er mich fragte, ob ich ihn das Telegraphieren lehren wolle. Ich begann ihn zu unterrichten und fand einen fähigen Schüler in ihm. Bald telegraphierte er so gut wie ich selbst." In seinem biographischen Vorwort zu einer Übersetzung von Carnegies berühmtem Werke „Empire of business"*) erzählt Dr. E. Lehmann eine hübsche Geschichte davon, wie sich dem jungen Depeschenträger Gelegenheit bot, seine Fähigkeit zu zeigen. Eines Morgens traf, als er noch allein auf dem Amte war, eine eilige und wichtige Todesnachricht aus Philadelphia ein. Andrew machte sich sofort daran sie aufzunehmen und zu übersetzen, so daß der erste ankommende Telegraphist die Depesche schon fertig zum Austragen fand. Kurz darauf wurde Carnegie als Telegraphist mit 300 Dollar angestellt und kam nun in seiner amtlichen Eigenschaft mit vielen Leuten in Verbindung. So wurde auch der Inspektor der eben vollendeten Pennsylvaniabahn, Mr. Thomas A. Scott, auf den jungen, diensteifrigen Beamten aufmerksam und dachte, aus dem kann noch etwas werden. Scott engagierte ihn vom Fleck weg als Eisenbahntelegraphist, bot ihm 100 Dollar mehr im Jahre und hatte es nicht zu bereuen, denn Carnegie wurde sein eifrigster Mitarbeiter. In einem seiner launigen, stets mit packenden Vergleichen gewürzten Vorträge schilderte der vielfache Millionär einst seine Arbeit an dieser Bahn, in die er sich mit dem ebenso pflichteifrigen Scott ehrlich teilte. „Thoms Scott", erzählte er, „bot mir 35 Dollar monatlich, wenn ich sein Sekretär und Telegraphist werden wollte, was für mich ein Vermögen bedeutete. Herr Scott hatte damals 125 Dollar monatlich, und ich wunderte mich im stillen, was ein Mann mit soviel Geld anzufangen vermochte. Die Telegraphenlinie, die ich bedienen sollte, mußte ich zuerst bauen, denn in jenen Tagen mußte der Aufseher alles mögliche tun. Eine Teilung der Verantwortlichkeit gab es nicht. Man setzte voraus, daß kein Untergebener mit dem Telegraphendienst für den Lauf der Züge oder mit den nötigen Maßregeln für einen etwaigen Zwischenfall betraut werden könnte. Herr Scott und ich, sein Nachfolger, waren in dieser Beziehung zwei der größten Narren, die ich in meinem Leben gekannt habe. Wir selbst überwachten jeden Zufall und arbeiteten sogar die ganze Nacht durch. Oft kam ich eine Woche lang nicht nach Hause. Kaum schlief ich inzwischen, es sei denn, daß ich mich für kurze Zeit in einem Frachtwaggon niederlegte. Wenn ich jetzt

*) Carnegie: „Kaufmanns Herrschgewalt" Berlin 1903.

auf diese Periode zurückblicke, so erkenne ich, wie schlechte Oberaufseher wir waren."

Indessen waren die dreizehn Jahre, die Carnegie, zuletzt als Oberinspektor, bei der Pennsylvaniabahn zubrachte, von ausschlaggebender Bedeutung für ihn. Hier machte er seine ersten Ersparnisse, hier lernte er sie vor allem so anzulegen, daß sie ihm Nutzen brachten. Scott selber, der sich des treuen, helläugigen Jungen mit freundschaftlicher Teilnahme annahm, leitete ihn auf diesen Weg. Er fragte eines Tages seinen Gehilfen, ob er ein gutes Geschäft machen wolle und 400 Dollar dafür auftreiben könne, 100 wolle er selbst, Scott, ihm noch dazu leihen. Es handelte sich um zehn 50 Dollar-Aktien der Adams-Expreß Komp., die aus dem Nachlaß eines eben verstorbenen Bekannten von Scott vorteilhaft zu veräußern waren. Andrew schlug ein, ohne zu wissen, woher das Geld nehmen, und eilte dann zu seiner Mutter, die noch immer in Alleghany City jenseits des Stromes wohnte, um Familienrat abzuhalten. Die Mutter — Andrews Vater war inzwischen verstorben — schaffte auch wirklich Rat, sie begab sich sofort am anderen Morgen zu ihrem Schwager Carnegie nach Ohio und ging ihn um seine Vermittelung bei der Aufnahme einer Grundschuld auf ihr Haus an. „Mein Geschäftssinn", erzählt Carnegie, „erwachte und wir belasteten unser Häuschen, das bloß 800 Doll. wert war, mit einer Grundschuld. Ich konnte die zehn Anteilscheine kaufen, und die erste Dividende darauf war uns allen etwas ganz Neues, da wir bisher nichts ohne schwere Arbeit verdient hatten." Die Adams Komp. zahlte 12% Dividende, und es ist erklärlich, daß der Jüngling an dieser Art, sein Geld rasch zu vermehren, Gefallen fand.

Bald darauf brach der Bürgerkrieg aus, und die Privatbahnen wurden mit einem Schlage das wichtigste Hilfsmittel der kriegführenden Parteien. Der Oberinspektor Scott, dessen Organisationstalent bei der Einrichtung der Pennsylvaniabahn von sich reden gemacht hatte, wurde nach Washington ins Kriegsministerium berufen und nahm Carnegie mit. Der 24jährige Gehilfe wurde mit einmal eine wichtige Person, er hatte den Truppentransport und den Lebensmittelnachschub zu beaufsichtigen, neue Telegraphenleitungen anzulegen und einzurichten und andere verantwortungsvolle Obliegenheiten. Zugleich sammelte er im Haupttelegraphenamt zu Washington viele Erfahrungen und war unter denen, die die Verwendung eines Chiffresystems zur Geheimtelegraphie anregten und eine solche Geheimschrift ausarbeiteten. Sogar verwundet wurde er im Kriege, wenn es auch keine feindliche Kugel war, sondern nur ein abspringender



Andrew Carnegie.

Telegraphendraht, der ihm eine ziemlich tiefe Fleischwunde beibrachte. Gereifter und erfahrener kehrte er aus dem Feldzug wieder zu seinen Schienen und Güterschuppen zurück.

Kurze Zeit darauf bot ihm der Zufall von neuem die Hand zu einem vorteilhaften Geschäfte, welches er sich, wie gewöhnlich, nicht entgehen ließ. Während einer Eisenbahnfahrt lernte er einen Herrn kennen, der ihn fragte, ob er zu den Leitern der Pennsylvaniabahn etwa nähere Beziehungen hätte. Carnegie gab das zu, und der Fremde, der sich Woodruff nannte, machte ihn darauf mit einer höchst folgenreichen Verbesserung der Eisenbahnwagen bekannt. Woodruff war der Erfinder des Schlafwagens, längst bevor der später so berühmte Pullman an dergleichen gedacht hatte, und konnte Andrew sogar ein Modell seiner sehr praktischen Konstruktion vorlegen. Voller Enthusiasmus machte Carnegie seinen Freund Scott und den leitenden Direktor der Bahn mit dem Erfinder bekannt und setzte die Bestellung von zwei Probewagen durch. Der Versuch war von Erfolg, und Woodruff schritt zur Gründung einer Schlafwagengesellschaft. Er forderte schon aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste Carnegie zur Beteiligung auf, und trotz seines geringen Barvermögens war Andrew sofort entschlossen, das Geschäft zu machen, bei dem er aufs neue Geld verdienen konnte, ohne seine gegenwärtige Stelle aufzugeben. Er ersuchte, um eine größere Einzahlung machen zu können, einen ihm persönlich bekannten Pittsburger Bankier um ein Darlehen, dessen Abzahlung in Monatsraten von 15 Dollar erfolgen sollte. „Mit Vergnügen, mein lieber Andy", sagte der Geldmann, „gebe ich Ihnen das Geld, denn Sie sind mir ganz sicher und haben vollkommen recht." Andrew staunte sehr. „Ich unterzeichnete meinen ersten Schuldschein — es war ein stolzer Tag . . . Meine Freude über das Vertrauen vermag ich nicht zu schildern. Und ich machte bei dem Geschäft mein Schnittchen ... Meine erste bedeutende Einnahme zog ich aus dem Schlafwagenunternehmen, das später von Pullman übernommen wurde."

Auch dies Geschäft erwies sich als ein gutes, die Schlafwagengesellschaft zahlte so reichliche Dividenden, daß Carnegie nicht allein seine früheren Darlehnsschulden in wenigen Jahren bezahlen, sondern auch bedeutend größere Summen in das Unternehmen stecken konnte. Seine stets mehr kaufmännische als technische Begabung kam jetzt voll zum Durchbruch, indem er, fortwährend auf der Suche nach neuen Unternehmungen, stets den Weg wählte, der zum Erfolg führte. Er selbst

beanspruchte nie etwas anderes zu sein als ein Kaufmann größten Stils, darin lag für ihn die höchste Würde und das einzige Glück, das die Beschäftigung mit sich bringen kann. „Wenn ein junger Mann", sagte er in einem Vortrag, „im Geschäft keine Romantik findet, dann liegt die Schuld nicht am Geschäft, sondern an ihm. Geschäft ist nicht bloße Kasse allein: die Dollars sind nur die Schalen, der Kern der Sache aber liegt tiefer. Ich darf Ihnen die geschäftliche Laufbahn getrost als eine solche bezeichnen, in der Raum genug für die Entfaltung des höchsten menschlichen Könnens und aller in der Menschennatur liegenden guten Eigenschaften bleibt. Nach meiner Überzeugung ist die Lebensaufgabe eines großen Kaufmanns, eines Bankiers oder eines Führers auf industriellem Gebiete besonders günstig zur Entfaltung geistiger Kräfte und zur Betätigung eines gereiften Urteils über eine große Zahl bedeutender Dinge, sowie zur Befreiung von Vorurteilen und zur Aufrechterhaltung freier Anschauungen."

Aber kehren wir von den Worten in das Gebiet der Taten zurück, und wo hätte ein moderner Unternehmer mehr Taten hinterlassen, mehr neue Wege eröffnet, als Carnegie in den Vereinigten Staaten? Als Abteilungsdirektor seiner Eisenbahngesellschaft viel unterwegs, überzeugte er sich in den sechziger Jahren, sei es durch eigene Überlegung oder auf den Hinweis Sachverständiger, daß eiserne Brücken den bis dahin allgemein üblichen hölzernen unbedingt vorzuziehen seien. Er gründete zu diesem Behufe die Keystone-Aktiengesellschaft, zu seinem Teil wiederum mit geborgtem Gelde, und fuhr auch bei dieser Gründung sehr gut, da sich die Eisenbrücken in kurzer Zeit allgemein einführten. Aber noch ein neues, ungleich größeres Geschäft kam durch Carnegies unermüdliche Tatkraft inzwischen zustande, die Erschließung der Ölquellen von Pennsylvanien. Nur sehr wenige Amerikaner ahnten damals die kommende Bedeutung der eben entdeckten ersten Petroleumquellen, aber zu ihnen gehörte auch Carnegie. Mit einigen Freunden zusammen kaufte er das nachmals so berühmt gewordene Ölgebiet Storey für 8000 Lstr., wohl selbst nicht ahnend, daß diese Unternehmung der Grundstein zu einem Milliardenvermögen werden sollte. Von der Entwickelung von Storey Farm möge er selber erzählen:

„Vor etwa 22 Jahren", schrieb er 1885, „besuchte ich in Gesellschaft einiger Freunde die berühmte Ölquelle von Storey Farm, über dem Öl-Kreek. Das Erdöl lief damals von der Quelle in den Bach, auf welchem ein paar flache, schon mit Öl angefüllte Kähne lagen, die darauf warteten,

den Alleghanyfluß an einem bestimmten Tage jeder Woche hinuntergetrieben zu werden; der Bach wurde damals mit Hilfe eines Dammes beflutet. Das war der Anfang der Industrie in natürlichem Öl. Wir kauften die Farm für 40000 Doll., und unser Glaube an die Fähigkeit des Bodens, auf längere Zeit die hundert Fässer Öl, die die Quelle damals täglich gab, hervorzubringen, war so gering, daß wir uns zur Herstellung eines großen Teiches entschlossen, der 100000 Tonnen Öl halten sollte. Nach unserer Berechnung war dieses Quantum im Falle eines Versagens der Quelle immerhin eine Million Doll. wert. Unglücklicherweise leckte der Teich ganz furchtbar, und außerdem verursachte die Verdampfung großen Verlust, allein wir ließen das Öl ruhig weiter in den Teich hineinlaufen, um die täglichen Verluste wieder auszugleichen, bis auf diese Art verschiedene hunderttausend Tonnen des kostbaren Stoffes verschwunden waren. Der Wert der Farm stieg schließlich auf 5 Millionen Dollar, in einem einzigen Jahre zahlten die Aktien eine Million in reiner Kasse, gewiß ein außerordentlich guter Gewinn für eine Kapitalanlage von 40000 Doll. Selbstverständlich war das ein ungewöhnlicher Fall, viele hunderttausende sind bei der Erwerbung anderer Ölländereien verloren gegangen. Noch vor wenig Jahren wurde beiläufig dasselbe Öl als Heilmittel für alle möglichen bekannten und unbekannten Krankheiten verkauft für 8 Schilling die Flasche. Es war damals als „Seneca-Öl", das große Indianerheilmittel, allgemein bekannt, weil die Seneca-Indianer vormals die Oberfläche der Ölquellen abzuschöpfen pflegten. Das „allmächtige Heilmittel" wird jetzt für 3 Schilling die ganze Tonne verkauft, und so befremdend es scheinen mag, dieselben Leute, die früher für 2 Doll. die Flasche die Heilkraft des Erdöls öffentlich bescheinigten, finden nun, da die Flasche nur noch 5 Cent wert ist, daß alle seine guten Eigenschaften dahin sind."

Wie die Schlafwagenfabrik an Pullman, so ging Carnegies Ölgebiet nach den Jahren der fettesten Ernte an Rockefeller über. Der Oberinspektor der Pennsylvania-Eisenbahn, diese Stellung hatte Andrew bisher noch immer festgehalten, da sie ihm eine Menge einflußreicher Verbindungen erschlossen, fand nun, daß es endlich an der Zeit sei, die Schwingen freier zu rühren, als er das in seiner dienenden Eigenschaft vermochte. Er war jetzt ein reicher Mann, der Erfolg hatte sich an seine Unternehmungen geheftet, und er war klug genug, diesen Ruf, der ihm folgte, frisch auszunutzen. Vorläufig widmete er sich mit ganzer Energie der Keystone-Gesellschaft, die inzwischen, nach Vollendung ihrer ersten eisernen

Brücke über den Ohio, so mit Aufträgen überhäuft worden war, daß ihre Vergrößerung notwendig wurde und sie einer vollen Kraft bedurfte. Die Cyclop-Eisenwerke standen ebenfalls unter der Leitung Carnegies und rentierten sich ebenso gut, wie die genannte Brückenbaugesellschaft. Während einer Reise nach England, die Carnegie im Jahre 1868 machte, erfuhr er, daß einzelne Bahnen statt der üblichen eisernen stählerne Schienen benutzten. Wir haben über diesen für die ganze Industrie folgenreichen Umschwung in der Biographie William Siemens' ausführlicher berichtet. Im gleichen Jahre wurde in den Vereinigten Staaten von dem Stahlwerk Cooper, Hewitt u. Co. zuerst das Siemens-Martinverfahren eingeführt, und jetzt begann sich Carnegie vollständig auf die Stahlindustrie zu werfen. Die scharfe Konkurrenz, die auf diesem Gebiete alsbald in seiner Heimat entstand und ebenso wie in England die Stahlpreise zeitweise unter die Produktionskosten herabdrückte, lehrte ihn, daß der Vorteil nur in der Produktion im größten Maßstab und daneben in der Ausnutzung aller denkbaren technischen Verbesserungen zu suchen sei. Aber die letzteren standen auch seiner Konkurrenz zu Gebote, er sah sich nach wirksameren Hilfsmitteln um und fand sie auf wirtschaftlichem Gebiete, vor allem in der Vereinigung mit anderen gleich Mächtigen. Das Hauptzentrum der Stahlindustrie erwuchs alsbald in Pennsylvanien, vor allem in und bei Pittsburg, wo die nahen Seen und Kanäle den Verkehr verbilligten, die natürlichen Gasquellen ein beinahe kostenloses Feuerungsmaterial boten, wo umfangreiche Kohlenzechen zu Gebot standen und eine hochentwickelte Maschinenindustrie sowie ein dichtes Eisenbahnnetz lohnende Absatzgebiete eröffneten.

Hier wurde nun Carnegie der Hecht im Karpfenteich. Sein geschäftlicher Ruf war bereits so groß, daß ihm jede Bank und jeder Kapitalist unbedenklich zur Verfügung stellte, was ihm etwa zur Ausführung seiner großen Pläne noch fehlte. Zuerst kaufte er die besten Kohlen- und Erzlager der Umgebung von Pittsburg, dann brachte er, als die erstaunlichen Berge fast reinen Eisens am Oberen See entdeckt wurden, auch von ihnen einen großen Teil an sich und hatte so in der Versorgung mit guten Rohstoffen einen beträchtlichen Vorsprung. Dann baute er eine Bahn von 280 km Länge zwischen den Umschlagshäfen am Eriesee und seinem bei Pittsburg gelegenen Stahlwerk Homestead und kaufte eine Flotte von Dampfern für den Seenverkehr, um das Erz vom Oberen auf den Eriesee zu bringen. Was er anlegte, geschah alsbald im größten Maßstab, unbequeme Konkurrenten suchte er auszukaufen, ihre Werke mit den

seinigen zu verschmelzen, bevor sie ihm noch größeren Schaden tun konnten. Ließ sich aber in ihren Betrieben irgend eine Schwäche erspähen, konnte er ihnen die besten Leiter und Arbeiter, die lohnendste Kundschaft auf irgend eine Weise abspenstig machen, so war ihm kein Mittel zu schlecht, um sie hinterrücks zu ruinieren. So wuchs seine Überlegenheit unter den Stahlproduzenten der Neuen Welt immer mehr. Seine Werkstätten, seine Hochöfen und Walzwerke waren die größten, wo andere 1000 Tonnen Stahl täglich erzeugten, schmolz er 10000 Tonnen und kam billiger davon. Dann begann er den Druck auf die Eisenbahnverwaltungen, um Differenztarife zu seinen Gunsten zu erzwingen, wie ihm das sein Freund Rockefeller auf dem Gebiet des Petroleums vorgemacht hatte. Mit manchen Eisenbahndirektoren war er befreundet, bekannt, und eine Hand wusch die andere. Die übrigen schüchterte er ein, indem er mit dem Bau von Konkurrenzlinien drohte, oder er kaufte sich die Stimmen einflußreicher Angestellter.

Inzwischen ging es in seinen riesigen Fabriken immer tadellos her, er wußte, daß er sein Werk nur mit tüchtigen Leuten führen konnte, und hielt auf eine gute Behandlung derselben. Erhebliche Arbeitseinstellungen kamen zur Zeit seines Regiments nicht vor. Der große Stahlarbeiterstreik ereignete sich erst, als der Trust bereits von den Carnegie-Werken Besitz ergriffen hatte, und anstatt seines gesunden Menschenverstandes die Profitgier um jeden Preis ans Ruder gelangt war. Sogar an begeisterten Lobrednern, wie sie bei uns Krupp mit größerem Rechte gefunden, fehlte es ihm nicht. „In diesem musterhaften Reich", schrieb in den 80er Jahren ein Besucher der „Carnegie Steelworks of Homestead" — „herrschte er als ein von seinen Untertanen, die es gut hatten, geliebter und verehrter König. Die Anlagen umfassen 75 Morgen Landes und die großartigsten Maschinen, welche der Menschengeist je ersonnen. Carnegies Grundsatz war stets, an Maschinen wie an Menschen das Beste vom Besten zu wählen. Demgemäß übertreffen seine Fabriken an Leistungsfähigkeit alle anderen Stahlwerke der Welt . . . Die Carnegiegesellschaft beschäftigt rund 27000 Personen, hat also, die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, für etwa 135000 Menschen zu sorgen, und sie tut dies in der ausgiebigsten Weise."

Später, in den neunziger Jahren, wuchsen die verschiedenen unter Carnegies Leitung stehenden Werke auf einen Umfang, der nur mit dem der zahlreichen Fabriken Krupps zu vergleichen war. Bei ihren 19 großen Hochöfen, einer großen Zahl von Gruben, Bergwerken, Eisenbahnen,

Schiffen, eine Menge von Gießereien, Walzwerken und Hilfsmitteln jeder Art sollen sie 50000 Arbeiter beschäftigt haben. Etwa $3^1/_2$ Millionen Tonnen Stahl, der achte Teil der Weltproduktion, wurden allein in seinen Fabriken produziert, er hatte zeitweise beinahe die Hälfte der Stahlerzeugung in den Vereinigten Staaten in der Hand. Schon damals drang er selbst infolge der wenig lohnenden Stahlpreise auf die Vereinigung der Produktion. In einem kleinen Aufsatz: „Stahl und Eisen daheim und in der Fremde“ betitelt, schrieb er u. a. „Die Konsolidierung der Eisen- und Stahlinteressen ist die Folge der natürlichen Entwickelung. Wenn wir 3 Pfd. Stahl für 2 Cent verkaufen sollen, dann muß Stahl in Millionen von Tonnen gemacht werden. Man muß die von den großen Stahlaktien-Fabriken in den letzten Jahren erzielten Resultate kennen, um zu begreifen, daß ein solcher Preis selbst die bestsituierten Betriebe beunruhigt. Die Fabriken, die bei diesen Preisen Geld zusetzen, müssen irgendwie nach Trost und Hilfe ausschauen, und da bietet sich nur die Vereinigung als der einzige Schritt in der richtigen Richtung dar. Der Stahlfabrikant muß sich eben mit einem sehr bescheidenen Nutzen pro Tonne begnügen. Sobald ein Betrieb 2500000 Tonnen jährlich liefert, braucht es nur wenig, um Verlegenheiten und Not fernzuhalten, besonders wenn auf dem Betriebe keine Schuldverpflichtungen liegen.“ Das war ein ziemlich deutlicher Wink für die kleineren Betriebe, denn es hieß, ohne Schaden arbeite im ganzen Lande eigentlich nur noch ich, Andrew Carnegie, und an euch ist es, mir zu kommen, wenn ihr den letzten Rettungsanker, die Vereinigung, den Trust, braucht und wollt. Ich kann euch entbehren, aber ihr mich nicht.

Es war in der Tat im letzten Jahrzehnt ein verzweifeltes Ringen gewesen, und die Preise, verbunden mit einer sinnlosen Überproduktion, lohnten wirklich die Arbeit nicht mehr. Dennoch vollzog sich die Einigung nicht, wie Carnegie wollte, unter seiner Leitung, sondern gegen ihn. Es waren mächtige Rivalen in den letzten Jahren aufgekommen, u. a. hatte Rockefeller, der frühere Freund Carnegies, unfähig seine Millionen nutzbringend anzulegen, sich zuletzt auf die Spekulation in Eisenwerken, Werften und ähnlichen Geschichten eingelassen und war Eigentümer einiger der bedeutendsten Stahlhütten des Landes. Mit Morgan, dem geschicktesten Vermittler und Trustbildner der Vereinigten Staaten, hatte er zuletzt den größten Teil der heimischen Stahlindustrie unter einen Hut gebracht. Nur der mächtigste fehlte, Andrew Carnegie. Er wußte nur zu gut, daß man ihn bei dem Werk brauchte, und ließ sich suchen. Er

stand überdies damals, es war im Jahre 1900, gar nicht mehr im Geschäft drin. Er hatte es stets verstanden, sich tüchtige Helfer heranzubilden und ihnen Vertrauen und freie Hand gegönnt, weil er damit erfahrungsmäßig am weitesten kam. Homestead und seine anderen Unternehmungen waren so fest organisiert, daß sie jetzt unter der scharfen Leitung des vom einfachen Arbeiter zum Direktor aufgestiegenen Präsidenten Schwab ihren gewohnten Weg auch ohne Carnegie gingen.

So hatte sich letzterer 1899 von den Geschäften zurückgezogen. Er fand plötzlich, „daß die Jagd nach dem Dollar des Alters unwürdig sei", und kaufte sich das Schloß Skibo Castle in seiner geliebten Heimat Schottland, um sich mit Muße der Arbeit zu unterziehen, sein Riesenvermögen wieder auf segensreiche Art zu verausgaben. Damals war er bereit, seinen Anteil an den von ihm beherrschten Stahlwerken für die Kleinigkeit von 200 Millionen Dollar zu verkaufen, aber er konnte diesen Preis nicht erzielen, obwohl sich die Augen des bereits in der Bildung begriffenen Trustes verlangend genug auf Homestead hefteten. Carnegie wartete also und ließ inzwischen seinen Generaldirektor Schwab sich weiter plagen. Er hatte überhaupt nach dem Zeugnis seiner Freunde aufgehört, sich Kopfzerbrechen zu machen, seit er selbständig und nur noch sich allein verantwortlich war. Er sann die kühnsten Pläne aus, fand mit Feldherrntalent stets den richtigen Weg der Ausführung, war ein unübertroffener Organisator und wußte stets die besten Helfer zu finden. War es aber einmal soweit in Ordnung, so hütete er sich, sich in alle Einzelheiten zu mengen, überließ vielmehr alles seinen Untergebenen und „schüttelte sich die Sorgen ab, wie die Katze das Wasser". Er selber erzählte gelegentlich mit Humor, wie sich dieser Umschwung in ihm vollzogen: „Ich brauchte lange dazu, aber ich lernte es schließlich doch — nämlich, daß alle großen Eisenbahnleiter niemals selbst etwas Nennenswertes tun. Ihr Hauptaugenmerk richten sie darauf, andere arbeiten zu lassen, während sie selbst über die Arbeiten nachdenken. Ich nahm mir das für mein späteres Leben zur Lehre, so daß tatsächlich kein Geschäft mir in Zukunft irgend welchen Kummer machte. Meine jungen Teilnehmer arbeiteten und ich lachte inzwischen. Dasselbe empfehle ich jedem Geschäftsmann zur Beachtung, da mit wenig Lachen auch nur wenig Erfolg zu ernten ist. Der Arbeiter, der sich seiner Arbeit freut und sich seine Unannehmlichkeiten weglacht, ist des Emporkommens sicher, denn was wir mit Lachen und gern tun, das tun wir auch gut. Wenn Sie einen Präsidenten, einen Oberaufseher oder Schatzmeister sehen, der von seinen

Pflichten niedergedrückt und mit Kummer beladen ist, dann dürfen Sie sicher sein, daß er mit mehr Verantwortlichkeit beladen ist, als er zu tragen vermag, dann bedarf er der Erleichterung."

Carnegie also ließ sich um die Zukunft keine grauen Haare wachsen und wartete ab. Ein Jahr später war der Trust mit Rockefellers und Morgans Hilfe zustande gekommen. Acht der ersten Stahlwerke des Landes mit einem Aktienkapital von beinahe 600 Millionen Doll. waren unter eine Leitung gebracht, man verfügte über 40 Prozent der amerikanischen Stahlerzeugung, und auch einige wichtige Bahnen waren in den Händen des Kartells. Rockefeller und Morgan glaubten jetzt den „Stahlkönig von Homestead" in der Hand zu haben. Sie boten ihm 50 Millionen Dollar in Trustaktien für seine Stahlwerke und kündigten ihm für den Fall der Ablehnung Kampf bis aufs Messer an. Carnegie lachte sie aus und sagte, er würde schleunigst für weitere 15 Millionen Dollar, die er gerade disponibel habe, neue Stahlöfen bauen, um sich die Preiserhöhungen des Trustes zu nutze zu machen. Außerdem meldete er die Absicht, einige neue Konkurrenzbahnen zu bauen. Morgan und Rockefeller kamen ihm nun entgegen; ihr erstes Angebot war ja in der Tat unverschämt gewesen und hatte wohl nur den Zweck gehabt, Carnegies Forderungen zu erfahren. Endlich einigte man sich, auf welcher Basis, hat weder der Trust noch Carnegie verraten, indessen scheint soviel sicher, daß Carnegie 250 Millionen Doll. mit einer bestimmten Zinsgarantie erhalten hat, es ist aber auch von einer noch viel größeren Summe gesprochen worden. Fast ebenso sicher ist auch, daß Andrew Carnegie mit diesem Erlös aus seinen Stahlwerken — er besitzt daneben noch mancherlei andere Werte — einer der reichsten Privatleute der Welt ist. Höchstens Rockefeller dürfte sein Vermögen inzwischen noch höher gebracht haben; dagegen haben beispielsweise die Rothschilds wohl nur zeitweise, wenn mehrere von ihnen ihr Vermögen zusammenzählten, ähnlich riesige Kapitalien angehäuft. Die jährliche Einnahme Carnegies aus seinen Trustaktien beläuft sich auf 50 Millionen Mark, ist also mindestens doppelt so groß, wie Krupps Einkommen in seinen letzten Lebensjahren, auf der Höhe seines Besitzes, war.

Bis dahin ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides, wurde Carnegie nunmehr durch die Art, wie er seinen ungeheuren Reichtum durch Stiftungen und Wohltun zu erschöpfen bestrebt war und noch ist, noch mehreren ein offenbares Rätsel. Schon zehn Jahre früher hatte er in mehreren Büchern sich über die Pflichten, die der Reichtum auferlegt, in einer Weise ausgesprochen, die allgemeines Aufsehen und ungläubiges

Staunen hervorrief. „Reichtum" — schrieb er u. a. in seinen vielgelesenen Brochüren „Reichtum und sein Gebrauch" und „Das Evangelium des Reichtums" — „Reichtum wurde bisher auf drei verschiedene Arten verteilt: die erste und hauptsächlichste ist seine Hinterlassenschaft an die eigene Familie. Im allgemeinen bringt dergleichen weder den Töchtern noch den Söhnen Glück, und das einzige, was sich zugunsten dieses Verhaltens sagen läßt, ist das: es bildet eins der wirksamsten Mittel für eine überschnelle Wiederzerstreuung des Reichtums. Ein anderer, vielfach üblicher Gebrauch ist der, den Reichtum nach dem Tode öffentlichen Anstalten zu vermachen. Darin liegt weder Edelmut noch Segen, etwas fortzugeben, was man selbst nicht länger zu behalten vermag! Wie wenig solche Vermächtnisse nützen, hat gerade jetzt ein klassisches Beispiel erwiesen. Ein großer Jurist hat fünf oder sechs Millionen Dollar einer öffentlichen Bibliothek in New York hinterlassen, eine Einrichtung, die so außerordentlich notwendig ist, daß die Nichtrealisierung dieser Stiftung direkt als ein Unglück erscheint. Das Testament wurde infolge eines Formfehlers für ungültig erklärt, obgleich an den Absichten des Erblassers nicht der geringste Zweifel sein kann. Eine Travestie auf die Torheit derjenigen, die sich von ihren Millionen bis zu ihrem Ende nicht zu trennen vermögen. Die dritte und einzig edle Art für den Gebrauch von Reichtum ist die folgende: Man sehe Reichtum als ein geheiligt anvertrautes Pfand an, das von demjenigen, in dessen Hände es floß, für die höchsten Güter des Volkes zu verwenden ist. Zu einem großen Fonds gehäuft und dann ähnlich verwendet, wie Cooper sein Geld für das Cooper-Institut bestimmte, begründet es etwas, was ganze Geschlechter überdauert. Dadurch erst, daß man seinen überflüssigen Reichtum schon während seines Lebens richtig anwendet, wird er für die Allgemeinheit zum Segen." So und ähnlich hat sich Carnegie bei hundert Gelegenheiten ausgesprochen und zwar längst, bevor er sich zur Ruhe setzte, um sich in Muße der Absicht hinzugeben, „seinen Reichtum mit derselben Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wieder zu verteilen, mit welcher er ihn angehäuft hatte."

So hielt er z. B. eine Rede über die Pflichten des Reichtums bei der Eröffnung des von ihm mit 20 Millionen Mark begründeten und auch später noch reichlich unterstützten „Carnegie-Instituts" zu Pittsburg, einer prächtigen und vorbildlich eingerichteten Bibliothek für alle Stände. Er sagte darin unter anderem: „Der Schluß hat sich mir aufgedrängt, daß überflüssiger Reichtum ein anvertrautes Gut ist, das durch seinen Besitzer bei Lebzeiten zum Besten seiner Mitmenschen zu verwalten ist; und ich

wage vorherzusagen, daß einst ein Tag kommen wird — dessen Morgendämmerung wir schon erkennen können —, wo der Mann, der als Besitzer von Millionen, über die er frei verfügen konnte und die er hätte verteilen können, stirbt, entehrt stirbt."

Die Gründung und Unterstützung von Volksbibliotheken ist überhaupt Carnegies Steckenpferd, die Bibliothek ist in seinen Augen die Universität des Unbemittelten. In Pittsburg und Alleghany City hat er bereits über 50 Millionen M. für diesen Zweck gespendet. Der Stadt New York bot er die Dotierung von 65 Freibibliotheken in allen Stadtteilen an. Er wollte für diese 20 Millionen M. opfern, und verlangte nur, daß die Stadtverwaltung ihre künftige Erhaltung übernehme, um den Fortbestand seiner Stiftungen auch nach seinem Tode zu sichern. Nachdem er in Amerika und England bereits über hundert Volksbibliotheken ins Leben gerufen und viele Millionen Dollar dafür gegeben hatte, sprach er gegen den bekannten Menschheits- und Friedensapostel Stead seine Bereitwilligkeit aus, noch viel mehr zu tun. Er sei bereit, erklärte er, jedem Gemeinwesen englischer Zunge 200000 M. für die Errichtung einer Freibibliothek zu schenken, sobald die Gemeinden sich ihrerseits verpflichten wollen, jährlich 16000 M. für die Fortsetzung und Unterhaltung der Bibliotheken zu geben. Diese Forderung aber glaubte er stellen zu müssen, um seinen Stiftungen die Fortdauer zu sichern.

Ungeheures hat er auch für das Universitätswesen geleistet. Vor allem bedachte er seine alte Heimat Schottland, an welche er stets die frühere Anhänglichkeit behielt, mit einer neuen Universität, zu der auch der unbemittelte Jüngling völlig freien Zutritt hat, sobald er Fähigkeiten und Fleiß besitzt. Mit fünfzig Millionen M. Kapital, entsprechend 2 bis 2½ Millionen jährlichem Einkommen ist dieses Institut so reich ausgestattet, daß arme und tüchtige Studenten sowohl freien Unterricht als freien Unterhalt während ihrer Ausbildungszeit erhalten können. Um jedoch auch diese fürstliche Stiftung zu Rate zu halten und seinen Wohltaten den Charakter des Almosens zu nehmen, hat der Stifter angeordnet, daß die umsonst ausgebildeten Studenten später, wenn sie im Leben vorwärts gekommen sind, die veranslagten Summen zurückzuerstatten haben.

Später schenkte Carnegie auch den vier älteren Universitäten Schottlands im ganzen 20 Millionen M., die für Stipendien, für die Zwecke freier Forschung und zur Unterstützung des Frauenstudiums bestimmt waren. Endlich soll der unerschöpfliche Milliardär die Absicht haben —

und dürfte sie inzwischen auch schon ausgeführt haben, in Pittsburg eine einzigartige technische Hochschule, „eine geistige Hauptstadt der Eisen- und Stahlwelt“ ins Leben zu rufen. Diese großartigste seiner Schöpfungen wollte er mit 100 Millionen M. ausstatten.

Alle diese königlichen Gaben haben das Vermögen Carnegies kaum angegriffen. Ein Grundstock von einer Milliarde, der jährlich 50 Millionen Mark Zinsen trägt, ist so leicht nicht zu erschöpfen. Carnegie soll, bevor er sich zur Ruhe setzte, 120 Millionen Mark verschenkt haben, seit 1899 dürfte der Wert seiner Stiftungen mindestens das Doppelte betragen haben. Im Jahre 1901 äußerte er gegen Stead, daß er mindestens noch mit 1120 Millionen Mark aufräumen müsse, bevor er ans Sterben dächte; als damals 64jähriger „Rentier“ müßte er sich also mit dem Verschenken in Zukunft bedeutend mehr beeilen, als vorher.

Es ist Carnegies, es ist aber überhaupt das traurige Geschick der „Übermillionäre“, mit ihren besten Absichten nicht ernst genommen zu werden. In Europa, wo man die Vergangenheit des Stahlkönigs von Homestead, seine nichtsachtende Energie im Verfolgen seiner Zwecke, seine brutale Beseitigung von Existenzen, die ihm hinderlich waren, weniger kannte, ist ihm die Achtung als einem der großherzigsten Menschenfreunde nicht versagt worden — in den Vereinigten Staaten desto mehr. Man weiß allerdings nicht, wieweit man Gottberg, einem sonst guten Kenner der Verhältnisse, recht geben soll, wenn er schreibt:

„Diese Freigebigkeit amerikanischer Multimillionäre hat ja etwas Bestechendes. Freilich, wenn ein Carnegie sie übt, so wirkt sie vornehmlich auf die Lachmuskeln. Dieser Mann hätte sich auf seinem Lebenswege gar oft als barmherziger Samariter zeigen können. Aber er versäumte es seinen Angestellten wie Konkurrenten gegenüber. Ohne ungerecht zu sein, dürfen wir uns dem Urteil vieler Amerikaner anschließen, die Carnegies Wohltun und Mitteilen seiner Sucht nach Reklame und Notorietät zuschreiben. Dieser Tage meldete das Kabel, Carnegie beabsichtige in der schottischen Heimat den Grund und Boden eines Schlachtfeldes anzukaufen, damit er nicht zu profanem Zweck verwendet werde. Sarkastisch schrieb die „Newyork Sun“: „Nun werden die alten Schotten sich im Grabe umdrehen; der Gedanke, daß ihre Ruhestätten zum Rieselfelde werden sollten, wäre leichter zu ertragen gewesen, als jener, der sie für Carnegiesche Reklame verwendet weiß.“

Eigentümliche Ironie des Schicksals, daß das die New Yorker „Sun“ schreiben mußte, auf deren unbestechliches Urteil und gesunden

Menschenverstand Carnegie so große Stücke hielt. „Wenn's in der „New-york Sun“ steht, muß es wahr sein“ — pflegte er zu sagen.

Man kann nicht wissen, wieweit Carnegies Handeln von seinen eigentümlichen Familienverhältnissen bestimmt wurde. Vielleicht hätte er anders über die Verwendung seiner Millionen gedacht, wenn er einen Erben, wenn er eine Schar von Kindern und Enkeln gehabt hätte — vielleicht auch nicht. Er hatte das Glück, das er selbst oft mit Wärme pries, seine Mutter, die er stets als den Schutzengel seines Lebens betrachtete, bis in sein bestes Mannesalter zu behalten. Solange sie lebte, blieb er Junggeselle. Nach ihrem Tode erst heiratete er eine Amerikanerin, deren Liebenswürdigkeit und Güte von allen ihren Bekannten gerühmt wurde. Als sich der Milliardär, nunmehr der Schloßherr von Skibo, ins Privatleben zurückzog, besaß er ein einziges Kind, ein Töchterchen von 12 Jahren. Für sie mußte freilich immer, und wenn seine Freigebigkeit noch so groß war, genug übrig bleiben. Er konnte die Rolle des philanthropischen Millionenfürsten ruhig spielen, ohne eine ihm nahestehende Seele zu benachteiligen. Er konnte seinen Namen über den Erdball berühmt machen, ohne etwas dafür zu bezahlen, was für ihn noch den mindesten Wert hatte.

Wer indessen gerecht sein will, muß zugeben, daß dieser merkwürdige Charakter auch noch von einer ganz anderen Seite beurteilt werden muß. Wohl möglich, daß Carnegie als „Messias der Milliarden“, wie man ihn genannt hat, ebensogut er selbst ist, wie Carnegie als Matador der amerikanischen Industrie, als rücksichtsloser Tyrann des Stahlmarktes. Er kann auf diesem Gebiete geglaubt haben, eine Mission zu erfüllen, wie auf jenem. Sicher ist es jedenfalls, daß er davon überzeugt war, daß der Stahl das Eisen auf der Erde verdrängen müsse, daß ferner die Vereinigten Staaten das von der Natur vorher bestimmte Land der Stahlproduktion für die ganze Welt seien, und daß drittens dieser Vorzug die Republik dazu befähige und verpflichte, überhaupt eine Herrscherrolle unter den Völkern der Zukunft zu übernehmen. In seiner Niederschrift über die „Stahlfabrikation des 19. Jahrhunderts“ spricht er sich über diese Dinge sehr bestimmt aus.

„Gegenwärtig“, heißt es darin, „arbeiten die Eisenstein- und Koks-werke in England mit angespanntester Kraft, und doch zeigt sich die Ausbeute nicht wesentlich erhöht. Dasselbe ist in Deutschland der Fall, abgesehen davon, daß hier noch minder wertvolle Kohlenfelder der Ausbeutung harren, sobald, was wahrscheinlich ist, die Kohlenpreise steigen.

Rußland war bis jetzt für die Stahlfabrikation von geringer Bedeutung: wenn es gegen die Mitte des laufenden Jahrhunderts seinen eigenen Bedarf zu decken vermag, darf es zufrieden sein. Abgesehen von den Vereinigten Staaten, sowie von Großbritannien und Deutschland, wird wenig Stahl in der Welt gemacht, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß künftig noch ein anderes Land viel davon produzieren wird. Die Erwartung von China und Japan, einst Stahl für den Weltmarkt zu liefern, hält der Verfasser für irrig. Großbritannien und Deutschland dürften davon später nicht viel mehr produzieren als jetzt, so daß dann die Vereinigten Staaten allein den täglich sich mehrenden Weltbedarf decken können." Hier, heißt es dann weiter und nicht ohne Berechtigung, liegen die reichsten Naturschätze für die Stahlproduktion in unerschöpflichen Lagern aufgespeichert. So dürfte die Stahl- und Eisenausfuhr dieses Landes, die (an der Wende des Jahrhunderts) schon 500 Millionen Mark im Jahre überstieg, bald ganz andere, unerwartete Dimensionen annehmen.

„Dann muß aber", fährt der Stahlkönig mit einem Anflug von Begeisterung fort, „die Ausgiebigkeit unserer Stahlfabrikation auf die einheimische Entwickelung von wunderbarer Wirkung sein. Die Nation, welche den billigsten Stahl hat, wird notwendigerweise auf wirtschaftlichem Felde die anderen Nationen beherrschen. Der billigste Stahl vermittelt die billigsten Schiffe, die billigsten Maschinen und mehr als tausend andere Artikel, welche ganz oder teilweise aus Stahl gemacht werden. Wir stehen am Vorabend einer Entwickelung der Industriemächte unserer amerikanischen Republik, dergleichen die Welt niemals vorher gesehen hat."

Gleichviel ob Carnegie mit dieser Prophezeiung, die eine Weltherrschaft der Vereinigten Staaten vorausahnt, recht hat oder nicht — jedenfalls kann man begreifen, daß ein Führer der Industrie, dessen Absichten in dieser Weise das Erdenrund umspannten, in Kleinigkeiten und im Verfolgen seiner Ideen nicht rücksichtsvoll war. Um das Geld war es ihm nicht zu tun, wenn er die Stahlindustrie in seine Hand zu bringen suchte, das hat er durch sein späteres Leben bewiesen. „Der Dollar ist nur die Schale, der Kern der Sache liegt tiefer!" sagte er öfter. Er hegte auch nicht die geringste Besorgnis, daß die neueste, ihm wenig sympathische Entwickelung des Geschäftslebens in den Vereinigten Staaten diesen natürlichen Gang der Dinge aufhalten könne.

Mit großer Zuversicht hat Carnegie sich gelegentlich dahin ausgesprochen, daß weder Trusts noch Milliardäre, noch irgendwelche noch so ungesetzliche Kombinationen des Kapitals imstande sein werden, dem

Lande auf die Dauer den geringsten Schaden zuzufügen. Er war ein Mann, der einige Erfahrung besaß, und wenn er den Trusts eine wenig befriedigende Perspektive ausmalte, so muß es ihm damit Ernst gewesen sein, denn er zog sich aus dem Geschäfte zurück, sobald das Kollegium Morgan-Rockefeller-Frick es in die Hand genommen hatte.

„Die Amerikaner", schrieb er in seinem Aufsatz: Das Schreckgespenst der Trusts — „können ruhig lachen über die Anstrengungen ihrer Eisenbahnmagnaten und all ihrer Fabrikanten, die volkswirtschaftlichen Gesetze durch Trusts, Vereinigungen, Spieleinsätze, Differentialtarife und irgend etwas dergleichen zu umgehen, solange sie an dem Grundsatze des unbeschränkt freien Wettbewerbs festhalten. Haltet das Feld frei und offen. Freiheit vor allem für jeden Eisenbahnbau, wann und wo immer das Kapital ihn zu unternehmen wünscht, und zwar unter gleichen Bedingungen für alle. Niemand kann auf die Länge der Zeit mehr als den durchschnittlichen Gewinn für Anlagekapital herauspressen; weder ein Monopol, noch ein Verkehrsmittel, noch eine Fabrik. Jeder darauf zielende Versuch muß mit einem Fehlschlage endigen. Es ist lächerlich, wenn Leute glauben, sie könnten dadurch, daß sie in einem und demselben Zimmer beraten und Resolutionen fassen, die großen Gesetze des Geschäftslebens ändern — einerlei ob diese Leute Eisenbahnpräsidenten, Bankiers oder Fabrikanten sind.

Die Trustmode hat nur noch eine kurze Lebensspanne vor sich. Zweifellos wird ihr nach der nächsten geschäftlichen Depression eine neue gleich törichte Mode folgen; aber es liegt darin auch nicht die geringste Gefahr. Gesunden Geschäftsprinzipien kann kein ernstlicher Schaden aus all diesen Bewegungen erwachsen. Die einzigen, welche die Trusts zu fürchten haben, sind diejenigen, die Narren genug sind, sich daran zu beteiligen. Der Konsument und der Versender, nicht der Fabrikant und der Eisenbahnbesitzer, werden dabei das Fett abschöpfen."

So urteilte Carnegie, der vielleicht die Wirkung der Trusts unterschätzte, weil er übersah, daß ihre Leiter, wenn sie einflußreich und skrupellos genug dazu sind, sich vielleicht auch einmal direkte Eingriffe in die Handelsgesetzgebung zu Gunsten ihrer Schöpfungen erlauben könnten. Jedenfalls aber sind seine gesunden Ansichten gut für diejenigen zu lesen, die bereits in den neuen großen Trusts den Beginn des Weltuntergangs erblicken.

Ebenso wie über die Trusts, hatte Carnegie auch über die großen Kapitalisten, die sogenannten Multimillionäre seines Adoptiv-Vaterlandes, seine besonderen Ansichten. Er hielt sie für nützliche, ja hochnotwendige

Glieder in der Entwickelung des Geschäftslebens und betonte, daß sie, ob sie wollen oder nicht, doch schließlich alle nur für das gemeinsame Wohl und die Steigerung des Volksvermögens arbeiten.

„Betrachten Sie den Reichsten", rief er in einem Vortrage seinen Zuhörern zu, „den jemals die Welt gesehen und der vor einigen Jahren in New York starb (Vanderbilt); was stellt sich dabei heraus? Daß von einer geringfügigen Summe für seine eigenen täglichen Bedürfnisse abgesehen, sein ganzes Vermögen und all sein Überfluß an Gewinn in Unternehmungen gesteckt war, welche das Eisenbahnsystem unseres Landes vervollkommneten. Ob der Millionär will oder nicht, unter den bestehenden Verhältnissen kann er das Gesetz nicht umgehen, das ihn zwingt, seine Millionen zum Besten der Gesamtheit zu verwenden. Tatsächlich lebt der moderne Millionär im allgemeinen recht einfach. Er gibt für sich selbst recht wenig aus und ist die Arbeitsbiene, die in den Bienenkorb der Industrie ihren Honig aufsammelt, dessen die ganze Allgemeinheit sich einmal zu erfreuen die Gewißheit hat."

John Rockefeller und die Standard Oil Company.

Es gibt in New York einen Millionär, es ist beiläufig ein wirklicher vielfacher Dollarmillionär, nicht einer von denen, die ein bekannter Amerikaner im starken Verdacht hatte, daß sie ihre Millionen mindestens zu vier Fünfteln mit in die Ewigkeit nehmen, weil sich nach ihrem Tode weiter nichts davon vorfand. Jener Mann — manche schätzen ihn auf 50, manche auf 100 Millionen — heißt William Rockefeller und doch nennt man ihn den armen Rockefeller zum Unterschied von seinem Bruder J o h n D. R o c k e f e l l e r. Dieser gilt dagegen als der reichste Amerikaner, wenigstens seit Andrew Carnegie als Schloßherr von Skibo im schönen Schottland auf die Erwerbung von Dollars verzichtet hat. Manche Quellen schätzen den Petroleumkönig auf 700 bis 800 Millionen Doll. oder drei Milliarden M., aber sie haben vermutlich um das drei- bis vierfache übertrieben, vielleicht auch das Vermögen Rockefellers mit dem des Petroleumtrustes verwechselt, das allerdings auf 600 Millionen Dollar angegeben wird. John Rockefeller ist nur zum Teil Besitzer dieser Millionen, aber er ist daneben allerdings auch Teilhaber einer großen Zahl von anderen Unternehmungen, und es ist nicht gerade unwahrscheinlich, daß sein Besitz eine Milliarde Mark bereits übersteigt.

Aus der Jugend und dem Vorleben Rockefellers ist zuverlässig fast nichts bekannt. Er selber scheint in Bezug auf seine Vergangenheit sehr

zugeknöpft zu sein, er hat weder Zeit noch Neigung gehabt, gleich Andrew Carnegie seine Lebensgeschichte zum Ansporn für junge Leute niederzuschreiben. Es kann wohl mit Recht vermutet werden, daß er auch weniger Grund dazu hatte. Wenn er gelegentlich autobiographische Notizen von sich gab, geschah es in anderer, allerdings auch origineller Form. So überwies er vor einigen Jahren der von ihm begründeten Universität in Chicago sein erstes Bankkonto-Buch. Die Eintragungen bewiesen, daß er bereits als zwanzigjähriger Lohnarbeiter wöchentlich drei Dollar zurücklegte. Wenn er damit bis auf den heutigen Tag fortgefahren wäre, so würde sich sein Vermögen mit Zins und Zinseszins sehr bescheiden ausnehmen neben den Zinsen, die ihm sein wirkliches Vermögen jetzt an jedem einzelnen Tage einträgt.

Unter diesen Umständen können die hier mitzuteilenden Daten über das Leben des berühmten Petroleumkönigs keinen Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit erheben. Man weiß nicht einmal das Jahr und den Ort, wo der verschlagenste Geschäftsmann und skrupelloseste Machthaber des neueren Amerika das Licht der Welt erblickte. Es scheint, daß John Rockefeller zu Beginn der vierziger Jahre auf dem Lande oder in einer der kleineren Städte des mittleren Teiles der Vereinigten Staaten geboren wurde. Seine Eltern scheinen aus Irland oder Schottland eingewandert zu sein. Wie er seine Jugend hingebracht, ist streitig, manche sagen als Landarbeiter, andere als Fuhrknecht. Jedenfalls suchte er dann nicht ohne Erfolg die Anfangsgründe des Detailhandels zu erlernen, denn im Jahre 1864 finden wir ihn als Handlungsgehilfen oder Buchhalter in einem kleinen Laden für alle möglichen Dinge, wie sie in den Landstädtchen noch jetzt üblich sind. Das Geschäft von Clarke u. Co. in Sharon (Penn.) war kein großes und kein kleines, es vegetierte so hin und nährte seinen Mann, zumal die Familie des Besitzers außerdem eine hübsche Farm in der Nähe der Stadt bewirtschaftete. Damals freilich ging der Handel in der Tat mehr schlecht als recht. Der Bürgerkrieg hatte das Land ausgesogen, und wenn der Bauer nichts hat, so hat genau wie bei uns auch der Mittel- und Handelsstand nichts.

Hier also lag Mr. John Rockefeller der Tätigkeit des Band- und Seife-, oder des Öl- und Sensenverkaufes ob. Er war ein stiller, zugeknöpfter Mensch von schlanker Statur und blassem, wie versteinertem Gesicht, der nicht von sich reden machte und noch weniger selbst redete. Seine Empfehlungen waren gute, seine Führung tadellos, von den Talenten, die er später entwickeln sollte, kam vorerst noch nichts zum Durchbruche,

oder vielmehr die erste Gelegenheit, wo er sie versuchte anzuwenden, wurde auch die letzte.

Der lange und vernichtende Bürgerkrieg nahte seinem Ende. Noch ein paar Monate vielleicht, und der solange gehemmte Strom des wirtschaftlichen Lebens mußte sich mit Macht wieder in das altgewohnte Bett stürzen. Eine Periode des Aufschwungs, wie sie fast jedem Kriege folgt, war auch hier zu erwarten. Das sahen freilich in Sharon wenige voraus, aber zu diesen wenigen gehörte der junge Clerk des Hauses Clarke u. Co. Er sah im Geiste und entnahm den Zeitungsberichten, daß der Widerstand der Südstaaten binnen kurzem gebrochen sein würde, daß Hunderttausende von Streitern zur Arbeit zurückkehren würden, und daß das jetzt halbverödete Land in einigen Monaten Käufer in Menge finden würde. Er sah das ein und hätte sich gern sein besseres Wissen zu nutze gemacht, denn er hatte einen brennenden Wunsch — reich zu werden. Da ihm jedoch selbst die Mittel fehlten, erlaubte er sich seine Ansichten seinem Chef vorzutragen und ihm zu raten, jetzt und rasch von dem ledigen, noch billigen Boden zu kaufen, soviel er bekommen konnte. Mr. Clarke war indessen anderer Meinung, nicht allein über das zu machende Geschäft, sondern auch über die Befugnisse seines Gehilfen. Es kam zu einem unerwarteten Wortwechsel, und das Ende vom Lied war, daß John Rockefeller beim nächsten Termin sein Bündel schnürte und der hoffnungsvollen Landstadt Sharon den Rücken kehrte. In Cleveland, einer aufstrebenden Stadt, erhoffte er einen besseren Boden für seine Talente. Zuerst sah es damit nicht besonders günstig aus. Entschlossen sein Glück auf eigene Faust zu versuchen, hatte er seine paar ersparten Dollar in ein kleines, wenig lohnendes Detailgeschäft gesteckt und marterte nun seinen Geist ab, einen Weg zu finden, der ihn aus diesen erbärmlichen Verhältnissen heraus und dem ersehnten Ziele näher führte. Eine Frau, die den gegenüberliegenden Laden besaß, pflegte später zu erzählen, wie er oft wie versteinert am Fenster gestanden und geistesabwesend in die Ferne gestarrt habe. „Wie ein hungriges Raubtier", erzählte sie, „sah er dann aus, obwohl er gar nicht so häßlich war. Mir graute vor ihm, und wir pflegten ihn in der Straße nicht anders zu nennen als den Mann mit dem steinernen Gesicht."

Der Zufall kam ihm zu Hilfe, jener Zufall, der sich jedem Menschen hier und da bietet, und den der Tüchtige stets mit rascher Hand zu erfassen weiß, während die meisten ihn ungenützt vorüber gehen lassen. Rockefeller lernte einen, zu seinen Kunden gehörenden Arbeiter, namens Andrews

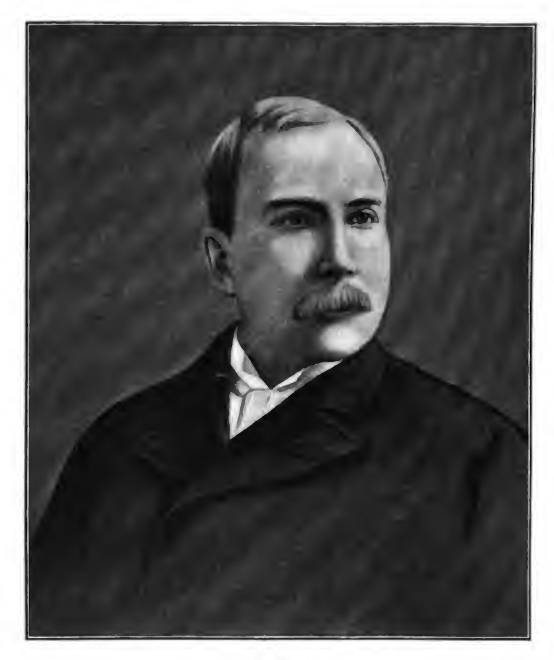
kennen, der in einer der dortigen Petroleumraffinerien beschäftigt war. Andrews war mit seiner Lage ebenso unzufrieden wie Rockefeller mit der seinigen; er glaubte ein Verfahren gefunden zu haben, mit dessen Hilfe sich aus dem rohen Erdöl ein größerer Prozentsatz gereinigtes Petroleum gewinnen ließ, und suchte nun einen Teilhaber, um seine Idee zu verwirklichen. In dem unternehmungslustigen Detailisten fand er seinen Mann, und da Rockefellers Ansichten in Bezug auf die Hebung der allgemeinen Geschäftslage sich als richtig erwiesen hatten, so schien die Zeit zur Begründung des neuen Unternehmens gut gewählt. Der junge Kaufmann hatte, um endlich einmal einen größeren Coup zu wagen, sein geringes Barvermögen und seinen ganzen Kredit benutzt, um mit Hilfe eines Bankiers — allerdings größtenteils ohne Deckung — einen Posten Erie-Eisenbahnaktien zu kaufen, die er dann bei steigendem Kurs wieder losschlug. So kam er in den Besitz von ein paar tausend Dollar und unter abermaliger gleichzeitiger Anspannung seines Kredits benutzte er dieses Geld, um mit Andrews gemeinsam eine Ölraffinerie nach dessen Ideen anzulegen. Es war im wesentlichen eine Gründung auf Borg, und obwohl sich einige Ölproduzenten fanden, die ihr Rohöl dem neuen Unternehmen ohne sofortige Bezahlung anvertrauten, so hätte die Raffinerie doch wohl in kurzer Zeit aus Mangel an Betriebskapital eingehen müssen, wenn nicht Rockefeller zur rechten Zeit noch einen dritten Teilhaber mit 10000 Dollar gefunden hätte. Nun ging das Unternehmen wenigstens solange, bis das neue, in der Tat vorteilhafte Verfahren Andrews' sich bewähren konnte, und dann stand man infolge der erzielten Mehrproduktion an Öl bald selbständig und mit einem gewissen Vorsprung der Konkurrenz gegenüber. Schon nach wenigen Jahren konnten Andrews und Rockefeller — des dritten Teilhabers hatten sie sich wieder entledigt — eine zweite größere Raffinerie hinzupachten, und jetzt fingen sie langsam an, ein Vermögen zu sammeln. Der erste Gebrauch aber, den Rockefeller davon machte, war die Bestechung des Direktors einer Eisenbahn, auf welcher das Rohöl versandt wurde. Der Transport des Öls geschah größtenteils in Fässern mit der Bahn und war für die pennsylvanischen Eisenbahnen eins der größten Geschäfte, denn die verfrachteten Ölmengen stiegen mit jedem Jahre. Für die Raffinerien aber, die das Öl bar von den Besitzern der Petroleumquelle kauften, bedeutete jeder Cent Frachtersparnis einen Vorteil.

Rockefeller war der erste, der sich diese Frachtvorteile systematisch und mit allen Mitteln zu verschaffen wußte, und auf dieser Basis sind seine großen Raffinerien, ist der Standard Oil Trust, sind seine Millionen

erwachsen. Welches jedesmal die Mittel waren, durch welche er sich die Bahnen gefügig machte, ist niemals klar zu übersehen gewesen. Die Gewalt konnte es anfänglich, als er noch ein bescheidener Konkurrent unter vielen war, nicht gewesen sein, aber das Mittel der Bestechung, bei den Direktoren, Inspektoren, Arbeitern und Beamten der Eisenbahnen ausgiebig zur Anwendung gebracht, tat dieselben Dienste. Die Korruption ist ja leider — und war schon damals in den Vereinigten Staaten die fressende Krankheit des ganzen öffentlichen Lebens. Bestechung war üblich in den Gerichtssälen und Parlamenten, Bestechung galt das meiste in den städtischen Körperschaften und öffentlichen Ämtern, Bestechung herrschte bei den Eisenbahnen und machte nur zu oft alle Bemühungen des ehrlichen Kaufmannes und Industriellen zunichte. Das war vor dem Kriege nur in sehr bescheidenem Maße der Fall gewesen und hatte kaum eingreifende Wirkungen ausgeübt, jetzt aber, mit dem 1865 einsetzenden tropischen Aufschwung aller Gewerbe, wurde es ein allgemeines Übel und ist für das plötzliche Anwachsen zahlreicher Riesenvermögen seit jener Zeit sicherlich mitverantwortlich zu machen.

Rockefeller also war einer der Ersten, die auf krummem Wege kleine, und sobald ihre Macht wuchs, große Vorteile über die Nebenbuhler zu erreichen wußten. Wo und wie er zuerst den Hebel eingesetzt, entzog sich der öffentlichen Kenntnis, erst viel später erfuhr man durch gerichtliche Feststellungen, daß sich Rockefeller schon wenige Jahre nach der Gründung seiner Fabrik Tarifvorteile von einzelnen Eisenbahnen zu verschaffen gewußt hatte. „Die Vorwürfe", schreibt Prof. L. v. Halle in seiner Untersuchung der Kartelle in den Vereinigten Staaten, „welche an dem Standard Oil-Unternehmen für lange Zeit haften geblieben, sind: daß die Vorzugstarife in unrechtmäßiger Weise durch Bestechung bezw. Gewährung von Begünstigungen an die betreffenden Eisenbahnverwalter erzielt seien, und ferner die unerbittliche Grausamkeit, mit welcher man widerstrebende oder lästige Konkurrenten vernichtete. Ersteres ist nun nach Bonham dem Einzelnen gar nicht so sehr anzurechnen, vielmehr ist von jeher das Bestechungssystem mit der Entwickelung der Eisenbahn Hand in Hand gegangen. Wenn der eine es nicht anwandte, so wandte ein skrupelloserer Gegner es an, um ihn aus dem Felde zu schlagen."

Dies geschah indessen vorläufig, und viele Jahre hindurch, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses. Bekannt wurde nur, daß bald hier, bald dort eine Eisenbahn die Öltarife soweit erhöhte, daß das Geschäft für gewisse Raffinerien unlohnend wurde, daß plötzlich der oder



John Rockefeller.

jener Rohölproduzent seinem bisherigen Kunden die Abgabe von Öl versagte, kurz daß sich Schwierigkeiten erhoben, deren Quelle im Dunkeln blieb und die nach und nach die schwächeren Raffinerien in Pennsylvanien existenzunfähig machten. Nur die größten Raffinerien zeigten sich unerschüttert, ja sie wurden noch stärker und waren stets bereit, die daniederliegenden Geschäfte zu billigem Preise anzukaufen. Rockefeller war keineswegs der Narr, es mit allen zugleich oder auch nur mit den größten Gegnern aufzunehmen, er vernichtete zuerst die kleinen Raffineure, die

ohnehin unter schlechteren Verhältnissen arbeiteten, und traf inzwischen mit den großen Raffinerien Vereinbarungen, die auf ein gemeinsames Handeln hinausliefen. Dazu zeigten sich in einer Zeit, wo, eben durch Rockefellers heimliche Wühlereien, das ganze Erdölgeschäft zweifelhaft war, die meisten Fabrikleiter gern bereit, und so entstand allmählich ein fester Ring von großen Raffinerien, deren Maßregeln sich zielbewußt nach zwei Seiten richteten, gegen die Eisenbahnen und gegen die Besitzer der Ölquellen.

Früher hatte Rockefeller den allmächtigen Dollar spielen lassen, um sich einzelne Eisenbahnen gefügig zu machen. Jetzt zog er andere Saiten auf. Er forderte bald, daß man sein Öl zu jedem ihm genehmen Preis befördere, bald, daß die Gesellschaft das Öl bestimmter Quellen und Raffineure überhaupt zu transportieren ablehne. Zu spät erkannten die Eisenbahnen, daß sie sich selber einen Tyrannen erzogen hatten. Einzelne weigerten sich; der „Mann mit dem steinernen Gesicht“ unterstützte ihre Konkurrenzlinien, entzog den Ungehorsamen die Frachten, ja baute oder kaufte selbst Linien, die jenen alsbald einen mörderischen Wettbewerb bereiteten, und machte sich so nach und nach das ganze Eisenbahnnetz, welches für die Ölindustrie überhaupt in Betracht kam, gefügig. Als Herr — wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch, über alle mit ihm verbündeten großen Raffinerien konnte er Waffen handhaben, denen keine einzelne Eisenbahn gewachsen war. Als sich dann später die Bahnen ebenfalls zusammenschlossen, als das Vanderbiltsche und andere Eisenbahnsysteme entstanden, war auch Rockefeller bereits eine Macht geworden, der sie selbst in ihrer Gesamtheit nicht mehr widerstehen konnten. Sogar ein Vanderbilt erklärte einmal, es gäbe nur einen Mann in den Vereinigten Staaten, mit dem er sich besinnen würde anzubinden — Rockefeller.

So waren die Eisenbahnen eine Waffe geworden, die der Unermüdliche nunmehr gegen die Rohölproduzenten schwang. Wie früher den Bahnen, erklärte er jetzt den Quellenbesitzern, wem sie fernerhin ihre Produktion verkaufen dürften, wem nicht. Er diktierte ihnen die Preise und die Absatzwege. Wiederum erhob sich derselbe hoffnungslose Kampf gegen den übermächtigen Gegner. Viele Ölfarmen weigerten sich, Rockefeller ihr Rohöl zu verkaufen. Wie durch ein Zauberwort war ihnen plötzlich der Absatz versperrt. Die Raffineure weigerten sich, ihr Öl zu kaufen, die Bahnen gaben vor, es wegen Wagenmangels nicht befördern zu können. Die meisten wurden des Kampfes müde, ergaben sich dem Allgewaltigen oder verkauften ihre Quellen.

Als Herr der Eisenbahnen und der Ölquellen konnte nun Rockefeller

den noch unabhängigen Raffineuren völlig den Fuß auf den Nacken setzen. Er befahl ihnen, nur zu demselben Preise zu verkaufen wie er und der Ring der mit ihm verbündeten Fabrikanten, er schrieb ihnen ihr Absatzgebiet vor. Wer sich nicht fügte, wurde binnen kurzer Zeit, oft in wenigen Monaten, unschädlich gemacht, und dieses Schicksal traf viele. Ihr Rohöl verteuerte sich, ihre Bahnen machten Schwierigkeiten, in ihrem Absatzgebiet wurden sie plötzlich unterboten, und wenn die Geschäfte gar nicht mehr gehen wollten, kam allenfalls ein Agent Rockefellers und bot ihnen für ihre Anlagen einen Spottpreis, den sie annehmen mußten, um nur etwas zu retten. Die Handelskammer von Pittsburg berichtete am dritten April 1876, daß 21 Raffinerien daselbst mit einem Geschäftskapital von mehr als zwei Millionen Dollar und einem Arbeiterpersonal von 3060 Leuten brachlägen. Von den bestehenden 58 Raffinerien wurden 28 völlig vernichtet, 28 aufgekauft oder gepachtet von Rockefeller und seinen Genossen, der schon damals sog. „Standard Oil Company“. Eins der ersten Opfer, die sich Rockefeller aussuchte, soll übrigens der Sohn seines früheren Prinzipals gewesen sein. Mr. Clarke jun. gelang es, die Tochter eines „Ölprinzen“ zu heiraten, dessen Quellen einen bedeutenden Nutzen abwarfen. Aber von dem Augenblick an, wo der Schwiegervater starb und der Name Clarke in der Firma erschien, war es mit dem Geschäft vorbei. Seine Ölbehälter waren voll, aber seine Abnehmer bestellten die fernere Lieferung ab. Die Eisenbahnen weigerten sich, sein Öl zu befördern. Er war genötigt, es in den Kanal laufen zu lassen, und mußte schließlich froh sein, für einen schlechten Preis zu verkaufen.

Ein etwas genaueres Bild von den Praktiken der Gesellschaft wurde in einer Gerichtsverhandlung auf Grund vieler Klagen wegen ungesetzmäßiger Handlungen der Standard Oil Co. entworfen. Wir geben nur einen einzelnen Fall wieder unter den vielen, die dabei zur Sprache kamen.

Der Kaufmann Simon Bernheimer äußerte sich, wie folgt: Seine Firma habe bereits 1861 mit dem Betriebe von Petroleumraffinerien begonnen. Ihr Betriebskapital war ein völlig genügendes, ihre Fabrikation stand auf der Höhe der Zeit; sie kauften das Rohöl zum Teil am Gewinnungsorte, zum Teil in New York zu denselben Preisen, wie die übrigen Raffineure, ein und waren hiernach jeder loyalen Konkurrenz gewachsen; auch machten sie bis in den Anfang der siebziger Jahre gute Geschäfte und vergrößerten nach und nach ihre Anlagen derart, daß sie ohne Schwierigkeiten ein Quantum von hunderttausend Faß Öl jährlich raffinieren konnten. Auf die Frage, woher es denn gekommen sei, daß

ein Rückgang des Geschäftes eingetreten, antwortete Bernheimer: „Der Grund davon war lediglich der, daß wir nicht dieselben Bedingungen für die Beförderung des Öls von der Ölgegend nach New York hatten, welche andere Leute zu haben schienen. Ich weiß nicht, welche Bedingungen anderen gewährt wurden, aber ich weiß, daß wir nicht mehr mit ihren Preisen konkurrieren konnten."

Der Gerichtshof fragte: „Wie zeigte sich dies auf dem Markte?"

Antwort: „Ich kann hierauf nichts Genaueres erwidern. Wir versuchten, es herauszubringen oder selbst eine Frachtvergütung von der Eisenbahn zu erhalten; aber es war uns unmöglich, zu erfahren, welche Frachtvergütung andere erhielten, und wir konnten eine solche überhaupt nicht bekommen. Im Jahre 1874 vermehrten wir unsere Kapitalien und vergrößerten unseren Betrieb, um uns noch konkurrenzfähiger zu machen. Das half aber gar nichts, wir verloren jedes Jahr Geld, wir arbeiteten mit Verlust."

Zwei Jahre lang, heißt es, kämpfte man noch an gegen die Konkurrenz, allein vergebens. Die Fracht, welche Bernheimer zahlen mußte, betrug 1,25 bis 1,45 Dollar für das Faß, wovon nur die Pennsylvania-Zentralbahn einen Rabatt von neun Cents gewährte. Die Eriebahn erklärte sich bereit, alle Öltransporte zu befördern, aber ohne Gewährung von Refaktien, und die New York-Zentralbahn lehnte jede Beförderung ab, weil sie überhaupt keine Petroleumwagen besitze, welche angeblich alle der „Standard-Ölgesellschaft" gehörten. Die Frachten dieser letzteren aber waren so niedrig, daß ein Tarif von 1,45 D., selbst unter Abzug des Rabatts der Pennsylvania-Bahn, einer völligen Verweigerung des Transports gleichkam. Was hatte es da für die Firma noch für einen Zweck, immer mehr Geld fortzuwerfen? Als sich 1876 ein Agent ihrer Konkurrenten mit ihnen in Verbindung setzte, verkauften sie ihren Besitz mit einem nicht allzugroßen Verluste und gaben dieses nur Schaden bringende ärgerliche Geschäft lieber ganz auf. Und das war eine Firma, welche, wie der gerichtliche Sachverständige aussagte, ein Vermögen von mehreren Millionen Dollar besaß.

Es war nicht Rockefellers Wille, auf der Stufe stehen zu bleiben, die er zu Beginn der achtziger Jahre erklommen. Die Standard Oil Co. war ein Gebilde in seiner Hand, aber noch ein loses Gebilde, denn nur zu oft zeigten sich Neigungen einzelner kapitalkräftiger Unternehmer, vorübergehende Konjunkturen, neu erbohrte Quellen, neuerschlossene Absatzgebiete auf eigene Faust zu benutzen und andere Wege zu wandeln, als der Gewaltige wünschte.

Um solche Selbständigkeitsregungen der einzelnen Teilhaber zu verhindern, entwarf der scharfsinnige Jurist Dodd eine neue Form der Geschäftsverbindung, die scheinbar den Einzelunternehmungen volle Freiheit in ihrem Tun und Lassen gewährte, um sie in Wirklichkeit ganz in die Hand der Trustleitung zu geben. Der Trust nach englischem Recht bedeutet die Übertragung von Eigentum an einen anderen zur Verwaltung und beliebigen Verwendung im Interesse des ursprünglichen Inhabers. Eine solche Übertragung an einen Trustee oder Vermögensverwalter ist also ein Vertrauensakt im höchsten Maße, denn der bisherige Besitzer des Vermögens ist aller Verfügungsrechte über sein Eigentum bar, und der Trustee ist zu nichts weiter verpflichtet, als für ihn das Erreichbare an Interessen, Zins, Dividende u. dgl. aus dem von ihm verwalteten Besitz herauszuwirtschaften, kann aber sonst damit machen, was er will. Dodd arbeitete als erster eine Reihe von rechtsverbindlichen Statuten für die Trustierung einer Anzahl von gleichartigen Fabriken an eine einheitliche Leitung, d. h. zur Auslieferung der Interessen aller Einzelunternehmer an wenige Machthaber aus. Die Trustleitung verbürgte dem Einzelnen eine gewisse angemessene Verzinsung seines Unternehmens und hielt dies Versprechen auch inne. Sie beließ auch die einzelnen Raffinerien scheinbar unter der Leitung ihrer Besitzer, aber diese waren von dem Augenblick, wo sie dem Trust beitraten, tatsächlich nichts weiter als Angestellte, als bezahlte Kommis der Trustleitung, die ihnen ihr Tun und Lassen vorschrieb, ihren Produktionsumfang und Absatzkreis bestimmte, genug sie vollkommen beherrschte. „Der Trust", schrieb der Amerikaner Cook 1887, als sich diese Form der Vereinigung bereits über das ganze Land ausdehnte, „ist eine Vereinigung vieler konkurrierender Betriebe unter einer Verwaltung, welche dadurch die Produktionskosten reduziert, die Produktionsmenge regelt und die Verkaufspreise erhöht. Er ist entweder ein Monopol oder ein Versuch, ein Monopol zu gewinnen; sein Zweck ist, größere Profite durch Verminderung der Kosten, Einschränkung der Produktion und Erhöhung des Preises zu erzielen. Dies erreicht er, indem er die Produzenten vor die Wahl stellt, sich dem Trust anzuschließen oder vernichtet zu werden. Seine Organisation ist verwickelt, geheim und schlau, er ist ein Meisterstück modernen Scharfsinns und Anpassungsvermögens, er ist zugleich ein Monument des amerikanischen Genies und ein Symbol der amerikanischen Raubgier."

Bei allen früheren Vereinigungen bestand außer dem angedeuteten Bedenken auch noch die Gefahr, daß sich die Gesetzgebung gegen die

Gültigkeit der Statuten, die über die Grenzen einzelner Staaten hinausgriffen, erklärte, oder darin eine „conspiracy against public welfare“, eine Verschwörung gegen das öffentliche Wohl, erblickte. In beiden Fällen waren die Vereinigungen angreifbar, und der Teilnehmer, der gegen die Statuten seine Sonderinteressen verfolgte oder eingegangene Verpflichtungen nicht erfüllte, blieb straflos. Im Trust war jeder Teilhaber durch das Trustzertifikat unentrinnbar in die Hand der Trustleitung gegeben, die Statuten blieben völlig im Dunkeln, jede Raffinerie stellte nach außen hin eine selbständige, harmlose Unternehmung dar, der kein Gesetz und kein Richter etwas anhaben konnte, wenn sie diese oder jene Maßregel traf, die dann zufällig mit den gleichen Maßregeln aller übrigen Raffinerien zusammenfiel und leider geeignet war, den oder jenen Besitzer einer unbotmäßigen Fabrik, Ölfarm oder Eisenbahn durch Abschneidung seiner Hilfsmittel zugrunde zu richten. Die früheren Ringe und Kartelle konnte der Staat auch gelegentlich darin zu treffen suchen, daß er jede einzelne Fabrik mit dem Ertrage der Vereinigung besteuerte. Beim Trust gab es nur Einzelunternehmungen. Die ganze, gewaltsame Verbindung, die den Einzelnen so unentrinnbar an der Kette festhielt, lag unsichtbar unter der Oberfläche, nur den Teilnehmern bewußt, in ihrer gesamten Verzweigung und ihrer Machtfülle aber nur den völlig Eingeweihten, den großkapitalistischen Leitern des Trustes, bekannt.

Seit dieser Gründung erst, die im Jahre 1882 vollzogen wurde, war die amerikanische Ölindustrie völlig in Rockefellers Händen. Man kann darauf wetten, daß die meisten von denen, die die harmlos weit gefaßten Truststatuten unterschrieben, nicht wußten, was sie taten. Sie übermachten ihren ganzen Besitz dem Trust, erhielten dafür in Höhe des abgeschätzten Wertes ihrer Fabriken Trustzertifikate, eine Art Aktien mit festverbürgter Dividende, und blieben scheinbar die Leiter ihrer Unternehmungen. Erst dann zeigten sich die wahren Absichten der Trustleitung. Manche Fabriken wurden einfach geschlossen, „weil die Interessen des Geschäftes es erforderten“, andere wurden angewiesen ihre Produktion um ein Drittel oder die Hälfte einzuschränken. Wieder andere und zwar die größten wurden modernisiert, mit den neuesten Apparaten ausgestattet und hatten nun mit verdoppelter Kraft zu arbeiten. Die Preise diktierte Rockefeller, und die riesigen Überschüsse des Trustes wurden dazu benutzt, die letzten selbständigen Betriebe und die außerhalb des Standard Oil Trustes gegründeten Raffinerien zu ruinieren. Überall in den Absatzgebieten solcher unabhängigen Fabriken tauchten plötzlich Händler

auf, die das Öl zum halben Preise verkauften, wochenlang, Monate, ja Jahr und Tag verschleuderten, bis die Konkurrenz zugrunde gerichtet oder davon überzeugt war, daß sie unter dem Schutz des Trustes am besten fahren würde. Aber auch die Trustmitglieder selbst wichen der Tyrannei, sie überließen nach und nach die Geschäfte den Angestellten Rockefellers, verkauften ihre Trustzertifikate und begannen eine neue Existenz. Immer mehr verengerte sich der Ring, der die Mitglieder des Standard Oil Trustes umschloß. Zu Beginn der neunziger Jahre sprach man noch von 12 bis 15 Männern, unter die das Vermögen des Trustes zu teilen war. Damals wurde Rockefeller auf 150 bis 175 Millionen, der ärmste Teilhaber des Öltrustes auf 20 Millionen Dollar geschätzt. Am Ende desselben Jahrzehnts dagegen gaben Kenner der Verhältnisse den Gesamtbestand der Trustaktien auf 500 Millionen Dollar oder zwei Milliarden Mark an, von denen John Rockefeller 250 Millionen Dollar, sein Bruder William 100, J. H. Flagler 50, H. M. Flagler und J. D. Archbold je 35 Millionen besaßen. 94% des Trustvermögens befanden sich also damals in fünf Händen, und daß der Gesamtbestand nicht überschätzt war, bewies die verteilte Dividende, die vierteljährlich 10 bis 20 Millionen Dollar betragen soll, je nach den Opfern, die nötig sind, um renitente „Outsiders“ zur Vernunft zu bringen.

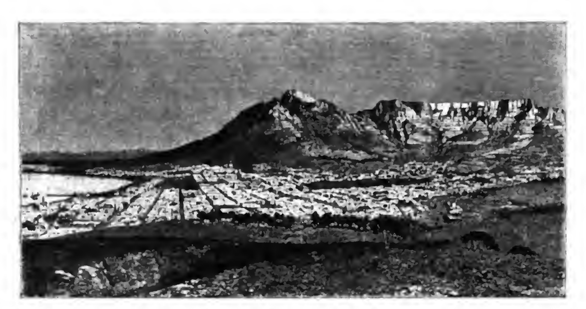
Kehren wir vom Werke zum Schöpfer, vom Standard Oil Trust zu Rockefeller zurück. Wie war dieser Mensch persönlich beschaffen, mit dem ein Vanderbilt nur im guten zu tun haben mochte, und dem selbst der hartköpfige nervenfreie Carnegie, als er seine Fabriken in den Stahltrust hinübergleiten ließ, aus dem Wege ging, indem er die Geschäfte völlig aus der Hand gab und seinem Adoptivvaterland den Rücken kehrte? Rockefeller wird von den wenigen, die ihm näher getreten, übereinstimmend geschildert als ein blasser, kränklicher, müder Mann, dürr wie ein abgearbeiteter Klepper und kahl wie ein Ei, wenn er nicht seine Perücken trägt. Sein Wesen ist liebenswürdig und harmlos, seine Stimme müde und gelangweilt, seine Ärzte prophezeien ihm ein frühes Ende, wenn er den Geschäften weiter nach geht, anstatt seiner Gesundheit zu leben. Die Genüsse des Lebens sind ihm fast ausnahmelos verschlossen. Für die Kunst fehlt ihm das Verständnis eines Astor, für den Sport die robuste Gesundheit eines Vanderbilt, für den heiteren Genuß des Lebens die Harmlosigkeit des unverwüstlichen Carnegie und für die gutbesetzte Tafel der unverdorbene Magen des weinfrohen Morgan. Was hat dieser Mann von seinen Millionen? — Ein Glas Milch und

ein paar Biskuits. Was von seiner Macht, die tausend Räder zwischen dem östlichen und westlichen Meere zum Stillstand bringen kann? — Den Haß des ganzen Volkes, dem er hin und wieder einen Brocken in Gestalt einer Stiftung an Schulen und Universitäten hinwirft. Die Chicago-Universität allein hat von ihm ungefähr 30 Millionen Mark erhalten.

Obwohl oder vielmehr weil bereits der größte Teil der Raffinerien in Rockefellers Hand ist, hat die Möglichkeit, seine neuen Gewinne in demselben Geschäft anzulegen, für ihn längst aufgehört. Nun kauft er Bahnen, Werften, Hochöfen und Erzlager und sucht auf dem Felde dieser Unternehmungen dasselbe durchzuführen, was ihm in der Petroleumbranche so herrlich gelungen ist. So ist Rockefeller auch einer der Urheber des Stahltrusts geworden, von dem im vorigen Abschnitt die Rede war. Es liegt etwas Furchtbares in dieser Machtsteigerung der amerikanischen Milliardäre, ungeachtet der beruhigenden Ansichten, die z. B. Carnegie über ihre Wirksamkeit geäußert hat. Was bedeutete die wirtschaftliche Macht, der politische Einfluß, das ehrlich erworbene Vermögen eines Krupp gegen die Macht, die sich Rockefeller durch Tatkraft und Klugheit, aber auch durch Bestechung und Ungesetzmäßigkeiten aller Art verschafft hat? Einige Male haben sich Kläger gefunden, die seine Vergehen an die Öffentlichkeit brachten; ja ein- oder zweimal soll es in den Vereinigten Staaten sogar einen Richter gegeben haben, der ihn wegen Erpressung oder Verletzung des öffentlichen Wohls verurteilte. Dergleichen kann dem großen Matador der Milliarden höchstens ein verächtliches Lächeln entlocken. Mag sich wirklich der Richter finden, der einen John Rockefeller zum Gefängnis verurteilt, der Richter, der diese Strafe vollzieht, findet sich nicht.

Das einzig Versöhnende in diesem Bilde ist die Gewißheit, daß selbst ein Rockefeller seinen Reichtum zurücklassen muß, wenn er, erdrückt von seiner eigenen Macht, ins Grab steigt. Karper sagte von den Millionären in einer öffentlichen Rede: „In Wahrheit besitzen sie doch eigentlich nur das, was sie selbst verbrauchen. Die Leute, welche hunderte von Millionen besitzen, stöhnen tatsächlich unter ihrer im Interesse der ganzen Gesellschaft übernommenen Knechtschaft, denn nichts anderes als Knechtschaft ist es. Die Gesellschaft aber läßt sich das sehr wohlgefallen, weil es so, wie es ist, am besten für die Allgemeinheit ist.“

Es mag wohl, von höherer Warte betrachtet, mehr als nur ein Körnchen Wahrheit in diesen Worten sein.



Kapstadt mit dem Tafelberge.
Nach Reclus.

Cecil Rhodes,

der „Napoleon von Südafrika".

Wer Rhodes nur als Kolonialpolitiker, als Gründer des nach ihm benannten Staatsgebildes und als verantwortlichen Urheber der Vernichtung der Burenstaaten kennt, wird sich wundern, seinen Namen hier unter den „königlichen Kaufleuten", den weltbedeutenden Unternehmern, zu finden. Cecil Rhodes hat nicht Königen geborgt, wie einst die Fugger, und keine Staatsanleihen vermittelt, wie die Rothschilds. Er hat nicht wie Krupp Fabriken begründet, oder Schiffsflotten gebaut gleich Vanderbilt. Ihn haben nicht Import und Export bereichert, und das Areal, über das er wie ein König herrschte, hat sich nicht wie das der Astors durch Bauwucher verzinst. Rhodes hat auch keine Trusts gegründet, wenn man nicht die der Beers Gesellschaft einen solchen nennen will, und nicht Hunderte von Millionen zusammengescharrt, aber unter den größten und weitblickendsten Kaufleuten aller Zeiten steht er trotzdem mit in der ersten Reihe.

Über die ersten Schicksale und Erfolge Cecil Rhodes' ist wenig bekannt. Für ihn selber hatten die ersten Jahre der Arbeit in Südafrika nur die Bedeutung, daß sie ihm den Reichtum als die erste Stufe der Macht verschafften, und er gehörte später nicht zu denen, die sich ihrer Herkunft aus der Armut und Dunkelheit gern erinnern oder gar rühmen.

Rhodes war der Sohn eines Dorfpfarrers in England, er wurde 1853 geboren und war in seiner Jugend kränklich und in keiner Weise besonders hervorragend. Einer seiner älteren Brüder lebte als Farmer in Südafrika, und mit 17 Jahren wurde auch Cecil dorthin gesandt, um in der stärkenden Luft des Südens Heilung für ein damals bereits ziemlich fortgeschrittenes Lungenleiden zu suchen, das er sich beim Rudersport auf der Themse zugezogen haben soll. Nach einem vergeblichen Aufenthalt in Natal, dessen feuchtwarmes Klima er nicht vertrug, begab sich der Jüngling nach Kimberley, in dessen Umgebung die Farm seines Bruders lag. Teils das warme trockene Höhenklima, teils die körperliche Tätigkeit bewirkten in der Tat bald eine Hebung seiner Körperkräfte. Die Landwirtschaft lohnte damals im Kaplande ebensowenig wie die Viehzucht. Mit harter Arbeit vermochte der Ansiedler dem Boden kaum das Unentbehrlichste abzuringen, und aus der Heimat hatte die wenig ergiebige Kolonie, die kaum ihre Verwaltungskosten deckte, auch nicht viel Unterstützung zu erwarten. Das wurde eben in diesen Jahren plötzlich anders. Am Oranjefluß wurden Diamantlager entdeckt; die Buren des Oranjefreistaates versuchten den Teil des Landes, den die Felder bedeckten, für sich zu beanspruchen, wurden jedoch abgewiesen. Die solange untätige englische Verwaltung entwickelte plötzlich Tatkraft, es wurden Truppen nach Kimberley gesandt, das ganze Gebiet ward annektiert, und der bisher unbekannte Ort wurde in kurzer Zeit der Mittelpunkt einer intensiven Minenarbeit.

Unter den herbeigeeilten Glücksuchern befanden sich auch die Brüder Rhodes. „Mit wenigen Pfund in der Tasche“, erzählt Kärrström*), „verließ Cecil Rhodes die Farm seines Bruders und warf sich leidenschaftlich in den Wirbel der Spekulationen, den das Gerücht von den Diamantfunden erzeugt hatte. Je mehr das Gerücht sich bestätigte, um so höher wurde um die Lose in Kimberleyland gespielt. Der Pfarrerssohn wagte ebenfalls seine Pfunde auf der Börse in Kimberley und — gewann. Er machte neue Einsätze und gewann, gewann fortwährend. In der kurzen Zeit von 4 Jahren kam Cecil Rhodes in den Besitz eines kolossalen Vermögens, wie man sagt eine Million Pfund, die er wiederum in die Diamantfelder steckte.“

Das ist weder ganz vollständig noch ganz zuverlässig, aber es bezeichnet allerdings den Weg ganz richtig, auf welchem Rhodes seinen

*) Kärrström: „Achtzehn Jahre in Südafrika.“ Leipzig 1899

Reichtum erwarb. Daß er selbst Diamanten gegraben hat, ist uns nicht bekannt, aber doch wohl wahrscheinlich, denn wie in den ersten Jahren die Verhältnisse auf neuentdecktem Boden für Gold und Edelsteine liegen, pflegt nur der Erfolg zu haben, der selbst Hand anlegt und das erworbene Minenfeld auch auf der Stelle ausbeutet. Indessen sehen wir Rhodes bereits 1873 wieder in England, wo er die Universität Oxford bezog, also wohl vorläufig zu bleiben beabsichtigte. Ob während dieser Zeit sein Bruder die gemeinsamen Rechte in Kimberley wahrte, oder ob die Brüder damals nur erworbenen Boden dort besaßen, den sie ruhig seiner eigenen Wertsteigerung überlassen konnten, ist ungewiß, aber die Abwesenheit Cecils war überhaupt nicht von der beabsichtigten Dauer. Schon nach wenigen Monaten zwang ihn ein Rückfall seines alten Leidens von neuem, in Südafrika Heilung zu suchen, und seit dieser Zeit ist er Afrikaner geblieben, nicht allein seinem Hauptaufenthalt nach, sondern auch in seinem Denken und Streben, das von nun an sich ganz den südafrikanischen Dingen und Zielen zuwandte und England nicht mehr als Endzweck, sondern nur noch als Mittel und Hebel zur Erreichung seiner Zwecke benutzte. Sein Ziel freilich wurde schon in diesen Jahren die Ausbreitung der englischen Herrschaft in Südafrika, aber nicht zum Nutzen Englands, sondern zum Nutzen Afrikas, dem er eine glänzende Zukunft voraussagte, sobald er die Hilfsquellen des großen Landes eingehender kennen gelernt hatte. Während dieses zweiten Aufenthaltes in Afrika, in den Jahren 1874 bis 1876, hat wohl Cecil Rhodes die Grundlagen seines späteren, allerdings bedeutenden Reichtums erworben, mit dem er niemals herausfordernd prahlte, den er aber als ein Lebenskünstler trefflich zu verwerten wußte, und mit dem er, wenn es ein großes Ziel galt, zuweilen schonungslos umging.

In dieser Zeit war er jedenfalls nicht mehr der abenteuernde Diamantgräber, sondern trotz seiner Jugend ein vorsichtiger, gleichzeitig kühner und vor allem mit Glück spekulierender Geschäftsmann, den der rasche Ankauf und nachfolgende vorteilhafte Verkauf von Grundstücken in wenigen Jahren reich und unter seinesgleichen bekannt machte, während er für das englische Publikum noch bis 1881 ein unbekannter Mann war. Nicht allein mit der Spekulation beschäftigte er sich, er brachte auch System sowohl in die Diamantgräberei als in den Verkauf, drang auf die Einrichtung größerer Faktoreien zur Verarbeitung der diamanthaltigen Erde und suchte die zahlreichen kleinen Mineninhaber zu größeren Gesellschaften zu einigen, um den Betrieb lohnender zu machen. Unter den größeren Minenbesitzern

war auch jetzt Rhodes keineswegs einer der bedeutendsten, als „Diamantenkönig“ galt Mr. Robinson, aber Cecil Rhodes war dafür die treibende Kraft, die immer größere Vereinigungen zuwege brachte und endlich den Zusammenschluß der meisten Kimberley-Minen in der mächtigen „De Beers Co.“ erreichte. Bei diesen Arbeiten mag Rhodes mehr als einmal den Mangel einer gründlichen Schul- und gesellschaftlichen Bildung empfunden haben, und sobald er in Afrika das nötigste getan hatte, um seine Stellung zu sichern, kehrte er 1876 wiederum nach England zurück, um seine Studien in Oxford aufzunehmen und erst 1878 zu beendigen.

Übrigens blieb er auch in diesen Jahren der zielbewußte Geschäftsmann, die langen Sommerferien brachte er stets in Kimberley zu und blieb so in enger Verbindung mit den Führern der dortigen Kolonisationsbewegung. So machte er in diesen Jahren die Bekanntschaft des Hamburgers Alfred Beit, der später eine der berühmtesten Finanzgrößen Südafrikas wurde und seine Hand beinahe in jedem großen Unternehmen des englischen, deutschen oder portugiesischen Südafrika hatte. Beit hat dann Rhodes während seiner ganzen Lebenszeit als zuverlässiger Freund und Berater zur Seite gestanden. Auch den schottischen Arzt Dr. Jameson, der später die Veranlassung zum politischen Sturze Cecil Rhodes' wurde, lernte er schon jetzt kennen und bediente sich seiner viele Jahre hindurch als eines vortrefflichen Organisators und eines treuen Werkzeugs für seine Pläne. Als er im Jahre 1881 als Vertreter von Barkly West ins Kapparlament gewählt wurde, sah er seinen Weg dahin vorgezeichnet, den englischen Teil von Südafrika mit allen Mitteln zu vergrößern, nicht Englands wegen, denn er war trotz aller gegenteiligen Auffassungen nie ein überzeugter Imperialist, sondern um des Landes willen, das er seine Heimat nannte, und dem er eine große Zukunft prophezeite. „Bei der Beschränkung der Oberfläche der Welt“, sagte er, „sollte es die Aufgabe der augenblicklichen Menschheit sein, soviel von ihr zu nehmen, wie nur möglich ist.“ Aber er verstand unter „nehmen“ keineswegs den Raub und die Gewalt, jeder friedliche Weg war ihm lieber, wenn er zum Ziele führte, und im Parlament erhob er in den 80er Jahren so oft seine Stimme zu gunsten der holländischen Ansiedler, daß er unter diesen weit mehr Freunde besaß als unter seinen Landsleuten.

Die Bemühungen Rhodes', das nordwärts von der Kapkolonie liegende, noch unabhängige Land in Besitz zu nehmen, bevor andere Staaten sich

seiner bemächtigten, blieben vergeblich, bis 1883 Deutschland Angra Pequena besetzte und im nächsten Jahre Transvaal begann, Teile von Betschuanaland zu annektieren. Nun drang die Ansicht Rhodes' durch, England erklärte das Protektorat über das ganze Betschuanaland, sandte ein Korps unter Sir Warren dorthin und zwang den Präsidenten Krüger nachzugeben. Rhodes begleitete diese Expedition und kam während der Verhandlungen so gut mit Krüger aus, daß er auch später mehrfach versuchte, seine größeren Pläne mit, anstatt gegen Transvaal ins Werk zu setzen, und sich sehr schwer entschloß, mit offener Feindseligkeit gegen die Burenstaaten vorzugehen. Er gab sogar jetzt bei den Verhandlungen mit Krüger soweit nach, daß er im Kapparlament des Verrates der englischen Interessen angeklagt wurde. Er erwiderte darauf in einer der nächsten Sitzungen und setzte seinen ganzen Einfluß dafür ein, daß in den neu besetzten Gebieten den Buren ebensoviel Rechte wie den Engländern zugestanden würden. „Die von Ihnen vorgeschlagene Besiedlung von Betschuanaland", rief er seinen Gegnern zu, „beruht auf der Ausschließung von Ansiedlern holländischer Abkunft. Ich erhebe meine Stimme zum feierlichsten Protest gegen ein solches Verfahren und halte es für die Pflicht jedes Engländers in diesem Hause, dasselbe zu tun. Der Bruch feierlicher Verpflichtungen und die Einführung von Rassenunterschieden werden Unglück über dieses Land bringen."

Das sagte Rhodes zu einer Zeit, wo der Hauptplan seines Lebens, das englische Afrika im Norden und Süden durch eine Eisenbahn „vom Kap nach Kairo" zu verknüpfen, bereits feste Gestalt angenommen hatte. Denn schon 1884, als ihn Gordon aufforderte, ihn auf seiner Expedition nach Chartum im Sudan zu begleiten, hatte Rhodes ihm geantwortet, andere Pläne hinderten ihn daran, aber er hoffe, noch einmal mit Gordon in Chartum zusammenzukommen, aber von Süden her! Zu solchen Werken des Friedens und der Kultur aber bedurfte Rhodes der Ruhe im Lande und der Eintracht unter den Rassen. Er wußte auch und sprach es schon damals aus, daß von der Zwietracht unter den weißen Bewohnern lediglich die Neger den Vorteil haben würden. Es wäre Rhodes zweifellos ganz gleichgültig gewesen, ob er seine großen Eisenbahn- und Telegraphenpläne mit Hilfe der Engländer oder der Buren durchgesetzt hätte. Seine Bestrebungen fanden bei der englischen Regierung keineswegs eine besonders warme Aufnahme, und noch 1886 versuchte er, bei seiner beabsichtigten Ausdehnung nach Norden im Einverständnis mit

Krüger zu handeln. Aber es war sein jedenfalls nicht unverdientes Schicksal, auf beiden Seiten Mißtrauen zu finden. Transvaal versuchte nach der Entdeckung der Goldfelder von Johannesburg auf eigene Faust eine Expansionspolitik im Norden, und nun gelang es Rhodes, die englische Regierung zu überzeugen, daß wirklich Gefahr im Verzuge sei und daß man rasch handeln müsse, wenn das noch herrenlose Land nicht in portugiesische oder holländische Hand fallen sollte. Ein lange unter den Matabele als Missionar tätig gewesener Mann, Moffat, wurde jetzt dorthin als Unterhändler zum Häuptling Lobengula gesandt, und 1888 befestigte Rhodes selbst den englischen Einfluß in Matabele-Land, indem er sich von Lobengula die Minenrechte im größten Teil des Landes übertragen ließ. Es waren große Mittel dazu nötig, aber Rhodes hatte soeben (im Jahre 1888) die Vereinigung der de Beers Comp. mit ihrer einzigen Rivalin, der Kimberley Zentral-Diamanten-Gesellschaft durchgesetzt und dabei erreicht, daß ihm ein Betrag von 10 Millionen M. lediglich zur Förderung seiner politischen Zwecke im Norden zur Verfügung gestellt wurde. An der Spitze der großen Diamantengesellschaft war er jetzt der mächtigste Mann in Südafrika. Die Hauptteilhaber der Gesellschaft, A. Beit, Rudd, Rochford, Baguire u. a., waren seine Freunde und stets bereit für seine Pläne einzutreten, und der Geheimfonds, dem er als Leiter der Gesellschaft vorstand, diente dazu, ihm die Mitglieder des Kapparlaments gefügig zu machen, und sich auch in England Freunde für seine Absichten zu erwerben. Lobengula hatte auch zahlreiche andere Bergbaukonzessionen erteilt. Rhodes verstand es, die Inhaber derselben teils auszukaufen, teils an sich zu ziehen, und 1889 konnte er, tatsächlich bereits Herr des Bodens bis zum Sambesi, der englischen Regierung anbieten, das gesamte neue Schutzgebiet, für welches bezeichnenderweise eine nördliche Grenze überhaupt nicht erwähnt wurde, durch eine von ihm gebildete Gesellschaft besetzen und verwalten zu lassen. Die Regierung ging darauf ein, im Oktober 1889 wurde der Freibrief der „Imp. British South Africa Company" erteilt, und seitdem war Rhodes unbeschränkter Herr des Landes nördlich vom Oranjefluß. Aber er wollte es auch südlich davon, er wollte es auch im Kaplande sein, und begann von jetzt an sich systematisch der öffentlichen Meinung in allen Städten Südafrikas zu bemächtigen. Die meisten Zeitungen standen in seinem Solde, und 1890 wurde er, sicher nicht ohne sein Zutun, Premierminister der Kapkolonie.



Cecil Rhodes.

Cecil Rhodes war jetzt der mächtigste Mann des schwarzen Erdteils. Als Leiter der Diamantengesellschaft verfügte er über ungezählte Millionen, als Direktor der Chartered Comp. über unermeßliche Landgebiete, als Minister über die staatliche Macht und die Gesetzgebungsmaschine. Tatsächlich hat letztere fünf Jahre lang nur für Rhodes und seine Zwecke gearbeitet. Zweihundert Engländer und Kapkolonisten zogen in Begleitung von 500 Mann angeworbener Polizeitruppen in das neu erworbene Gebiet ein, Straßen wurden gebaut, Posten angelegt und weit im Norden, auf früher kaum betretenem Gebiet, wurde die Gründung von Salisbury vollzogen, 1890 ein Fort für die Grenzer im Kampfe mit den Wilden, 1895 eine Stadt mit 12 Hotels, einigen Klubs und vier englischen Zeitungen. Die Nachricht, daß an verschiedenen Stellen Gold gefunden sei, hatte den Ort tropisch emporblühen lassen; die Beamten der Chartered Co. bildeten den Kern der Gesellschaft, hunderte von Abenteurern strömten herzu. Allerdings trat ein baldiger Rückschlag ein. Die Goldadern erwiesen sich arm, die Verbindungen waren außerordentlich schwierig, das Klima rief zur Regenzeit Fieberepidemien hervor. Die Aktien der Gesellschaft, die Rhodes in Höhe von 1 Pfd. bis zum Betrage von 1 Million Lstr. ausgegeben hatte, sanken, anstatt zu steigen, und die Gründer von „Rhodesia" mußten wiederholt in den eigenen Säckel greifen. Doch Rhodes ließ darum seinen Mut nicht einen Augenblick sinken. Er brachte es fertig, in kurzer Zeit eine Eisenbahn von Kimberley nach Vryburg und von da nach dem Betschuanaland, welches zum Teil der Verwaltung seiner Gesellschaft unterstellt war, auszubauen. Gleichzeitig schob er eine Telegraphenlinie vom Endpunkte der Bahn bis nach Fort Salisbury vor. Daneben setzte er alle Hebel in Bewegung, um das Gebiet der Gesellschaft im Osten auf Kosten der portugiesischen Kolonie Mosambik auszudehnen und ihm nähere und bessere Zugänge zum Indischen Ozean zu sichern. Er erreichte dieses Ziel mit der ihm eignen Rücksichtslosigkeit. Die Beamten der South Afrika Company nahmen eines Tags die portugiesischen Offiziere, welche das ihm besonders am Herzen liegende Manicaland besetzt hielten, gefangen. Als infolge dieser Gewalttat ganz Portugal in Aufregung geriet und gegen England und seinen Handel Front machte, wurde die englische Regierung dagegen in Bewegung gesetzt, und Portugal 1891 zu einem Vertrag gezwungen, der den Wünschen von Rhodes entsprach. Portugal mußte freie Schiffahrt auf dem Zambesi und freie Durchfuhr durch Mosambik gewähren und sich

verpflichten, eine Eisenbahn von Beira an der Küste nach Fort Salisbury zu bauen, so daß dieses direkte Seeverbindung erhielt. Daneben wurde das Gebiet von Mosambik zu Gunsten der Rhodesschen Gesellschaft derartig beschnitten, daß es eigentlich nur noch einen Küstenstreifen darstellt.

Gleichzeitig wurden durchgreifende Reformen in Rhodesia eingeführt. Unter der Verwaltung Dr. Jamesons, des Freundes Cecil Rhodes', verminderten sich die Verwaltungskosten von 250000 auf 30000 Lstr. jährlich, gleichzeitig wurde eine Reihe von Gesetzen für die Behandlung der Farbigen erlassen, die ihren politischen Einfluß vernichteten und sie zu billigen Arbeitern für die Minengesellschaft und die Farmer in Rhodesia machten. Die Maschona- und Betschuanaleute erhielten ihr eigenes, parzelliertes Land nur gegen Pacht und Abgaben an die Verwaltung zurück. So wurden sie gezwungen, Geld zu verdienen, was nur bei den Weißen zu festgesetzten billigen Löhnen möglich war. Wer jedoch auf eigenes Land verzichtete, verfiel dem Zwangsarbeitsgesetz. Das verstieß alles gegen die früher von Rhodes selbst verfochtene Theorie der Rassengleichheit, es schlug auch dem englischen Recht ins Gesicht, aber Rhodes wußte, daß ohne das Zwangsarbeitsgesetz die Zukunft der Kolonie null und nichtig war, und er nahm die Verantwortung für jede bedenkliche Maßregel auf sich. Gleichzeitig verbot er den Branntweinverkauf an alle Eingeborenen und nahm die Verpflegung der Minenarbeiter im Kimberleybezirk selbst in die Hand, wodurch die Schwarzen völlig in die Sklaverei der de Beers-Gesellschaft gerieten.

Jameson war in diesen Jahren der unbeschränkte Herrscher von Rhodesia, wenn auch nur als das Werkzeug des Ministers, und er war ganz der Mann, die Grenzen von Rhodesia beim ersten Anlaß, der sich bot, weiter und weiter zu stecken. Noch erfreuten sich die Matabele unter dem mächtigen Lobengula einer verhältnismäßig großen Freiheit. Rhodes selbst hatte ihre Macht gestärkt, als er ihnen für Gewehre und Munition die erworbenen Minenrechte abkaufte und damit gegen das Gesetz verstieß, das die Waffeneinfuhr an Eingeborene streng verbot. Er glaubte damals die Matabele gegen Portugal und Transvaal bewaffnen zu müssen, aber 1893 kehrten sich diese Waffen gegen die Chartered Comp., deren drohender Umarmung Lobengula im letzten Augenblick noch zu entgehen hoffte. Die Matabele sagten zwar, sie hätten gegen die Weißen nichts beabsichtigt, sondern nur einen Handstreich gegen die von ihnen gehaßten Maschonaleute vorbereitet, aber Jameson hatte wohl schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, ihrer Selbständigkeit ein Ende zu machen. Mit 900 Weißen

brach er gegen Buluwayo auf, und es sind in diesem Kriege auf beiden Seiten Heldentaten vollführt, die mit den größten Phasen der Eroberung des wilden Westens durch die amerikanischen Ansiedler wetteifern. Buluwayo fiel im November 1893, aber dem Kriege machte erst der Tod des Königs ein Ende, der im nächsten Jahre den Pocken erlag.

Die Arbeit dieses Feldzuges fiel auf Jameson, den Ruhm erntete Cecil Rhodes, den Gewinn die Chartered Co. Der Weg über den Sambesi bis an die Grenzen des Kongostaats lag nun frei, und zwischen ihnen, den Burenstaaten, den deutschen und portugiesischen Grenzen wehte die Flagge Rhodes' über einem unermeßlichen Ländergebiet. Jetzt schien auch die Zeit gekommen für die großen Verkehrsprojekte, die der südafrikanische Diktator niemals aus dem Auge gelassen hatte. Bis mitten ins Herz von Afrika stand ihm der Weg frei, gleichzeitig waren seine Landsleute daran, ihn sich von Norden bis in den Sudan zu bahnen, es war nur ein Viertel des ganzen Weges, was man schließlich auf fremdem Boden würde erbauen müssen. Ja es ließ sich am Ende hoffen, auch dieses Stück ganz in englische Gewalt zu bekommen. Rhodes war eine Macht geworden, mit der nicht nur die englische Regierung, sondern auch das Ausland zu rechnen begann. Trotzdem Rhodesia immer noch ungeheure Summen verschlang, und der Landverkauf an einzelne Ansiedler nicht einmal die Kosten der Verwaltung deckte, wurden unentwegt gute Straßen, Schienenwege und Telegraphen gebaut. Nach der Besitzergreifung von Buluwayo rückte die Eisenbahn über Mafeking bis dahin vor, und über den Boden, wo bisher nur die Kaffernhütten standen und Straußherden sich herumtrieben, donnerten die Züge der rhodesischen Bahn mit ihren Spiegelscheiben und ihrer elektrischen Beleuchtung. Man nannte den Eilzug zwischen Kapstadt und Buluwayo den Zug der Millionäre, und das stimmte so ziemlich, denn vielfache Millionäre waren es zum größten Teil, die Diamantenkönige von Kimberley, die Großfarmer vom Kapland und die Verwaltungsspitzen von Salisbury, die dort im Speise- und Schlafwagen die Steppen durchflogen. Aber sie waren ja auch größtenteils die Eigner dieser merkwürdigen, in die Wildnis hinausgebauten Bahn. Die von Rhodes ausgegebenen Aktien seiner großen Eisenbahngesellschaft waren weitaus zum größten Teil in seinen und den Händen seiner Freunde geblieben, das Publikum hatte sich dem Unternehmen sehr skeptisch gegenüber gestellt. Ja schon der Plan der transkontinentalen Telegraphenlinie stieß in England auf Mißtrauen und Spott. Man machte Rhodes, als er selbst

in London war, um die Börse für sein Unternehmen zu interessieren, tausend Einwände, er hatte für jeden einen Ausweg. „Ich will es“, war sein definitives Wort, wenn sich nichts anderes erwidern ließ. Als alles vergeblich war, reiste er wieder ab und setzte sein eigenes Vermögen und das seiner Freunde für sein Werk ein.

Auch die erste Anknüpfung mit Deutschland im Jahre 1893, die Leitung des Telegraphen auf deutsch-ostafrikanischem Gebiet betreffend, blieb erfolglos. Das Deutsche Reich hatte damals an der Westgrenze der Kolonie noch gar keine befestigten Stellungen und wollte begreiflicherweise einer englischen Gesellschaft das Recht nicht einräumen, ihrerseits bewaffnete Posten auf deutschem Gebiete anzulegen. Wieder verfolgte aber Rhodes unentwegt seinen Plan weiter. Er wandte sich an den König der Belgier und setzte durch, daß die englische Regierung zur Unterstützung seiner Pläne 1894 mit dem Kongostaat einen eignen Vertrag schloß. Gegen Überlassung des Gebiets von Lado am oberen Nil verpflichtete sich König Leopold darin, England einen 16 Meilen breiten Landstreifen an der ganzen Ostgrenze des Kongostaats abzutreten. Rhodes wäre dadurch in stand gesetzt worden, seinen Telegraphen auf englischem Gebiete von Südafrika bis zum Nil zu führen!

Rhodes und seine Freunde triumphierten; aber sie jubelten zu früh. Kaum wurde nämlich das Abkommen bekannt, so erhoben Deutschland und Frankreich Einspruch dagegen. Sie führten aus, daß der Kongostaat nach Maßgabe der internationalen Verträge, denen er sein Bestehen verdankte, nicht in der Lage sei, ohne Zustimmung aller bei seiner Schöpfung beteiligten Mächte Gebietsteile wegzugeben. Da die Berechtigung des Einspruches nicht wegzuleugnen war, mußte England den Vertrag stillschweigend fallen lassen, und Rhodes blieb weiterhin darauf angewiesen, sich mit Deutschland zu verständigen.

In diese Zeit fiel der berüchtigte „Jameson-Raid“, dessen Mißlingen Rhodes mit einem Schlage von der Höhe seiner politischen Stellung stürzen sollte. Es ist noch heute nicht klar, ob der Diktator, denn als ein solcher herrschte er damals in Südafrika, in einem Anfall von Größenwahn glaubte, es würde gelingen, England selbst und die ganze Welt zu überrumpeln, oder ob die Lage der Chartered Comp. damals eine so verzweifelte war, daß nur ein ganz ungewöhnliches Ereignis, daß insbesondere nur der Besitz der Goldfelder Transvaals sie retten konnte. Als Politiker hatte Rhodes den Buren stets Hochachtung und

Verständnis entgegengebracht; er hätte sein Ziel, ein einiges und mächtiges Südafrika, vielleicht lieber mit den Buren und ohne England, als umgekehrt erreicht, aber er hatte die Transvaal-Regierung, besonders den alten Krüger, genug kennen gelernt, um zu wissen, daß dessen Mißtrauen gegen ihn und seine Politik unüberwindlich sei. Von dieser Zeit an ließ er Krüger ganz fallen und dachte daran, durch einen Sturz der Transvaal-Regierung seinen Zweck zu erreichen. Nur auf einen solchen Sturz mit Hilfe der Unzufriedenen in Johannesburg hatte es natürlich der Einfall Jamesons abgesehen, es wäre lächerlich, anzunehmen, daß die 500 Polizeisoldaten und 300 Abenteurer, mit denen der verwegene Administrator am 30. Dezember 1895 die Grenze überschritt, Transvaal hätten erobern sollen. Jameson selbst konnte sich allerdings auf einen ähnlichen Handstreich berufen, der seiner Gesellschaft fünf Jahre vorher, wenn auch nicht geglückt, so doch ungeahndet geblieben war. Es war damals eine schiffbare Mündung des Limpopo in der Nähe der Delagoabai entdeckt, und es schwebten Verhandlungen zwischen London, Lissabon und Transvaal, um diese Mündung und den Lauf des Limpopo als neutrale Wasserstraße zu erklären. Während aber Rhodes diese Verhandlungen als Vertreter Englands leitete, rüstete die Chartered Comp. in Port Elizabeth einen Dampfer aus, der gegen die Hafengesetze verstoßend heimlich nach der Limpopomündung fuhr, um den Häuptling Gungunhana mit Waffen und Munition zu versehen, zum Aufstand gegen Portugal zu reizen und womöglich das Mündungsgebiet für die South Afrika Comp. zu annektieren. Der Freibeuterplan mißglückte allerdings, indem ein wachsames portugiesisches Kanonenboot den Dampfer abfing. Die Sache wurde jedoch zwischen den beteiligten Regierungen vertuscht, und der Anführer der Expedition erhielt durch Rhodes einen lohnenden Posten in der Kapkolonie.

Jetzt kam die Sache ganz ähnlich. Die Buren waren gegen die ihnen nicht unbekannten Absichten Jamesons längst auf der Hut gewesen. Die Aufruhrgelüste der unzufriedenen Fremdenkolonie in Johannesburg erstickten sie im Keime und traten dann am Abend des 31. Dezember bei Krügersdorp den Eindringlingen wohlgerüstet entgegen. Letztere wurden umzingelt und am 2. Januar 1896 zur bedingungslosen Ergebung gezwungen! — Unter dem lauten Beifall der ganzen nicht englischen Welt, dem Kaiser Wilhelm durch ein Glückwunschtelegramm Ausdruck verlieh, feierten die Transvaaler ihren Sieg. Mit bewundernswerter Mäßigung ließen sie sich

am moralischen Erfolg genügen. Sie lieferten die gefangenen Engländer den britischen Behörden aus, ließen auch bei den Rädelsführern der Ausländer Gnade für Recht ergehen und hüteten sich, der englischen Regierung irgend eine Handhabe zur Verursachung von Schwierigkeiten zu geben.

Für Rhodes war dies ein entscheidender Schlag. Seine politische Rolle war vernichtet. Nach seinen eigenen Erklärungen*) kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er die Pläne der Ausländer in Transvaal und diejenigen seines Freundes Jameson kannte und billigte. Aber andererseits scheint es eben so gewiß, daß der Einfall selbst ohne sein Wissen und gegen seinen Willen stattfand. Er selbst hat nie versucht, die Verantwortung abzulehnen, es lag überhaupt nicht in seiner rücksichtslosen Natur, sich besser zu machen, als er war. Als jemand ihm einmal sagte, er könne stolz darauf sein, mit seinen kommerziellen Unternehmungen die Kultur in die Wildnis zu tragen, erwiderte er ablehnend: „Nein, das ist kein Verdienst, so ist es nicht;“ und nachdenklich fügte er hinzu: „Alles das gibt mir Beschäftigung, jeder Mensch muß sich mit etwas beschäftigen.“ Er war sich vielleicht selbst nicht völlig klar darüber, daß es der ungestüme, alle Hindernisse durchbrechende Wille zur Macht und zum Erfolg war, der ihn beherrschte und der zu allen Zeiten die großen Erschließer neuer Tätigkeitsgebiete, die merchants adventurers und königlichen Kaufleute, zuweilen auch die rücksichtslosen Ausbeuter und Bedrücker gemacht hat. Er liebte es auch nicht, wenn seine Anhänger ihn weiß zu waschen versuchten. Als seine Lobhudler in Südafrika sein Zwangsarbeitsgesetz als eine zivilisatorische Tat priesen, erwiderte er mit der offenherzigen Brutalität, die ihm eigen war, das sei Unsinn, das Gesetz habe den Zweck, Kimberley mit Arbeitern zu versorgen und den Lohn niedrig zu halten. Aber wenn er den Zweck für wichtig und nützlich hielt, war er eben der Mann, auch mit aller Energie für die Mittel einzutreten, und dann verlangte er von seinen Freunden, daß sie fest zu ihm standen. Er sagte ihnen einmal: „Ich brauche eure Unterstützung nicht, wenn ich im Recht bin, aber ich verlange, daß ihr mich dann unterstützt, wenn ihr wißt, daß ich unrecht habe.“ Das ist ein Wort, das auch Napoleon gesagt haben könnte. So war Rhodes auch jetzt zu stolz, sich zu entschuldigen, er sagte sogar selbst, daß er nicht zu verteidigen sei. Er habe Jameson und seinen (Rhodes') Bruder nicht über die Grenze geschickt; jedermann,

*) Wir folgen hier einer ausgezeichneten Studie von M. v. Brandt über Rhodes in der deutschen Revue, 1902.

der die südafrikanischen Verhältnisse kenne, müsse wissen, daß er etwas so Selbstmörderisches für die Politik, die er immer verfolgt, nicht habe tun können. Aber er halte sich für moralisch schuldig, weil er, trotzdem er soviel von der Sachlage gewußt, es nicht für seine Pflicht gehalten habe, mehr zu wissen und Jameson zu hindern. Darum sei er nicht zu verteidigen.

Er zog auch die Konsequenzen dieser Ansicht, indem er, wohl nicht ohne den Druck der Londoner Regierung, sowohl das Ministerportefeuille, als auch die Leitung der Chartered Comp. niederlegte. Sein Einfluß reichte aber noch aus, Jameson und die übrigen Anführer des Friedensbruches vor härteren Strafen zu schützen. Den Glauben an sich und seine große Aufgabe in Südafrika verlor er nicht. „Wir sind im Wellental“, sagte er zu seinen Freunden, „denkt an morgen!“ Er hatte nicht unrecht, es vergingen nicht viele Jahre, bis er wieder der leitende Mann in seinem Lande war, ja bis der Deutsche Kaiser ihn in Berlin empfing. Ja, nach dem Burenkrieg, wenige Monate vor seinem Tode, sollte es Rhodes noch erleben, daß seine holländischen Anhänger aus der Kapkolonie an ihn kabelten und ihn baten, zurückzukehren und die Führung einer Partei zu übernehmen, die die besten Leute beider Nationalitäten vereinigen sollte.

Auch nach seinem politischen Sturz war Rhodes kein toter Mann. Ihm blieben die Geschäfte der Diamantgesellschaft in Kimberley und die Leitung der großen Eisenbahn- und Telegraphenkompanie, die von der Chartered Co. unabhängig war. Nach wie vor hielt er offenes Haus auf seinem Landsitz Groote Schur bei Kapstadt, wo die einflußreichen Kreise des Landes, die Parlamentarier, Großkaufleute und die Geldaristokratie von Südafrika aus- und eingingen. Die Machtvollkommenheit der South-Africa Co. war übrigens beträchtlich eingeschränkt worden. Die Polizeitruppe wurde unter den Befehl regulärer Offiziere und Staatsbeamten gestellt, die Verwaltung derjenigen der Kapkolonie angepaßt. Vielleicht war es das Gerücht von diesen Veränderungen, welches die Matabele ermutigte, 1896 ihr Glück nochmals in einer Rebellion zu versuchen, auf Buluwayo zu marschieren und Schrecken über die ganze Kolonie zu verbreiten. Die Polizeitruppen waren unfähig, den Aufstand niederzuschlagen, es mußten reguläre Truppen aus Natal, der Kapkolonie und sogar aus England beordert werden. Monatelang schwankte der Erfolg, die Matabele wurden zwar aus der Ebene vertrieben, aber in den unzugänglichen Matoppobergen, wohin sie sich zurückzogen, waren sie fast unangreifbar.

Rhodes, der ohne amtliche Eigenschaft, aber getrieben von der Besorgnis um seine Schöpfung, in Bulawayo weilte, machte dem Aufstand durch sein persönliches Eingreifen ein Ende und bewies damit wieder, daß er die Verhältnisse besser verstand und beherrschte, als alle heimischen Politiker. Nachdem er sich von den Truppen entfernt und sein Lager ohne Schutz am Fuße der Matoppoberge aufgeschlagen hatte, wohin die Häuptlinge der Eingeborenen sich zurückgezogen, folgte er nach einiger Zeit einer an ihn gerichteten Aufforderung, zu einer Besprechung ins feindliche Lager zu kommen. Unbewaffnet und mit drei Begleitern ging er zu den Matabele, und nach stundenlangen Verhandlungen gelang es ihm, sie zur Niederlegung der Waffen gegen Zusicherung der Amnestie zu bewegen. Auch dann blieb er, um jedem Mißtrauen vorzubeugen, noch wochenlang in seinem offenen Lager. Auf dem Rückwege von der Zusammenkunft mit den Matabele-Häuptlingen äußerte er nur, das eben Erlebte sei wenigstens einer der Vorgänge, die es wert machen zu leben. Seine spätere Vorliebe für die Matoppoberge bewies aber, wie wert ihm die Erinnerung an diese Tage war. Hier richtete er die große Musterfarm ein, die den Ansiedlern zeigen sollte, daß und wie sich Landwirtschaft, Gartenbau und Viehzucht in Rhodesia lohnen. Hier plante er auch ein großes Bewässerungswerk. Die Niederschläge sollten oben in den Bergen gesammelt werden und ein großes Bassin füllen, aus welchem er seine Orangenkulturen und sonstigen Gartenanlagen von den Regenfällen unabhängig machen wollte. Hier wählte er auch seine letzte Ruhestätte und legte seinen Freunden die Bitte ans Herz, ihn, wenn er gestorben sei, ins Grab zu legen, die Erde darüber festzutreten und weiterzugehen, als wenn nichts geschehen sei.

Vorläufig war der Lebenszweck Rhodes' sein Überlandtelegraph und seine Eisenbahn, die das Mittel werden sollte, Afrika vom Kap bis zum Mittelmeer in die Hände oder wenigstens unter die Kontrolle Englands zu bringen. Die Burenstaaten schloß er nach dem Fiasko von 1895 ganz aus seinen Berechnungen aus. Als ihm 1899 von deutscher Seite vorgehalten wurde, man argwöhne immer noch, daß er eines Tages versuchen werde Transvaal zu vergewaltigen, entgegnete er: „Ich habe einmal einen Fehler gemacht, das ist genug für mich. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Ich halte mich von der Transvaalkrise ganz fern, damit man, wenn irgend etwas schief geht, nicht sagen kann, das hat Rhodes wieder getan. Meine Aufmerksamkeit ist durch ganz andere Dinge

in Anspruch genommen. Ich habe genug mit meinen Eisenbahnen und Telegraphen, mit der kommerziellen Entwickelung und der Neuordnung der Verwaltung in Rhodesia zu tun. Diese Dinge werden mich viele Monate, vielleicht Jahre lang beschäftigen. Was Transvaal betrifft, so mögen andere jetzt Fehler machen oder das Rechte tun. Ich persönlich überlasse es ganz und gar der Regierung, mit dem schlauen alten Krüger fertig zu werden.“ Das schützte freilich Rhodes nicht davor, daß ihm schließlich doch alle Schuld in die Schuhe geschoben wurde, als es bald darauf zum Ausbruch des lange vorhergesehenen Krieges kam.

Vorläufig widmete er jedenfalls seine ganze Energie der Eisenbahn und dem Telegraphen. Er glaubte fest an die Verwirklichung seiner Idee, so fest wie er an die Macht des Goldes glaubte. Er war in der Tat der Meinung, mit Gold lasse sich alles ausführen, und Gold besaß er und besaßen seine Freunde. Er war, trotz seiner äußerlichen Abdankung, die Seele der Landgesellschaft von Rhodesia geblieben. Er war Herr der de Beers Gesellschaft und Herr der größten Goldfeldergesellschaft in Transvaal, aus der er allein 6 bis 8 Millionen Mark jährlich bezog. Und er hatte sein Geld stets für seine Ideen bereit. Als ihm sein Freund Gordon, der Held von Chartum, einmal von seinen Abenteuern in China erzählte, wo er im Auftrag der chinesischen Regierung den fürchterlichen Taiping-Aufruhr niederwarf, erwähnte er, daß ihm nach getaner Arbeit der Kaiser ein Zimmer voll Gold angeboten habe. „Haben Sie es genommen?“ fragte Rhodes. — „Ich habe es selbstverständlich abgelehnt“, erwiderte Gordon. „Aber was hätten Sie getan?“ — „Ich hätte es genommen, und soviel Zimmer voll, als ich hätte bekommen können. Es nützt nichts, große Ideen zu haben, wenn man nicht das Geld hat, sie auszuführen.“ Das Geld, sie auszuführen! Auf die Idee, andere Mittel als Geld zur Ausführung großer Gedanken und Pläne zu verwenden, kam er gar nicht. Wirtschaftliche oder politische Zwecke — das erste und letzte Mittel, sie zu realisieren, war ihm stets das Gold. In einem durch den bekannten Friedensapostel W. T. Stead teilweise veröffentlichten Briefe aus dem Jahre 1890 schreibt Rhodes: „Was für ein erhabener Gedanke ist es, daß, wenn wir Amerika nicht verloren hätten oder wir jetzt zu einer Verständigung zwischen dem Kongreß und dem Unterhause gelangen könnten, der Frieden der Welt für alle Ewigkeit gesichert sein würde. Das Bundesparlament könnte fünf Jahre in Washington und fünf Jahre in London tagen. Die einzige Möglichkeit, diese Idee auszuführen, ist eine geheime

Gesellschaft, die allmählich den Reichtum der Welt absorbiert, um ihn für diesen Zweck zu verwenden!"

Bei seiner Laufbahn war freilich Geld immer die Hauptsache gewesen. Geld, d. h. Bestechung der Zeitungen, hatte ihn zum populärsten Manne in Südafrika gemacht. Sein Geld und das seiner Freunde war immer in die Bresche gesprungen, wenn er das Publikum und die Börse nicht für seine Ideen begeistern konnte. Er hatte die Bahn bis Mafeking fast aus eigenen Mitteln gebaut, hatte die Baukosten für die portugiesische Beiralinie vorgestreckt, ja selbst den Zug gegen die Matabele soll er zu vier Fünfteln bezahlt haben. Auch jetzt wurden ihm, da die englische Regierung die Unterstützung des Weiterbaues der Bahn verweigerte, 1899 von den Mitgliedern der Minengesellschaft und der Chartered Company 40 Millionen M. zur Verfügung gestellt, nachdem es ihm gelungen war, den Widerstand Deutschlands gegen den Bau auf deutschem Boden zu besiegen. Rhodes hatte zu diesem Zweck den kürzesten Weg gewählt, er ging direkt zum deutschen Kaiser, und was vor fünf Jahren keine politischen Verhandlungen vermocht, das setzte jetzt die Macht seiner Persönlichkeit durch. Niemand hätte in Deutschland geglaubt, daß ein Cecil Rhodes, der verantwortliche Urheber des vom Kaiser so schroff verurteilten Jameson-Streiches, je vor diesem Monarchen würde erscheinen können. Nicht nur die deutsche Politik, auch der Kaiser war seit 1895 der Gegenstand der bittersten Angriffe Rhodes' gewesen, und dennoch geschah das Unerwartete. Der König von Südwestafrika und der deutsche Kaiser lernten sich kennen, zwei gleich impulsive und energische Charaktere flößten sich Achtung ein, und Rhodes machte sein „Geschäft", denn um etwas anderes konnte es sich bei dem Manne wohl nicht handeln, der einst selbst die britische Flagge nicht höher bewertete, als „eine sehr brauchbare Fabrikmarke, mit der ein guter Kaufmann wohl sein Geschäft machen könne." Ob es wahr ist, daß der Kaiser gesagt habe, er würde anders über Jamesons Zug geurteilt haben, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß sich viele Söhne guter englischer Familien unter Jamesons Leuten befanden, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wurde die Vereinbarung getroffen, daß der Rhodessche Telegraph durch deutsches Gebiet östlich vom Nyassa- und Tanganjikasee geführt und auf dieser Strecke mit deutschen Stationen besetzt werden solle, und auch über die Führung der Eisenbahn über deutschen Boden kam es damals zu einem Übereinkommen, welches später nur infolge der Verzögerung der deutschen Zentralbahn rückgängig gemacht worden ist. Beide Linien

würden für Deutschland nur von Vorteil gewesen sein, denn Kolonien ohne Verkehrsmittel sind nicht nur nutzlos, sondern ein kostspieliger und gefährlicher Luxus. Der Tod von Cecil Rhodes hat ja freilich das ganze Eisenbahnprojekt auf lange Zeiten hinaus in das Reich der Träume gerückt.

Es wird Zeit, daß wir auch der Persönlichkeit dieses großen Unternehmers einige Worte widmen. Nirgend ist Rhodes schroffer und härter beurteilt worden als in Deutschland. Einen „Konquistador in der Tracht des neunzehnten Jahrhunderts, einen Cortez oder Pizarro in Glacéhandschuhen“ nennt ihn Hugo Bartels in einem vorzüglich instruierten Aufsatz der Grenzboten und geht alsdann strenge mit dem Diamantenkönig und Landverschlinger ins Gericht. Er erinnert an Rhodes' Cynismus vor dem Untersuchungsausschuß über den Jameson-Raid, wo er auf die Frage, ob das Unternehmen nicht eine Verletzung des Vertrags von London war, antwortete: „Ja, aber wenn man bedenkt, daß die Regierungen ihre ganze Zeit damit zubringen, Verträge zu machen und wieder zu zerreißen, so braucht man nicht viel Aufhebens davon zu machen.“ Und daran, daß bei der Untersuchung über die Behandlung der Eingeborenen in Rhodesia und das Rhodessche Zwangsarbeitsgesetz selbst ein Gemütsmensch wie Chamberlain die Frage aufwarf, worin sich diese Behandlung von Sklaverei unterscheide. Ein anderes Bild von Rhodes erhalten wir durchweg aus dem Munde von Leuten, die ihn persönlich kannten, aber da wirkte freilich die Macht seiner starken und im Umgang stets gewinnenden, ja bei aller Schroffheit geschmeidigen Natur. Halten wir uns einmal an die Schilderung des Londoner Deutschen G. Krause, der zu mehreren Malen persönlich mit Rhodes in Berührung kam und in der „Deutschen Revue“ (1899) seine Eindrücke mit folgenden Worten wiedergab.

„Die massive Gestalt, das gebräunte Gesicht, die stahlblauen zeitweis träumerisch dreinblickenden Augen, die linkischen, eckigen Bewegungen, die unlenksame Stimme, die die meist kurz abgerissenen Sätze ungefügig herauspoltert und gelegentlich in grelle Obertöne überspringt — das sind die äußeren Eigentümlichkeiten, die dem Beobachter an dieser merkwürdigen Persönlichkeit zunächst auffallen. Für den Salon geht ihm die äußere Gewandtheit und Vornehmheit der Erscheinung ab. Europens übertünchte Höflichkeit ist ihm fremd, und man könnte ihn auf einen oberflächlichen Blick hin für einen kernigen, jovialen Farmer halten, wenn nicht doch das Auge sofort die geistige Überlegenheit bekundete.

„In der Unterhaltung zeigt er nicht die geringste Neigung, seine

Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen und das Wort für sich allein in Anspruch zu nehmen; im Gegenteil, es scheint ihm mehr daran gelegen zu sein, zu empfangen, als zu geben. Ich habe mich bei einer Gelegenheit fast eine Stunde mit ihm über China unterhalten, wo er fortwährend nur Fragen stellte, um sich über die verwickelten Interessenkonflikte der Mächte, mit denen er sich natürlich weniger beschäftigt hatte, zu unterrichten. In seiner Kenntnis aller afrikanischen Verhältnisse verfügt er dagegen über eine geradezu erstaunliche Fülle von Einzelheiten, zu denen er überdies die Zahlenbelege sozusagen aus den Ärmeln schüttelt. Er spricht ohne Umschweife, und wer ihm frisch von der Leber weg redet, ist ihm zweifellos am willkommensten.

„Als ich ihm vorgestellt wurde, sprach er sofort vom Kaiser, von seiner Einsicht, seinem Geschäftsgeist und seiner Promptheit im Handeln, die es ihm ermöglicht habe, innerhalb drei Tagen einen wichtigen Vertrag mit der deutschen Regierung abzuschließen. Darauf bemerkte ich dann:

„Ich muß Ihnen Glück dazu wünschen, daß Sie den deutschen Kaiser so schnell von der Durchführbarkeit Ihrer Pläne überzeugt haben, aber das deutsche Volk scheint mit Ihnen immer noch nicht recht versöhnt zu sein." Er wollte nun wissen, wie denn meine Landsleute „mit einer korrupten Oligarchie sympathisieren könnten, die zweihundert Jahre hinter der Kultur zurück sei."

Nichts ist bezeichnender für den naiven Glauben Rhodes' an seine Aufgabe, als die Verachtung, mit der er, der Vertreter einer in Bestechungsangelegenheiten ganz unbedenklichen Geldoligarchie, von dem „korrupten" System der Burenherrschaft sprach, deren patriarchalisches Regiment allerdings manche abstoßenden Seiten besaß, aber in dem bedenklichsten Punkte, der bedingungslosen, sklavenartigen Unterjochung der Eingeborenen, ihm gerade als Muster gedient hat.

„Rhodes ist", so urteilte Krause über ihn, „weder Politiker noch Staatsmann im europäischen Sinne des Wortes. Dazu ist er bei aller Gewiegtheit von zu urwüchsigem Wesen, dazu hat er zu wenig Anpassungsvermögen an hergebrachte Begriffe und eine zu intensive Verachtung für die konventionellen Formen einer sich drehenden und windenden Diplomatie. Seine Stärke liegt vielmehr in einem riesenhaften Organisationstalent, das in seinem ehernen Willen einen mächtigen Bundesgenossen hat. Die eigentliche Triebkraft seiner Tätigkeit aber ist in seiner großartigen konstruktiven Phantasie zu suchen, die ihn Pläne von fabelhaftem Umfange ent-

werfen läßt, die ihn in Rhodesia das Barbarentum durch ein geordnetes Staatswesen ersetzen und einen ganzen Erdteil mit Eisenbahn und Telegraphen umspannen heißt. Er ist ein sonderbares Gemisch von einem Geschäftsmann und einem Träumer — er ist ein eminent praktischer Träumer. Er gehört zu jener Klasse von rastlos arbeitenden Menschen, die vielleicht weniger dem Ehrgeiz, als dem unwiderstehlichen Drange, zu schaffen und sich zu betätigen, gehorchen."

Nun, diesem Tätigkeitsdrang gab ein Gebiet, welches ungefähr viermal so groß ist wie das Deutsche Reich, Arbeit genug. Aus den 300 Europäern, mit denen Rhodes 1888 die Arbeit begann, waren zehn Jahre später 14000 geworden. Aus den Goldfeldern von Manion gewann man im Jahre 1899 für 4 Millionen Mark Edelmetall; mehr als 1000 Kilometer an Eisenbahnen, viel größere Strecken an Straßen hatte die South Afrika Co. mit Unterstützung der Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaften bis dahin fertiggestellt. Auf 140 Millionen Mark beliefen sich 1899 die von der Chartered Co., d. h. wesentlich von Rhodes und seinen Freunden, für Rhodesia gebrachten Opfer; 13 Millionen betrugen die Ausgaben, kaum 8 Millionen die Einnahmen dieses Jahres, soweit sie der Gesellschaft als solcher zufielen. Als gleichzeitige Minenbesitzer hatten freilich die Gesellschafter auch noch weitere Einnahmequellen. Dennoch mochte der Wunsch, die Goldfelder Transvaals denen Rhodesias hinzuzufügen, mit der Zeit zu brennend geworden sein, um ihn länger zu bändigen. Rhodes hatte bestimmt seinerzeit ein großes südafrikanisches Reich ohne Englands Hilfe erträumt und erhofft. Ihm wäre wahrscheinlich jeder Weg recht gewesen, es zu erreichen, und wenn er zehn Jahre lang sich mehr der holländischen als der englischen Bevölkerung der Kapkolonie näherte, so war das nicht, wie manche seiner Feinde behaupten, Lug und Verstellung, sondern die Überzeugung, daß er mit ihrer Hilfe sein Ziel am leichtesten erreichen würde. Man hat Rhodes oft einen englischen Imperialisten genannt, er war das so wenig, daß er im Gegenteil den wirklichen Imperialisten, Chamberlain an der Spitze, ein sehr unbequemer Rivale war, dessen man sich gern entledigt hätte und mehr als einmal zu entledigen versuchte. Aber Rhodes war seinen englischen Kollegen in der Kolonialpolitik zu groß, sie mußten ihn wohl oder übel gelten lassen und sich mit ihm abzufinden suchen. Aber innerlich blieben Rhodes und Chamberlain stets Feinde, und die ganze Entwickelung Südafrikas seit 1880 war ein stetiges, stilles Ringen zwischen diesen

beiden Kämpfern, das um so erbitterter war, als die Welt nichts davon erfahren durfte.

Fast alle gründlichen Kenner Cecil Rhodes' sind sich heute darüber einig, daß er im Herzen nichts weniger als englischer Imperialist war, sondern daß ihm lediglich Afrika und — Rhodes am Herzen lag. England war ihm ein Mittel, seine Zwecke zu erreichen, und überdies eins, zu dem er nur im äußersten Notfall griff. Es ist bestimmt erwiesen, daß er die irischen Revolutionäre unterstützte, nur um England Schwierigkeiten zu machen und dem Parlament die Zeit zu rauben, die es auf die Erledigung afrikanischer Angelegenheiten verwenden könnte. Hugo Bartels hat ganz offen, und zwar zu Lebzeiten Rhodes' schon, behauptet, daß es ihm Ernst gewesen sei mit einer selbständigen Republik in Südafrika unter seiner Leitung.

„Sollte nicht sein Ehrgeiz über die Würde eines Mitgliedes des geheimen Rats oder eines Lords hinausgehen? Man denke sich, die Revolution in Johannesburg wäre geglückt, Jameson hätte mit seiner wohlbewaffneten Truppe den Ausschlag gegeben, das Arsenal von Prätoria eingenommen und Krügers Regierung durch eine andere, Rhodes ergebene, ersetzt, so hätte Rhodes Rhodesia und das Transvaal zu seiner persönlichen Verfügung gehabt. Er brauchte nur zu wollen, und die Republik der vereinigten Staaten von Südafrika war fertig, und die Holländer wären versöhnt gewesen trotz der Revolution. Natal hätte nicht nein sagen können, und der hochwohlweise und taktvolle Chamberlain im Kolonialamte zu London und John Bull hätten sich mit saurer Miene darein ergeben müssen."

Selbst Gustav Krause, der durch seine persönliche Bekanntschaft mit Rhodes sehr für ihn eingenommen war, äußert starke Bedenken gegen eine durchaus englisch-loyale Gesinnung des Napoleon von Südafrika.

„Es dürfte", schrieb er 1899, „kaum richtig sein, wenn man Rhodes allzusehr mit dem britischen „Imperialismus" — dem britischen Weltreichsgedanken — identifiziert. Er ist in seinem politischen Bewußtsein weniger Imperialist als Kolonist. Er befindet sich tatsächlich in der Lage, daß er überhaupt von Großbritannien ganz unabhängig ist, wie er das neuerdings auch erst wieder dadurch bewiesen hat, daß er das für seine afrikanischen Eisenbahnunternehmungen nötige Geld auch ohne die Garantie der britischen Regierung aufzunehmen imstande war. In Rhodesia, dem er jetzt eine geordnete Staatsverwaltung zu geben bemüht ist,

ist er gewissermaßen unumschränkter Herrscher, und wenn Lord Salisbury sich ihm noch weiter unbequem erwiese, so würde er eventuell wahrscheinlich nicht zögern, seine Unabhängigkeit auch äußerlich zu betätigen. Das ist wenigstens mein persönlicher Eindruck, den ich gewonnen habe."

Wie dem nun sei, jedenfalls war die Gelegenheit zu einem Handstreich verpaßt, und offenbar hatten die südafrikanischen Gold- und Diamantenkönige keine Zeit mehr zu verlieren. Sie sahen ein, daß sie selber nicht fähig waren, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und so zögerten sie denn nicht länger, die Flagge Englands, die „gute Geschäftsmarke", für ihre Pläne zu entfalten. Die südafrikanische Presse, über welche er vollständig verfügte (während er sich mit dem ehrlichsten Gesicht über die „korrupte Oligarchie" in Pretoria entrüstete) fabrizierte aufreizende Lügennachrichten, die alsdann nach England gekabelt wurden, um hier die Bevölkerung mit wachsendem Haß gegen das holländische Element zu erfüllen. Trotzdem wäre es wohl niemals zum Kriege gekommen, hätte ein Mann in England oder hätte auch nur Rhodes geahnt, wieviel Blut und wieviel Milliarden dieser Kampf kosten würde. Der alte Krüger allein hatte es vorausgesehen und ausgesprochen, daß die Opfer des Krieges die Welt mit Entsetzen erfüllen würden.

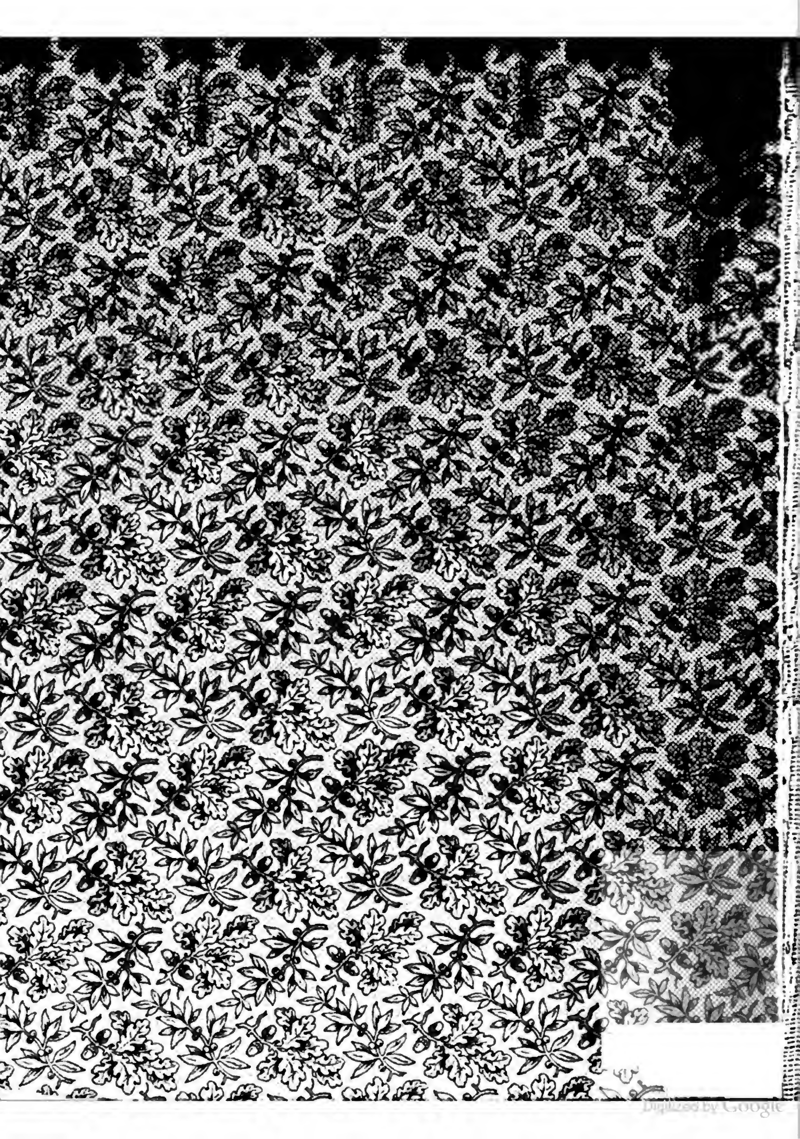
Aber man glaubte ihm nicht, und der Krieg brach aus. Der Anteil, den Rhodes selbst am Feldzuge nahm, ist bekannt, aber auch hier haben seine Handlungen wieder die entgegengesetztesten Deutungen erfahren. Er hatte durch die Presse bereits soviel Unwahrheiten und Entstellungen in die Welt gebracht, daß er die Glaubwürdigkeit nicht nur im Auslande, sondern auch in England verwirkt hatte. Aus den südafrikanischen Zeitungen erfuhr man bekanntlich, daß Rhodes, im letzten Augenblick vor der Einschließung von Kimberley in die Stadt gelangt, mit den Beamten und Arbeitern der De Beers Co. die Seele der viermonatlichen Verteidigung wurde. Daß er das Hauptverdienst um die Verpflegung der 1400 Weißen und 1900 Farbigen sich erwarb, die in der belagerten Stadt lebten, und daß es ein Zeichen seiner Verachtung jeglicher Gefahr war, wenn er als der von allen Buren bestgehaßte Mann sich an den Punkt begab, der gegenwärtig am meisten gefährdet war. Aber um wieviel anders stellte die unabhängige englische Presse, von der Anschauung der Buren ganz zu schweigen, die Sache dar. Als eine einzige dieser anklagenden Stimmen sei diejenige Georg Kühns in London erwähnt, der die Rolle Rhodes' im Burenkrieg aller-

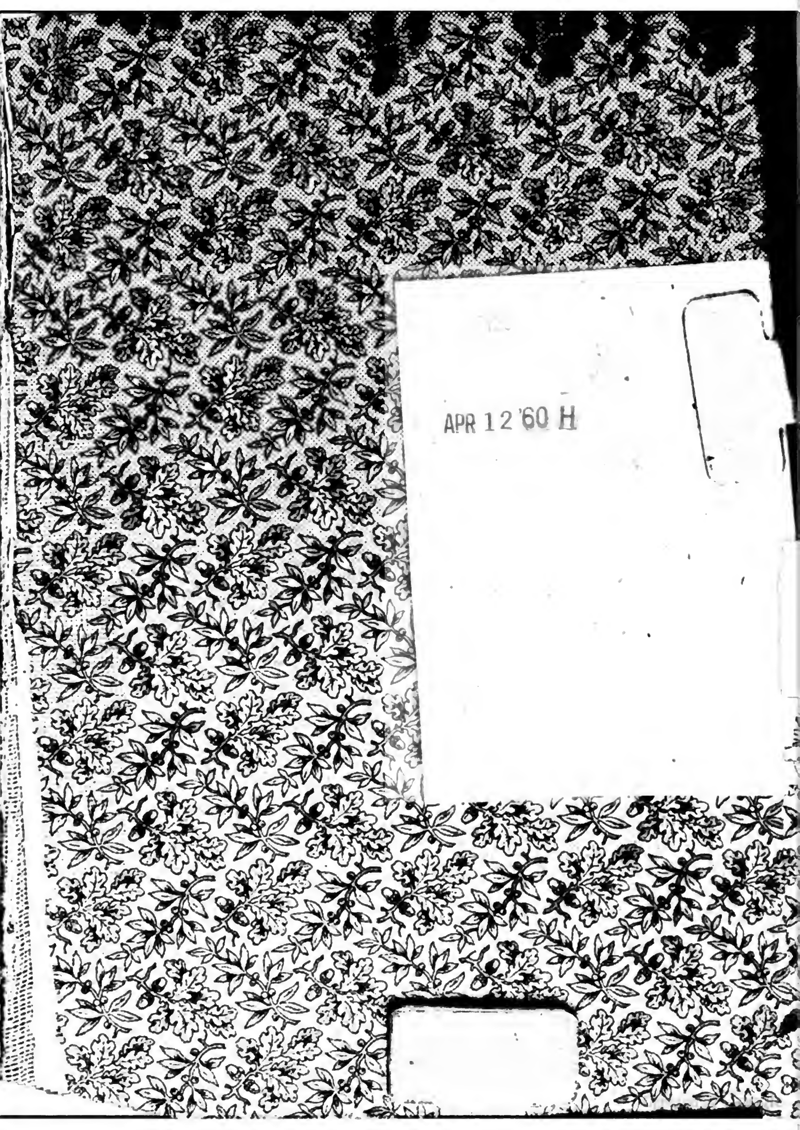
dings ganz anders auffaßte. „Es ist bekannt", schreibt er, „mit welcher Rücksichtslosigkeit er auf den Entsatz von Kimberley drängte und dadurch zu den furchtbaren Verlusten des englischen Heeres unter Methuen Veranlassung gab. Daß er Lord Methuens verzweifelte Versuche, ihn zu entsetzen, damit quittierte, daß er sich in einer Generalversammlung der De Beers Co. über Methuen lustig machte, sei als kleiner Charakterzug nebenbei erwähnt. Noch schlimmer war es, daß er dem Kommandanten von Kimberley die Verteidigung möglichst erschwerte und daß er diesen tapferen begabten Offizier, Oberst Kekewich, persönlich in einer Kimberleyer Zeitung angriff, wobei er die Dreistigkeit hatte, nicht unzweideutig mit Meuterei zu drohen für den Fall, daß die Kommandantur gegen die Zeitung vorgehen sollte. Rhodes als Mensch wird uns noch dadurch abstoßender, daß er mit seiner Gefolgschaft in üppigster Weise schlemmte und praßte, während das ihn verteidigende Militär mit immer knapper werdenden Rationen vorlieb nehmen und die Bevölkerung am Hungertuche nagen mußte. Im glänzend erleuchteten Extrazuge fuhr der aus Kimberley befreite Diamantenkönig durch die Kapkolonie, und wir können es einem Militärarzte glauben, daß es einen unendlich tiefen Eindruck auf die im offenen Güterwagen halb verschmachtet daliegenden englischen Verwundeten gemacht habe, als sie den „Empirebuilder" tafelnd und pokulierend an sich vorbeifahren sahen. Die in Rhodes' Diensten stehende Presse hat ihrerzeit nicht genug die Dienste rühmen können, die Rhodes für die Verteidigung Kimberleys durch Bewaffnung seiner Leute geleistet habe. Daß er seine Diamantgruben und nicht das Reich verteidige, schien dieser Presse zu entgehen, und daß die De Beers Co. jeden Pfennig Löhnung, jede verschossene Patrone — ja selbst die Kränze, die der Millionär den in Kimberley gefallenen englischen Offizieren aufs Grab legte, der englischen Regierung in Rechnung stellte, das erfuhr man lediglich durch die von ihm unabhängige Presse."

Das sind furchtbare Anklagen für einen Mann, den das Glück und seine eigene Kraft so hoch gestellt hatten, wie Rhodes. Aber seine Furchtlosigkeit, seine Tatkraft, seine wilde Energie und sein unbeugsamer Wille wurden nun einmal von diesen gehässigen Zügen der Härte, der absoluten Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel, des Cynismus im offenen Zugestehen seiner Vergehen, wenn er sie nicht mehr verhüllen konnte, verdunkelt.

Er sollte die Früchte des frevelhaft heraufbeschworenen Krieges nicht

mehr genießen. Wenn die Flüche eines ganzen vernichteten Landes, die sich ob mit Recht oder Unrecht, an seinen Namen hefteten, irgend welche Kraft haben konnten, so wäre er allein an ihnen zugrunde gegangen. Aber es bedurfte ihrer nicht. Die Aufregungen des Krieges, das unregelmäßige Leben während der Belagerung, die Enttäuschungen und der Kummer über die Verheerungen und Schäden, die der Krieg auch für sein Werk im Gefolge hatte, riefen einen erneuten Anfall seines alten Leidens hervor. Solange England während des mehrjährigen Krieges im Unglück war, standen Rhodes und Chamberlain noch zusammen, sobald aber mit den ersten Siegen der englischen Fahnen die Stellung der Regierung sich wieder festigte, zögerte Chamberlain nicht, den unbequemen Bundesgenossen preiszugeben und die Wut des in einen unabsehbaren Krieg getriebenen Volkes auf Rhodes abzulenken. Dessen Zustand wurde in dieser Periode der Anfeindungen und Kämpfe, wo man ihn weder in England noch in Südafrika gern kommen sah, nicht besser. In Ägypten suchte er zuletzt Heilung, aber vergeblich. Im Jahre 1902 endete sein an Arbeit und Erfolg überreiches Leben, dem doch die innere Harmonie, der „Segen" im Sinne eines Krupp, so ganz und gar fehlte. Er glaubte wohl selbst nicht mehr an sein Werk, als er starb. „Botha und Delarey werden die Partie gewinnen", war seine letzte Äußerung über die südafrikanische Politik. Den größten Teil seines Vermögens bestimmte er für gemeinnützige Zwecke, besonders solche der Erziehung. Rhodesia, die größte seiner Schöpfungen, ist auch nach seinem Tode mit Geschick und Erfolg weiter verwaltet worden. Aber noch lastet auf diesem Boden die Transvaal-Schuld, eine Blutschuld, von der niemand weiß, ob sie nicht einst von den Nachkommen eines vernichteten Geschlechtes wird eingefordert werden.




APR 12 '60 H

